DIE INSEL

Herausgegeben von Otto Julius Bierbaum / Alfred Walter Heymel / Rudolf Alexander Schröder. Zweiter Jahrgang / Erstes Quartal / Oktober bis Dezember 1900 / Gedruckt in der Offizin W. Drugulin in Leipzig / Erschienen im Verlage der Insel bei Schuster & Loeffler Berlin S. W. 46.

INHALTS-VERZEICHNIS

Dramatische Werke.

Casanova, Jacob von Seingalt, Das Polemoskop oder die durch Geistesgegenwart entlarvte Verleumdung. Tragi-Komödie in drei Akten, gewidmet ihrer Hoheit der Fürstin von Clari, geborenen Fürstin von Ligne, auf ihrem Schlosse zu Teplitz im Sommer des Jahres 1791. Aus der französischen Handschrift Jacob Casanovas übersetzt von V. O. 152

Hofmannsthal, Hugo v., Das Bergwerk zu Falun 28

Novellen, Erzählungen, Skizzen.

Ernst, Paul, Der Schemen. Phantasiestück. Mit einer Zeichnung von Markus Behmer 68

Ernst, Paul, Von der Liebe zwischen Uguccione und Antilia, manigfachem Missgeschick und endlichem glücklichen Ausgang von Scipione Bargagli, Bürger von Siena u. Reichsritter. Aus dem Italienischen d. XVI. Jahrhunderts 229

Heymel, Alfred Walter, Unter Freunden, aus dem Buche Zu Hause . . 192

Wassermann, Jakob, Der niegeküsste Mund 247

Gedichte.

Bierbaum, Otto Julius, Leere 86

Brentano, Clemens, Säusle liebe Myrte 101

Ein noch nicht veröffentlichtes Gedicht (Faksimile) 329

Dehmel, Richard, Zwei Menschen. Roman in Romanzen . . 3, 136, 306

Falke, Gustav, Liebesgestammel 84

Oukama-Knoop, Gerhardt, Der letzte Elefant 244

Liliencron, Detlev von, Durchs Telephon 84

Perzynski, Friedrich, An den Frühling 338

Schröder, Rudolf Alexander, Sechs Gedichte. Herbst 188, 246

Aufsätze. Abhandlungen. Verschiedenes.

Conrad, Michael Georg, Was dünket euch um Nietzsche? Mit dem Porträt Nietzsches von Felix Vallotton 201

O. J. B., Friedrich Nietzsche (in einem von E. M. Geyger geschn. Rahmen) 1
Maeterlinck, Maurice, Die Entwicklung des Mysteriums, beginnend in einem von E. M. Geyger geschnittenen Rahmen 90, 111
Nietzsche, Friedrich, Ein Brief an Dr. Carl Fuchs 218
Velde, Henry van de, Der Bauer in der Malerei, deutsch von R. A. Schröder, mit drei Reproduktionen alter Stiche 19, 210, 318
Anmerkungen 102, 221, 341

Beigegebene Bilder.

Altdeutscher Holzschnitt aus der k. k. Hofbibliothek in Wien 187
Behmer, Markus, Zwei Zeichnungen 149
Zwei Zeichnungen 303
Drei alte Holzschnitte unbekannter Herkunft aus der k. k. Hofbibliothek in Wien 332
Dürer, Bauernpaar. Nach einem alten Holzschnitte 27
Gaskin, A. J., Zeichnung 89
Zwei Zeichnungen 133
Zeichnung 243
Vogeler-Worpswede, Zeichnung 209

Die Insel

Herausgegeben von

Otto Julius Bierbaum ✱ Alfred Walter Heymel und Rudolf Alexander Schroeder

Zweiter Jahrgang ✱ Erstes Heft ✱ Oktober 1900
Preis 2 Mark

Erschienen im Insel-Verlage
bei Schuster & Loeffler in Berlin und Leipzig

3137

DIE INSEL/ MONATSSCHRIFT MIT BUCHSCHMUCK UND ILLUSTRATIONEN/ HERAUSGEGEBEN VON O. J. BIERBAUM, A. W. HEYMEL UND R. A. SCHROEDER

II. Jahrgang. 1. Quartal, No. 1. Oktober 1900.

INHALTS-VERZEICHNIS

Friedrich Nietzsche (in einem von E. M. Geyger geschn. Rahmen). 1

Zwei Menschen. Roman in Romanzen von Richard Dehmel. Erstes Stück 3

Der Bauer in der Malerei von Henry van de Velde, deutsch von R. A. Schröder, mit drei Reproduktionen alter Stiche 19

Bauernpaar. Nach einem alten Holzschnitte von Dürer . . . 27

Das Bergwerk zu Falun von Hugo von Hofmannsthal 28

Der Schemen. Phantasiestück von Paul Ernst, mit einer Zeichnung von Marcus Behmer 68

Durchs Telephon. Gedicht von Detlev von Liliencron 84

Liebesgestammel. Gedicht von Gustav Falke 84

Leere. Gedicht von Otto Julius Bierbaum 86

Zeichnung von J. A. Gaskin 89

Die Entwicklung des Mysteriums von Maurice Maeterlinck. . . 90

Säusle liebe Myrte. Gedicht von Clemens Brentano 101

Anmerkungen 102

HARVARD COLLEGE
JAN 28 1937
LIBRARY



FRIEDRICH NIETZSCHE

GESTORBEN AM 25. AUGUST 1900

Deutschland hat seinen zweiten Grossen verloren, — nach Bismarck Nietzsche. Es wäre nicht in seinem Sinne, zu klagen. Nach seinem Wunsche sollte Hermann Levi, der nun vor ihm Hingegangene, an seinem Grabe den Hymnus an das Leben singen lassen. Und sein »Grablied« beginnt so: »Dort ist die Gräberinsel, die schweigsame; dort sind auch die Gräber meiner Jugend. Dahin will ich einen immergrünen Kranz des Lebens tragen«. Unser Kranz heisst lebendige, zu Früchten blühende Dankbarkeit. Denn Keinem verdanken wir so viel wie ihm, und Keinem schulden wir so wie ihm Früchte unsres Dankes. Er, der die schenkende Tugend hatte wie Keiner

unsrer Zeit, er, der weitaus Reichste von allen, hat uns so unendlich viel gegeben, dass wir niemals wieder arm werden können, es sei denn, unsere Schultern, die er von so vielem entlastete, das uns müde machte, würden wieder schwach. Dass dies nie geschehen möge, ist unser heissester Wunsch an seinem Grabe, und wir sprechen ein Gelöbnis aus, wenn wir hier sein »trunkenes Lied« uns vorsagen:

Oh Mensch! Gieb acht!
Was spricht die tiefe Mitternacht:
»Ich schlief, ich schlief —,
»Aus tiefem Traum bin ich erwacht:
»Die Welt ist tief,
»Und tiefer als der Tag gedacht.
»Tief ist ihr Weh —,
»Lust — tiefer noch als Herzeleid:
»Weh spricht: Vergeh!
»Doch alle Lust will Ewigkeit —,
»— will tiefe, tiefe Ewigkeit!«



ZWEI MENSCHEN

Roman in Romanzen

von Richard Dehmel

An Eine und Jeden

Leitwort

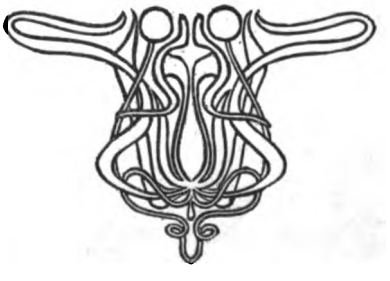
Oeffne still die Fensterscheibe,
die der volle Mond erhellt;
zwischen uns liegt Berg und Feld
und die Nacht, in der ich schreibe.
Aber öffne nur die Scheibe,
schau voll über Berg und Feld,
und hell siehst du, was ich schreibe,
an den Himmel schreibe: Wir Welt!



Erster Umkreis: Die Erkenntnis.

Eingang.

Steig auf, steig auf mit deinen Leidenschaften,
thu ab die lauliche Klagseligkeit:
lach oder weine, hab Lust, hab Leid,
und dann recke dich, bleib nicht haften!
Um den Drehpunkt des Lebens kreisen
Wonne und Schmerz mit gleichem Segen;
sieh, mit unaufhaltsamer Sehnsucht weisen
die Menschen einander Gott entgegen!
Stolpert auch Jeder über Leichen,
schaudre nicht davor zurück!
denn es gilt, o Mensch, ein Glück
ohne gleichen zu erreichen.



Verklärte Nacht.

Zwei Menschen gehn durch kahlen, kalten Hain;
der Mond läuft mit, sie schaun hinein.
Der Mond läuft über hohe Eichen,
kein Wölkchen trübt das Himmelslicht,
in das die schwarzen Zacken reichen.
Die Stimme eines Weibes spricht:

Ich trag ein Kind, und nit von Dir,
ich geh in Sünde neben dir.
Ich hab mich schwer an mir vergangen;
ich glaubte nicht mehr an ein Glück
und hatte doch ein schwer Verlangen
nach Lebensinhalt, nach Mutterglück
und Pflicht — da hab ich mich erfrecht,
da liefs ich schaudernd mein Geschlecht
von einem fremden Mann umfangen,
und hab mich noch dafür gesegnet.
Nun hat das Leben sich gerächt,
nun bin ich Dir, o Dir begegnet.

Sie geht mit ungelenkem Schritt,
sie schaut empor, der Mond läuft mit;
ihr dunkler Blick ertrinkt in Licht.
Die Stimme eines Mannes spricht:

Das Kind, das du empfangen hast,
sei deiner Seele keine Last,
o sieh, wie klar das Weltall schimmert!
Es ist ein Glanz um alles her,
du treibst mit mir auf kaltem Meer,

doch eine eigne Wärme flimmert
von dir in mich, von mir in dich;
die wird das fremde Kind verklären,
du wirst es mir, von mir gebären,
du hast den Glanz in mich gebracht,
du hast mich selbst zum Kind gemacht.

Er faſst sie um die starken Hüften,
ihr Atem mischt sich in den Lüften,
zwei Menschen gehn durch hohe, helle Nacht.

Ein Windstoſs.

Die Sonne strahlt auf rauhen Reif;
Baum bei Baum steht weiſs, steht steif.
Aus ihren Pelzen von Kristallen
lassen die Zweige Tropfen fallen.
Schon zeigt ein Wipfel nackte Spitzen,
die feucht und scheu gen Himmel blitzen;
der Park will weinen, die Sonne lacht,
zwei Menschen beschauen die schmelzende Pracht.
Sie stehn auf eisernem Balkon,
ein Mann sagt innig, sagt mit Hohn:

So, Fürstin, war's im blendenden Saal,
so standest du bei deinem Gemahl
in deinem Pelz von Silberbrokat,
als ich, ein Lohnmensch, vor dich trat.
Da: fühlst du noch? was war da ich,
der hergeschneite Unbekannte,
und wie sich plötzlich aufser sich
dein Auge doch in meines brannte

und immer nackter sich entspannte,
als ob im glitzernden Gehölze
das Schwarze aus dem Weiſsen schmölze.
Ja, Fürstin: da beherrscht' ich mich
und küſste nicht, o Du, die Hand,
die schon zu mir herüberfand,
sonst hätt ich auch den Mund geküſst:
so klar, so starr ergriff mich dein Gelüst,
mit mir gleich zwei erschütterten Kristallen,
die mächtig warm das ewige Licht beschlich,
in Einen Tropfen zusammenzufallen.
So bist du mir; so rein, so frei! — Und ich??

Hoch steht der Park mit Eis befiedert,
die starren Wipfel, Trieb an Trieb,
erschauern wirr, das Weib erwidert:

ich weiſs nicht, wie du bist — du bist mir lieb —

ein Windstoſs stöbert durch den Park,
zwei Menschen fröstelt bis ins Mark.

Musik und Gräber.

Aus erleuchteten Fensterräumen
tönt in die Nacht Musik und Tanz;
jenseit der Straſse verschwimmt der Glanz
unter dunklen Trauerbäumen.
Ein Kirchhof steht da, Grab an Grab,
das Licht prallt von den Leichensteinen,
die schwarz durch weiſs zu huschen scheinen,
zwei Menschen wandeln auf und ab.

Am winterlich durchnäſsten Zaune
tönt eines Weibes zögerndes Geraune:

Schon Einmal wollt sich bei solchen Klängen
Einer in mein Innres drängen,
ich hatt ihn Jahr und Tag gekannt.
Wenn er in meiner Nähe stand,
ging mir das Blut in Feuerflüssen;
als er mich endlich wagte zu küssen,
war alles in mir abgebrannt.
Ich hörte nur die Tanzmusik;
was er wie Sphärenklang empfand,
war mir Gedudel und Gequiek,
ich konnt mir nit Ein Wort abringen.
Jetzt — hör ich Engelsharfen klingen.

Von den goldig glänzenden Lettern
der Gräber scheint der Glanz abzublättern,
das Licht schielt um die nassen Gitter,
ein Mann gesteht, fast mit Gezitter:

Wir haben einander sehr ähnlich gelebt.
Unsre Liebe tanzt auf Leichen,
die keine fromme Hand begräbt.
Noch gestern sah ich ein Gesicht erbleichen:
sie will vom Leben nichts als mich,
ich konnt ihr nichts als Mitleid reichen,
in das sich noch Verachtung schlich.
Ich liebe dich.

Das Licht lacht auf den blanken Steinen;
zwei Menschen möchten lachen und weinen.

Wiener Walzer.

Zwischen geputzten Herren und Damen,
die durch Zufall zusammenkamen,
wiegen zwei Menschen sich im Tanz,
um sie klingt des Saales Glanz.
Zitternd legt sich im Licht der Kerzen
sein dunkles in ihr schwarzes Haar,
legt sich über zwei zitternden Herzen
an ihr Ohr sein Lippenpaar:

Oh ja, wiege dich, laſs dich führen,
und fühl's, fühl's: Niemand kann uns trennen!
Laſs uns nichts als Uns noch spüren,
selig Seel in Seele brennen!
Zehn Jahr lang glaubt'ich, daſs ich liebte,
zu Hause sitzt mein Jugendglück,
sitzt und starrt auf Einst zurück,
als ich sie noch ‚ewig' liebte.
Oh du, wiege mich! Hingegeben
bringt sie jetzt ihr Kind zur Ruh;
ist auch Mein Kind — oh mein Leben,
ja du, wiege mich, führ mich Du!

Taumelnd drängt sich im Glanz der Kerzen
sein wirres in ihr wirres Haar,
drängt sich über zwei taumelnden Herzen
an sein Ohr ihr Lippenpaar:

Oh du! laſs du! nit erzählen!
Führe mich sanfter! nit uns quälen!
du bist mir gut, ich bin dir gut.
Hab doch auch die Seel voll Schmerzen:

spür ein Kindchen unterm Herzen,
und ist nicht von Deinem Blut.
Sanfter noch — mir braust vor Hitze;
komm, sei lieb, mein wilder Thor!
heb mal deine Kinnbartspitze,
sanft— so—: lach mal—: mir ins Ohr!

Ihr schwarzes Haar erschauert ganz,
zwei Menschen wiegen sich im Tanz.

Der Schlangenkäfig.

Hitze schwingt. Ein Raum voll Schlangen
strömt durch Glas und Gitterstangen
Dunst; zwei Menschen stehn davor.
Die gesättigten Gewürme hängen
still in buntverflochtnen Strängen,
einem Manne haucht ein Weib ins Ohr:

Du, die Schlangen muſs ich lieben.
Fühlst du die verhaltne Kraft,
wenn sie langsam sich verschieben?
Eine Schlange möcht ich mir wol zähmen,
möcht ihr nit ein Gliedche lähmen,
wenn ihr Hals vor Zorn sich strafft.
Eh sie noch vermag zu fauchen,
werden ihre Augen nächtig,
Sterne tauchen
wie aus Brunnenlöchern auf —
setz'ich ein Rubinenkrönche
auf ihr Stirnche: still, mei Söhnche,
züngle, Jüngle — Ringle, lauf,
spiel mit mir! — du, Das wär prächtig.

Hitze schwingt. In gleichen Zwischenräumen
tippt ihr Finger an die Scheibe,
ihre Augen stehn in Träumen.
Während sich zwei Vipern bäumen,
sagt ein Mann zu einem Weibe:

Du mit deinem egyptischen Blick,
bist du so wie die dadrinnen?
Noch, du, kann ich dir entrinnen!
Daraus knüpft man sein Geschick,
was und wie man haſst und liebt;
komm! wir wollen uns besinnen,
daſs es Tiere in uns giebt!

Hitze schwingt. Zwei Augen wühlen
brandbraun in zwei grauen kühlen,
doch die stählt ein blauer Bann;
und zwei Menschen sehn sich funkelnd an.

Weihnachtsglanz.

Durch stille Dämmrung strahlt ein Weihnachtsbaum;
zwei Menschen sitzen Hand in Hand und schweigen.
Die Lichter züngeln auf den heiligen Zweigen.
Ein Mann erhebt sich wie im Traum:

Ich kann zu keinem Gott mehr beten
als dem in dein-und-meiner Brust;
und vor dem Gottrausch der Propheten
beschleicht mich mehr als kindische Lust.
Es war das Tier, was sie bezwangen,
wenn sie mit Gott, mit ihrer Gottsucht rangen,
berauscht vom heiligen Menschengeist!

O Weihnachtsbaum — oh wie sein Schimmer
mit paradiesischem Geflimmer
gen Himmel züngelnd voller Schlänglein gleifst —
wer kann noch ernst zum Christkind beten
und hört nicht tiefauf den Propheten,
indefs sein Mund die Kindlein preist,
zu sich und seiner Schlange sprechen:
du wirst mir in die Ferse stechen,
ich werde dir den Kopf zertreten!

Ein Weib erhebt sich; ihre Haut
ist schillernd braun von Sommersprossen.
Ihr Stirngeäder schwillt und blaut.
Sie spricht, von goldnem Glanz umflossen:

Ich denk nit nach um die Legenden,
die unsern Geist vieldeutig blenden,
ich freu mich nur, wie schön sie sind.
»Uns ist geboren heut ein Kind«
das klingt mir so durch meine dunkelsten Gründe,
durch die zum Glück, dank einer Ahnensünde,
auch etwas Blut vom König David rinnt,
dafs ich mich kaum vor Stolz und Wonne fasse
und deine Schlangenfabeln beinah hasse!

Er lächelt eigen; sie sieht es nicht.
Ein Lied erhebt sich, fern, aus dunkler Gasse.
Zwei Menschen stehn und sehn ins Licht.

Auf einem Eisbärfell.

Kaminfeuer und blauer Tag
liebkosen ein hohes Damengemach;

die Wärme scheint schier frühlingshell,
zwei Menschen ruhn auf einem Eisbärfell.
Ein Mann bestarrt die meergrün seidnen Wände,
ein Weib faſst zärtlich seine Hände:

Quälst dich schon wieder mit Alltagssachen?
Lukas! mein Traumprinz! sollst doch lachen!
sollst uns mit Märchennamen taufen,
nit so hinterm Leben herlaufen,
nit so häſslich auf deiner Hut sein;
weiſst? wenn du lachst, Lux, muſs alle Welt dir gut sein!

Er lacht und küſst die schmeichelnden Fingerspitzen,
fährt durch den dunkeln Haarbusch sich,
und seine grauen Augen blitzen:

Ja — wenn ich traurig bin, hass'ich mich,
dann wird wol auch die Welt mich hassen.
Jetzt aber will ich dich beim Worte fassen,
Lea: sehr eigen tauf'ich dich.
Es thut nicht not, daſs man dem Alltag trotzt,
es giebt kein Wort, das nicht von Märchen strotzt;
drum bleibe nur das Wunder, das du bist,
und ich bin Lukas dein Evangelist.
Du bist die Fürstin Isabella Lea,
die Löwin und die Gottbeschwörerin;
aus deiner schwarzen Mähne, mea Dea,
lauscht Mutter Isis, Mutter Gäa
zum Lichtbringer Osiris hin.
Denn hier steht Lukas Luchs, dein Sekretär,
das dunkle Raubtier mit den hellen Lichtern,
der Groſse Geist-Luchs der Indianermär,
verhaſst wie Lucifer den Blaſsgesichtern.

So tauf' ich, krön' ich dich mit neuem Sinn:
komm, meine groſse Geistbeschwörerin —

er schlägt das weiſse Fell um sie und sich,
zwei Menschen freun sich königlich.

Neujahrsglocken.

Sylvesternacht. Viel Glocken läuten.
Fern graut die Groſsstadt her; zwei Menschen sehn
den Dunst des Horizontes leuchten
und drüber die Millionen Sterne stehn.
Zwangvoll, um ein Weib nicht zu berühren,
lehnt ein Mann auf eisernem Balkon,
sagt mit trunknem, heiserm Ton,
während im Zimmer Gläser klirren:

Dort schläft im Dunst mein Eheweib,
und Du — besiehst mit mir die Sterne.
Und hinter uns trinkt Jemand Haut-Sauternes,
dem du gehörst mit deinem Leib,
mit deinem hoffnungsvollen Leib.
Himmel, Himmel, o könnt'ich blind sein!
Lea! blind sein! noch einmal Kind sein!
Oh, du kennst wol nicht dies Grauen:
klar und kalt wie Gott durchschauen:
nur aus Leid ist Glück zu bauen,
alles Leid ist Einsamkeit,
alles Glück Gemeinsamkeit —

er stockt. Die Glocken rings verstummen;
es ist, als ob die Sterne summen.
Die Stirn erhebend sagt ein schwangres Weib:

Nur mir, nur Gott gehört mein Leib.
Mir steht ein andrer Himmel offen,
als ihn die Leidenden ermessen.
Hast du dein eignes Wort vergessen:
Gott ist der Mensch, auf den wir hoffen!?
Uns ging kein Paradies verloren,
es wird erst von uns selbst geboren.
Schon reift in manchem Schooſs auf Erden
ein neuer Menschensohn — der sagt:
so ihr das Himmelreich nicht in euch tragt,
könnt ihr nicht wie die Kindlein werden!

Es glitzern die Millionen Sterne;
zwei Menschen schauen in die Ferne.

Durch Rauch.

Ein Zimmer schwimmt voll Cigarettenduft,
zwei Menschen blasen Ringe in die Luft.
Nun blickt ein Weib, aufatmend, einen Mann
verstohlen an,
seine offne Stirn, den kurzgehaltnen Bart,
den Mund von träumerisch verschlossener Art,
Hiebnarben neben den heftigen Nüstern,
und fängt wie unwillkürlich an zu flüstern:

Diese Nacht war furchtbar. Ich konnt nit schlafen,
mich quälten die unausgesprochnen Dinge;
es war halb Traum halb Höllenstrafe.
Wie auf der Jagd — als stäke mein Hals in Schlingen;
fern stand mein Gatte und schrie hetz-hetz!
Plötzlich ein Ruck: es war, als klinge

das Telephon am Kopfend' meines Betts,
als wolle die Frau mich Grauenhaftes fragen,
die du — oh Lux: nit wahr? ich glaub,
Dir kann ich Alles, Alles sagen;
o furchtbar, sich mit Heimlichkeiten tragen!
Nit, du? — Du! Lukas! — Bist du taub?!

Schweigen. Ihre Augen schauen
nachtbraun seine morgengrauen
durch den Rauch verschleiert an.
Sacht die Lider schliefsend sagt ein Mann:

Früher konnt'ich schwer mit Leuten reden,
jetzt sprech ich mit dem Fremdesten gern.
Es geht ein Band von dir durch mich zu Jedem,
als wenn wir Alle Engel wär'n.
Und doch: wer darf uns Teufeln trauen!
schon Eva hat zu klar erkannt:
das Unerkannte ist es, was uns bannt.
Denn eine tiefe Wollust schläft im Grauen.

Sie lächelt eigen; er sieht es nicht.
Sie blasen wieder Ringe in die Luft.
Das Zimmer schwimmt voll Cigarettenduft.
Zwei Menschen horchen, was ihr Innres spricht.

Der Dritte.

Trüber Tag und dunkle Ahnenbilder,
blinde Spiegel, rostige Wappenschilder,
und hohe Aktenwände; und inmitten

sitzen zwei Menschen mit seltsam kalten
Anstandsmienen da und halten
Conferenz mit einem dritten.
Dieser blickt correct gekleidet
und gelangweilt in die Welt,
während er verbindlichst leidet,
daſs ein Mann ihm folgenden Vortrag hält:

Hohheit, ich fand in den Archivpapieren,
die ich die Ehre habe zu registrieren,
gewisse halb politische Dokumente,
die Mancher arg miſsbrauchen könnte.
Hohheit wissen, die Welt steckt heute
voll explosibler Elemente;
und da in Fürstenhäusern manchmal Leute
antichambrieren,
die Andern in die Karten schauen,
möchte ich lieber meinen Dienst quittieren,
wenn Hohheit mir nicht voll und ganz vertrauen.

Hohheit räuspert sich und blickt voll Schonung
und gelangweilt in die Welt.
Da sich hierauf alles still verhält,
sagt ein Weib mit seltsamer Betonung:

Herr Doctor, wir danken voll Verständnis.
Und, um Vertrauen mit Vertrauen zu ehren,
Hohheit mein Gatte huldigt der Erkenntnis:
dem Lauf der Welt kann Niemand wehren.
Ihr rascher Abschied träfe uns empfindlich;
ein Archivar von gleichen Qualitäten

scheint mir zur Zeit ganz unauffindlich.
Sie sind, Herr Doctor, voll und ganz von nöten.

Sie neigt das Haupt seltsam verbindlich;
Hohheit verneigt sich, wie es Brauch.
Zwei Menschen lächeln; der dritte auch.



(Fortsetzung im nächsten Heft.)



DER BAUER IN DER MALEREI/ VON HENRY VAN DE VELDE/ AUS DEM FRANZOESISCHEN VON RUDOLF ALEXANDER SCHROEDER

ES scheint in der That, als ob Trunksucht und skandalöse Lebensführung den Bauern in die Malerei gebracht haben und dies in einem besonders kritischen Moment. Die langwährende Herrschaft religiöser Ideen hatten die Malerei so sehr entkräftet, dass sie kaum Kraft genug fand zu einem schwachen Lächeln, zu einer hüstelnden und mutlosen Krankenheiterkeit, wie man sie zum Beispiel in den witzigen Darstellungen von Hieronimus Bosch findet. Man muss sich nur einmal vorstellen, wie der Bauernlümmel in die frömmelnde Gesellschaft des 16. Jahrhunderts hineinplatzte, in ein Panoptikum von faden Nippsachen, und wie er vor der lieblichen Versammlung der van Orley, der Goltz, der Coxie, der Floris, der Martin, de Vos und der Key diesem unmännlichen Gesindel, dessen Gefolgschaft eine Beleidigung für den Geist der alten Gotiker war, — wie er im Angesicht dieser ganzen Sippschaft die Hosen abzieht. — Man kann wohl behaupten, dass Peter Breughel (1525—1569) gerade zur rechten Zeit und als ein Werkzeug der Vorsehung ankam, um die Lippen der Malerei an die nährende Brust der Wirklichkeit zu legen. — Die Kinder, die man der etwas plumpen und ungewandten Fürsorge bäuerlicher Ammen an-

vertraut, befinden sich meistens am besten, und die Malerei, die Breughel unter die Obhut der Bauern stellte, verdankt ihnen ihre Wiedergeburt. Man zeigte sich damals wohl schon seit einiger Zeit insgeheim kleine Kupferstiche, die aus Deutschland kamen, wo Hans Sebald Beham (1500—1540) Bildchen zu drei oder vier Figuren gestochen hatte, auf denen er Bauern darstellte. Wer aber hätte damals glauben können, dass in diesen kostbaren deutschen Blättern, die in karikierter Darstellung den Bauern mit dem Tode tanzen liessen, und auf denen er so totenhaft wie der Tod selbst, so verhungert wie der Hunger, so schwarz wie die Pest neben seinen nur allzuähnlichen Tanzpartnern erscheint, — wer hätte denken können, dass sich in diesen kleinen Stichen eine der grössten Revolutionen in der Kunst vorbereitete, die nun auch den Bauern in den goldenen Rahmen brachte, wo bis dahin ausschliesslich die Heiligen und die Könige gehaust hatten. Die Bauern träumten sicherlich schon seit Langem in dem Gefängnis der öden Kupferstiche, aus denen sie nicht heraus konnten, von dem wundervollen Paradies der Rahmen. Sie träumten davon, dass sie die eingeborene, bleichsüchtige Bevölkerung hinauswerfen würden, in Gedanken gaben sie sich dort ein Stelldichein, Kirmesse, Tänze und Gelage lärmender, ausgelassener und unmässiger, als sie in dem tristen Schwarz und Weiss sein konnten. Im übrigen fühlte der Bauer, dessen ganzes Sinnen und Trachten — wenigstens damals — nur auf Essen und Trinken gerichtet scheint, schon von anfang an sich in Deutschland nicht recht sicher, vor allen Dingen nicht in Schwaben, wo er zuerst an die Oeffentlichkeit getreten war, und wo er selbst den Krieg entfesselt hatte, den Krieg, wie er ihn auffasste, mit Hinterhalt, Plünderung, Brand und Notzucht! Bei allen seinen Festen war er auf der Hut wie ein Wachtposten; und die Furcht vor einem möglichen Ueberfall verdarb ihm seine ganze Freude. Daher wanderte er nach der Gegend von Flandern aus. Er veränderte sich nur wenig auf dieser Reise, höchstens, dass er seinen Dolch ablegt, den er in Deutschland selbst bei seinen ausgelassenen Festen, in den Momenten zügellosester Ausschweifung nicht von der Seite lassen durfte. In Flandern dagegen scheint aller Zwang geschwunden. Frei

ergehen sich die wilden Horden, der Wein fliesst in Strömen, alles ist besoffen, brüllt, schlägt sich voll und entleert sich wieder. Mit unwiderstehlichem Trieb machen sich die Natur und ihre Kräfte hier geltend. Zum erstenmal dringt hier das ganz ursprüngliche Leben in das Bereich der Künste ein und bringt einen Wurf zur Welt, der in den dämmernden Träumen der einen und durch die Heuchelei der anderen gezeugt sein mochte — ein erstes Steigen der Säfte, aber mit einem unzeitigen Ausbruch, ein Ansturm ohne Ziel, ausbrechend, wie das Leben selbst ausbricht. Sollte die schöne Sage vom Jenseits, die gläubige Hoffnung und die heitere Anbetung des Himmels, die in den naiven und frommen Werken der einfältigen alten Gotiker fortleben, von dem Ansturm dieser Grundbauern, ihrem dreckigen und ungekämmten Anhang, ihren Weibern und Kindern unter die Füsse getreten werden? Auch hier führte ein brutaler Trumpf zuzeiten einer degenerierenden Kultur die elementare Natur auf das Arbeitsfeld der Menschen zurück, die — jedesmal kräftiger wieder geboren — ihre Rechte proklamiert und gleichgültig in einen Ruin alles zusammenstürzt, was es Glorreiches und Verworfenes in einer Decadence-Periode geben mochte. Man kann sich das Kielwasser vorstellen, das dieser Ansturm in dem stagnierenden Sumpf der damaligen Frömmelei aufrollte, die laute Entrüstung derer, mit deren Gewohnheiten Breughel in so ausgelassener Weise seinen Spott trieb. Dann wird man sich angesehen haben, der Nachbar den Nachbar, und im Augenblicke wo Einer — vielleicht ein weniger geschickter Heuchler — nicht mehr hat an sich halten können, wird die ganze Gesellschaft los geplatzt sein. Der Bauer von Breughel ist auch wirklich unwiderstehlich: untersetzt und unförmig, wie er ist, mit seinem blutunterlaufenen Kopf, der aussieht, als ob sein Besitzer jeden Augenblick einen Schlaganfall bekommen müsste, mit seinen Ohren, die im Winde stehen, wie die Blechflügel an einem Schornstein, mit seinem Bauch und seiner Rückseite, an dem der Hinterteil so gross ist, dass er allein da zu sein scheint. Dünn wie Spinnenfüsse, aber kurz und in Stümpfchen endigend, sitzen Arme und Beine dran, ihre Bewegungen sind

marionettenhaft, über alle Grenzen der Unmöglichkeit hinaus übertrieben, sie sind verrenkt wie die angeschraubten Glieder von beweglichen Puppen. Und auf diesem Gerüst, dieser schlechtgearbeiteten Gliederpuppe hängen, oder — besser gesagt — kleben die Kleider wie gefrorene Wäsche. Es war klug von dem Bauern, sich mit allen diesen Lächerlichkeiten und Albernheiten auszustaffieren, denn so erschien er weniger gefährlich oder gar umstürzlerisch — und so komisch! Der alte Schlaukopf aber hat wohl auf das Lachen acht gegeben, das seine Tölpeleien begleitete, und er wird sie immer wieder anbringen, ohne Unterbrechung, ohne dass er den ehrbaren Kirchenvorstehern, die aus vollem Halse lachen, Zeit lässt, sich wieder würdevoll von oben bis unten zuzuknöpfen. Ja, er wird seine Possen wie Gewürze verstärken und verschärfen — scheint es doch in der That, dass die Unschicklichkeit das Gewürz war, das eine so unsaubere Sache wie den Bauern in der Kunst damals erträglich, ja beliebt machte. Ein wirklicher Erdgeruch würde ohne Zweifel die Weihrauch gewohnten Nasen von damals beleidigt haben, deshalb entledigte er sich dessen mit aller Sorgfalt und wälzte sich zur Genugthuung der Zuschauer im Schmutz — und den erträgt man unter gewissen Bedingungen recht gern. Nun sagt, konnte man noch länger streng gegen den Bauern vorgehen, wenn er mit solchen Konzessionen kam, die alle Unbill entwaffnen müssen? Oh, der Bauer, ewig der gleiche, hat wohl oft hinter der Maske der Naivität lächeln müssen, und seine Schlauheit, die nie fehl geht, hat, als sie der damaligen Zeit den Puls fühlte, richtig erraten, welche Medikamente sie verschreiben solle, um an den Geldbeutel des Patienten zu kommen. Das Gelächter ist der Hinterhalt, hinter den der grobe Bauer sich verbarg, und der ihn in die Malerei hineinschlüpfen liess. Das Trivale und das Groteske, die Komik und der Cynismus, hinter denen er sich verbarg, sind die Werkzeuge, die das vollbracht haben mögen, was die Einfalt allein nicht hätte zu stande bringen können. Sie drangen erfolgreich da durch, wo Aufrichtigkeit und Hingebung jämmerlich gescheitert waren; denn schon lange vor den Zeiten des Breughelschen Bauern hatten

fromme flämische Landleute ihre Heimat verlassen, um im heiligen Lande das Christkind anzubeten. Andere hatten alten Gotikern Modell sitzen müssen, weil die bekannte Bauerngrausamkeit gut für die Henkersknechte ihrer Martyrien zu verwenden war. Doch darf man wohl annehmen, dass von den armen Leuten keiner je aus jenen fernen Ländern oder von jenen Hinrichtungen zurückgekehrt sei. — Lukas von Leyden (1494—1533) bildete ebenfalls in aller Einfalt in Kupferstichen, die wahre Wunderwerke sind, »den Bauer« und »die Bäuerin« ab. Einige von diesen Blättern — unschätzbar als Dokumente und Kunstwerke — dürften einen Beweis in den Händen dessen bilden, der gegen die Bauerndarstellungen der alten Zeit, die zuerst vielleicht übertrieben erscheinende Anklage der wissentlichen Falschheit vorbringt. Hier hingegen hätten wir es mit einem von denen zu thun, die wirklich eine geheime Anziehung zu den Landleuten geführt hätten, mit einem, der neugierig und hartnäckig ihrem verwickelten und verschlossenen Seelenleben nachgeforscht hätte, den wirklich die Ursprünglichkeit, die nur mehr bei ihnen zu finden ist, verführte, auch da, wo sie sich als Grausamkeit und Habsucht äusserte, und den es ebenso unangenehm berührte, wenn er sie böswilligerweise lächerlich gemacht, als wenn er sie in den larmoyanten Liedern der Kaufleute figurieren sah; — und die Absicht, den Bauern lächerlich zu machen, dies Wesen voll reiner Wahrhaftigkeit, geheiligt, weil es dem Ursprung am nächsten steht, liegt bei Brauwer, Jan, Steen, Graesbeck, van Ostade, Teniers offen am Tage. Diese Nachfolger Breughels machten ihr Geschäft mit erlogenen Unförmlichkeiten, sahen ihren Ruhm darin, linkische grobe Wesen darzustellen, die absichtlich missgestaltet karrikiert waren. Sie wussten es, diese unsere pfiffigen Vorfahren, dass diese Possenreisserei ihre Adepten nie schlecht geführt hat, und dass man Lustigmacher nur schilt, wenn sie es zu wenig, nie weil sie es zu viel sind. Für die Wahrheit gilt das Gegenteil. Man duldet ein klein wenig davon; wer zu wahr ist setzt sich den schlimmsten Abenteuern aus. Zur Zeit gehen alle groben Witze in den englischen oder amerikanischen Magazinen auf Kosten der Neger, Witze die gerade gut genug sind, einen

Holzträger oder Marineoffizier zum Lachen zu bringen. Damals, als die vlämischen Kleinmeister arbeiteten, war es der Bauer, den man lächerlich machte. Man darf wohl annehmen, dass wenigstens unsere heutigen Illustratoren sich über ihre Arbeit Rechenschaft geben und dass sie sich geschmeichelt fühlen werden, wenn sie ihre Zeichnungen in einem Bar oder einem Maschinenraum wiederfinden. Doch ist es wohl nicht zu vermessen, wenn man behauptet, dass die Eitelkeit unserer alten Landleute sich kategorisch weigern würde, ihre Plätze in den Museen zu verlassen. Ein eroberter Platz giebt sich nicht so leicht auf, und wir kennen sogar eine nicht unbeträchtliche Anzahl moderner Künstler, denen der unehrerbietige Gedanke einer solchen Ausweisung wenig zusagen würde.

(Schluss im nächsten Heft.)



Dürer, Bauernpaar.



DAS BERGWERK ZU FALUN/ VON HUGO VON HOFMANNSTHAL

Personen:

Elis Fröbom.
Frau Jensen, Wirtin.
Ilsebill.
Regine.
Kathrine.
Peter
Klaus
Der Portugieser
} Matrosen.
Der alte Fischer.
Seine Frau.
Sein Sohn.

Der alte Torbern.
Die Königin.
Der Knabe Agmahd.

Dahlsjöh.
Anna, seine Tochter.
Christian, sein Sohn.
Die Grossmutter.
Rigitze.
Ihr Brüderchen.
Ein Handwerksbursche.
Sein Bruder.
Ein Knecht.
Erste Magd.
Zweite Magd.
Bergleute.
Hochzeitsgäste.

ERSTER AUFZUG

Der Meeresstrand einer kleinen Hafenstadt. Rechts Fischerhütten. Zwischen ihnen auf Gabeln Netze zum Trocknen ausgespannt. Zur Linken eine ärmliche Matrosenschänke, davor Tische und Bänke. Hie und da spärliches Buschwerk. Im Hintergrund ist ein Fischerboot halb an den Strand gezogen. Jenseits der Meeresbucht in der Ferne blaue Bergketten.

Der alte Fischer, nachher seine Frau treten aus der vordersten Hütte.

Der Fischer, thut ein paar Schritte gegen das Wirtshaus hin, murmelt:

's ist niemand da.

Kehrt wieder um.

Die Frau, in der Thür ihrer Hütte stehend:

Nu, hast Du ihr's gesagt?
Hast Du sie angeredet um den Dienst?

Fischer:

Sie hat ja doch kein Mannsbild in der Wirtschaft.
Wir lassen ihn. Ist alles eins.

Frau:

Drei Mädel
sind drin.

Fischer:

Kein Mensch!

Frau:

Drei junge starke Mädel,
ich weiss doch! Jesus, geh doch, red' sie an!

Fischer, geht gegen die Schenke, kehrt wieder um:

Von woher sollten denn drei Mädel da sein,
wer sollten denn die sein?

Frau:

Zwei städtische
und eine ist die Ilsebill vom Schneider.

Fischer:

Für was sind die daher?

Frau:

Na, Vater.

Fischer:

So.
Nu ja. Ei so. Mit Branntwein und mit Bier
macht sie nicht viel Geschäft, die Jensen.

Frau:

Nein,
's ist gar zu abgelegen. Aber so,
das bringt schon dann und wann Matrosen her.
Die trinken dann halt besser in Gesellschaft.
So bitt' sie doch, jetzt ist die Luft so schön.
Er möchte besser atmen.

Fischer:

Das ist so
das Ganze, was er hat: wenn das nicht wär',

so möcht' man ihn grad' in die Grube legen
und wär' kein Mord. Denn wo kein Leben ist,
ist auch kein Mord.

Frau:

Na, geh' jetzt, Vater, geh',
und red' Dich nicht hinein.

Fischer, kehrt wieder um:

Sie hat uns erst
den Branntwein 'geben. Ich mag nicht schon wieder —

Frau:

So geh' doch. Soll er ganz verkümmern drin
in der stinkigen Kammer? Und Du bringst ihn
doch nicht heraus mit Deinem Arm.

Fischer:

Du, Alte,
was Glück ist so, das haben wir schon nicht:
bei mir ein Tau, der halbe Arm ... schön, schön!
bei ihm die Raa ... der Kopf. Da liegt er so,
lebt nicht und stirbt nicht.

Frau Jensen, tritt aus der Schänke:

Nun, was macht der Sohn?

Fischer:

Der Sohn, der macht nicht viel. Er liegt halt so.
Wir möchten Sie schön bitten, wegen ... weil
ich ihn nicht tragen kann.

Frau:

Wir möchten ihn
ins Schiff hinlegen, dass er doch die Luft
einatmet.

Fischer:

's ist das Einzige, was er hat.

Frau Jensen:

Wir tragen ihn heraus. Geh, Ilsebill,
und eine von den Fischermädeln, welche
ist denn die stärkere ...

Eine Stimme, aus dem Hause links:

Geh' Du!

Andere Stimme:

Ich mag nicht!

Erste:

Ich hab' nicht Zeit!

Zweite:

Ich kämme mir mein Haar!

Erste:

Sie lügt, sie liegt im Bett!

Ilsebill, tritt aus der Schänke. Sie ist blond und voll, noch jung, doch mit Spuren des Verblühens. Sie geht hinüber gegen die Fischerhütte. Ruft nach rückwärts:

So kommt Ihr doch!

Das eine Mädchen, aus dem Fenster:

Hast Du uns zu befehlen?

Ilsebill, stampft zornig auf:

Komm, Du Hex!

Vor Mitleid aufgeregt:

Er schaut aus wie ein Totes!

Stimme der Zweiten, aus dem Haus:

Du, ich geh',
ich möcht' ihn sehen.

Erste, tritt vom Fenster zurück:

Nein, ich!

Zweite, drinnen:

Jetzt will ich gehen!

Erste, drinnen, schreit:

Sie riegelt mir die Thür!

Zweite:

Sie will mich schlagen!

Ilsebill, an der Thür der Fischerhütte:

Kommt Ihr einmal? Wär ich ein Bursch, ich schlüg' Euch!

Die beiden Mädchen, ziemlich hübsch, verwahrlost, treten aus der Schänke, gehen hinüber.

Ilsebill und das grössere Mädchen tragen den Fischerssohn aus der Hütte in das rückwärts liegende Boot. Das kleine Mädchen geht neugierig hinterher. Der alte Fischer hilft mit dem linken Arm tragen.

Des Fischers Frau zu Frau Jensen; rechts vorne:

Zehn Tag' liegt er nun so: seit in der Früh
am letzten Mittwoch.

Frau Jensen:

Er steht schon noch auf.

Fischersfrau:

Zehn Tag', zehn Nächte liegt er so: kein Bissen
in Mund, kein Tropfen Wasser durch die Kehle.
Sein Puls geht schwach, ein ungebornes Kalb
im Mutterleibe drin hat stärkern Herzschlag.

Frau Jensen:

Nu, schlägt doch fort.

Fischersfrau:

Am Mittwoch in der Früh
seh' ich ihn stehn und reden: da genau,
wo Ihr nun steht, mit einem fremden Herrn.
Mutter, sagt er, ich fahr' den Herrn hinüber,
und zeigt über die Bucht, dann geht der Fremde
ein bissl weg, und er tritt her an' Zaun

und sagt: muss ein Engländer sein, drei Thaler
krieg' ich, sagt er und lacht, und geht zum Schiff
und richtet dem ein Kissen her zum Sitzen.
's geht Landwind. Nun, was denn? vor Sonnenaufgang
was soll da gehn? Er bückt sich: da auf einmal
schlägt der Wind um und packt von draussen her
das Segel wie mit Fäusten, schlägt die Raa
ihm dröhnend auf den Schädel, ohne Taumeln,
eh' ich aufschreien kann, fällt er ins Schiff —

Der alte Fischer, ist dazugetreten:

Und seitdem geht der Wind vom Meer herein,
nicht eine Mütze voll geht umgekehrt,
bald stark, bald schwach. Ich sitz' an dreissig Jahr'
hier an dem Ufer, in den dreissig Jahren
hab' ich das nicht erlebt, Ihr merkt das nicht,
ich merk's, und was es ist — 's ist nicht natürlich!

Der Fischer und seine Frau gehen in ihre Hütte, Frau Jensen in die Schenke. Die Mädchen stehen im Hintergrund und betrachten flüsternd den Regungslosen.

Von rechts her treten auf: Der kurze Peter, der faule Klaus, der Portugieser, Einer hinter dem Andern, dann Elis Fröbom. Peter umschauend, Klaus tabakkauend, Elis den Blick starr zu Boden gerichtet.

Peter:

Hier sind wir.

Portugieser:

Hier?

Peter:

Zur Stelle.

Frau Jensen tritt aus der Schenke. Peter geht auf sie zu, schüttelt ihr die Hand. Die Anderen stehen hintereinander: Klaus phlegmatisch, der Portugieser neugierig, Elis den Blick zu Boden.

Frau Jensen, knixend:

Vielleicht die Herren treten hier herein,
wenn's so gefällig sein wird —

Die Drei stehen verlegen.

Peter:

Geht! Die hol' ich!

Springt nach rückwärts zu den Mädchen. Er bringt die Kathrine und Regine nach vorne. Indessen stehen Klaus und der Portugieser unbeweglich.

Elis, hat sich auf eine der Bänke vor dem Wirtshaus gesetzt, ohne sonst auf jemand zu achten:

Peter, bringt die beiden Mädchen zu den Matrosen:

Klaus, nimmt Kathrine am Kinn:

Kathrine, schlägt nach seiner Hand:

Pfui, Thran!

Frau Jensen, weist auf Elis:

Was ist mit dem? Gehört der nicht zu Euch?

Peter, halblaut:

Das ist ein Neriker, lasst den in Ruh'.
Wo der her ist, da scheint die Sonne nicht,
da füllt ein blasses Licht, dem Mond vergleichbar,
höhlichte Thäler, dran das Elchwild äst,
da sitzt der Nöck am Wassersturz und singt.
Schau sein Gesicht nur an, ist's nicht so schleirig
wie Eulen ih'r? Sei Vater war grad so,
war Steuermann und hatt' ein zweit' Gesicht
und wanderte in Moor und Bergesklüften,
indes sein Leib bei uns an Bord umherging.
Nun kommt er heim und find't die Mutter tot:
das hat ihm ganz den schweren Mund verschlagen.

Sie wenden sich alle, ins Haus zu gehen.

Peter, im Abgehen zu Frau Jensen, die inzwischen Elis einen Becher auf den Tisch gesetzt hat:

Ach! neunzehn Wochen kein vernünftiger Hafen!

Alle treten in die Schenke. Elis bleibt auf seinem Platz. — Nach einer Weile tritt Ilsebill geräuschlos aus dem Haus und stellt sich vor Elis hin.

Ilsebill:

Kennst mich noch, Elis?

Elis, nickt:

Bist die Ilsebill.
Da trink.

Ilsebill:

Ich dank' Dir schön.

Setzt sich neben ihn, trinkt.

Pause.

Elis, gleichgiltig:

Wie lebst?

Ilsebill, schiebt den Becher zurück:

Ich dank' Dir, gut.

Steht auf.

Ich stehl' Dir Deine Zeit.

Elis:

Ich brauch' sie nicht.
Ich wart' auf Einen, der ja so nicht kommt.
Auf Niels, den Sohn vom frühern Kirchspielschreiber.

Ilsebill:

Sagst Du mit Fleiss den Namen da vor mir,
damit Du mir was thust? Dann geh' ich fort.

Elis:

Was ist mit Dir und dem?

Ilsebill:

Es ist gar nichts.
Es war nur was.

Mit abgewandtem Gesicht:

Ein Kind hab' ich gehabt
von ihm. Der arme Wurm ist tot.
Ich leb'. Und jetzt geht mich der Niels nichts an.

Elis:

So, so.

Ilsebill:

Es ist gar lang her, dass Du fort warst.

Elis, mit künstlicher Gelassenheit:

Ja, ja. Die Mutter muss jetzt so was sein,
wie da an meinem Stiefel hängt. Und ist
nicht etwa schnell gestorben —

Ilsebill, nickt:

Deine Mutter.

Elis:

Und da wir gingen, war sie aus dem Zeug
wie Du und ich, nur besser. Ihre Augen
so rein, ihr Mund viel frischer wie der Deine.
Drei Jahr sind freilich eine lange Zeit.

Ilsebill:

Und Du hast's nicht gewusst?

Elis, anscheinend gleichmütig, mit der Ironie tiefsten Schmerzes:

Nein, nein, o nein.
Erst beim Anklopfen. Erst hab' ich gemeint,
es ist ein falsches Haus. Es steht ein Ofen,
wo sonst ihr Bette stand, und wo ihr Leib
erkaltete im Tod, da wärmt ein Hund
den seinen. Und dem Kirchspielschreiber Niels
hab' ich geschrieben, dass er mir das Amt
ansagt, wo ich die Sachen holen kann,
wenn was geblieben ist, wie man so schreibt:
nach Abzug der Begräbniskosten.

Starrt vor sich hin.

Ilsebill, wischt sich die Augen:

Elis!
Lass Deine Hand anschauen, nein, die andre.
Weisst Du noch, was das ist?

Elis:

Die Narbe da?
Das ist ja alles nicht mehr wahr. Wann war das?

Ilsebill:

Elis, wir gingen aus der Sonntagsschule,
da tratest Du mir in den Weg.

Elis:

Ach ja —
und fragte Dich —

Ilsebill:

Du fragtest nicht, Du sprachst:
was ich jetzt thu', das thu' ich zum Beweis,
dass ich Dich lieb hab' und damit Du's glaubst:
sonst will ich nichts.

Elis:

Und schnitt mich da hinein?

Ilsebill:

Du bücktest Dich, da lag ein roter Scherben
von hartem Thon und damit fuhrst Du Dir
wild über deine Hand, dass schweres Blut
aufquoll.

Elis:

Ich schnitt beinah die Sehnen durch.

Lacht trocken.

Ilsebill, bückt sich auf den Tisch und drückt die Lippen auf seine Hand:

Elis, zieht die Hand weg, rückt mit dem Stuhl fort.

Ilsebill:

Zudringlich bin ich.

Pause.

Elis!

Elis, sieht sie an.

Ilsebill, mit ängstlich flehendem Blick:

Gar nichts mehr?

Elis, zuckt die Achseln, klopft seine Pfeife aus.

Ilsebill, zögernd:

Wenn Du nicht wüsstest, wo Du wohnen solltest ...
weil ja die Mutter tot ist, hätt' ich nur
gemeint, Du könntest ja bei mir —

Elis:

Schön Dank.
Ich schlaf' an Bord.

Ilsebill, sieht vor sich hin.

Elis, sucht in seinen Rocktaschen, nimmt ein buntes Tuch, zieht aus der Geldkatze zwei Goldstücke, wickelt sie ins Tuch, schiebt es hin, wo es ihre Hand berührt:

Das Tuch da nimm und trag's,
ist indisch Fabrikat. Wer's kennt, erkennt's.

Ilsebill, wickelt die Goldstücke aus und schiebt sie ihm wieder hin:

Sei schön bedankt, für's schöne Tuch. Dein Geld
behalt. Das will ich nicht. Das wär mir nichts,
von Dir Geld nehmen. Dein Geld brauch' ich nicht.
Ich schwimm' im Gelde, wie man spricht. Ich hab's
nicht nötig.

Lacht, näher dem Weinen.

Der Portugieser, sieht aus dem Fenster der Schenke:

Blas doch nicht immer Trübsal, Elis, trink
und lass das Mädel trinken.

Elis, hält Ilsebill den Becher hin, sie schüttelt den Kopf; er trinkt den Branntweinbecher aus, atmet tief auf und lehnt sich zurück:

Schön warst Du freilich. Nun ich 'trunken hab,
kommt mir's zurück. Die Züge scharfgezackt

wie die Korallen, die tief drunten wachsen,
blass das Gesicht, allein so rot die Lippen ...
So schön warst Du, wo hast Du's hingethan?
Hör auf mit Weinen. Kann auch sein, Du bist
nicht gar so anders. Ich hab andre Augen.
Den Staar hat mir's gestochen und mir kehrt
das Leben wie ein Wrack sein Eingeweide zu.
Wenn ich Dich anschau, fest, so seh ich deutlich
Zwei Augen, glasig Zeug, gefüllt mit Wasser,
zwei Lippen, rund wie Egel, auch geformt
sich festzusaugen. Was steckt da dahinter,
was denn für grosse Lust? und dann nachher
was für ein Schmerz? was weiter für ein Schmerz?
Was ist daran so viel?

Schlägt sich an den Kopf:

Wie konnten Träume,
hier wurzelnd, riesige Polypenarme
danach ausstrecken, immerfort danach!
Es ist doch über alle Massen schal!

Er streift seine Aermel auf:

Da trag ich auch so was. Die küsste mich
und bohrte ihre kleinen Zähne ein:
ein javanesisches Geschöpf: ihr Reden
verstand ich so, wie ich ein Tier versteh,
in ihren Augen war was Bittendes,
wie Hunde bitten, und sie wollte immer,
dass ihrer Zähne Spur mir nicht verginge —
denn ihre Lippen freilich waren weich
wie Blumenblätter — da brannt' ich mir das
als Zeichen ein, damit mir's immer bliebe.
Da lachte sie vor Freude — vor dem Spiegel

hab ich's gemacht, mit Nadeln macht man das
und reibt's mit Pulver ein.

Ilsebill:

Das bleibt Dir nun.

Elis:

Die Haut ist freilich zäh.

Nach einer Pause:

Der arme Hund, das Mädchen, wollt ich sagen,
von Java ... einmal stiess ich so nach ihr,
wie man nach Hunden stösst ... denselben Abend
dacht ich an Dich: mir war, der Unterschied
wär' riesengross: ich seh', es ist gar keiner:
so schaal bist Du mir nun wie damals die.

Ilsebill, dumpf:

Elis!

Elis:

Den Namen wusste die dort auch.
Denselben Abend —

Starrt vor sich:

Ilsebill:

Elis!

Elis:

— ist mein Vater
verbrannt. Allein der Hund blieb ganz gesund,
der Schiffshund, ja. Er schlief mit ihm in einer
Kabine. Die Kabine brannte aus,
mein Vater mit. Der Hund lief heil heraus,
mein Vater schlief. Er hatte ein Gesicht
drei Tage früher.

Starrt vor sich.

Ilsebill, ängstlich:

Elis!

Elis, in sehr hartem Ton, abweisend:

Liebes Mädchen,
verstehst Du,

Er steht auf, geht auf und ab.

meines Vaters Sohn zu sein,
Das war kein Kinderspiel. Er war nicht hart,
allein sein Wandeln war stille Verzweiflung.
Tief war sein Sinn. Er lebte in der Furcht.
Er hatte ein Gesicht, ehdem er starb,
und wusste seinen Tod drei Tage vorher,
und ging so hin, der alte Mann, und schwieg.
.
Gleich nachher kam die Sehnsucht über mich,
nach ihm nicht, nach der Mutter!

Setzt sich wieder, flüstert:

's war ein Auftrag
von ihm, drum kam's so plötzlich über mich:
sie geben solchen Auftrag, die dort unten.
Mir fuhr das Schiff zu langsam: in den Adern
quoll mir das Blut wie schweres glüh'ndes Erz
und drückte mich zur Nacht: da ward aus mir
jedwede andre Sehnsucht ausgeglüht:
dies einzige Verlangen frass die andern
im Finstern auf; wär ich im Krampf erstarrt
und so gestorben, auf den Lippen hätte,
den starren, jedes Aug' den Laut gelesen,
mit dem Du anhebst, wenn Du Mutter sagst.

Er steht auf.

Die war schon unten, als ich kam. Die Reden,
die mir im voraus von den Lippen trieften,
wie Wasser aus des gierigen Hundes Lefze,

die schlugen sich nach innen. Mir ist übel,
die Landluft widert mir, mir widert Seeluft.

Setzt sich wieder.

Mir ist das Bett verleidet und der Becher;
wenn ich allein bin, bin ich nicht allein,
und bei den andern bin ich doppelt einsam.

Ilsebill:

Dein Blut ist schwer. Dich hat der grosse Kummer
tiefsinnig werden lassen. Geh mit mir.

Elis:

Ich könnte stundenlang auf meine Hände
hinunterstarren, und den fremden Mann
mir träumen, dem die zwei gehören können.

Ilsebill, legt ihr Gesicht auf seine Hände.

Elis, seine Hände wegziehend, rauh:

Hab ich's nicht schon gesagt, ich schlaf an Bord.

Ilsebill, nickt unterwürfig, schleicht sich lautlos fort.

Elis sitzt allein. Die anderen drinnen lärmen und singen. — Der faule Klaus und der Portugieser kommen ans Fenster.

Portugieser, beugt sich aus dem Fenster zu Elis:

Wo bist Du wieder?

Elis, spricht über die Schulter, ohne sich umzusehen:

Ich, ja Portugieser,
ich bin hinüber.

Portugieser:

Was?

Elis:

Ei ja. Herum
ums letzte Cap und schwimm mit nackten Masten
und ohne Steuer in der grossen Drift,

der grossen Drift, dort drunten, von woher
kein Schoner wiederkommt und keine Brigg.

Portugieser:

Er redet wie ein Pfarrer!

Klaus:

Sauf und schweig!

Gehen vom Fenster weg.

Elis, vor sich:

Ich bin herumgekommen. Ich war jung,
da war mir nur um's Fahren. Einen Fusstritt
gab meinem Kahn der Vater, und die Mutter
blies ihren letzten Atem in die Leinwand,
da kam ich gleich hinüber. Und da ist
die Drift, die grosse totenhafte Drift.

Portugieser, wieder am Fenster:

Komm doch herein und iss jetzt einen Bissen!

Geht wieder weg.

Elis, vor sich hin:

Sagt Einer »guter Bissen«, so sag ich:
den besten essen doch die Würmer, freilich . . .
sagt Einer: »Schau, das Mädel, schöne Brüste«,
sag ich: ein Stein wär besser. Diese Steine,

Er stösst mit dem Fuss gegen den Erdboden:

die sind doch auch herum ums grosse Cap,
die haben ausgespielt, die spüren nichts.

Er versinkt in sein finsteres Hinträumen. Die drinnen singen. Der alte Fischer schleicht aus seiner Hütte zu dem Ohnmächtigen hin, betrachtet ihn traurig, geht mit gesenktem Kopf wieder nach Hause.

Frau Jensen, die beiden Mädchen und der Peter kommen aus der Thür herausgetanzt, einander umschlungen haltend.

Kathrine:

Wo ist Dein Mann?

Regine:

Wo ist Dein Mann?

Alle Drei:

So sind wir halt drei Witwen dann!

Kathrine:

Der meine wollte mich verkaufen
und 's Geld versaufen,
da bin ich fortgelaufen!

Regine:

Mir lief der meine selber fort!

Frau Jensen:

Der meine sitzt an einem Ort,
da möcht' er gern und kann nicht fort.

Alle Drei:

Ach Gott, mir ist das Herz so schwer!
Wo nehm' ich schnell einen Andern her?

Regine, setzt sich dicht zu Elis:

Ich möcht' einen Mann!

Peter:

Eine Maultrommel nimm und marschier' voran!

Portugieser, ist mit Klaus auch herausgetreten; sie stehen auf den Thürstufen:

Wo soll's denn hin?

Peter:

Meint Ihr, wir verhocken den Abend hier?
Ich möcht' ein bissl noch was andres haben
als fades Bier und die paar Mädel da.
Ich weiss Euch ein Lokal: ein Keller ist's,
hui, wenn Du da hinabkommst, weisst Du nicht,
ob Du nicht gar im Meer bist: nichts als Licht

und Spiegel vorn und hinten, dass Dich schwindelt.
Du schiebst Dich weiter, und in eine Höhle
trittst Du, da ist kein Licht, kein Oel, nicht Kerzen:
die ganzen Wände leuchten wie Karfunkel,
und Bänke stehen drin von rotem Sammt,
da sitzen Dir zwei, drei, die können singen!
Du meinst, es wäre künstlich, nicht natürlich!
Und wenn sie dann gesungen haben, wenn sie
sich zu Dir setzen, weisst Du gar nicht erst,
was Du mit einer solchen reden sollst:
Dir nimmt's den Atem, wie sie nach Vanille
und Rosenwasser riecht. Und willst Du trinken,
greifst in die Wand der Höhle, wo Du willst,
so faul Du kannst, das Mädel auf den Knien,
drehst einen Hahn, hältst unter, rot und grün
kommt ein Getränke, stark und süss zugleich
wie Feuersyrup, und die Mädel, Du —

Geht auf Elis zu, schüttelt ihn an den Schultern:

Du willst nicht mit? Du bist ja gar kein Seemann,
hätt' ich ein Schiff, mir thät' es grausen, grausen,
Dich mitzunehmen, Dich.

Elis, sieht einen Augenblick ihm ins Gesicht, dann zu Boden:

Das kann wohl sein,
dass ich kein Seemann mehr bin, kurzer Peter!

Peter, zornig, dass ihm Elis nicht widerspricht:

Ein Maulwurf bist Du, weiter nichts!

Links vorne ist unscheinbar der alte Torbern aufgetreten. — Er ist ein kräftiger, etwas gebeugter Mann, dem Ansehen nach kaum siebzig. Trägt altertümliche Bergmannstracht, völlig abgetragen und verschossen. Hat blutumränderte merkwürdige Augen. Steht dort in der linken Ecke, an

den Zaun gelehnt, von niemandem beachtet, und lässt seine Augen auf Elis ruhen:

Elis, sieht Peter gross an:

Ja, Peter,
das kann schon sein. Mir ist, Du hast ganz recht.
Das ist nicht dumm, was Du da sagst. Mir wär
sehr wohl, könnt' ich mich in die dunkle Erde
einwühlen. Ging es nur, mir sollt' es schmecken,
als kröch ich in den Mutterleib zurück.

Er steht auf, fährt mit den Händen wie staunend an seinem Leib herab:

Mir löst sich's jetzt, dass dieser hier mein Leib
nur ein Geköch ist aus lebendigen Erden,
verwandt den Sternen auch. Wär das nicht so,
wär nicht gewaltsam nur die Nabelschnur
zerrissen zwischen mir und den Geschöpfen
den andern, dumpfen, erdgebundenen:
wie dränge mir ans Herz des Hirschen Schrei?
wie möchte dann der Linde Duft mein Blut
bewegen? wie verschlänge mich die Nacht
in schwere Träume? wie gelüstete
mein Leib die Gleichgeschaffnen zu berühren?

Thut ein paar schwere, gleichsam gebundene Schritte nach vorwärts; spricht gegen den Boden:

Du tiefes Haus, was streben wir von Dir,
wir sinnentblösst Wahnwitzigen aufs Meer,
dem Lügensinn, dem Aug' allein gehorchend,
der uns vorspiegelt, was für ewig uns
verborgen sollte sein, die bunte Welt,
die wir doch nie besitzen!
Seht, die Unke,
das tagblinde, verborgene Geschöpf,

ist strahlend gegen unsre Finsternis
und winkt mir mit bediademtem Haupt:
denn ihr ist noch Gemeinschaft mit der Erde!

Regine, schreiend:

Nimm Dich in acht, es hört Dir Einer zu!

Springt weg, schlägt ein Kreuz über ihn.

Torbern, ist einen Schritt näher getreten.

Die Anderen, stehen rechts rückwärts beisammen, im Begriff, wegzugehen.

Klaus:

So war sein Vater, wenn's ihn überfiel!

Peter:

Lasst ihn allein. Nachher wird er wie immer.

Sie wenden sich zum Gehen.

Elis, an dem Busch, der vorne steht; immer gegen den Erdboden sprechend:

Haus, thu Dich auf! gieb Deine Schwelle her:
ein Sohn pocht an! auf thu Dich, tiefe Kammer,
wo Hand in Hand, und Haar versträhnt in Haar
der Vater mit der Mutter schläft, ich komme!
Entblösst Euch, Ihr geheimnisvollen Adern,
ausbluten lautlos sich die meinen schon!
Mein Haar sträubt sich vor Lust, bei Euch zu sein,
Ihr Wurzeln, die Ihr an dem Finstern saugt,
Euch funkelnd nährt aus jungfräulicher Erde!
mein Herz will glühn in einem Saal mit Euch,
blutrote Funkelsteine, hocherlauchte,
schlaflose Lampen, täuscht mich nicht, ich seh Euch,
ich seh Euch glühen wie durch fahles Horn,
versinkt mir nicht, ich halt' Euch mit der Seele!

Tiefer gebückt, wild atmend.

Die Anderen sind fort.

Torbern, steht vor ihm, hüllt ihn in seinen Blick.

Elis, auffahrend, in völlig verändertem Ton:

Wer bist Du, der mir zuhört? Was hab ich geredet? Wer bist Du? Die Worte brachen aus mir hervor.

Stark:

Das hast Du mir gethan!

Torbern:

Und wie?

Elis, ohne ihn anzusehen:

Das frag ich mich. So warst Du's nicht?
Du warst's! Du sprachst ein Zauberwort.

Torbern, sehr laut:

Sprach ich?

Kleine Pause.

Flüsternd:

Bedurft' es dessen auch? Entquoll den Lippen von selber nicht das rechte Wort? Entglomm dem Aug' von selber nicht der starke Strahl?

Elis:

Mir war, ich sähe in den Grund. Mein Blut macht mir was vor.

Torbern:

Du blöder Thor, gieb acht.

Elis:

Zuerst so leise, nun so überlaut!
Willst Du betrügen?

Torbern, sehr leise:

Meiner Stimme Klang
bin ich entwöhnt.

Elis:

Wo kamst Du her?

Torbern:

Von dort,
wo Du hin willst.

Elis, zurücktretend:

Ich weiss nicht, was ich sprach.

Torbern, leise:

Doch sind's der Seele tiefgeheimste Wünsche,
die sich dem unbewussten Mund entringen.

Elis:

Wer seid denn Ihr?

Torbern:

Ein Bergmann. Hast Du keinen noch gesehn?

Elis:

Der Mutter Vater war ein Bergmann auch.
Sein Kleid war ähnlich, doch auch wieder anders.
Was wollt Ihr von mir?

Torbern:

Nur den Weg Dir zeigen.
Ich kam, weil Du mich brauchst.

Elis:

Ich brauch Dich nicht.

Torbern:

Du brauchst mich, wie ich Dich.

Elis:

Ich bin ein Seemann —

Torbern, lacht.

Elis, stutzt; fährt dann fort:

zurück aus Indien und nehm' nächstens Handgeld
nach Grönland. Guten Abend.

Will gehen.

Torbern, hält ihn sanft:

Elis Fröbom —

Elis:

Wir haben miteinander nichts zu schaffen,
als — etwa — da —

Will ihm Geld geben:

Was hältst Du meine Augen
mit Deinem Blick?

Macht sich los.

Ei, geht und lasst mich gehn.

Er geht einige Schritte, wird langsamer, bleibt stehen.

Torbern, sieht ihm nicht nach, bückt sich, betrachtet einen Kiesel:

Geht, ich halt' Euch nicht.

Elis, geht wie gezogen wieder zu ihm zurück.

Torbern, richtet sich jäh auf.

Elis:

So ist's ein Auftrag, den Du hast an mich?

Torbern:

Nenn's immer so. Mir ist es aufgetragen,
dass ich den Weg Dir zeig, und Dir —

Elis, fieberhaft:

Und mir?

Torbern:

Dass Du ihn gehst.

Elis, wie verloren:

Ich wollte jetzt fortgehn.

Torbern:

Doch kamst Du wieder.

Elis:

Wusstest Du's voraus?

Pause.

Womit bezwingst Du mich?

Torbern, rasch:

Mit Deinem Willen.

Elis:

Der war, zu gehn!

Torbern:

Der ist: mit mir zu gehn
nach Falun und ein Bergmann dort zu sein.

Elis, tonlos:

Zu werden?

Torbern:

Keiner wird, was er nicht ist.

Eine starke Pause.

Elis:

Was hält mich hier?

Er spricht mehr zu sich als zu dem Andern:

Was soll ich mir gewinnen
und was der Preis, womit ich's zahlen soll?
Hier steh ich, Elis Fröbom, ein Matros
und eine Waise: wenn dies hier die Fallthür
der Hölle ist, und der des Teufels Bote,
und meine Seele das, worauf er ausgeht,
so gieb mir Du, an den mein Flehn sich klammert,
ein Zeichen, dran ich mich ermannen kann!

Pause.

Wenn ich mich zwingen wollte, und es lügen:
die Zunge bäumt sich gegen meinen Willen
und sie bekennt: in mir geht etwas vor!

Er befühlt sich.

Was immer nun dies sei, ich kann nicht anders!
Die Kniee werden schwer —

Torbern:

Denn es verlangt sie
hinabzusteigen.

Elis:

Wolken droben, Bäume,
sie werden fahl —

Torbern:

Dein Aug' will Schönres sehn!

Elis:

Mich fasst aus Klüften ein gewaltiger Hauch —

Torbern:

Dir widert Landluft, Seeluft widert Dir.

Elis:

Der Boden wankt!

Klammert sich an den Busch.

Torbern:

Steh! Seemann, schwindelt Dich?

Elis, schon im Versinken:

Ich sinke ja! es nimmt mich ja! ich muss!

Er versinkt völlig.

Rasche Verwandlung.

ZWEITER AUFZUG

Im Innern des Berges. Ein nicht sehr grosser Raum, rechteckig, dessen Wände aus dunklem, fast schwarzem Silber. Zwischen Pfeilern rechts ein Ausgang, von Finsternis völlig verhangen, zu dem drei runde Stufen aufsteigen. Die Decke flach gewölbt. Alles aus dem gleichen, geheimnisvollen, prunkvoll finsteren Stoff gebildet.

Elis, steht mit dem Rücken an die linke Seitenwand gelehnt, die Augen weit aufgerissen; das Weiss seiner Augen ist im Anfang das einzige Helle in dem finsteren Raum, auf dem die Schwere undurchdringlicher Wände lastet:

Ich hab geträumt! Jetzt lieg ich wach! Ich lieg
in meiner Koje. Nein, ich steh. Ich bin
ganz angezogen. Hier ist Hartes: Stein.
So bin ich blind! Ich fiel: doch schmerzt mich nichts.
Ich fiel endlos durch rötlich schwarze Schlünde.
Ich bin nicht blind. Ich sehe meine Hände!
Ich bin allein in einem finstern Raum.
Nein, nicht allein! Da! Da! Da! Da!

Die Bergkönigin ist zwischen den finstern Pfeilern rechts hervorgetreten und steht auf der obersten der drei dunklen Stufen. Vom Scheitel bis zur Sohle ist sie in ein schleierhaftes Gewebe gehüllt, dem ein sanfter Glanz, das gedämpfte Leuchten ihres Körpers, entströmt. Am stärksten leuchtet ihr Scheitel, wo ein fast glühender Reif in funkelndem Haar den Schleier zusammenhält. Die lautlose Gestalt, die unmerklich bebt wie eine hochstielige Blume, strömt in den ganzen Raum eine mässige Helle aus, und die finstern Silberwände blinken manchmal auf.

Elis, auf die Gestalt hinstarrend:

Ich träum'
und träum' nur, ich bin wach.

Königin:

Nein, Elis Fröbom,
nun träumst Du nicht.

Elis:

Es spricht zu mir.

Königin, ohne sich zu regen:

Er meint,
er liegt im Traum. Bring ihm zu trinken, Agmahd.

Der Knabe Agmahd kommt lautlos die Stufen herab. Er ist völlig schwarz gekleidet. Sein Kopf ist hell, mit weichem blondem Haar. Er hat meergrüne Augen, die seltsam ins Leere zu starren scheinen. Er trägt auf silberner Schüssel einen silbernen Becher, aus dem schwaches Leuchten

steigt. Lautlos gleitet er auf Elis zu und bleibt vor ihm stehen, den Becher aufwartend.

Elis:

Du liebliches Gesicht, wo kommst Du her?
Lass mich Dein Haar anrühren! Kennst Du mich
nicht mehr? Ich bins, der bei Dir lag, so oft, so oft,
dort bei den Palmen, dort am stillen Fluss.
Weisst Du's nicht mehr? wie ich Dich lehrte, Dich
zu spiegeln hier in meinen beiden Augen,
und wie ich mir Dein Zeichen in den Arm
einschnitt? sieh mich doch an, weisst Du nichts mehr?
Wie? Trinken soll ich, weil die dort es will.

Er nimmt den Becher und trinkt.

Es glüht und schäumt und schüttert durch mein Innres hin.
Bieg mir Dein Antlitz her! Verfärbst Du Dich?
wie anders scheinst Du nun! Du bist kein Mädchen —
Du bist es, Du Ertrunkner, lieber, lieber!
Nicht wahr, wir waren Freunde! Dass Du starbest!
Wir zogen Dich heraus, da lagest Du:
Dein Leib war hell und kühl wie Elfenbein:
Ich kaufte ein geweihtes Licht und sass
die ganze Nacht bei Dir, es drückte mich,
dass ich nicht weinen konnte, und ich sah Dich an.
Kommst Du jetzt, mir das zu danken? Bleib doch hier?
Was schwankst Du fort? Lass mich nicht hier allein.

Der Knabe Agmahd hat sich von ihm entfernt, ist plötzlich im Dunkel der Wände wie verloschen.

Elis:

Und Du! Du bebst! Bebst Du vor Ungeduld?
Sinnst Du auf meinen Tod? Du! Du!

Königin:

Ich acht auf Dich.

Elis:

Mir grauts vor Dir.

Königin:

Warum? Du kennst mich nicht!

Sie wirft mit einer ungeduldigen Bewegung die Arme nach rückwärts und faltet die Hände im Nacken, sodass die weiten Aermel zurücksinken und die wundervollen Hände sichtbar werden.

Elis:

Den Händen, die Du hast, entblüht ein Glanz,
mir ist, als trät mein Blut aus mir ins Freie,
wenn ich hinseh.

Königin, streckt die Rechte aus:

Tritt her und rühr sie an.

Elis, unbeweglich an seinem Platz:

Ich kann nicht. Wir sind nicht aus einer Welt.
Ich kann's nicht fassen, dass ich hier steh, ich!
Warum denn ich? Droben sind Tausende!
Warum denn ich? Mich schauderts bis ins Mark.

Königin:

Und ich hab mich so lang nach Dir gesehnt.
Wohl hundert Jahr. Was zuckst Du? Grauts Dich so?
Sieh, ich kann doch für Dich nicht fremder sein,
nicht unbegreiflicher, als Du für mich.
Mich schauderts nicht. Und, glaub mir, manches, was ich weiss
von Euch da droben, ist wohl schauerlich.
Ich weiss, Ihr kennt das Angesicht des Wesens,
das Euch geboren hat. Ihr nennt es »Muttter«,
wohnt unter einem Dach mit ihm, berührt es!
Das macht mich grauen, wenn ich's denken soll.
Ich weiss, Ihr schlummert niemals lang, doch wenn
Ihr Euch hinlegt zu einem langen Schlaf,
so seid Ihr's schon nicht mehr: der Erdengrund,

der mich mit klingendem Gehäus umschliesst,
Euch löst er Eure Glieder auseinander,
und Bäume wachsen auf aus Eurer Brust,
und Korn schlägt seine Wurzeln Euch im Aug.
Und die dann droben leben, die ernährt,
was also aufkeimt aus der Brüder Leib.
Mich dünkt, ich stürb vor Graun, müsst ich so leben
hervor aus einem Leib, hinab zu Leibern.
Und wenn ich Eurer einen atmen seh,
werd ich's nicht los, mir ist, als müsst an ihm
noch hängen Ungewordnes und Verwestes,
als wär er nie allein, wo er auch geht und steht.
Und dennoch lieb ich Dich und will Dich halten!

Ringt ungeduldig die Hände.

Graut Dir, dass ich schon war, bevor Du warst?
Macht Dich das zornig, dass ich schlafen kann,
so lang und rein und tief? Dass ich allein bin,
nur spielend mit Geschöpfen, die mir dienen?
Gieb mir doch Antwort, steh nicht stumm und hart!
Sieh: Euch da droben flutet ohne Halt
die Zeit vorüber, doch mir ist's gegeben,
in ihren lautlosen kristallnen Strom
hinabzutauchen ihrem Lauf entgegen,
und ihren heiligen Quellen zuzugleiten!
Heft nicht so dumpf den starren Blick auf mich!
Begreifst Du nicht: das uralt heilige Gestern,
ruf ich es auf, umgiebts mich und wird Heut:
und Dunkelndes und Funkelndes vergeht
und Längstversunknes blüht und glüht herein.

Indem die Wand des Hintergrundes durchsichtig wird, thut sich eine tiefe Landschaft auf. Ueber hellgelb leuchtende Gewässer neigen sich ungeheure Bäume, bald von glühenden, bald von zarten Farben. Im fernen

Hintergrunde werfen mächtige dunkle Abgründe und Felsenwände einander geheimnisvollen metallischen Schein zu.

Und wieder tauch ich auf und lass dies alles
hinunterrollen in die ewigen Tiefen!

Indem sie so weiterspricht, ohne sich im Geringsten zu wenden, steht rückwärts wieder die finstere, dann und wann aufblinkende Wand von dunklem Silber.

Ahnst Du denn nicht, wie mächtig Geister sind,
und bist doch einer! Wirst Du immer bleicher?
Vielleicht ist dies Musik vor Deinem Ohr!

Schlägt in die Hände. Der alte Torbern steht plötzlich da, das Gesicht ihr zugewendet, in dem von ihr ausgehenden Lichte regungslos wie ein ehernes Standbild.

Königin:

Sprich zu ihm, Torbern. Hilf mir Du, ihn fassen!
Dich wird er hören, weil Du auch ein Mensch.

Torbern:

Mich ekelt seine Dumpfheit. Königin,
ist dies das letzte Mal, dass ich Dich sehe?

Königin:

Ich weiss nicht.

Torbern:

Wohl, ich weiss! Und er steht da,
wo ich einst stand.

Königin:

Sprich nicht davon!
Sag ihm, wie über aller Menschen Lose
Dein Los anschwoll. Wie Du verlernen durftest,
zu messen Dich mit ihrer Zeiten Mass.
Wie Dir zu Dienst das wogende Gewässer
vor Deinen Füssen starrte, Dich zu tragen.

Wie Dich die Kraft, die in Dir wuchs und wuchs,
hin über Klüfte riss, wie ihre Sterne
herniederstürzten, Deinem Pfad zu leuchten.
Sag ihm —

Elis:

Nun, wie geschah dies, Torbern, wie?

Torbern:

Vom Anfang soll ich reden, nun das Ende
so nah? Entkräftend fasst's mich an wie fahle Träume.
Es ist so lange her. Die nun im Sarge liegen,
damals stand noch der Baum in jungem Saft,
der später, später gab das Holz zu ihren Wiegen.
Verlernen durft ich's, mich mit ihrem Mass zu messen.
Verlernen durft ich alles, was sie meinen.
Die ganze Welt, die sie mit dumpfem Sinn
aufbaun, brach mir in Stücke. Ob ein Mensch,
ich ward ein Geist und redete mit Geistern.
Von ewiger Luft umwittert, ward ich schnell
dem dumpf umgebend Menschlichen entfremdet:
mir galt nicht nah, nicht fern: ich sah nur Leben.

Er thut einen tiefen Atemzug.

Da droben waren welche, die mit Armen
und Lippen klammernd als an einem Teil
von ihrem Selbst an mir inbrünstig hingen:
Ich schüttelte sie weg von meiner Brust.
Mein Herz schwoll auf und redete bei Tag
und Nacht mit den Abgründen und den Höhen,
und meinem seligen Aug entblösste sich
Die Schwelle Deines Reichs —

Königin, schnell:

Nicht davon, Torbern!
Hier steht er ja und weiss nicht, wie ihm ist!
Nun geh.

Torbern:

Muss ich?

Königin:

Hast Du noch nicht gelernt
zu fühlen, was Du musst?

Torbern:

So schwank ich denn im Kreis dem Anfang wieder zu,
und so begegn' ich dem, der nach mir kommt.

Königin:

Er wird Dich rufen.

Torbern:

Mag er folgen,
wo er mich schreiten sieht, doch stumm, mich ekelt
Gespräch der Menschen. Mag er sich von Zeichen
zu Zeichen tasten, endlich trifft er her.
Und ich — er soll schnell kommen! — in mir flackerts
und zuckts und will verlöschen! Jahre glitten
an meinen Wimpern ab wie leichter Duft
an Felsenwänden — und nun zehrt der Hauch
von einer einzigen Nacht mit Wut an mir,
und wo ich ruhe, mein ich schon zu sinken.

Er verschwindet.

Elis:

Ihn treibt ein ungeheurer Geist umher,
er kam zu Dir und durfte bei Dir wohnen,
die Jahre hatten ihm nichts an, er hing
an Deinem Aug, an Deinem Leib — Erbarm Dich meiner:
er trat heran, er durfte Dich berühren,
er! er! doch ich! wie ich?

Königin:

Du bist wie er.

Elis:

Die Stimme, die Du hast, greift mir ins Innre.
Ich will mit Dir sein können!

Königin:

Bist Du's nicht?

Elis:

Dies Grauen —

Königin:

Wirfs von Dir!

Elis:

Wie konnt ich kommen?

Königin:

Fragst Du aufs neu. Weil Du ein Geist wie ich.
Dein Mund sprach mächtige Worte aus.

Elis:

Doch wann?

Königin:

Du sehntest Dich herab, den Boden schlug
Dein Fuss, unwillig trugst Du, zornig atmend,
den Druck der irdischen Luft, Dein Blick durchdrang
die Niedrigkeit, Dein Mund verschmähte sie,
ein ungeheurer Strahl entglomm dem Aug,
und das Gewürm floh, die Finsternis
trat hinter sich, so wie sie's thut vor mir!

Elis:

Wie kam es über mich!

Königin:

Es schläft in Euch.
Doch ahnt Ihr's nicht. Du warst zu Tod erstarrt,
Dein Mund verhangen, Deine Augen öd.
Da trat's in Dir empor, und wie im Traum
griffst Du mit Aug und Mund nach Strahlendem,
gebunden wie ein Kind, und doch ein Zauberer!
Und halb noch dunkel, halb wie Geister leuchtend,

ergriff's Dich, unbewusst herabzusteigen!
War Dir, Du fielest? war Dir nicht, Du flogest;
und fühltest nicht, wie ich im Dunkel stand
und bebte?

Elis:

So darf ich hingehn und Dein Antlitz sehn?

Königin:

Tritt her.

Elis, tritt zu ihr.

Königin, steigt die Stufen herab, ihm entgegen, hebt mit der Linken den Schleier von ihrem Antlitz, sodass sein Gesicht, von unten ihr entgegengehoben, ganz von ihrem Abglanz überflutet wird.

Elis, schreit auf:

Ah!

Duckt sich, geblendet, gegen den Boden.

Königin, lässt den Schleier wieder zufallen, richtet sich auf, spricht sanft:

Sinn ich auf Deinen Tod? Wirst Du's ertragen,
mit mir zu sein? Wirst Du die ganze Welt
bei mir vergessen können?

Elis, vor ihren Füssen, seiner Stimme nicht mächtig:

Sprich langsamer. Dein Antlitz funkelt so
vor meinen Sinnen!

Königin:

Elis!

Elis:

Wie?

Königin:

Merk auf!
Du darfst nicht bleiben.

Elis:

Wie?

Königin:

Du musst hinauf
und wiederum herab. Komm bald! komm bald!
Du!

Elis, schwach, völlig vor ihr liegend:

Ich muss sterben, wenn Du mich verhöhnst.

Königin:

Hör mich: es muss so sein.

Elis:

Wie?

Königin:

Hör mich, Lieber.
Ich darf Dich noch nicht halten. Ich kann Dir
noch nicht gehören. Deine Sinne sind
mit Sehnsucht vollgesogen noch nach denen
da droben.

Elis:

Wie?

Königin:

Dir ist es nicht bewusst.
Doch hab ich's wohl gesehn. Der Knabe Agmahd,
ein schwankend wesenlos Gebilde ist's:
ein Spiegel. Jedem zeigt's, was heimlich ihm
am Herzen ruht. Du stiessest sie von Dir,
die droben, aber etwas lebt von ihnen,
noch etwas lebt in Dir. Du musst hinauf —

Elis, schwach:

Ja.

Königin:

Und ein Bergmann sein. In Einsamkeit,
tief eingewühlt in Dunkel. Immer näher —

Elis:

Ja.

Königin:

Geh dem Alten nach, er weiss den Weg,
ob widerwillig auch, er zeigt ihn Dir.

Elis:

Ja.

Königin, berührt ihm leise die Schulter:

Auf, mein Zaubrer!

Elis:

Weh, Du wirst mir bleicher!

Die Gestalt der Königin wird undeutlicher, endlich unsichtbar.

Ich seh Dich nicht! Erbarmen! Gieb mir Antwort!
Sag noch ein einzig Wort zu mir!

Stimme der Königin:

Komm bald!

Verwandlung.

DRITTER AUFZUG

Die Scene wie zu Anfang des Aufzuges.

Elis, taucht aus dem Erdboden empor, liegend, mit geschlossenen Augen. Es dunkelt. Die Fenster der Schenke, die nun geschlossen sind, blinken noch einmal auf, erblinden dann.

Elis, schlägt die Augen auf, richtet sich jäh auf:

Dorthin! dorthin! Nun zeig den Weg! Wo bist Du?

Läuft ans Fenster der Schenke, schlägt daran, versucht hineinzusehen.

Frau Jensen, aus der Schenke tretend:

So kommt Ihr wieder? Nun, mir war nicht bang.

Elis, ohne Atem:

Der Alte, wo?

Frau Jensen:

Der da war, der? der Bettler?

Elis:

Ein Bettler, er, der Könige machen kann!
Weib, wo er ist?

Frau Jensen:

Ja, was weiss ich?

Elis:

Vernichtung!

Besinnt sich:

Hier nehmt auch selbst.

Wirft ein Geldstück hin.

Und nun ist eins zu sorgen.
Ich muss nach Falun.

Frau Jensen:

Wo's hinuntergeht
ins Innere des Berges?

Elis:

Recht! Und das
sogleich, eh diese Nacht zu Ende geht.

Frau Jensen:

Wie wollt Ihr das?

Elis, seine Geldkatze in der Hand:

Ich reit ein Pferd zu Tod
und kauf ein neues, wo das erste fiel.

Frau Jensen:

Nicht in drei Tagen und dazu drei Nächten
trägt Euch ein Saumtier durch die Pässe hin,
zu Wasser aber —

Elis:

Also denn zu Wasser.
Hier wohnen Fischer, schaukelt doch ein Boot,

des Menschen ist es wohl, der drinnen schläft:
ich weck ihn denn!

Frau Jensen, hält ihn:

Den rührt nicht an, der schläft nicht irdischen Schlaf:
wo der liegt, ist die Schwelle schon zum Jenseits!

Elis:

Die will mein Fuss betreten: Er soll aufstehn
und mir den Weg nicht sperren!

Des Fischers Sohn richtet sich auf und tritt aus seinem Boot ans Land.

Frau Jensen, aufschreiend:

Gott im Himmel!

Fliegt an des Fischers Haus.

Alt-Fischer, Fischer-Mutter, Euer Sohn!
Seht her! ein Wunder!

Der alte Fischer, läuft heraus, reisst die Mütze vom Kopf.

Seine Frau, hinter ihm.

Der alte Fischer:

Mutter, Mutter, still!

Des Fischers Sohn, ein grosser, starker, blondbärtiger Mann, geht ruhig auf Elis zu, macht einen Kratzfuss, sagt:

Das Schiff wär fertig, wenn der Herr jetzt will.

Fischer und Frau, kommen von der Seite, betrachten den Sohn mit scheuer Ehrfurcht.

Der alte Fischer, nimmt mit gespreizten Fingern den Sohn bei der Hand; mit zitternder Stimme:

Mein Sohn, mit Dir hat sich ein grosses Wunder
begeben!

Der Sohn, ruhig:

Mutter, führ den Vater weg:
er hat schon trunken, eh die Sonne auf ist.

Ich hab nicht Zeit, ich muss den Fremden führen.
Nach Falun will der Herr!

Der alte Fischer:

Mein Kind, erkennst
denn nicht, die Sonn ist unter, Nacht bricht an!

Der Sohn:

Lass, Vater, wir sind eilig, und der Landwind
ist stark und gut. Grad hat er mir die Raa
so hinters Ohr geschlagen, wie zum Zeichen,
dass ich mich nicht versäumen soll.

Der alte Fischer, feierlich:

Der Landwind,
der ist verschwunden seit zehn Tagen, Sohn!

Ein starker Windstoss.

Der Sohn:

Und da sollt Abend sein!

Der alte Fischer, erregt:

Mein Sohn, mein Sohn!

Der Sohn, zur Mutter:

So führ ihn weg! Er redet nicht Verstand.

Zu Elis, munter:

Das ist der rechte Wind auf Falun zu.
Der Herr wird wohl zufrieden sein. Geh, Mutter,
bring mir die Mütze noch. Gleich, Herr, sogleich!

Er geht zum Schiff, thut noch die letzten Handgriffe.

Der Wind wird stärker, der Himmel immer dunkler:

Das Folgende rufen die Beiden einander zu, indem sie die Hände schallverstärkend an den Mund heben. — In der Ferne, über den blauen Bergen, die nun nicht mehr sichtbar sind, fällt ein Stern:

Elis:

Du! Du! Fiel nicht ein Stern?

Der junge Fischer:

Ja, Herr, grad über Falun hin!

Elis:

Der tote Mann stand auf zu meinem Dienst,
die Sterne stürzen, meinem Pfad zu leuchten,
und wenn dies Boot zerscheitert unter mir:
die grüne Woge starrt und wird mich tragen.
Mein Innres schaudert auf, und fort und fort
gebiert's in mir ihr funkelnd Antlitz wieder —
und was mir widerführ, nun sterb ich nicht,
denn dieser Welt Gesetz ist nicht auf mir.

Er springt ins Boot, das sogleich vor dem Wind liegt.

Der Vorhang fällt.



DER SCHEMEN/ VON PAUL ERNST



ER Körper des Magiers lag kraftlos in dem grossen Lehnstuhl. Das Gesicht war bleich und um die Nase eingefallen. Aber sein Wille arbeitete mit Anstrengung an dem Schemen. Der Schemen schwebte vor ihm in der Luft, auf etwa drei Fuss Entfernung. Es war ein abgeschnittener Kopf mit halb geschlossenen, gebrochenen Augen, angeklatschtem, schweissigem Haar, dünnen Lippen, zwischen denen eben die blasse Zungenspitze zum Vorschein kam. Der Kopf war nicht glatt vom Rumpf abgeschnitten, sondern die Kreise der Luftröhren und das Rückgrat standen etwas über die blutige Schnittfläche hinaus. In den Mienen des Schemens lag der Ausdruck spöttischer Ergebung. Mühsam richtete der Magier sich im Stuhl auf um zu versuchen, ob seine Arbeit gelungen sei. Er rief dem Schemen zu „Bleib!“ und ging dann ins Nebenzimmer, um in seiner Weltpunktiertafel nachzusehen. Er zog und vertauschte die Stifte und sah dann lange in die Krystallkugel. In der Krystallkugel erschien endlich die Gestalt eines Mandarins, welcher in einer Art Laube sass. Der Magier bannte das Bild und wendete sich dann wieder dem andern Zimmer zu, wo er den Schemen allein gelassen hatte. Dieser schwebte noch auf derselben Stelle, aber er hatte nicht mehr das Aussehen der Körperlichkeit wie vorhin. Er war durchscheinend geworden, gespensterhaft, und man konnte durch ihn hindurch die Titel der Bücher sehen, die auf dem Bücherbrett hinter ihm standen. Einen konnte man sogar deutlich lesen: Freytags »Verlorene Handschrift«. Der Magier setzte sich geduldig wieder in den Stuhl und liess seinen Willen von neuem wirken. Lange blieb der Schemen in seiner durchscheinenden Verfassung; aber endlich wurden die Züge wieder schärfer; das bleiche Gesicht mit den schwarzen Haaren und dem Blut trat wieder körperlicher hervor, und in dem Maasse, wie die Gestalt des Magiers hinfälliger und schwächer zu werden schien, wurde der Kopf lebensstrotzender, so, dass er zuletzt war, als bereite er sich vor, auf den Magier hin zu schweben. Indem klopfte die

Haushälterin. Der Magier ging zur Thür, nahm ihr das Kaffeebrett ab und setzte es auf den Tisch. Während des Kaffeetrinkens ging er im Zimmer auf und nieder, dicht an dem Schemen vorbei, welcher sich unbeweglich an einer Stelle in der Luft hielt. Es befriedigte ihn, dass der Kopf auch in dem durch das Vorübergehen erzeugten Luftzug nicht ins Zittern und Schwanken gerieth. Der Magier sah nach der Uhr. Es war die Zeit der Zusammenkunft. Er schloss die Stubenthür ab, nachdem er den Zettel ausgehängt hatte, der die Hausthälterin instruierte, dass er nicht gestört sein wolle. Dann legte er sich in dem grossen Lehnstuhl zurück und versank sofort in Autohypnose. Während dieser löste sich seine Seele vom Körper, durchdrang die Wand, und begab sich zum Zusammenkunftsort. Dies war ein Chambre garnie, das von einem der Mitglieder bei der Witwe eines Magistratsbeamten gemietet war. Das Konventikel war vollständig. Die Seelen drängten sich in dem Zimmer; die Damen sassen auf dem Sofa und den Stühlen; einige der Herren hatten sich auf das Bett gesetzt, die übrigen standen. Und nun begann die gegenseitige Mitteilung, die direkt, ohne Worte, stattfand. Es war immer dasselbe. Zu jedem Einzelnen drang das Fluidum der Gesellschaft mit einem Schmerz, wie wenn er eine tiefe Wunde in der Brust hätte. Er hätte sich sträuben und wehren mögen, aber das durfte er nicht. Er fühlte, wie das Fluidum sich in ihn ganz ergoss, bis in die Fingerspitzen, und wie sein Eigenes immer matter wurde. Zuweilen war es, als ob ein Schwert in der Brustwunde ein wenig herausgezogen und dann wieder, wie in die Scheide, hineingestossen wurde. Niemand konnte sich rühren; jeder blickte mit entsetzlicher Angst auf die Uebrigen der Gesellschaft. Er wurde von einem furchtbaren Hass erfüllt gegen das Fremde, das in sein Ausgehöhltes hineineinkam; und jedem Einzelnen erschienen alle übrigen in grauenhafter Vermummung; ihre Gesichter waren verzerrt zu blassen Larven, oder zu Aehnlichkeiten mit Tieren, und zu einer so scheusslichen Hässlichkeit, dass es im Herzen weh that. Dann begann sich leise eine Angst von oben über die Gesellschaft zu legen, die ganz langsam immer tiefer hineindrang in die

Einzelnen, bis es ihnen schien, dass sie nicht mehr atmen konnten. Sie hatten die Vorstellung, dass sie sich ganz zu blossem Rauch verflüchtigten. Es war, als ob Dunkelheit leise nach der Mitte des Zimmers zusammenkam. Die Fensterscheiben blitzten schwarz in das schweigende Zimmer. Den Einzelnen war es, als ob sie dünner würden und als ob sie versänken, und der Hass stieg immer mehr in ihnen in die Höhe und drängte sich an die Lippen; aber sie konnten ja nicht reden, da sie nur Seelen waren; und deshalb verbreitete er sich wieder im Ganzen der Seelen und drängte wieder nach aussen, wie Schweiss aus den Hautporen dringt. Diese Energien begegneten sich im Zimmer, und zwischen ihnen fand ein Kampf statt in dem Schweigen, indem diese feindlichen Energien mit ihrer ganzen Front gegeneinanderdrängten. Das war unsichtbar, auch für die Seelen; aber Jeder wusste doch, was da in der Mitte des Zimmers vorging, und drückte sich scheu an die Wand, um nicht mit hineingerissen zu werden in das Drängen und dann zerquetscht zu werden.

Der Mandarin, den der Magier sich als Opfer ausgesucht hatte, war noch ein ziemlich junger Mann. Er hatte, wie das in China üblich ist, auf Kosten eines Konsortiums studiert, welchem er sich zur Rückzahlung der vorgestreckten Gelder nach der Anstellung hatte verpflichten müssen. Da er nach einem glänzend bestandenen Examen sofort eine sehr hohe Stellung bekommen hatte, so wurde es ihm nicht schwer, bald eine Frau aus guter Familie zu finden, deren Vater einverstanden war, nicht nur kein Geld von ihm zu verlangen, sondern sogar noch den Schwiegersohn von den Gläubigern auslöste. Er bewohnte ein kleines, aber bis ins Geringste hinein geschmackvoll und zierlich ausgestattetes Haus, hinter dem sich ein sehr schöner Garten befand. Dieser hatte ursprüng-

lich mit dem Garten des Nebenhauses ein Ganzes gebildet, und in der Mitte war ein mit bunten Glasstücken ausgelegtes Wasserbecken gewesen, in dem Goldfische schwammen. Später hatte man durch eine Mauer den Garten geteilt und über den Miniaturteich die Mauer in einem hohen Bogen hinweg geführt. Neben diesem Teich war eine Laube, in welcher der Mandarin oft neben seiner jungen und schönen Gemahlin sass, die zur Laute ein Lied eines alten Klassikers sang, während er gleichmütig mit seiner aus Holzkugeln und Jadestücken zusammengesetzten Mandarinenkette spielte und den Goldfischen zusah, die langsam im Wasser dahinzogen, kreismässig am Rande des Beckens. Ein Lotosbaum, dessen grosse, weisse Blüten in der Sonne dufteten, gewährte ihnen Schatten, und zuweilen fiel ein Goldkäfer aus einer Blüte herunter auf das Rosenholztischchen, das vor ihnen stand, und zappelte mit den Beinen. Einst sass die junge Gemahlin des Mandarins allein in der Laube und dachte daran, wie schön es wäre, wenn ihr Mann noch eine zweite Frau hätte, die gleichaltrig mit ihr sein müsste und ebenso schön wäre; wie sie dann zusammen scherzen würden; und vielleicht hätte sie eine schöne Altstimme, und sie würden dann in dieser Laube sitzen, und zweistimmige Lieder singen, während ihr Mann zuhörte und mit seiner Mandarinenkette spielte. Als sie so sass, erblickte sie in dem ganz stillen Wasser ihr Bild, und sie beugte sich vor, es zu betrachten. Indem sah sie ein zweites Frauengesicht neben dem ihrigen; sie stiess einen leisen Schrei aus, dem hinter der Mauer ein gleicher antwortete; und fast zu gleicher Zeit schwebte ein Blütenblatt des Lotosbaumes in das Wasser, leise zitternde Kreise erregend, die sich verbreiterten und die Bilder undeutlich machten. Auf der andern Seite der Mauer war also offenbar gleichfalls eine Laube, in welcher, gleich ihr, ein weibliches Wesen sass. Nur ganz flüchtig hatte sie das Bild gesehen, aber das Gesicht hatte sie doch ans Herz gerührt. Schnell eilte sie zu ihrem Gatten ins Bureau, um ihr Erlebnis zu erzählen. Auch er fühlte ein eigenes Sehnen im Herzen und ging mit ihr hinaus. Sie aber ergriff ihre lange Laute, die mit Schildkrot und Gold eingelegt war und silberumsponnene Saiten hatte, und sang ein Lied von Thu-Fu:

Das Wasser kräuselt sich,
Denn es ist eine Blüte hineingefallen,
Aber der ruhige Mond steht am Himmel.

In meinem Herzen ist Unruhe,
Aber meine Augen lachen dem Geliebten zu.

»Du hast schön gesungen,« sagte ihr Gatte. Und plötzlich hörten sie von drüben ein paar Akkorde einer Laute, und dann begann eine herrliche Altstimme zu erwidern:

Am hohen Himmel steht der ruhige Mond,
Und eine schmale Wolke zieht an ihm vorbei.

Ein Rind im Stall klirrt leise im Schlaf an seiner Kette,
Und ein Geist schwebt unhörbar über einem Lilienbeet.

Als der Gesang beendet war, erblickten beide für einen kurzen Augenblick wieder das fremde Gesicht im Wasserspiegel. Dann hörten sie nichts weiter und sahen nichts, trotzdem sie noch lange sassen und harrten. Der Mandarin ging zu seinem Schwiegervater und erzählte ihm das Vorkommnis. Dieser erkundigte sich und fand, dass die Eltern des fremden Mädchens wohl geneigt seien, ihre Tochter seinem Schwiegersohn zu geben. Er lieh diesem das Geld, welches die Eltern verlangten, und nun war alles so weit, dass in den nächsten Tagen die Hochzeitsfeierlichkeiten stattfinden sollten. Das war gerade die Zeit, wo der Schemen ankam. Plötzlich stand das abgeschnittene Haupt vor ihm. Es hielt sich immer in einer Entfernung von drei Fuss, wich sofort zurück, wenn er darauf zuging und folgte ihm, wenn er weg ging. Es hatte die gebrochenen Augen halb geschlossen, die schweissigen Haare waren an die bleiche Stirn angeklatscht, um den dünnen Mund, zwischen dessen geschlossenen Lippen die blassrote Zungenspitze zum Vorschein kam, war ein Zug höhnischer Ergebung, und aus der Schnittfläche am Hals ragten die Röhren und Adern ein wenig heraus. Natürlich merkt man in China in solchen Fällen an dem Genickschnitt sofort die europäische Herkunft des Schemens, und sicherlich tragen solche Dinge

nicht dazu bei, in den Chinesen freundlichere Gesinnungen gegen uns Europäer zu erwecken. Mit Hilfe eines Zauberers stellte der Mandarin bald die genaue Herkunft des Schemens fest. Er entschloss sich, die Summe, die er als Morgengabe für seine Verlobte hatte verwenden wollen, für seine Befreiung und eine Reise nach Deutschland zu bestimmen. Geleitet durch die genauen Vorschriften des von ihm befragten Zauberers, kam er in der Stadt an und fuhr vom Bahnhof direkt nach der Wohnung seines Feindes. Begreiflicherweise erregte der Fremde grosses Aufsehen, und nicht nur die Kinder, sondern auch Erwachsene versammelten sich neugierig vor dem Hause, das er betreten hatte. Der Magier hatte ihn schon vorfahren sehen und war sofort zur Thür gestürzt, um diese zu verriegeln. Aber vor dem Schemen, der dem fremden drei Fuss voraufzog, sprang die Thür sofort auf. Der Magier stand mitten im Zimmer und erwartete mit glühenden Blicken den Fremden. Nur auf seinen Blick konnte er jetzt noch vertrauen. Er legte in ihn das Gebot, dass der Fremde ihm nicht näher kommen dürfe, als zwei Meter; und er hatte wirklich die Kraft gehabt, das durchzusetzen. Der Chinese stürzte auf ihn zu, immer den abgeschnittenen Kopf vor sich; aber er konnte trotz aller Anstrengung nicht über die gewollte Grenze. Vergeblich umkreiste er ihn; der Magier drehte sich nur ruhig auf dem Absatz, ihn immer mit seinem Blick fixierend. Sinnlos vor Wut, zog der Chinese seinen Säbel und warf nach ihm; die Spitze quietschte, wie wenn sie auf Glas stiesse, die Klinge bog sich, und der Säbel fiel machtlos zur Erde. Aber während der Chinese den Magier so machtlos umkreiste, schwebte der Kopf, immer in gleicher Höhe, im engeren Kreis mit, etwa in der Mitte zwischen beiden. Dem Magier war die Hinterseite zugewendet. Da er, als er ihn bildete, nur an das Gesicht gedacht hatte, so war diese Hinterseite nicht ausgearbeitet; es fehlten die Haare und die Hirnschale; er sah das blosse Gehirn, das sich würmelte, grau mit roten Blutäderchen; und da der Schnitt nach hinten in die Höhe geführt war, sah er die ganze Schnittfläche des Halses, blassrot, mit dunkelroten Pünktchen, und mit den hervorragenden Schlauchenden. Der Chinese

war blass geworden und hatte aufgehört zu schreien. Hartnäckig umkreiste er ihn, indem er ihm spähend in die Augen sah. Der Magier wusste, dass jener sich auf seine grosse Nervenkraft verliess und abwarten wolle, bis die Kraft seines Blickes erlahmte. Und er fühlte, dass jener wirklich die grössere Nervenkraft hatte. Schon musste er in sich kämpfen, um die Ruhe innerlich zu bewahren; leise hob es sich in ihm immer von Neuem, und er musste es immer wieder von Neuem niederdrücken, während ihn der spähende Blick umkreiste und der Kopf mit dem würmelnden Gehirn. Er fühlte, dass er im Begriff war, die Unterscheidung der beiden sprühenden Augen zu verlieren, dass sie sich in eine hellgrau leuchtende Linie auseinander zogen. Und dabei drang in das lautlose, dumpfe Zimmer von unten das Murmeln von vielen Menschen; er hörte Rufe der Kinder und dann die schnarrende Stimme eines Schutzmanns. Der Gedanke wollte in ihm auftauchen: »was bedeutet denn das?« aber er musste ihn niederhalten, denn er durfte an nichts anderes denken, als an die zwei Meter Distanz. Und doch kamen jetzt allerhand thörichte Gedanken in ihm auf, die er nicht mehr zurückhalten konnte: »Ich hatte noch nicht einmal Kaffee getrunken.« »Wenn nun Etwas von dem Gehirn auf die Erde fiele.« Indem hörte er einen schweren Schritt auf der untersten Treppenstufe. Die Last fiel von seinem Herzen, aber in diesem Moment des Aufatmens hatte er seinen Willen erschlaffen lassen; der Chinese sprang auf ihn zu, umklammerte ihn mit seinen festen Armen, drehte ihn um, und drängte ihn vorwärts, indem er von hinten in seine Fusstapfen trat. Vergeblich stemmte sich der Magier gegen das Drängen. Nachdem der Chinese seinen Zweck erreicht hatte, warf er ihn von sich mitten ins Zimmer und ging hinaus.

Der Schemen war nun an den Magier selbst gebannt und verliess ihn nicht. Der Magier wusste übrigens, dass alle Anstrengungen ver-

geblich waren. Es fragte sich nur, ob er ihn nicht irgendwie im Guten loswenden konnte. Er setzte sich in seinen Stuhl und sprach mit ihm, direkt, ohne Worte. Der Schemen schwebte vor ihm, und ihm war, als ob dieses Gesicht immer spöttischer aussehe. Er stellte ihm vor, wie unvorteilhaft es für ihn sei, als blosser Kopf zu schweben; er versprach ihm, er wolle einen ganzen Menschen aus ihm machen. Er wolle ihm alsdann volle Bewegungsfreiheit geben. Er solle ganz unabhängig sein. Natürlich könne er ihm keine Seele verschaffen, aber an allem übrigen werde es ihm nicht fehlen. Und da sei er doch sogar im Vorteil, denn von der Seele habe man ja schliesslich doch nur Scherereien. Der Kopf erwiderte ihm, dass er wohl einsehe, diese Vorschläge seien nicht ihm zu liebe gemacht, sondern nur, weil der Magier ihn loswerden wolle. Das sei ihm aber einerlei, er nehme die Vorschläge an und werde schon aufpassen, dass der Magier ihn nicht betrüge. Darauf begann der Magier wieder zu arbeiten. Er setzte sich im Stuhl so zurecht, dass er durch nichts gestört wurde, und konzentrierte seinen Willen. Das war eine harte Thätigkeit. Denn bei dem heftigen Abscheu, den er gegen den Kopf hatte, wünschte er ihm eine Vervollständigung an, die, ohne dass er das absichtlich gewollt hatte, abschreckend wirken musste. Der Kopf bestand aber auf ebenmässigen und schönen Gliedmassen, und so musste er wohl zehnmal seine Arbeit wieder fortwollen, ehe er zum elftenmal den Beifall des Kopfes fand. Ja, allmählich bildete sich bei diesem sogar eine richtige Eitelkeit heraus. Er verlangte eine grosse Figur, weil er wusste, dass er damit dem weiblichen Geschlecht imponieren konnte, und bei den Händen und Füssen mäkelte er so, dass der Magier ihm schliesslich grob erklären musste, auf weitere Abänderungen lasse er sich nicht ein. Der Hauptschmerz des Schemens war, dass der seiner Zeit vernachlässigte Hinterkopf durchaus nicht in Ordnung kommen wollte. Der rote Streifen um den Hals war ja schliesslich durch den Kragen zu verbergen; aber das blossliegende Gehirn musste durch eine Silberplatte bedeckt werden, auf welche eine Perücke gelegt wurde. Nun fehlte nur noch das menschliche Leben, und das war nur

durch Blut zu erzielen. Der Schemen sträubte sich durchaus dagegen, Tierblut durch Transfusion in sich aufzunehmen. Auch der Vorschlag des Magiers, einige Kinder anzulocken und deren Blut überzuleiten, fand seine Billigung nicht, wie er sich dann überhaupt zu einer zwar etwas beschränkten und ganz nach aussen gerichteten, aber doch nicht geradezu bösartigen Person entwickelte. Zuletzt musste der Magier sich dazu verstehen, das Blut zur Transfusion von sich zu nehmen. Er verband seinen Arm mit dem des Schemens durch den Apparat und liess so viel Blut überströmen, wie er glaubte, ohne grosse Gefahr entbehren zu können. Dann lebte er eine Woche sehr diät, ass viel blutbildende Stoffe, wie namentlich frischen Spinat, und wenn er sich genügend gekräftigt glaubte, nahm er die Operation von Neuem vor. In vier Absätzen erreichten es die Beiden dann schliesslich, dass der Schemen das menschliche Leben in sich bekam. Der Schemen hatte jetzt alles Unheimliche verloren. Er sah wohl zuerst noch etwas blass und mager aus, aber da er einen sehr guten Appetit entwickelte, so verschwand diese Krankhaftigkeit im Aeussern sehr schnell. Er scheitelte sich das Haar in der Mitte, ging nie anders als im Smoking und trug eine grosse Silbermünze an der Uhrkette. Dem Aussehen nach war er ein Mensch im Anfang der Zwanziger. Er war von dem Magier, den er »Vater« nannte, fortgezogen und besuchte ihn nur dann und wann, um Geld von ihm zu holen. Er verbrauchte viel, da er ein guter Kamerad war und ein recht lustiges Leben führte. Dem Magier standen zwar grosse Geldquellen durch seine Kunst zur Verfügung, indessen waren ihm die beständigen Anzapfungen doch unangenehm, zumal er trotz allem ein geheimes Grauen bei dem jedesmaligen Anblick seines sogenannten Sohnes nicht unterdrücken konnte. Er schlug ihm daher vor, er wolle ihn mit einer grösseren Summe für immer abfinden, deren Zinsen ihm ein auskömmliches Leben sicherten, und damit er solid werde, solle er sich verheiraten. Der Sohn war mit beidem einverstanden und eröffnete seinem Vater, dass er noch aus der Zeit her, wo er als abgeschnittener Kopf in China weilte, eine Zuneigung zu eben der Braut des unglücklichen Mandarins gefasst habe. Da

der Mandarin den Kaufpreis für die Eltern auf die Reise verwendet habe, so sei sie eventuell noch unverheiratet, und er möchte deshalb gern nach China zurück, um zu sehen, wie diese Sachen stünden. Der Vater war einverstanden und entliess ihn.



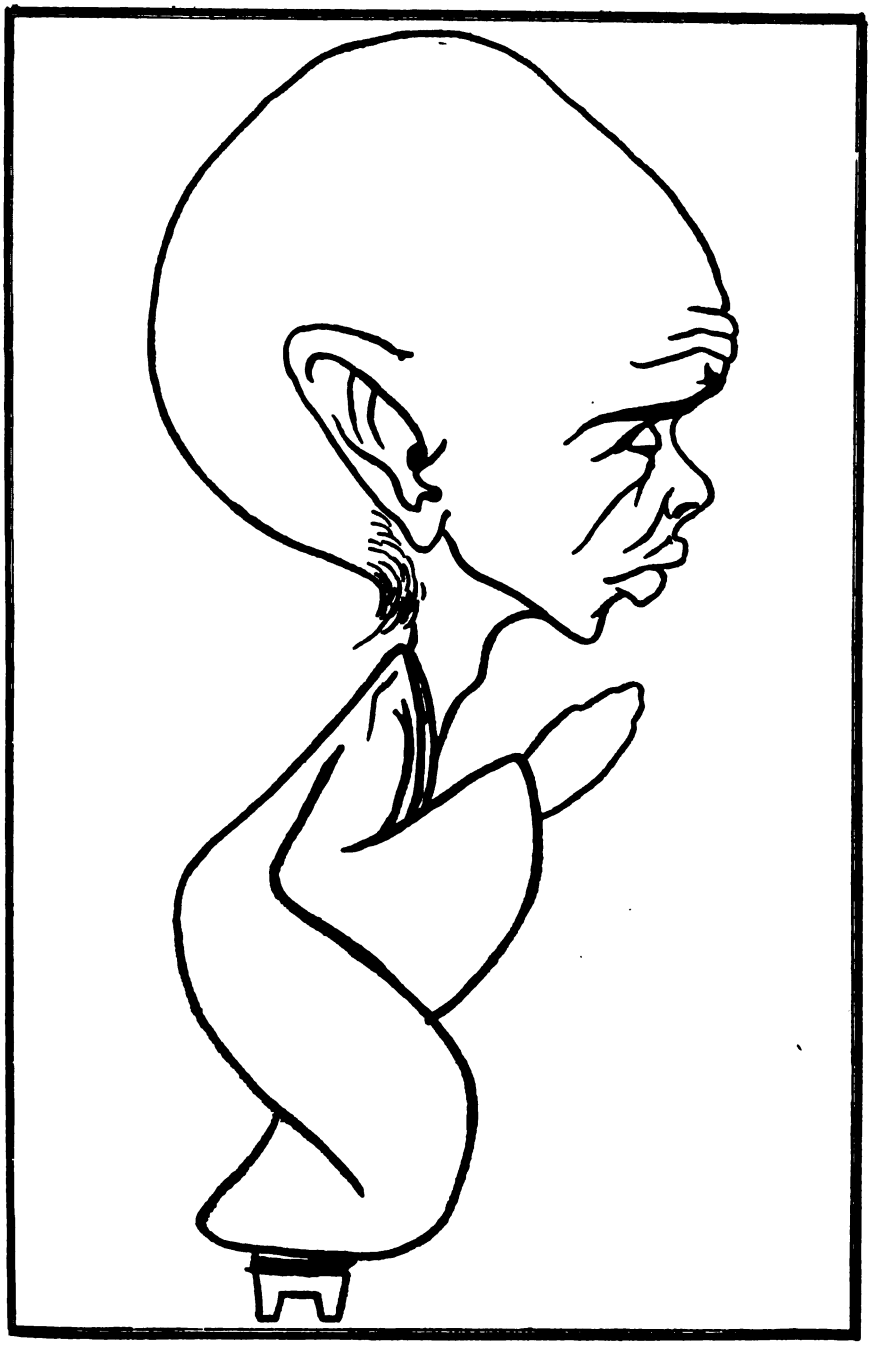
In China standen die Dinge genau so, wie der Schemen sich gedacht hatte. Da er das Geld nicht zu sparen brauchte, so machte er sich bald die Eltern des Mädchens willig und verheiratete sich mit seiner Geliebten. Er sass nun mit ihr an den sonnigen Frühlingstagen in der Laube neben der alten Mauer, wo das mit buntem Glas ausgelegte Goldfischbecken war. Die Goldfische schwammen ruhig hintereinander im Kreise herum, nur zuweilen zuckte einer mit dem Schwanz und schoss zur Seite, und die andern folgten dann. Seine junge Frau spielte auf einer langen Laute, die mit Schildkrot und Gold ausgelegt war und silberumsponnene Saiten hatte, und sang ein Lied eines alten Klassikers und sah ihn dabei zärtlich an; er aber rauchte eine Cigarre und trommelte mit den Fingern auf dem Sandelholztisch. Zuweilen, wenn ihm recht warm wurde, nahm er die Perücke und die silberne Platte ab, um sich das Gehirn abzukühlen. Seine junge Frau wunderte sich zwar darüber, aber da sie aus einem sehr guten Hause stammte, war sie zu wohlerzogen, um ihn zu fragen, wie das zusammenhing. Endlich aber liess die Neugier ihr keine Ruhe, und sie fragte ihn. Der Schemen erzählte ihr ganz harmlos seine Geschichte und verschwieg ihr auch nicht, dass er keine Seele habe. Natürlich erzählte die junge Frau die Geschichte weiter, und so wurde das Abenteuer bald in der ganzen Gegend bekannt. Der Mandarin hatte sich, nachdem er aus Europa zurückgekehrt war, trauernd in sein Haus zurückgezogen. Er besorgte seine Bureaugeschäfte, setzte sich auch wohl noch in die Laube vor den Goldfischteich neben seine Frau, aber eine

Freude hatte er weder an seiner Thätigkeit, noch an den Jadeknöpfen seiner Mandarinenkette, noch an der Schönheit seines Weibes und ihrem Gesang. Als dann gar die Verheiratung seiner Geliebten bekannt wurde, und er im Spiegel des Wassers die beiden eng zusammengeschmiegt erblickte, wie ein blühender Zweig über ihren Gesichtern hing, und als er dann die Lieder von drüben hörte, magerte er von Tag zu Tage ab und sah sich zuletzt gar nicht mehr ähnlich. Er hörte, wie zwei Freunde sich über ihn unterhielten, und wie der eine bedauernd sprach: »Er ist nur noch Seele.« Das durchzuckte ihn; er sah an sich nieder; wirklich, von Körper war fast nichts mehr an ihm, das sich der Mühe lohnte; und sollte er nicht nunmehr das Ziel seiner Wünsche erreichen? Er suchte seinen Nachbar auf. Dieser machte die gewöhnlichen Begrüssungsformen, wenn sich zwei alte Bekannte treffen; sie erkundigten sich dann, wie es ihnen nach ihrer Trennung ergangen sei, und schliesslich erklärte der Mandarin seinen Vorschlag. Dieser bestand darin, dass der Schemen ihn als Seele annehmen solle. Ihm sei das jetzige Leben ohnehin zuwider. Er wolle keinerlei Vergnügen haben, sondern trete ihm sogar noch, als seinem Erben, seinen ganzen Besitz ab, auch seine Frau. Dem Schemen schien dies Anerbieten so vorteilhaft, dass er misstrauisch wurde. Allein, so sehr er sich auch die Sache überlegte, er fand keinen Grund, es abzulehnen. Man kann sich ja denken, dass jemand, der noch nie eine Seele gehabt hat, keine rechte Vorstellung davon hat, was das bedeutet, wenn er einfach einen Fremden als Seele in sich aufnimmt. Die Beiden gingen demgemäss zum Notar und machten die Sache urkundlich fest. Am bestimmten Termin kam dann der Mandarin, übergab ihm sämtliche Papiere, zog seine Kleider ab, und schlüpfte durch den Mund in ihn hinein. Es fiel dem Schemen auf, dass er zunächst keine besondere Wirkung verspürte. Er merkte wohl, wie der Mandarin sich in ihm ausbreitete, sich die bequemste Lage in seinem Innern aussuchte und ihn dann mit sich durchströmte; aber nach etwa einer Viertelstunde war das alles in Ordnung. Er hatte sich das eigentlich viel schöner vorgestellt, eine Seele zu haben, und war recht enttäuscht. Aber in der Folge sollte sich Etwas

herausbilden, woran er vorher nicht gedacht hatte. Wenn er zwischen seinen beiden Frauen sass, so merkte er deutlich, dass er selbst, der doch eigentlich nur Körper war, eigentlich gar kein Vergnügen hatte, sondern nur seine Seele. Er war durchaus nicht neidisch darüber, aber ein Wenig ärgerte ihn das doch. Das wäre nun ja nicht so schlimm gewesen, wenn nicht die eifersüchtige Seele den Körper abgehalten hätte, nun seinerseits auch sich mit den beiden Frauen zu vergnügen. Jedesmal, wenn er den Arm um die Eine oder Andere schlang, um sie zu küssen, fühlte er sich innerlich mit aller Kraft zurückgehalten; das war der Mandarin, der dem Fremden den Genuss nicht gönnte. Er wurde gezwungen, still zu sitzen und ihnen abwechselnd in die Augen zu sehen. Das Höchste, was er wagen durfte, war, ihre Hände zu berühren, und er fühlte dann deutlich, wie seine Seele in die Fingerspitzen kroch, um auch ja diesen Genuss wenigstens zu teilen. Er war ein recht gutmütiger Mensch, aber diese Chikanen machten ihn doch ärgerlich. Natürlich versuchte er, die Seele wieder los zu werden; aber der eifersüchtige Mandarin liess sich nicht austreiben. Allmählich wurden auch die Frauen seiner nur seelischen Liebe überdrüssig; die frühere Frau des Mandarinen dachte oft mit Seufzen, wie viel schöner sie doch früher gelebt hatte; seine ursprüngliche Frau, die ihn doch vorher ganz anders gekannt hatte, suchte durch allerhand Schmeicheleien und Liebkosungen ein Verhältnis herzustellen wie sonst, zu seiner grossen Qual; denn sobald sie sich ihm derartig näherte, gebärdete der Mandarin in ihm sich wie unsinnig. Er sah ein, dass er schmählich betrogen war von dem schlauen Chinesen; und in seiner Herzensangst fiel ihm sein Vater ein, ob ihm der nicht helfen könne.

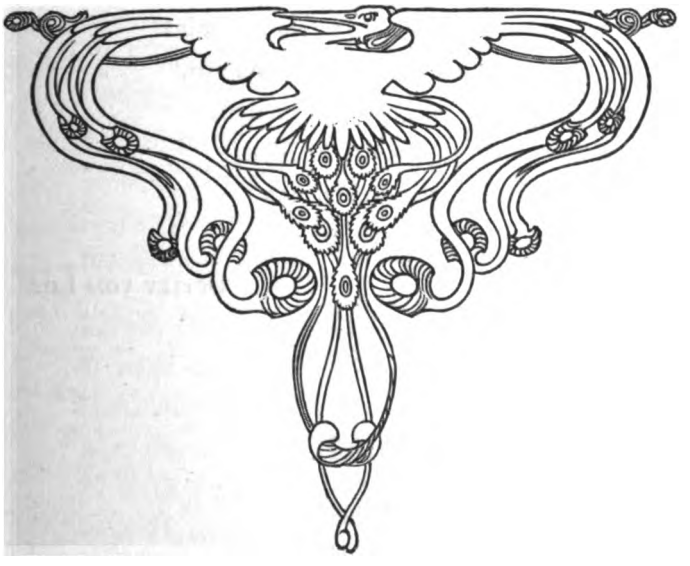
Der Magier amüsierte sich sehr über die Erzählung seines Sohnes. Natürlich hatte der Mandarin sie mit angehört, und es war ausgeschlossen,

dass die Beiden unter den gewöhnlichen Verhältnissen ihr Komplott machten, denn alsdann erfuhr der Mandarin ja alles. Der Magier wartete also eine schöne Mondscheinnacht ab, wo die Seelen auf den Dächern zu spazieren pflegen, um sich auszulüften und die Glieder zu dehnen. Er traf es auch wirklich, dass er seinen Sohn ohne seine Seele fand, und verabredete sich mit ihm. Am nächsten Tage erzählte er wie zufällig, dass er zur Zusammenkunft gehe, und dass diesmal zwei fremde Damen da seien, nämlich seine und seiner Seele Frau, welche während seiner langen Abwesenheit sich der Schwarzkunst ergeben hätten, um doch wenigstens Etwas Vergnügen vom Leben zu haben. Der Mandarin war zwar fest überzeugt, dass das eine Falle sei, und dass der Magier jedes Wort gelogen habe; aber trotzdem war seine Eifersucht so gross, dass er den Schemen zwang, seinen Vater zu bitten, seine Seele mitzunehmen. Es machte das keine weiteren Umstände, da sie ja schon locker war; passende Kleidungsstücke fanden sich auch bald, und so machte sich denn die Seele des Magiers mit dem Mandarin auf den Weg, während ihre beiden Körper im Zimmer blieben. Im Konvent sassen die Seelen und richteten; aber in ihrem Herzen waren sie Schalksnarren. Sie führten mit ernsten Gesichtern den Mandarin mitten in das Zimmer und liessen ihn dort stehen mit herabhängenden Armen. Dann lenkten Alle ihre Blicke auf ihn, in denen die Leidenschaften waren, die ihn geschäftig durchlöcherten. Er dachte an die reine Stirn seiner Frau und an ein wogendes Kornfeld; an einen Sturm im Wald, der einen Baumast knarrend abriss und mitten auf den Weg warf, und an den ersten Schnee, der in grossen Flocken sich auf grünes Gras legte; an das Funkeln des gelben Weines in einem geschliffenen Glas, und an eine weite, weite Steppe, in der ein Tartarengrabmal war. Die Seelen jauchzten mit stummem Mund, weil sie heute sich nicht gegenseitig quälten, sondern ihren Hass vereinigten auf einen Fremden. Es war ihm, als wenn ihm der Boden unter den Füssen weggezogen werde und die Stube mit den Seelen an den Wänden sich weit ausdehne, ins Dunkle. Es war ihm, als wenn er allein schwebe in der Luft, die dunkel und weich war. In ihm



war ein Schmerz, den er nicht verstand, und der ihm Freude bereitete. Er hatte auch einen grossen Stolz. »Ja, nun schwebe ich«, dachte er, »nun fliege ich, nun schwimme ich in der Ewigkeit.« Die Ewigkeit aber hatte ein uraltes Aussehen, so dass es Einem leid thun konnte. Er wusste aber, dass an den Wänden herum die feindlichen Seelen sassen, die ihn vergifteten mit den Leidenschaften welche ihn durchlöcherten. Aber das gefiel ihm, denn er hatte es ja doch vorher gewusst, dass er seine beiden Frauen hier nicht treffen werde. Seine beiden Frauen sassen in Liebe zusammen an einem Goldfischteich und spielten auf langen Lauten, die mit Schildkrot und Gold ausgelegt waren, und silberumsponnene Saiten hatten, und sangen ein Lied eines alten Klassikers. Er aber schwebte, er flog und schwamm in der Ewigkeit. Die Seelen glühten auf an den Wänden in Weissglut, und das Zimmer verengerte sich, verengerte sich, verengerte sich. Der Hass legte sich um seinen Kopf, wie ein weiches, reines Seidentuch, das sehr kühl war; und um seine Brust legte sich etwas, das ihm Schmerzen machte im Herzen, weil es ihn zusammendrückte, ganz langsam. Und auch der Hass drückte immer stärker und kältete in ihn hinein. Er wusste, dass er immer schmäler wurde von den Hüften aufwärts, aber das beunruhigte ihn, dass er um die Hüften so breit blieb. Da bemerkte er, wie auch die untere Hälfte seines Körpers immer dünner wurde. Ja, der Hass war eigentlich ein stählerner Ring, der auf chemische Weise entsetzlich kalt gemacht war. Und die Angst stieg nun vom Herzen in die Höhe. Langsam fühlte er sie höher kommen. Er wusste, wenn sie im Kopf war, dann war er wie besinnungslos und konnte nichts mehr denken. Aber jetzt war sie noch nicht im Kopf, und er konnte noch denken. Er dachte an eine dunkle Nacht und das erleuchtete Fenster eines Häuschens in der dunkeln Nacht. Das Entsetzen würmelte um ihn, wie wenn das Gehirn des Schemens ausgeschüttet wäre in die Luft. Das wollte ihn alles ankriechen. Aber er war doch noch nicht begraben, dass die Würmer eine Berechtigung hatten auf ihn! Nein, er war ja doch überhaupt ein Mensch, und die andern waren nur Seelen. Er hatte ja doch bloss als Seele gedient, aber damit hatte er doch nicht seine mensch-

lichen Rechte aufgegeben! Die Seelen hatten doch keine Macht über ihn, weil sie immateriell waren, er aber war materiell! Aber das glühendkalte Eisen zog sich langsam immer enger, die Angst kroch mit widerlicher Langsamkeit immer höher, und er hob sich auf die Zehenspitzen. Und trotzdem er ein Mensch war und keine blosse Seele, ergriff man ihn, nachdem er dünn genug geworden war, und steckte ihn in eine Flasche mit denaturiertem Spiritus und einem Glasstöpsel. Dann gab man ihn an den Vorsitzenden der Versammlung, welcher ihn in seinem Mineralienkabinet aufhob. Der Schemen aber reiste fröhlich wieder nach China zurück. Zwar spürte er noch eine Zeitlang ein Jucken an der Stelle, wo die Seele gesessen hatte, aber das gab sich dann bald. Er lebte noch lange Jahre mit seinen beiden Frauen, von denen er viele Kinder bekam.



DURCHS TELEPHON

DIE Rose, die du mir heut Morgen beim Abschied
In unserm Garten brachst
Und ins Knopfloch stecktest,
Damit ich im Gebrüll des Tages
Immer an dich erinnert sei,
Hat eine sonderbare Verwendung gefunden:

Ein Zufall führte mich
An den Sarg eines armen Knaben.
Weil der Sarg ohne jeden Schmuck war,
Legte ich deine frische Rose
Auf die welken Hände des Bettlerkindes.

Ob nun beiden, ihm und der Rose,
Noch einmal ein neues Leben erblühn wird?
Vielleicht, dass Engel seiner schon harren,
Um ihm die Arme entgegen zu breiten,
Weil er entschwebte mit deiner Rose,
Die deine Liebe mir gebrochen hat.
Schluss!

DETLEV VON LILIENCRON

LIEBESGESTAMMEL

ES ist alles nicht auszusagen,
Was ich um dich gelitten.
Du musst meine schlaflosen Nächte fragen,
Da ich mit Beten um dich gestritten,
Mit Wünschen und Sehnen und Hoffen viel
Trieb ein thörichtes Liebesspiel.

Und wenn ich dann an deiner Seite
Wunderseliges tief gespürt,
Und, wie auf seinem Teppichgebreite
Des Moslems Stirn die Erde berührt,
Vor dir anbetend die Seele geneigt,
Die sich so gern in Stolz versteigt,
Da ist mir so recht in Wonnen und Bangen
Das Wesen der Liebe aufgegangen.
So willenlos, keusch, himmelsrein
In eine Seele versunken sein,
Holdeste Zweieinigkeit
Ohne Sinnenwiderstreit.

Aber getrennt, ging ich umher
Eine einsame Seele, die keiner versteht.
Sie bangt um ihren Himmel sehr
Und weiss nicht, wo die Strasse geht,
Schlägt in rastlosem Sehnsuchtsspiel
Tausend Brücken nach ihrem Ziel,
Ueber die mit zitternden Knien
All ihre weinenden Wünsche ziehn.

Ich bin dein,
O wärst du mein!
Hülfe mir Beten, hülfe mir Bitten —
Aber ich will mich des Hoffens entschlagen.
Es ist alles nicht auszusagen,
Was ich so lange um dich gelitten.

Gustav Falke

LEERE

MEINE Seele ist krank, ich weiss nicht nach wem,
Meiner Träume Gestalten sind Schleier und Nebel,
Die Stimmen, die ich höre, sind fern und verweht.

Ach, schweifende Sehnsucht ohne Ziel!
Irrflug der Seele!

Ich stehe einsam, seelenverlassen, arm
In weiter Wüste, starre Wolken nach,
Leeren Gebilden der Winde, die ich liebe,
Weil sie wie meine Seele ziellos sind,
Wechselgestaltige, Sonnenangeglühte,
Hochfliegende, die immer wieder
Zur Erde müssen.

Und ist doch um mich rings das Leben voll Gestalten,
Das blutgetriebene, blühende, voll von Früchten,
Und manchmal klingen Laute an mein Ohr,
Und im Vorübergehen streift mich manche Hand,
Und heisse Augen seh ich, rote Lippen, leuchtendes Haar,
Gewänder, die von schönen Gliedern hold bewegt sind, —:

Muss ich denn einsam sein?
Ich habe Freunde, die ich neidlos liebe;
Die kahle Not entfloh aus meinem Hause;
Was Grosse bildeten darf ich geniessen,
Dankbar, nicht mäkelnd, hingegeben, ruhig;
Und wohl bewusst der Kraft, die mir geworden,
Nicht hastig frech ins Uebermässige schweifend,
Selbstsicher im Bereiche meiner Kunst,
Füg ich fast mühelos mir zum Genuss
Gebilde an Gebild.

Was schau ich Wolken nach? Was schweifst du irr
Ins ziellos Weite, sehnsuchtkrank, oh Seele?

Ich weiss es wohl, was mich so einsam macht.
Dies Alles, das ich habe, ist ein Tand,
Nicht wert, dafür des Morgens aufzustehn.

»Du hast die Liebe nicht.« Das Wort trifft mich.

Drum bin ich in des Lebens Fülle fremd,
Starr, wurzellos und blicke Wolken nach,
Verwehenden Gebilden ohne Sinn.
Die grosse Leere und das grösste Leid:
Liebloses Leben, kalte Einsamkeit.

Otto Julius Bierbaum

A. J. Gaskin: Zeichnung.



DIE ENTWICKLUNG DES MYSTERIUMS/ VON MAURICE MAETERLINCK



S empfiehlt sich sehr zu glauben, — und viele Geister, welche der Ungewissheiten müde sind, in denen die Wissenschaften sie notwendigerweise belassen müssen, nehmen mit dem Glauben fürlieb, — dass alles, was an unserm Erdenlose wirklich erhaben und bedeutend ist, fast ausschliesslich in dem uns umgebenden Mysterium liegt, namentlich in den beiden düstersten und furchtbarsten Mysterien, die es giebt: Tod und Verhängnis. Auch ich glaube, freilich auf meine besondere Weise, dass die Erforschung des Mysteriums in allen seinen Erscheinungsformen die edelste Aufgabe ist, der unser Geist sich widmen kann, und sie bildet auch thatsächlich das Hauptbestreben aller Derer, die in Kunst und Wissenschaft, Philosophie und Litteratur, über die blosse Beobachtung und Wiedergabe der Einzelthatsachen, der kleinen Wahrheiten und Realitäten der Erfahrungswissenschaften hinausgehen. Sie leisten darin mehr oder weniger, sie gehen in Dem, was sie wissen, mehr oder weniger weit und hoch, je nach dem Grade ihrer Ehrfurcht vor Dem, was sie nicht wissen, je nach dem Umfange, den ihr Verstand oder ihre Einbildungskraft der Gesamtheit der Kräfte zuschreibt, die man nicht kennen kann. Das Bewusstsein des Unbewussten, in dem wir leben, verleiht unserm Leben eine Grösse und Bedeutung, die es nie hätte, wenn wir in dem uns Bekannten aufgingen, oder wenn wir unbesehen glaubten, dass Das, was wir wissen, um vieles wichtiger ist, als Das, was wir nicht wissen. Man muss sich ein allgemeines Bild von dieser Welt machen. Unser ganzes moralisches und menschliches Leben beruht auf unserer Weltauffassung. Aber was ist für die Mehrzahl

Dieser Essay, der in Frankreich noch nicht veröffentlicht ist, bildet einen Teil des im Spätherbst erscheinenden neuen Werkes von Maurice Maeterlinck, das den Titel »Das Mysterium der Gerechtigkeit« führt. Die Uebersetzung ist von Friedrich von Oppeln-Bronikowski.

der Menschen, wenn man es recht besieht, eine allgemeine Weltauffassung, wenn nicht eine allgemeine Vorstellung des Unbekannten? Bei einer so wichtigen Frage mit so ernsten Folgen ist es nicht erlaubt, sich auszusuchen, was einem am besten gefällt und am meisten imponiert. Wir haben die Pflicht, Das zu wählen, was uns am wahrsten oder vielmehr als das einzig Wahre erscheint, denn ich glaube nicht, dass der Mensch zwischen einer scheinbaren und einer wirklichen Wahrheit ernstlich wählen kann. Eine von beiden wird ihm in gewissen Augenblicken allemal wahrer erscheinen, als die andre. Und in allem, was er thut, sagt und denkt, in Kunst und Wissenschaft, im Geistes- und Gefühlsleben, soll er sich an diese halten. Vielleicht wird es ihm unmöglich sein, sie näher zu bestimmen, vielleicht bringt sie ihm keine befriedigende Gewissheit. Vielleicht ist sie nur ein tieferer und aufrichtigerer Eindruck als andre. Das thut nichts. Eine Wahrheit braucht, damit wir sie lieben, nicht immer unanfechtbar und endgültig zu sein. Es ist schon viel, wenn sie uns erkennen lässt, dass die Ideen, die wir vor ihr liebten, mit der Wirklichkeit und der ehrlichen Erfahrung nicht übereinstimmten. Das reicht hin, um sie unserer ganzen Dankbarkeit würdig zu machen, bis sie schliesslich das Schicksal ihrer Vorgängerinnen teilt. Das grosse Uebel, das unser moralisches Leben vernichtet und die Reinheit unsres Geistes und Charakters bedroht, ist nicht, dass man sich täuscht oder eine unsichere Wahrheit liebt, sondern, dass man einer Idee treu bleibt, die man nicht mehr ganz teilt. Wenn es nur darauf ankäme, sich vom Unbekannten ein möglichst grossartiges, ergreifendes, imposantes und niederschmetterndes Bild zu machen, so thäten wir unrecht, uns eine Beschränkung aufzuerlegen. Es steht in mehr als einer Hinsicht fest, dass die schönste, rührendste und frömmste Gebärde angesichts des Mysteriums das Schweigen oder Gebet, die Furcht und Unterwerfung ist. Auf den ersten Blick scheint die völlige Hingabe und das tiefe, kaum verhaltene Grauen vor einer ungeheuren, unerforschlichen, unerkennbaren, aber wachsamen, menschlich-übermenschlichen Kraft von überlegener Weisheit und vielleicht väterlicher Gesinnung — würdiger und heiliger, als eine geduldige, pein-

liche und schweigende Erforschung. Aber sind wir noch im stande, haben wir noch das Recht, zu wählen? Es kommt nicht mehr auf Grösse oder Schönheit der Gebärde an. Angesichts des Mysteriums wie aller andren Dinge, und mehr noch, als bei allen andren Dingen, geziemt sich nicht Schönheit oder Grösse, sondern Wahrheit und Aufrichtigkeit. Die Schönheit, die im Niederknieen oder Fussfall liegt, ist durch die Vergangenheit hineingelegt worden, oder vielmehr durch etwas, das damals eine Wahrheit war. Heute ist die Gewissheit, die wir haben, vielleich nicht grösser, aber es ist nicht mehr dieselbe Wahrheit, von der wir durchdrungen sind. Wenn wir das Unbekannte nicht kennen, wenn wir nicht wissen, was es ist, so wissen wir doch wenigstens zum Teil, was es nicht ist, und wenn wir die Gebärden unserer Väter wieder annähmen, so würden wir sie auch vor Dem annehmen, von dem wir wissen, was es nicht ist. Denn wenn es auch nicht unbedingt feststeht, dass das Unbekannte weder wachsam, noch persönlich, weder von überlegener Weisheit noch Gerechtigkeit ist, wenn es auch nicht unbestreitbar ist, dass es weder menschliche Gestalt, noch Pläne, weder Lüste und Laster, noch Tugenden des Menschen hat, so ist es doch ungleich wahrscheinlicher, dass es von allem, was uns als das Wesentlichste am Leben erscheint, keine Ahnung hat. Vielleicht ist in seinem ungeheuren und ewigen Weltplane der Gattung ein kleiner, vergänglicher Platz angewiesen, aber das Thun und Lassen des gewaltigsten, des besten oder schlimmsten Individuums nimmt keinen höheren Rang darin ein, als die kaum wahrnehmbaren Bewegungen der dunklen geologischen Zelle in der Geschichte der Länder und Oceane. Wenn es auch nicht völlig ausgeschlossen ist, dass das Unsichtbare und das Unendliche über uns wachen, und uns je nach unseren guten oder bösen Absichten Glück oder Leid zuwägen, unser Geschick bei jedem Schritte lenken und mit Hilfe unzähliger Kräfte und nach unerforschlichen, aber unläugbaren Gesetzen über unserer Geburt und unserem Tode, über unserer Zukunft, und über unserem Leben nach dem Tode walten, so ist es doch ungleich wahrscheinlicher, dass sie alle Augenblicke in unser Leben eingreifen, aber mit gleichgültigen, ungeheuren, blinden Kräften, die uns durchdringen

und umbilden, die auf und in uns übergehen und uns beleben, ohne von unserm Dasein zu wissen, gleich wie Wasser, Licht und Luft. Aber beruht nicht unser ganzes bewusstes Leben, das unsre einzige Gewissheit bildet und den einzigen festen Punkt in Raum und Zeit — auf ebensolchen ungleich grösseren Wahrscheinlichkeiten, und ist es nicht sehr selten, dass die »Ungleichheit« so gross ist, wie hier? ... Man sollte nie über die Stunden trauern, wo ein grossartiger Glaube uns verlässt. Das Erlöschen eines Glaubens, das Springen einer Feder, das Ende der Herrschaft eines Gedankens, der uns nicht mehr beherrscht, weil wir ihn fortan zu beherrschen glauben, ist allemal ein Zeichen, dass wir leben, dass wir weiter kommen; denn wir brauchen viele Dinge, wenn wir nicht stehen bleiben. Nichts sollte uns lieber sein, als wenn ein Gedanke, der lange unser Halt war, sich selbst nicht mehr halten kann. Und wenn wir auch nichts an die Stelle der gesprungenen Feder zu setzen haben, grämen wir uns nicht darüber! Es ist immer noch besser, es bleibt eine Lücke, als eine verrostete Feder, oder eine Wahrheit, der wir nur halb trauen. Zudem ist die Stelle auch uns scheinbar leer, denn im Grunde tritt an die Stelle einer bestimmten Wahrheit stets eine namenlose Wahrheit, die ihre Zeit erharrt und ruft. Und wenn diese Wahrheit auch scheinbar zu lange im Leeren harrt und ruft, wenn sich kein neues Gebilde gestalten will, das die alte Feder ersetzen könnte, so schafft das Bedürfnis doch schliesslich — im moralischen wie im physischen Leben — das erforderliche Organ, und die negative Wahrheit wird über kurz oder lang die Kraft in sich finden, das stillstehende Uhrwerk wieder in Gang zu setzen. Und man kann oft wahrnehmen, dass ein Leben, das nur eine derartige Triebkraft hat, oft am meisten Stärke, Begeisterung und Fruchtbarkeit besitzt. ... Schliesslich könnte der Glaube auch ganz und gar vergehen, ohne uns etwas von dem zu nehmen, was wir ihm gegeben haben; und unser aufrichtiges, frommes und selbstloses Trachten, ihn zu veredeln, zu erweitern und zu verschönern, ist nicht umsonst gewesen. Jeder Gedanke, um den wir ihn bereichert, jedes gute Opfer, das wir seinetwegen gebracht haben, hinterlässt seinen Eindruck in unserm moralischen Wesen. Der Leib ver-

geht, aber der Tempel, den er gebaut hat, bleibt stehen, und der Raum, den er erobert hat, schrumpft nicht zusammen. Und darum ist es keine vergebliche Arbeit, sondern ein Werk, auf das man nie verzichten soll, den kommenden Wahrheiten Häuser zu bauen, die Kräfte, die ihnen dienen werden, in gutem Stand zu halten, und Raum in sich zu schaffen. Ich kam auf diese Dinge, als ich kürzlich einen Blick auf verschiedene kleine Dramen zu werfen hatte, die ich geschrieben habe. Sie zeugen von den Schmerzen eines Geistes, der zu tief ins Mysterium hineingeraten war, Schmerzen, die, wenn auch verzeihlich, so doch nicht mehr unvermeidlich genug sind, dass man das Recht hätte, stolz darauf zu sein. Die Triebfeder dieser kleinen Dramen war die Angst vor dem Unbekannten, das uns umgiebt. Der Dichter glaubte — oder vielmehr war es ein dunkles, dichterisches Gefühl, denn auch bei den ehrlichsten Dichtern muss man oft das instinktive Gefühl von ihrer Kunst, und den Gedanken ihres wirklichen Lebens trennen — der Dichter glaubte darin an ungeheure, unsichtbare Schicksalsmächte, deren Absichten völlig unbekannt sind, die aber im Sinne des Dramas mit bösem Willen über unser Thun und Lassen wachten und dem Leben, dem Lächeln, dem Frieden und der Liebe feind waren. Vielleicht waren sie im Grunde genommen gerecht, aber nur, wenn sie zürnten, und sie übten die Gerechtigkeit auf eine so unterirdische und gewundene Weise, so fern und langsam, dass ihre Züchtigungen — denn belohnen thaten sie nie — sich wie willkürliche und unerklärliche Akte des Geschicks ausnahmen. Mit einem Wort, es war so etwas wie die christliche Gottesidee, in Verbindung mit dem antiken Schicksalsgedanken, und unter Versetzung in die undurchdringliche Nacht der Natur; von hier aus suchten sie Gedanken, Pläne, Gefühle und Glück der Menschen zu belauern, zu verwirren und zu verdüstern, und hatten ihre Freude daran. Dieses Unbekannte nahm zumeist die Gestalt des Todes an. Die unendliche, düstere, heimtückisch-geschäftige Gegenwart des Todes erfüllte diese ganzen Stücke. Das Rätsel des Daseins wurde nur durch das Rätsel seiner Vernichtung beantwortet. Zudem war dieser Tod eine gleichgültige und unerbittliche, blindlings drauflostappende Macht,

die mit Vorliebe die Jüngsten und am wenigsten Unglücklichen dahinraffte, nur weil sie etwas weniger thatlos waren, als die Uebrigen, und jede zu lebhafter Bewegung in der Nacht seine Aufmerksamkeit auf sich zog. Es waren auch nur kleine, zarte, zitternde, primitive Wesen, die einen Augenblick am Abgrund taumelten und schluchzten, und ihre Worte und Thränen erhielten nur dadurch ihre Bedeutung, dass sie mitsamt in den Abgrund stürzten und dass dieser Sturz bisweilen einen Widerhall weckte, der die Annahme zuliess, der Abgrund sei bodenlos, weil der Schall, der daraus hervordrang, dumpf und verworren war.

Es ist nicht unvernünftig, aber auch nicht erspriesslich, das Leben derart anzuschauen, und ich hätte erst garnicht davon angefangen, wenn daraus nicht hervorginge, dass diese Anschauung oder eine Anschauung ähnlicher Art, sobald das geringste Unglück geschieht, im Grunde von den meisten Menschen geteilt wird, selbst von den lebensvollsten, den besonnensten und ruhigsten. Und in der That werden wir im gewissen Sinne ja auch stets — trotz allem, was wir lernen, trotz allen Eroberungen, die wir machen, trotz allen Gewissheiten, die wir vielleicht erlangen werden — kleine, schwache und unnütze Wesen bleiben, die dem Tode geweiht und den Launen der achtlosen und masslosen Mächte ausgesetzt sind, die uns umgeben. Wir erscheinen einen Augenblick im unermesslichen Raume und haben keine andre ersichtliche Aufgabe, als die Fortpflanzung einer Art, die selbst wieder keine ersichtliche Aufgabe hat im Getriebe eines Weltalls, dessen räumliche und zeitliche Ausdehnung der kühnsten und gewaltigsten Phantasie Hohn spricht. Das ist eine der tiefen, aber negativen Wahrheiten, die der Dichter wohl einmal berühren kann, bei der sich aber der tausendfältig gebundene Mensch, der im Dichter lebt, nicht allzulange aufhalten sollte. Es giebt eine Fülle von grossen und verehrungswürdigen Wahrheiten, in deren Bannkreis einzuschlafen nicht gut ist. Wir sind von so vielen Wahrheiten umgeben, dass es nur sehr wenige Menschen giebt, und selbst die schlechtesten bilden davon keine Ausnahme, die nicht eine grosse und verehrungswürdige Wahrheit als Beraterin und Führerin haben. Gewiss, es ist eine Wahrheit, und wenn man will, sogar die gewaltigste

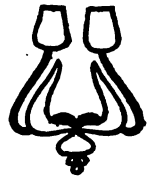
und gewisseste aller Wahrheiten, dass unser Leben nichtig ist, dass all unser Dichten und Trachten zum Lachen ist, dass unser und unseres Planeten Dasein in der Geschichte des Weltganzen nur ein elender Zufall ist, und doch ist auch dies eine Wahrheit, dass unser Leben und unser Planet für uns die bedeutendste und selbst die einzig bedeutende Erscheinung in der Geschichte des Weltganzen ist. Welche von beiden ist da die wahrere? Und hebt die eine notwendigerweise die andre auf, oder hätten wir ohne die letztere wohl die Kraft, die erstere auszusprechen? Die eine wendet sich an unsre Einbildungskraft und kann uns in ihrem Bereiche nützlich sein, aber die andre geht unser leibhaftiges Leben unmittelbar an. Es ist klar, dass jede ihre Berechtigung hat. Nicht darauf kommt es an, sich an die vom Standpunkt des Weltalls wahrste Wahrheit anzuklammern, sondern an die im Sinne des Menschen wichtigste. Wir wissen nicht, ob das Weltall Zweck und Ziel hat, ob ihm am Schicksal unserer Art liegt oder nicht, und darum ist die wahrscheinliche Vergeblichkeit unseres Daseins oder unserer Art eine Wahrheit, die uns nur mittelbar angeht und für uns unentschieden bleibt. Dagegen ist die andre Wahrheit, die uns einen Begriff von der Bedeutung unseres Lebens giebt, eine Wahrheit, die zwar enger ist, uns aber augenblicklich, unmittelbar und unabweislich angeht. Es wäre verkehrt, sie einer fremden Wahrheit unterzuordnen oder zu opfern. Es ist uns gewiss erlaubt, die erste nicht aus den Augen zu verlieren, sie ist der zweiten Halt und Leuchte, sie lässt uns nicht zu ihrem eitlen und beschränkten Sklaven werden und aus allem Vorteil ziehen, was sie nicht umschliesst. Aber wenn sie uns entmutigt und lähmt, so liegt das daran, dass wir uns nicht deutlich genug bewusst sind, welch hervorragende, aber bedenkliche Stellung sie unter den wichtigen Wahrheiten einnimmt, denn sie hängt von einer Anzahl von Fragen ab, die noch nicht gelöst sind, während die Probleme der andern in jedem Augenblick vom Leben selbst gelöst werden. Zudem ist sie noch in dem fieberhaften und gefährlichen Stadium, das alle in unsern Verstand eindringenden Wahrheiten durchlaufen müssen. Ich meine die Zeit der Eifersucht und Ausschliesslichkeit, in der sie keine

andren Wahrheiten neben sich dulden. Man muss warten, bis das Fieber sich gelegt hat, und die Wohnung, die wir in unserm Geiste bereitet haben, wahrhaft gross und gesund ist. Dann ist der Augenblick gekommen, wo die sich widersprechenden Wahrheiten nichts andres mehr sehen werden, als was sie eint: das Band des Mysteriums; wo sie sich stillschweigend einigen, die unter ihnen auf den Thron zu heben, zu fördern, und zu stützen, die ihre Arbeit ruhig weiter gethan hat, während die andren aus dem Gleichgewicht kamen, die am meisten Gutes stiften kann und am meisten Hoffnung bringt. ❧ Gegenwärtig ist nichts sonderbarer, als die Verwirrung, die in unsern Instinkten und Gefühlen, und mit Ausnahme der ruhigsten, hellsten und besonnensten Augenblicke auch in unsern Ideen über das Eingreifen des Unbekannten oder des Mysteriums in die wirklich ernsten Ereignisse unseres Lebens herrscht. Man findet infolge dieser Verwirrung Gefühle, die keiner lebendigen, bestimmten und annehmbaren Idee mehr entsprechen, z. B. solche, die vom Dasein eines bestimmten, mehr oder minder anthropomorphen, wachsamen, persönlichen und vorsorglichen Gottes ausgehen. Man findet Gefühle, die zur Hälfte noch Ideen sind, z. B. solche, die sich auf Geschick, Verhängnis und immanente Gerechtigkeit der Dinge beziehen. Endlich findet man Ideen, die auf dem Wege sind, zu Gefühlen zu werden, z. B. die, welche den Genius der Art, die Gesetze der Entwickelung und Auslese, den Willen der Rasse u. s. w. zum Gegenstand haben. Zuletzt giebt es Ideen, die noch reine Ideen sind, und zu ungewiss, zu zerstreut, als dass man schon sagen könnte, wann sie sich in Gefühle umsetzen und somit einen ernstlichen Einfluss auf unser Handeln, unsere Stellung zum Leben, unser Glück und Unglück haben werden. ❧ Im täglichen Leben wird man sich dieser Verwirrung nicht bewusst, sie pflegt sich hier nicht auszudrücken, denn das tägliche Leben giebt sich nicht die Mühe, seinen Empfindungsinhalt in eine Formel zu zwingen oder durch ein Bild zu veranschaulichen. Aber sie wird sehr sichtbar bei allen, die den Beruf in sich fühlen, das wirkliche Leben wiederzugeben, zu erklären, zu deuten und die geheimen Gründe der guten und schlimmsten Geschicke aufzudecken, vornehmlich

also bei den Dichtern, und unter ihnen wieder bei denen, die am unmittelbarsten mit dem äusseren Leben der That zu thun haben: den Dramatikern, wobei es übrigens wenig ausmacht, ob es sich um Romane, Tragödien, eigentliche Dramen oder historische Stücke handelt, denn ich nehme die Worte Dichter und Dramatiker im weitesten Sinne. Es ist nicht zu leugnen: eine herrschende und sozusagen ausschliessliche Idee ist eine grosse Kraft für den Dichter und Deuter des Lebens, und diese Kraft ist um so unerschöpflicher, und spielt in der Dichtung eine um so bedeutendere Rolle, je geheimnissvoller diese Idee ist, je schwerer sie zu prüfen oder zu bestimmen ist. Dies ist übrigens auch ganz in der Ordnung, so lange der Dichter nicht den leisesten Zweifel am Werte seines herrschenden Gedankens hegt; — und es giebt sehr gute Dichter, die sich hierüber nie Fragen vorgelegt, nie gezweifelt, nie gezaudert haben. Man denke z. B. daran, welche bedeutsame Rolle die Idee der heroischen Pflicht bei Corneille spielt, der christliche Glaube bei Calderon, die Tyrannei des Schicksals bei Sophokles. Die Idee der heroischen Pflicht ist menschlicher und minder geheimnisvoll als die beiden andern, und obwohl sie heute weit weniger fruchtbar ist, als zu den Tagen Corneilles — denn es giebt heute sehr wenig heroische Pflichten, die in Frage zu stellen nicht vernünftig und selbst heroisch wäre, und es wird immer schwerer, eine zu finden, die wirklich gebieterisch ist —, so kann man doch unter gewissen, wohl vorstellbaren Verhältnissen auf sie zurückkommen. Aber welcher Dichter schöpfte wohl aus einem Glauben, der selbst bei den Gläubigsten nur mehr nachzitternde Erinnerung ist, noch die Kraft und Eingebung, die Calderon darin fand, als er den Christengott zur erhabenen und unsichtbaren, aber doch allgegenwärtigen, allmächtigen und allthätigen Hauptperson seiner Dramen machte? Und wer von uns kann heute noch die Tyrannei des Schicksals, jener unbeugsamen, vorherbestimmten, unentrinnbaren Macht, die den und den Menschen, das und das Geschlecht auf dem und dem Wege in das und das Unglück oder in den Tod treibt — wer von uns kann sie heute noch vernünftigerweise glauben, heute, wo wir sehen, dass unser Leben vielen Gewalten unterworfen ist, die frei-

lich unbekannt sind, deren tückischesten Schlägen aber die Weisesten auszuweichen lernen, und die jedenfalls blind, gleichgültig und unbewusst scheinen? Dürfen wir heute noch annehmen, dass es eine Macht auf Erden giebt, die niederträchtig genug ist, und Zeit dazu hat, nichts andres zu thun, als den Menschen zu plagen, seine Pläne zu verwirren und seine Unternehmungen zu kreuzen? Man hat sich noch einer dritten geheimnisvollen und allgewaltigen Macht bedient: der immanenten Gerechtigkeit. Aber man darf nicht vergessen, dass das Postulat der immanenten Gerechtigkeit eigentlich niemals aufgestellt worden ist, ausser in ganz schlechten Werken, denen jede Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit abgeht. Die Behauptung, dass sich das Böse in diesem Leben mit Notwendigkeit und ersichtlich bestraft, das Gute mit Notwendigkeit und ersichtlich belohnt, wird durch die bescheidenste Lebenserfahrung zu offenkundig widerlegt, als dass ein wirklicher Dichter diesen willkürlichen und unhaltbaren Traum seinem Werke zugrunde legen wüde. Wenn man andererseits die Sorge für Lohn und Strafe dem Jenseits zuschiebt, so kehrt man auf einem Umwege in das Land der göttlichen Gerechtigkeit zurück. Wenn aber die immanente Gerechtigkeit nicht auch permanent, unveränderlich, unentrinnbar und unfehlbar ist, so ist sie nur noch eine wohlmeinende und ungewöhnliche Laune des Schicksals, und man kann dann von Schicksal, geschweige denn von Gerechtigkeit, kaum mehr reden; es ist ein Zufall, d. h. fast nichts. Es giebt freilich eine sehr wirkliche immanente Gerechtigkeit, kraft deren lasterhafte, grausame, niederträchtige, ungerechte und unehrliche Menschen nicht so moralisch glücklich sind, wie die guten und gerechten, die treuen, liebevollen, wohlmeinenden, unschuldigen und friedlichen Menschen. Aher dann handelt es sich nur um eine innere, sehr menschliche, sehr natürliche und erklärliche Gerechtigkeit, und wenn wir ihren Ursachen und Wirkungen nachgehen, so kommen wir notwendigerweise zum psychologischen Drama, und dieses Drama spielt auf einer Bühne ohne den tiefen, vom Mysterium bewachten Hintergrund, der die Ereignisse des Dramas oder der Geschichte in eine grossartige, geheiligte und bedrohliche Perspektive rückt. Aber hätte man

das Recht, diesen Hintergrund dadurch wieder herzustellen, dass man auf eine Anschauung vom Unbekannten zurückgreift, die von der unser Leben beherrschenden himmelweit verschieden ist? — Da wir einmal von herrschenden Gedanken und Mysterien sprechen, verlohnt es sich vielleicht, zu verfolgen, welche verschiedene Gestalten der Schicksalsgedanke bisher angenommen hat und noch täglich annimmt, denn auch heute ist das Verhängnis die letzte Instanz zur Erklärung des Unerklärlichen, und die Deuter des Lebens haben es immer noch im Sinne. Sie haben sich bemüht, es zu erklären, zu verjüngen und annehmbar zu machen. Sie haben die eisigen Fluten des grossen trostlosen Stromes, von dessen Ufern sich die Wohnungen der Menschen allmählich zurückgezogen haben, durch hundert neue und gewundene Kanäle in ihre Werke zu leiten versucht. Die meisten unter denen, welchen es gelungen ist, uns glauben zu machen, dass sie dem Leben einen tiefen und endgültigen Sinn gaben, haben instinktiv erkannt, welche übermächtige Bedeutung die allzeit unverantwortliche, allzeit erhabene und entschuldbare Macht des Schicksals den menschlichen Handlungen verleiht. Das Verhängnis scheint tragisch wie keine andre Macht, und sobald es in ein Werk hineinkommt, thut es darin dreiviertel aller Arbeit. Man kann wohl sagen, dass der Dichter, der heute in den materiellen Wissenschaften, in dem Unbekannten, das uns umgiebt, oder in unsrer eignen Brust, ein Aequivalent für das antike Schicksal fände, d. h. eine gleich unbezwingliche, gleich allgemein anerkannte Prädestinationsidee, ganz gewiss ein Meisterwerk schaffen würde. Freilich würde er damit auch das grosse Rätselwort gefunden haben, das wir alle suchen, und unsere Annahme würde sich folglich nicht so schnell verwirklichen.



(Schluss im nächsten Heft.)

SAEUSLE, LIEBE MYRTE!

»Säusle liebe Myrte!
Wie still ist's in der Welt,
Der Mond, der Sternenhirte
Auf klarem Himmelsfeld,
Treibt schon die Wolkenschafe
Zum Born des Lichtes hin,
Schlaf, mein Freund, o schlafe,
Bis ich wieder bei dir bin!

»Säusle liebe Myrte!
Und träum im Sternenschein,
Die Turteltaube girrte
Auch ihre Brut schon ein.
Still ziehn die Wolkenschafe
Zum Born des Lichtes hin,
Schlaf, mein Freund, o schlafe,
Bis ich wieder bei dir bin!

»Hörst du, wie die Brunnen rauschen?
Hörst du, wie die Grille zirpt?
Stille, stille, lass uns lauschen,
Selig, wer in Träumen stirbt;
Selig, wen die Wolken wiegen,
Wenn der Mond ein Schlaflied singt;
O! wie selig kann der fliegen,
Dem der Tod den Flügel schwingt,
Dass an blauer Himmelsdecke
Sterne er wie Blumen pflückt;
Schlafe, träume, flieg, ich wecke
Bald dich auf und bin beglückt!«

CLEMENS BRENTANO

ANMERKUNGEN

WENN wir mit dem vorliegenden Hefte den zweiten Jahrgang der Insel beginnen, so dürfen wir uns wohl einige rückblickende und vorwärtsschauende Worte erlauben. Im allgemeinen glauben wir mit einer gewissen Befriedigung auf das hinter uns liegende Jahr zurückblicken zu dürfen. Wenn wir auch namentlich nach der Seite der bildenden Kunst hin nicht ganz das erreicht haben, was uns als ein erreichbares Ziel vorschwebte und vorschwebt, so glauben wir doch andrerseits, dass ein verständiger und gutwilliger Beurteiler, wenn er den ersten Jahrgang der Insel durchblättert und sich dabei die litterarischen und künstlerischen Verhältnisse im gegenwärtigen Deutschland vor Augen stellt, nicht ohne eine gewisse Anerkennung dessen erwähnen wird, was in dieser Zeitschrift bisher wirklich geleistet worden ist. Was zunächst den litterarischen Teil des Blattes betrifft, so glauben wir durch die Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit der Beiträge in gebundener und ungebundener Sprache erwiesen zu haben, dass wir weit davon entfernt sind, in irgend einer Weise Schule machen zu wollen, ja dass wir einer möglichst grossen Unparteilichkeit des Urteils zuliebe zuweilen sogar vorgezogen haben, dem einheitlichen Charakter eines Bandes Abbruch zu thun und ein Werk aufzunehmen, dessen innere Qualitäten bedeutender waren als seine Form befriedigend, oder dessen künstlerische Absichten den unseren nicht eigentlich gleich waren. Dass wir hierbei allerlei Missgriffe gemacht haben, dessen sind wir uns selbst bewusst, und wir bitten, einiges davon auf das Konto der besonderen Schwierigkeiten zu setzen, die die Zusammenstellung eines ersten Jahrganges im Gefolge hat. Im allgemeinen haben wir mit Freude konstatieren können, dass der Stand der für uns in Betracht kommenden litterarischen Produktion augenblicklich ein ziemlich hoher ist, und wir hoffen, dass davon auch in der Insel etwas zu spüren sein wird. Für das vor uns liegende Jahr können wir eine noch sorgfältigere Auswahl und ein entsprechendes Resultat wohl versprechen. Was wir auf dem Gebiet

der bildenden Künste geboten haben, musste in Anbetracht der gegenwärtigen Kunstverhältnisse in Deutschland, die für ein Blatt von den künstlerischen Tendenzen der Insel die denkbar ungünstigsten sind, noch mehr hinter dem zurückbleiben, was wir uns vorgestellt haben, und wir müssen uns im allgemeinen mit der Empfindung zufrieden geben, dass wir hier wenigstens andeutend und anregend gewirkt und das vorläufig Mögliche geleistet haben. Vor allen Dingen mussten wir einsehen, dass die weitere Durchführung des quartalsweisen Wechsels der Ornamente und Initialen unmöglich sei, wenn wir den damit verbundenen Unzuträglichkeiten, vor allen Dingen der unregelmässigen Ablieferung der einzelnen Nummern, ein Ende machen wollten. Ausserdem erwies es sich als unmöglich, eine wirklich intime und nach jeder Richtung hin befriedigende Lösung der ornamentalen Bedürfnisse und Erfordernisse jeder einzelnen Seite in der gegebenen kurzen Zeit und mit den dadurch bedingten Mitteln herbeizuführen. Wir haben uns daher zu einer bedeutenden Vereinfachung in der Ausstattung entschlossen, indem wir uns dadurch zugleich in die angenehme Lage brachten, den Preis des Blattes erheblich herabzusetzen und so der Insel die Möglichkeit einer weiteren Verbreitung zu geben. Die illustrativen Beigaben, werden etwas weniger zahlreich, doch von mehr gleichmässiger Qualität sein. Das Mappenwerk haben wir ganz aufgegeben, weil wir einsehen mussten, dass einmal bei einem derartigen immerhin auf eine gewisse Verbreitung und einen damit verbundenen niederen Preis angewiesenen Unternehmen der künstlerische Erfolg dem Aufwand an Geld und Arbeit nicht entspricht und weil andrerseits das Interesse des Publikums an derartigen Erscheinungen überhaupt noch gering ist. Wir werden statt dessen mit einzelnen in sich abgeschlossenen Mappen an die Oeffentlichkeit treten. Wir haben zu unserer grossen Genugthuung gesehen, dass die Insel sich eine beträchtliche Anzahl von solchen Freunden erworben hat, wie wir sie ihr wünschten. Ein besonders angenehmes Gefühl ist es uns, fast alle bedeutenden litterarischen Namen und eine grosse Anzahl bedeutender Künstler als Mitarbeiter und Freunde der Insel zu wissen, und dies Bewusstsein

giebt uns eine gewisse Sicherheit und lässt uns von der Zukunft Gutes und Erfreuliches hoffen. Wir sind nach wie vor jeder Ueberschätzung moderner Kunstleistungen fern und freuen uns mehr des Erstrebten als bereits Erreichten, glauben aber jetzt mehr als früher, dass das künstlerische Leben von heute allerlei Schönes und Bedeutendes zu Tage fördert, und diesem, dem es wie allem geistig Besonderen in der Welt meist schlecht geht, sein Fortkommen und seine Verbreitung zu erleichtern, dazu möchten wir auch fernerhin beitragen. Mit der Neu-Veröffentlichung alter Kunstwerke werden wir in der bisherigen Weise fortfahren. In den wenigen kritischen Anmerkungen, die wir jedem Hefte beigeben, werden wir auch weiterhin ein vorsichtiges und sachliches Urteil zu pflegen suchen. Als eine erfreuliche Erweiterung dieses von vielen Seiten sympathisch begrüssten Teiles unseres Unternehmens begrüssen wir es, dass Herr von Hofmannsthal sich liebenswürdigst bereit erklärt hat, daran mitzuwirken.

DER Insel-Verlag, dessen Leitung in den Händen der Herausgeber der Insel liegt, giebt Mitte Oktober für Weihnachten folgende Bücher und Mappen heraus:

Das Märchen und die Novelle von Goethe.

Merlin von Immermann.

Bildung, Essays von Hermann Bahr.

Fitzebutze, allerhand Schnickschnack für Kinder von Paula und Richard Dehmel, mit bunten Bildern von Ernst Kreidolf.

Rakkóx der Billionär und die Wilde Jagd von Paul Scheerbart.

Erzählungen von Paul Ernst.

Briefe an eine junge Frau. Wiener Novellen von Alfred W. Fred.

Geschichten vom lieben Gott von Rainer Maria Rilke.

Der Kaiser und die Hexe von Hugo von Hofmannsthal.

Ritter Ungestüm von A. W. Heymel.

Lieder an eine Geliebte von R. A. Schröder.

Rosen, Sprüche von R. A. Schröder.

Beethoven, Mozart, Gluck, Bach. Vier Schabkunstblätter von Müller-Paris.

Fünf Radierungen von Hans Thoma.

Sämtliche Bücher kommen nur gebunden in den Handel. Das Bahrsche Buch ist von Vogeler, das Scheerbartsche von Jossot, das Rilkesche von E. R. Weiss, das Heymelsche von Vogeler, das Fredsche von Th. Th. Heine geschmückt. Das Hofmannsthalsche Drama erscheint als Luxusausgabe in beschränkter Auflage und ist von Vogeler ausgestattet.

Pan, Fünfter Jahrgang, 1899, viertes Heft. (Bei F. Fontane & Co. in Berlin.)

DAS letzte Panheft... Soll man es mit Wehmut oder mit Genugthuung durchblättern? Soll man patriotischen Schmerz darüber empfinden, dass Deutschland ein so schönes, repräsentatives Blatt schon nach fünf Jahren hat fallen lassen, — oder soll man bescheiden sein und sich sagen: — Fünf Jahre lang reiner Kunst die Treue gehalten zu haben, bedeutet heute viel für ein Land, das eben erst beginnt, sich seiner Pflichten für eine ästhetische Kultur wieder bewusst zu werden — ? Man soll bescheiden sein. In einer Zeit, in der die Kunst nur so mit nebenher laufen darf, heisst dieses halbe Jahrzehnt Pan sehr viel, und wir Deutschen können uns schon etwas darauf zu gute thun, dass wir, Geheimräte und Künstler wundersam innig (wenn auch nicht immer kummerlos) vereint, solch ein Magazin der schönen Künste haben aufthun und fünf Jahre lang offen halten können. Die ähnlichen, aber längst nicht so grossartig angelegten Unternehmungen in England, wie Savoy, Yellow book, Dial, haben noch kürzeren Atem gehabt; das Gleiche gilt von den belgischen Revuen dieser Art, und Frankreich hat überhaupt nichts Derartiges hervorgebracht. Auch hat der Pan durchaus nicht umsonst gelebt, und die Herausgeber durften mit vollem Rechte zum Schlusse schreiben: »Die Aufgabe, die der Pan in

den fünf Jahren seines Bestehens sich gesteckt hatte: Den ringenden Kräften unsrer Zeit zum Durchbruch und zum Sieg zu verhelfen, hat er, wie wir glauben, erfüllt. Die Kräfte, deren Entfaltung wir gefördert haben, verbürgen uns die ruhige Entwickelung zu einer freien, selbständigen deutschen Kunst.« Niemand hat mehr Ursache, sich dieses Umstandes zu freuen, als die Herausgeber der Insel, die, in einem den Verhältnissen entsprechenden bescheideneren Rahmen und mit stärkerer Betonung des Litterarischen, dieselben Ziele verfolgen, wie der Pan, und die zu ihrer Freude dafür dieselben Kräfte zur Verfügung haben, ohne dass sie von einem so beschwerlichen Apparat behindert werden, wie er der ganz freien Entwickelung des Pan immer im Wege gewesen ist. Zwar wiederholt sich uns gegenüber dasselbe Spiel, das die Anfänge des Pan so lärmend begleitete, aber diese Maultrommelbegleitung des hämischen Unverstandes und blinden Kunsthasses hat an Tonstärke doch erheblich abgenommen, und die zustimmenden Rufe Solcher, die den Wert einer rein ästhetisch bedachten Zeitschrift als wichtigen, ja notwendigen Kulturfaktor verständnisvoll begreifen, haben sich in demselben Grade vermehrt. — Daher wollen wir die Gelegenheit nicht versäumen und an dieser Stelle den Dank zum Ausdrucke bringen, den ganz besonders wir der Thätigkeit der Pan-Herausgeber zu zollen haben. Aber ganz Deutschland, ja die gesamte Kunstwelt hat alle Ursache, dieser vielfachen und keineswegs geringfügigen Thätigkeit herzlichen Dank zu wissen. Was in den fünf Jahrgängen des Pan vorliegt, ist in der That als Ganzes ein künstlerischer Ehrenschatz, in dem das weniger Gelungene verschwindet. Das letzte Heft ist besonders schön. Wir erwähnen aus den litterarischen Beiträgen vor allem die köstlichen Gedichte aus dem Nachlasse Theodor Fontanes, sowie Bleis schönen Aufsatz über Aubray Beardsley, und von den Bilderbeigaben das prachtvolle Nietzscheporträt Hans Oldes, den markigen Holzschnitt von Peter Behrens, das feine lyrische Blatt von Ludwig von Hofmann und die Reproduktion des monumentalen Stieres von E. M. Geyger.

O. J. B.

DIE Gesamtausgabe von Detlev von Liliencrons Werken ist jetzt zu Ende geführt und wird kurz nach Erscheinen dieses Heftes vollständig vorliegen. Die neun Bände haben folgende Titel: I. Kriegsnovellen, II. Aus Marsch und Geest, III. Könige und Bauern, IV. Roggen und Weizen, V. Der Mäcen, VI. Breide Hummelsbüttel, VII. Kampf und Spiele, VIII. Kämpfe und Ziele, IX. Nebel und Sonne. Etwas später wird der gleiche Verlag (Schuster & Loeffler) den ersten Band einer Sammlung herausgeben, die des grössten Interesses sicher ist, und auf die wir daher schon jetzt aufmerksam machen. Es sind dies die Gesammelten Briefe Friedrich Nietzsches.



DIE Prachtausgabe von Bierbaums chinesischem Roman Das schöne Mädchen von Pao, die wir für Weihnachten dieses Jahres geplant hatten, kann erst im nächsten Jahre erscheinen, da die französische Ausgabe des Buches, die gleichzeitig damit erscheinen soll, noch nicht fertig gestellt ist. Ebenso erscheint das für Weihnachten 1900 angezeigte Seidene Buch von Bierbaum erst Weihnachten 1901.



WIR haben das Vergnügen, unsern Lesern für die weiteren Hefte des neuen Jahrganges ausser den Fortsetzungen des Dehmelschen Romanes in Romanzen noch folgende grössere Dichtungen anzeigen zu können: Blinde Liebe, ein Märchen von L. Housman, frei verdeutscht von Richard Dehmel, Der nie geküsste Mund, Novelle von Jacob Wassermann, Liwûna und Kaidôh, ein Seelenroman von Paul Scheerbart, Phallus von M. Dauthendey, Fräulein Mimose, Novelle von Ouckma, Das wunderbare Gemälde, eine chinesische Geschichte in Versen von R. A. Schröder, Der Steckenpferdpastor von Gustave Kahn, deutsch von Bierbaum, Der Kinderkreuzzug von Marcel Schwob, Herrn Bengts Hausfrau, Erzählung von Aug. Strindberg; dazu regelmässig Gedichte von Lyrikern wie Liliencron, Falke, Dauthendey, Walser, Schloss und Essays von Hofmannsthal, Blei, Ottmann, Meier-Graefe, sowie Ungedrucktes aus dem Nachlasse Casanovas.

Die Insel. II. Jahrgang. 1. Quartal Nr. 1. Oktober 1900.
Für den Inhalt verantwortlich: A. W. Heymel, München.

BEZUGS-BEDINGUNGEN

Abonnement vierteljährlich 6 Mark, halbjährlich 12 Mark, jährlich 24 Mark inkl. fester Einbanddecken mit Vorsatzpapier für jedes Quartal.

Einzelpreis der Monatsnummer: 2 Mark.
Einzelpreis des Quartalbandes: 8 Mark.

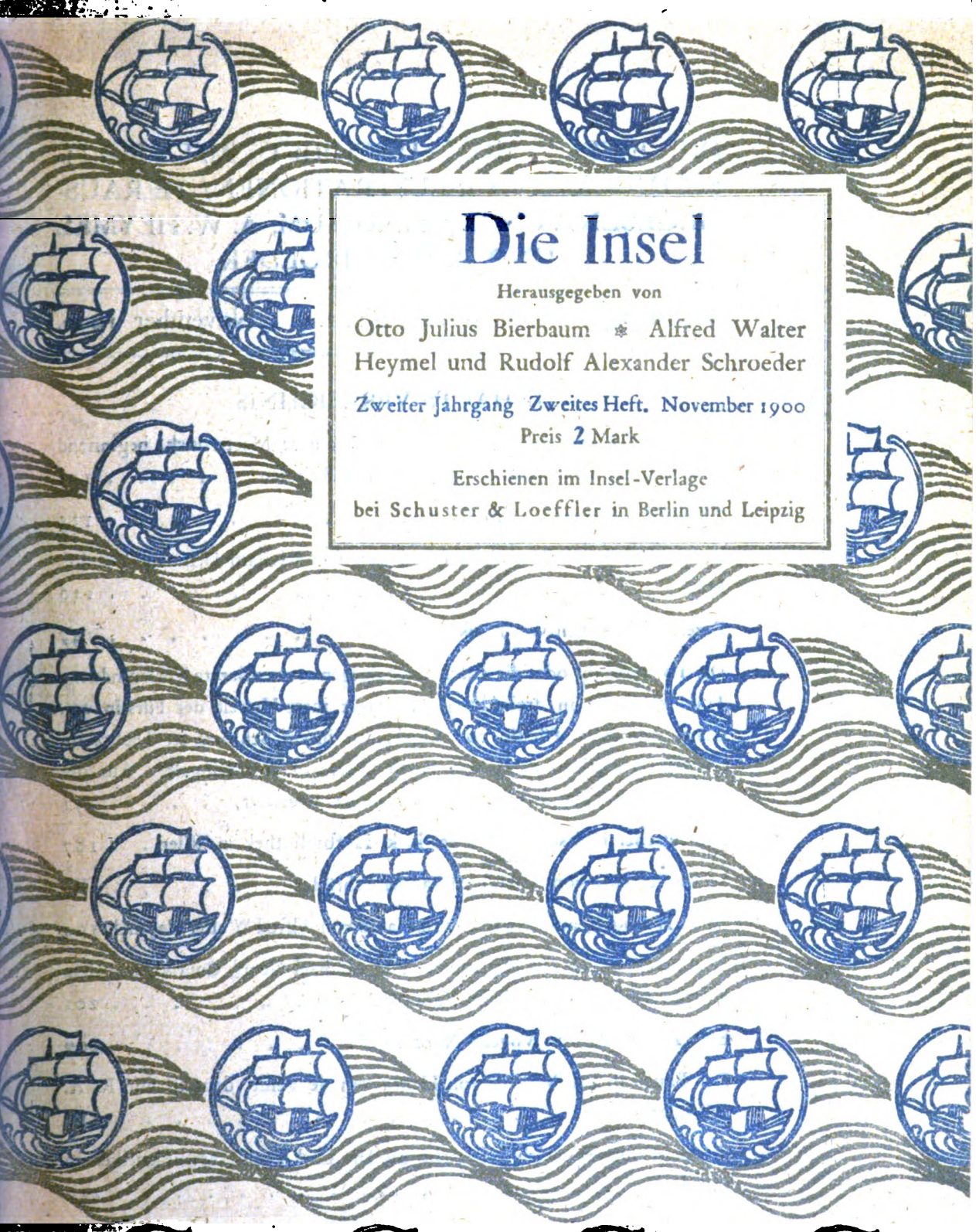
Auf starkes Inselpapier (Wasserzeichen Schiff) werden 50 Stück gedruckt. Von dieser Ausgabe kostet das Heft 3 Mark, das Abonnement vierteljährlich 9 Mark, halbjährlich 18 Mark jährlich 36 Mark.

Vom ersten Jahrgang werden einzelne Hefte nicht mehr abgegeben, doch sind noch komplette Exemplare vorhanden, die bis auf weiteres noch zu dem ursprünglichen Preise (jeder Quartalsband 10 Mark, alle vier zusammen 36 Mark) abgegeben werden. Bei gleichzeitiger Erwerbung des ganzen (gebundenen) ersten Jahrganges der Monatsschrift und des (nur im ersten Jahrgange erschienenen) Mappenwerkes tritt wie bisher eine Ermässigung des Gesamtpreises auf 75 Mark (statt 90 Mark) für beide Publikationen ein. Für sich allein kostet das Mappenwerk nach wie vor 50 Mark.

Die Redaktion der Insel befindet sich in München Leopoldstrasse 4.

Unverlangt eingeschickte Beiträge werden nicht zurückgeschickt. Redaktionelle Gegenäusserungen erfolgen nur im Falle der Annahme.





Die Insel

Herausgegeben von

Otto Julius Bierbaum ✻ Alfred Walter Heymel und Rudolf Alexander Schroeder

Zweiter Jahrgang Zweites Heft. November 1900

Preis 2 Mark

Erschienen im Insel-Verlage

bei Schuster & Loeffler in Berlin und Leipzig

DIE INSEL/ MONATSSCHRIFT MIT BUCHSCHMUCK UND ILLUSTRATIONEN/ HERAUSGEGEBEN VON O. J. BIERBAUM, A. W. HEYMEL UND R. A. SCHROEDER

II. Jahrgang. 1. Quartal, No. 2. November 1900.

INHALTS-VERZEICHNIS

Die Entwicklung des Mysteriums von Maurice Maeterlinck, beginnend in einem von E. M. Geyger geschnittenen Rahmen 111

Zwei Zeichnungen von A. J. Gaskin 135

Zwei Menschen. Roman in Romanzen von Richard Dehmel. Zweites Stück 136

Zwei Zeichnungen von Markus Behmer. 149

Das Polemoskop oder die durch Geistesgegenwart entlarvte Verleumdung. Tragi-Komödie in drei Akten, gewidmet ihrer Hoheit der Fürstin von Clari, geborenen Fürstin von Ligne, auf ihrem Schlosse zu Teplitz im Sommer des Jahres 1791 von Jacob Casanova von Seingalt. Aus der französischen Handschrift Jacob Casanovas übersetzt. 152

Altdeutscher Holzschnitt aus der k. k. Hofbibliothek in Wien . . 187

Sechs Gedichte von Rudolf Alexander Schröder 188

Unter Freunden, aus dem Buche zu Hause von Alfred Walter Heymel 192

Was dünket euch um Nietzsche? Von Michael Georg Conrad, mit dem Portrait Nietzsches von Felix Vallotton 201

Eine Zeichnung von Vogeler-Worpswede 209

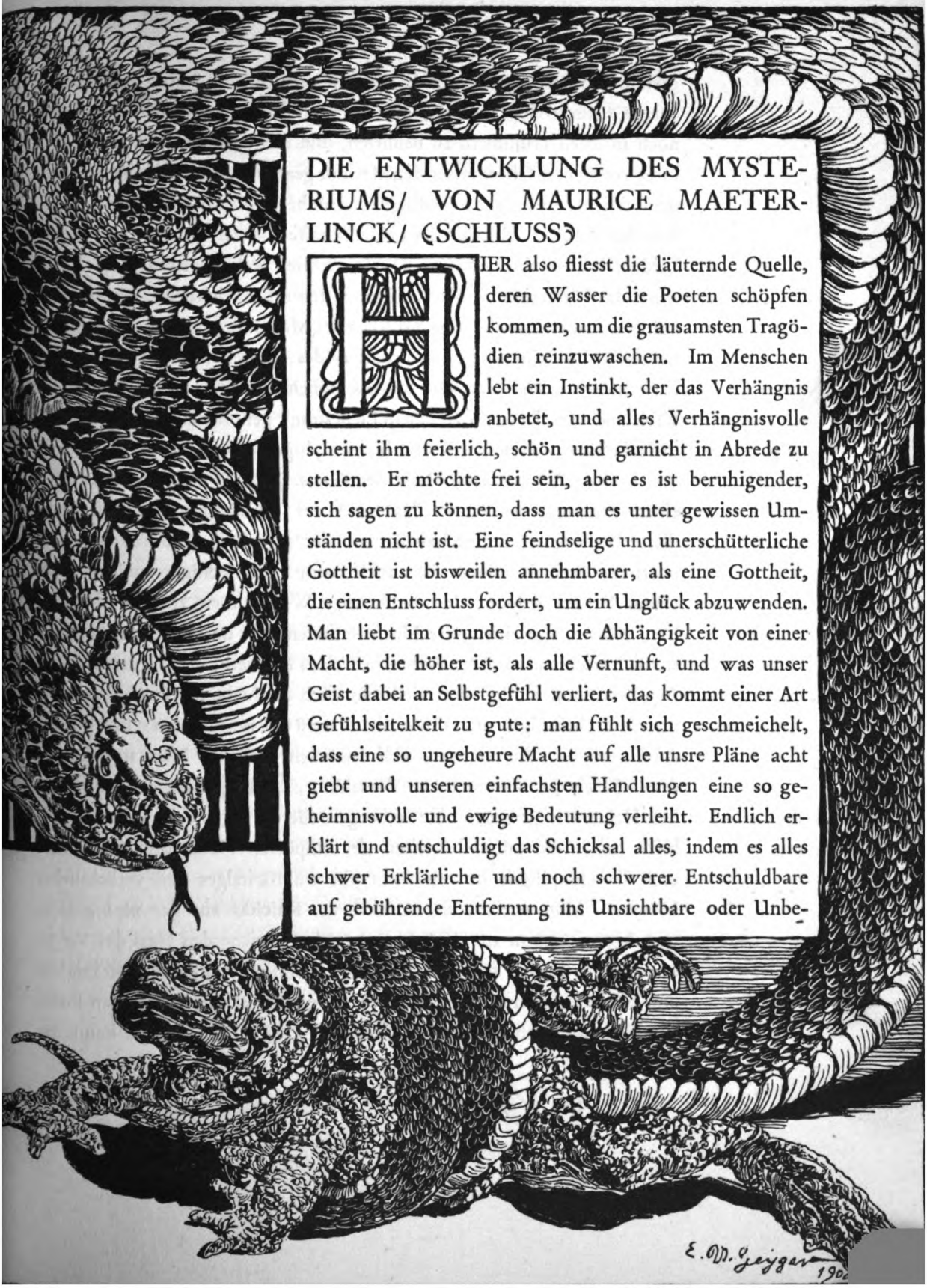
Der Bauer in der Malerei von Henry van de Velde, deutsch von R. A. Schröder 210

Ein Brief von Friedrich Nietzsche an Dr. Carl Fuchs, Musikkritiker in Danzig 218

Anmerkungen 221

HARVARD COLLEGE
JAN 28 1937
LIBRARY

DIE INSEL. Nr. 2.
NOVEMBER. 1900.



DIE ENTWICKLUNG DES MYSTERIUMS/ VON MAURICE MAETERLINCK/ (SCHLUSS)

HIER also fliesst die läuternde Quelle, deren Wasser die Poeten schöpfen kommen, um die grausamsten Tragödien reinzuwaschen. Im Menschen lebt ein Instinkt, der das Verhängnis anbetet, und alles Verhängnisvolle scheint ihm feierlich, schön und garnicht in Abrede zu stellen. Er möchte frei sein, aber es ist beruhigender, sich sagen zu können, dass man es unter gewissen Umständen nicht ist. Eine feindselige und unerschütterliche Gottheit ist bisweilen annehmbarer, als eine Gottheit, die einen Entschluss fordert, um ein Unglück abzuwenden. Man liebt im Grunde doch die Abhängigkeit von einer Macht, die höher ist, als alle Vernunft, und was unser Geist dabei an Selbstgefühl verliert, das kommt einer Art Gefühlseitelkeit zu gute: man fühlt sich geschmeichelt, dass eine so ungeheure Macht auf alle unsre Pläne acht giebt und unseren einfachsten Handlungen eine so geheimnisvolle und ewige Bedeutung verleiht. Endlich erklärt und entschuldigt das Schicksal alles, indem es alles schwer Erklärliche und noch schwerer Entschuldbare auf gebührende Entfernung ins Unsichtbare oder Unbe-

greifliche versetzt. Man hat darum versucht, die Statue jener furchtbaren Göttin, welche die Tragödien des Sophokles und Euripides beherrscht, noch in ihren Trümmern zu benutzen, und mehr als ein Dichter hat von ihren verstreuten Gliedmassen den Marmor genommen, aus dem er eine neue, menschlichere, weniger unbedingte und unbegreifliche Göttin gebildet hat. Man hat z. B. das Schicksal der Leidenschaften dargestellt. Aber wenn eine Leidenschaft in einer bewussten Seele wirklich verhängnisvoll werden soll, wenn das Mysterium wieder in Kraft treten soll, welches das Grausige erklärt, indem es dasselbe über das Mass des Menschlichen und den menschlichen Willen hinaushebt, so bedarf es des Eingreifens eines Gottes oder einer andern unendlichen und unbezwinglichen Macht. So hat Wagner im »Tristan« seine Zuflucht zu einem Liebestrank genommen, Shakespeare im »Macbeth« zu den Hexen, Racine in der »Iphigenie« zum Orakel des Kalchas und in der »Phädra« zum Hasse der Venus. Wir kommen hier auf einem Umwege wieder in das Land des Verhängnisses zurück, und dieser Umweg ist bei archaistischen oder sagenhaften Stoffen, wo jede poetische Freiheit erlaubt ist, auch mehr oder weniger zulässig. Bei einem Drama jedoch, das die heutige Wirklichkeit zum Gegenstande hat, müsste man eine andre Macht erfinden, die uns wirklich unwiderstehlich erschiene und die Verbrechen eines Macbeth, das Grausige, in das Agamemmnon willigt, und vielleicht auch die Liebe der Phädra geheimnisvoll rechtfertigte und ihnen die düstere Grösse und den schrecklichen Adel verliehe, die sie von sich aus nicht haben. Man streiche aus dem »Macbeth« die teuflische Vorsehung, das Eingreifen der Hölle und den Heldenkampf gegen eine verborgene Gerechtigkeit, die jeden Augenblick durch die tausend Spalten der empörten Natur hindurchbricht: und die Hauptfigur ist nur mehr ein wahnwitziger und verächtlicher Mörder. Man streiche das Orakel des Kalchas aus der »Iphigenie«, und Agamemmnon ist ein Scheusal. Man streiche den Hass der Venus, und Phädra ist eine kranke Seele, deren moralische Zurechnungsfähigkeit und Widerstandskraft gegen das Böse zu gering ist, als dass wir an ihrem Unglück wirklich teilnehmen könnten. Offen gesagt kann der

heutige Leser und Zuschauer sich mit keinem dieser übernatürlichen Eingriffe mehr zufrieden geben. Im Grunde seines Bewusstseins ist es ihm nicht mehr möglich, sie ernst zu nehmen, gleichgültig ob er es will oder nicht, ob er es weiss oder nicht. Er hat eine andere Weltanschauung. Er sieht keinen ausgesprochenen, beharrlichen, wohlbekränzten und planvollen bösen Willen mehr in der Menge der Kräfte, die in ihm und um ihn wirken. Wenn er im Leben einem Verbrecher begegnet, so erfährt er, dass dieser Mensch durch Unglück zum Verbrechen kam, durch seine Erziehung oder erbliche Belastung, durch Leidenschaften, die er selbst empfunden und bei sich niedergedämpft hat, obwohl er vollständig einsieht, dass es Fälle giebt, wo es ihm sehr schwer geworden wäre, sie zu unterdrücken. Er wird — vielleicht umsonst — nach einem Grunde für die Ungerechtigkeiten der Erziehung oder Erblichkeit suchen, aber niemals wird es ihm einfallen, die Hölle, den Zorn eines Gottes oder eine Reihe unabänderlicher Schicksalsschlüsse für diese Verbrechen verantwortlich zu machen. Wie, und in einer Dichtung sollte er derartige Erklärungen billigen, die er im Leben niemals zugeben wird? Im Gegenteil wäre es die Pflicht des Dichters, ihm einen höheren, klareren, in weiterem und tieferem Sinne menschliche Erklärung zu geben, als er selber finden kann. Sonst wird er in der Hölle, im Zorn eines Gottes oder in den ehernen Schicksalsschlüssen nur eine Reihe von Symbolen sehen, die ihn nicht mehr befriedigen. Es ist an der Zeit, dass die Dichter das einsehen. Das Symbol genügt, um eine allgemein anerkannte Wahrheit oder eine solche, der man noch nicht ins Auge schauen will noch kann, einstweilen zu versinnbildlichen, aber wenn der Augenblick gekommen ist, wo man die Wahrheit selbst sehen will, ist es besser, das Symbol verschwindet. Zudem muss ein Symbol, das einer wirklich lebensvollen Poesie würdig sein soll, mindestens ebenso gross und schön sein, wie die von ihm vertretene Wahrheit, auch muss es der Wahrheit vorausgehen, und ihr nicht nachhinken. Aus diesem Grunde ist es heute auch viel schwerer, grosse Verbrechen und wirklich erschütternde, entfesselte und grausame Leidenschaften in ein Werk ein-

zuführen oder gar auf die Bühne zu bringen, denn man weiss nicht mehr, wo man die geheimnisvolle Entschuldigung, deren sie bedürfen, für sie finden soll. Und doch sind wir noch alle bereit, wenn es sich um Verbrechen oder Leidenschaften dieser Art handelt, jeden Eingriff des Geschicks zuzulassen, ausser wenn die Unmöglichkeit auf der Hand liegt: so liegt uns die mystische Rechtfertigung im Blute, und so überzeugt sind wir, dass der Mensch im Grunde genommen nie so schuldig ist, wie er scheint. Doch bestehen wir auf dieser Rechtfertigung nur, wenn es sich um ganz naturwidrige Verbrechen oder Unglücksfälle handelt, die wirklich abnorm, unvermutet, unverdient und unerklärlich sind, Verbrechen oder Unglücksfällle, deren Thäter oder Opfer mehr oder weniger hochstehende Menschen und Herren ihres Bewusstseins sind. Es widerstrebt uns zu glauben, dass ein ausserordentliches Verbrechen oder Unglück nur rein menschliche Ursachen haben soll, und wir können ihm absolut kein Interesse abgewinnen, wenn es so ist. Wir wollen immer noch eine Erklärung für das Unerklärliche, und wir wären durchaus nicht zufrieden, wenn der Dichter uns sagte: »Diese Unthat hat dieser starke, kluge, selbstbewusste Mensch gethan. Das ist das Verbrechen eines Helden, das Leiden und der Untergang eines Gerechten, die tragische und unabänderliche Ungerechtigkeit, der dieser Weise zum Opfer fiel. Sie erkennen selbst, welche menschlichen Gründe diese Ereignisse haben. Ich habe Ihnen keine andren zu offenbaren, wenn nicht vielleicht die Gleichgültigkeit des Weltalls gegen das Thun der Menschen.« Ebenso unzufrieden würden wir sein, wenn es ihm gelänge, uns diese Gleichgültigkeit zu veranschaulichen und sie uns gewissermassen »am Werke« zu zeigen. Aber da es im Wesen der Gleichgültigkeit liegt, nicht zu wirken und nicht einzugreifen, so ist dies nahezu unmöglich. Wenn es sich indess um Othellos keineswegs unvermeidliche Eifersucht oder Romeos und Julias durchaus nicht vorherbestimmtes Unglück handelt, so entbehren wir den läuternden Einfluss des Verhängnisses oder irgend einer anderen Macht nicht. In einem andren Drama, dem Meisterwerke John Ford's, »*'t is pity, sh' s a whore*«, das auf der blutschänderischen Liebe

Giovannis zu seiner Schwester Annabella beruht, werden wir bis an den Rand des Abgrundes geführt, wo wir gewöhnlich die mystische Rechtfertigung verlangen, wenn anders wir nicht das Haupt abwenden sollen. Trotzdem verzichten wir nach einem Momente des schmerzhaften Schwindels auch hier darauf. Denn die Liebe von Bruder und Schwester ist, aus grösserer Höhe gesehen, ein Verbrechen gegen unsere Moral, nicht aber gegen die menschliche Natur, und jedenfalls hier verzeihlich durch die Jugend und leidenschaftliche Blindheit der Schuldigen. Ebenso findet Othellos Blutthat seine Erklärung in seiner Bethörtheit, in die Jagos Ränke diesen leichtgläubigen und unschuldigen Halbbarbaren versetzt haben, und Jago selbst findet eine Art von Rechtfertigung in seinem zwar ungerechten, aber doch nicht gegenstandslosen Hasse. Das Unglück des Veroneser Liebespaares endlich erklärt sich durch die Unerfahrenheit der Opfer und das allzugrosse Missverhältnis zwischen ihren Kräften und den Widerständen, die sie zu überwinden haben. Denn man kann bemerken, dass wir mit einem Menschen, der gegen überlegene Gegner anringt, Mitleid haben, aber wenn er unterliegt, so sind wir keineswegs überrascht. Es fällt uns gar nicht ein, die Dinge anders anzusehen und das Geschick verantwortlich zu machen, und wenn er einer übermenschlichen Macht zum Opfer fällt, so sagen wir uns einfach: »Das musste so kommen.« Es wird uns also nur dann schwer, an die Möglichkeit eines Verbrechens auf natürlichem und menschlichem Wege zu glauben, wenn es von einem nach allem Anschein klugen und selbstbewussten Wesen begangen wird, ebenso wie es uns schwer wird, ein auf natürlichem Wege unerklärliches, unverhofftes und unverdientes Unglück ohne weiteres gutzuheissen. Woraus sich ergiebt, dass man nur solche Ungerechtigkeiten auf die Bühne bringen dürfte — und wenn ich sage: auf die Bühne bringen, so ist das wohlverstanden eine Abkürzung und ich müsste vielmehr sagen: uns auf irgend eine Weise zu Zuschauern eines Ereignisses machen, dessen Umstände und handelnde Personen wir nicht ausnahmslos persönlich kennen — woraus sich ergiebt, sage ich, dass man nur solche Ungerechtigkeiten, Sünden und Verbrechen auf die

Bühne bringen sollte, deren Thäter kein ausreichendes Bewusstsein haben, und nur solches Unglück, das schwachen Seelen zustösst, die in aller Unschuld ihren Begierden zum Opfer fallen, weil sie unvorsichtig, blind und unbesonnen sind. Um diesen Preis könnten wir auf das Eingreifen einer Macht, die über der Sphäre der dem Menschen geläufigen Psychologie liegt, getrost verzichten, wenn eine derartige Auffassung von der Bühne nicht der Realität des Lebens ins Gesicht schlagen würde. Denn wir sehen im Gegenteil sehr selbstbewusste Naturen täglich Verbrechen begehen, und sehr gute, vorsichtig, tugendhafte, gerechte und verständige Menschen einem Heer von unerklärlichen, unverhofften und fast immer unverdienten Leiden und unglücklichen Zufällen zum Opfer fallen. Die obengenannten Dramen, die Dramen der Unbewussten, Schwachen, Bedrückten, der Opfer ihrer eigenen Wünsche und Begierden, fesseln uns gewiss und erregen unser Mitleid, aber das eigentliche Drama, das den Dingen auf den Grund geht und sich ernstlich mit allgemein wichtigen Wahrheiten befasst, das Drama, das uns alle angeht und unser ganzes Leben umspannt, ist das Drama der Starken, Bewussten und Klugen, die fast unvermeidlich in Sünde, Verirrung und Verbrechen fallen, ist das Drama des Gerechten und Weisen, der gegen ein allmächtiges Unglück anringt, und gegen Mächte, welche die Weisheit und Gerechtigkeit entwaffnen; — denn der Zuschauer, mag er im wirklichen Leben noch so schwach und so wenig ehrenhaft sein, rechnet sich als solcher immer zu den Gerechten und Starken, und wenn er das Unglück der Schwäche mit ansieht, wenn er selbst daran teilnimmt, so stellt er sich doch nie ganz auf Seite Derer, die ohne jeden Widerstand unterliegen. Wir gelangen hier an den düsteren Punkt, wo die Macht des Menschen ein Ende hat und der gerechteste, besonnenste und geklärteste Wille auf die Geschehnisse, von denen unser gutes oder schlimmes Schicksal abhängt, keinen Einfluss mehr hat. Es giebt kein Drama höherer Art, es giebt keine grosse Dichtung, wo der eine oder andere Held nicht an diesen Scheideweg kommt, an dem sein Schicksal sich entscheidet. Warum begeht dieser gute und weise Mensch dieses Unrecht oder dieses Verbrechen?

Warum macht dieses Weib, das doch weiss, was es thut, diese Bewegung, durch die es auf ewig sein Glück verscherzt? Wer hat die Kette des Verhängnisses, die diese unschuldige Familie umschlingt, Glied für Glied geschmiedet? Warum missrät alles um diesen Menschen und um jenen kommt alles wieder ins Gleichgewicht, obwohl er nicht so stark, verständig, thatkräftig und geschickt ist? Warum begegnet diesem nur Liebe, Güte und Schönheit, und warum trifft jener auf seiner Strasse nur Hass, Verrat uud Bosheit? Warum bei gleichem Verdienst hier das beharrliche Glück und dort das unermüdliche Unglück? Warum tobt ewiger Sturm um dieses Haus und ewiger Sternhimmel spannt sich über dem andern? Warum hier Geist, Gesundheit, Reichtum, und dort Blödigkeit, Krankheit und Armut? Woher kommt diese Leidenschaft, die so viele Uebel nach sich zieht, und jene, die so viel Gutes bringt? Warum schreitet der Jüngling, dem ich gestern begegnete, langsam aber sicher einem tiefen Glück entgegen, und sein Freund geht mit demselben gemessenen Schritte nichtsahnend und ruhig in den Tod? Das Leben stellt uns oft vor Fragen dieser Art, und Viele pflegen eine hinreichende Antwort im Uebernatürlichen zu suchen, im Vorherbestimmten, im Uebermenschlichen, im Mysterium... Fromme Seelen werden in dem und dem Ereignis stets einen Fingerzeig Gottes sehen. Aber wir, die wir gewohnheitsmässig in das Haus des Sturmes und in das des Friedens gehen, wir kommen selten wieder heraus, ohne den sehr menschlichen Grund des Sturmes oder Friedens erkannt zu haben. Wenn wir den guten und weisen Menschen, der dies Unrecht oder jenes Verbrechen begangen hat, kennen gelernt haben, so haben wir damit auch alle bedingenden Umstände kennen gelernt und erfahren, dass diese Umstände keineswegs übernatürlich waren. Wenn wir dem Weibe näher getreten sind, das durch eine Gebärde sein Glück auf ewig verscherzt hat, so wissen wir ganz genau, dass diese Gebärde ihm nicht verhängt war und dass wir sie an seiner Stelle nicht gemacht hätten. Wie wir in vertrauter Freundschaft mit dem gelebt haben, um den alles missrät, und mit dem, um den alles wieder ins Gleichgewicht kommt, so haben wir auch die Eichel auf den

Fels oder auf fruchtbaren Boden fallen sehen, ohne an feindselige Mächte voll dunkler Absichten zu denken. Und wenn Armut, Krankheit und Tod auch die drei bösen Göttinnen des Menschenlebens bleiben, so flössen sie uns doch nicht mehr die abergläubische Furcht von ehedem ein. Uns will vor allem scheinen, dass sie unbewusst, gleichgültig und blind sind, dass sie um keines der Geistesgesetze wissen, die sie nach unsrem Dafürhalten heiligen, und wir haben nur allzu oft gesehen, dass sie, die wir Prüfung, Lohn, Strafe, Läuterung nannten, diese hohen sittlichen Namen, mit denen wir sie beschenkten, durch ihre Launen ohne Wahl selbst widerlegten. ☞ Unsere Einbildungskraft mag noch so geneigt sein, das Eingreifen übermenschlicher Kräfte zu wünschen und zu billigen, im praktischen Leben giebt es doch wenige unter uns und selbst unter den mystisch Veranlagten, die nicht überzeugt sind, dass unser moralisches Unglück im Grunde genommen von unserem Geist und Charakter abhängt, und unser physisches Unglück vom Spiele gewisser, zum Teil unbekannter Kräfte und Kausalzusammenhänge, die oft wenig aufgeklärt sind, aber doch nicht völlig anders als das, was wir eines Tages in der Natur zu entdecken hoffen. Und im Ganzen genommen leben wir alle in dieser Gewissheit, die nur dann wahrhaft erschüttert wird, wenn es sich um unser eignes Missgeschick handelt, denn dann fällt es uns schwer, die gemachten Fehler zu erkennen oder uns einzugestehen, und es berührt unsern menschlichen Stolz recht peinlich, dass unser Unglück keine tieferen Gründe hat, als der Fall der Eichel auf den Fels, das Zerschellen der Woge an Klippen oder ihr Verrinnen im Sande, und das Schicksal des Falters, dem ein wärmender Sonnenstrahl die zarten Flügel entfaltet oder ein vorbeifliegender Vogel das Leben raubt. ☞ Mein Nachbar, den ich gut kenne, den ich alle Tage sehe, der regelmässige Gewohnheiten hat und friedlich gesonnen ist, verliert, will ich annehmen, Schlag auf Schlag seine Frau bei einem Eisenbahnunglück, einen seiner Söhne bei einem Schiffbruch, einen andern bei einer Feuersbrunst, und der letzte möge an einer Krankheit sterben. Ich wäre schmerzlich verwundert, aber ich würde es mir nicht einfallen lassen, diese Kette von Unglücksfällen

auf ein göttliches Strafgericht, eine immanente Gerechtigkeit, eine eigentliche böse Vorsehung, ein unentrinnbares, ergrimmtes und bewusst handelndes Verhängnis zurückzuführen. Ich würde an das Leben denken, an seine tausend unglücklichen Zufälle, ich würde ein entsetzliches Zusammentreffen darin erblicken, aber es wird mir nie einfallen, dass ein übermenschlicher Wille diesen Zug in den Abgrund gestürzt, dieses Schiff auf eine Klippe geworfen, diese Feuersbrunst verursacht und all diese Furchtbarkeiten begangen haben soll, nur um einen Nichtswürdigen zu strafen oder einen Ruchlosen zu züchtigen, der vielleicht eine grosse Schuld auf sich geladen hat, eines jener Vergehen, die in den Augen der Menschen so gross und in denen des Weltalls so klein sind, eine That, die vielleicht nicht einmal aus seinem Herzen oder Geiste entsprungen ist und jedenfalls keinen Grashalm auf Erden geknickt hat. Aber er, der von diesen grossen Schicksalsschlägen betroffen ist, die in ihrer Furchtbarkeit wie jähe Blitze in einer Gewitternacht sind: wird er wohl ebenso denken, wird er sie für ebenso natürlich, selbstredend und erklärlich halten? Wird das Wort Geschick, Unglück, Zufall, Missgeschick, Verhängnis, Stern, und vielleicht auch das Wort Vorsehung, für ihn nicht eine Bedeutung erlangen, die es vorher nicht hatte? Wird er sein Gewissen nicht in anderer Weise befragen, als sonst, wird er sein Leben nicht geheimen Einflüssen und Mächten unterworfen wähnen, einer Art von Schicksalstücke vielleicht, die ich nicht darin finden kann? Wer hat nun recht? Wer von uns beiden sieht weiter und klarer, er oder ich? Erschaut man in trüben Stunden Wahrheiten, die man in friedlicheren Tagen nicht sieht, und welchen Moment soll man wählen, um dem Leben einen Sinn zu geben? Im allgemeinen wählen die Deuter des Lebens aller Art die trüben Stunden. Sie versetzen sich und uns in den Seelenzustand des Opfers, sie stellen uns das Unglück unseres Nächsten so gedrängt, so unvermittelt, so massig vor Augen, dass wir einen Augenblick wähnen, selbst das Opfer zu sein. Freilich ist es ihnen fast unmöglich, uns das Ereignis so vorzuführen, wie wir es im gewöhnlichen Leben sehen. Wenn wir mit der Hauptperson des uns überwältigenden

Dramas Jahre lang gelebt hätten, wenn diese Person unser Freund, Bruder oder Vater gewesen wäre, so hätten wir im Verlaufe des Stückes wahrscheinlich alle Gründe seines Unglücks entdeckt, entziffert und erkannt, und es würde uns nun weit weniger Wunder nehmen, oft sogar würde es uns sehr natürlich und nach menschlichem Ermessen fast unausbleiblich erscheinen. Aber der Deuter des Lebens hat weder die Zeit noch das Vermögen, uns all die wirklichen Gründe zu erzählen. Sie sind gewöhnlich unscheinbar, winzig, unzählig und von äusserst langsamer Wirkung. Er ist also geneigt, die menschlichen und wirklichen Gründe, die er uns nicht zeigen kann, die aufzuspüren und aufzuzählen ihm nicht möglich ist, durch einen allgemeinen Grund zu ersetzen, der gross genug ist, um das ganze Drama zu umfassen. Und wo wird er diesen allgemeinen und hinreichend grossen Grund finden, wenn nicht in den zwei oder drei Worten, die wir zu stammeln pflegen, wenn wir uns nicht stillschweigend fügen wollen: göttliche Vorsehung, Verhängnis, dunkle und namenlose Gerechtigkeit? Man kann sich fragen, bis zu welchem Grade das berechtigt und heilsam ist, und ob es Sache des Dichters ist, die Unruhe und Verwirrung der vielleicht am wenigsten lichten Minuten wiederzugeben und festzubannen, oder die Hellsichtigkeit der Augenblicke zu erhöhen, wo der Mensch sich im Vollbesitz seiner Kraft und Vernunft glaubt. Einen Vorteil haben alle unsre Missgeschicke, und folglich auch die Einbildung eines persönlichen Unglücks: sie lassen uns in uns gehen. Sie zeigen uns unsre Schwächen, unsre Irrtümer und Fehler. Sie erleuchten unser Bewusstsein mit einem tausendmal schonungsloseren und wirksameren Lichte, als es jahrelanges Forschen und Nachdenken thun würde. Sie lassen uns auch wieder aus uns herauskommen, lehren uns, um uns zu blicken, und geben uns mehr Verständnis für die Leiden unserer Brüder. Sie thun noch mehr, sagt man. Sie zwingen uns die Augen zu erheben, eine höhere Macht anzuerkennen, uns einer unsichtbaren Gerechtigkeit zu beugen und einem unerforschlichen und unendlichen Mysterium zu huldigen. Ist das wirklich das Beste an ihrem Wirken? Ja, vom Standpunkte der religiösen Moral ist es heilsam ge-

wesen, dass sie uns zwangen, die Augen zu erheben, solange unsre Augen auf einen Gott fielen, der uns die höchste Schönheit, die höchste Güte und Gerechtigkeit verkörperte und gewiss und ohne Wanken war. Es ist heilsam gewesen, dass der Dichter, welcher in seinem Gotte ein unumstössliches Ideal sah, uns den Blick so oft wie möglich zu diesem alleinigen und letzten Ideal erheben liess. Was aber haben wir heute diesen bewegten Blicken zu bieten, wenn wir sie von den Wahrheiten und alltäglichen Erfahrungen des Lebens aufblicken lassen? Was sollen wir angesichts des triumphirenden Unrechts, des ungerochenen und erfolgreichen Verbrechens sagen, wenn wir den Menschen über die alles mehr oder weniger wieder ausgleichenden Gesetze des Gewissens und des inneren Glückes hinausschauen lassen? . . . Welche Erklärung sollen wir am Sterbebette des Kindes geben, beim Untergang des Unschuldigen, bei den Tücken des Zufalls gegen den Unglücklichen, wenn wir eine höhere, kürzere, treffendere, endgültigere Erklärung geben wollen, als die, mit denen wir uns im alltäglichen Leben wohl oder übel begnügen müssen, weil es die einzigen sind, die auf eine gewisse Anzahl von Thatsachen passen? Haben wir, um unser Wirken in einen feierlicheren Dunstkreis zu hüllen, das Recht, Befürchtungen, Irrtümer, Gefühle und Vorurteile zu verbreiten, die wir missbilligen und bekämpfen würden, wenn wir sie noch im Herzen unserer Freunde oder unserer Kinder anträfen? Haben wir das Recht, einen bangen Augenblick zu benutzen, um die kleinen, aber achtbaren Gewissheiten, die der Mensch durch Beobachtung der menschlichen Herzens- und Geistesgewohnheiten, der Daseinsgesetze, der Launen des Zufalls und der mütterlichen Gleichgültigkeit der Natur mühsam gewonnen hat, — um diese Gewissheiten durch ein Verhängnis zu ersetzen, das alle unsre Handlungen widerlegen, durch Mächte, vor denen wir nie das Knie beugen würden, wenn das Unglück, das unsern Helden trifft, uns selbst treffen würde, durch eine mystische Gerechtigkeit, die uns mehr als eine schwierige Erklärurg erspart, aber der wirksameren und positiveren Gerechtigkeit, mit der wir in unsern persönlichen Leben rechnen, in keiner Weise gleicht? ☞ Und doch thut dies der Deuter

des Lebens, sobald er sein Werk in eine höhere Sphäre erheben und ihm eine tiefe, religiöse Schönheit verleihen will, mehr oder weniger absichtlich. Und selbst wenn dies Werk so ehrlich wie möglich und seiner innersten Wahrheit so treu wie möglich ist, so glaubt er doch, dieser Wahrheit mehr Halt und Grösse zu verleihen, wenn er sie mit einer Schar von Schemen der Vergangenheit umgiebt. Ich weiss, er braucht Bilder, Voraussetzungen, Symbole, kurz, alles, was die Vorstufen des Unerklärlichen bildet, aber warum sie so oft dem nicht mehr Wahren entnehmen, und so selten dem, was vielleicht einst Wahrheit sein wird? Wird der Tod erhabener, wenn man ihn mit überwundenen Schreckbildern umgiebt und ihn in einem Lichte leuchten lässt, das aus einer nicht mehr vorhandenen Hölle kommt? Wird unser Geschick geadelt, wenn man es von einem höheren, aber imaginären Willen abhängen lässt? Wird die Gerechtigkeit, dieses Riesennetz, das die menschlichen Handlungen und Gegenhandlungen über die unwandelbare Weisheit der physischen und moralischen Naturkräfte ziehen, wird diese Gerechtigkeit dadurch erhöht, dass man sie in die Hände eines einzigen Richters legt, den der Geist unseres Werkes doch gerade entthront oder vernichtet? Fragen wir uns nur, ob es nicht an der Zeit ist, die Schönheiten, Bilder, Symbole und Gefühle, die wir immer noch benutzen, um das Weltbild in uns zu erweitern, einer ernstlichen Nachprüfung zu unterziehen. Sicherlich stehen viele dieser Schönheiten, Symbole und Gefühle nur mehr in ganz loser Beziehung zu den Erscheinungen und Gedanken und selbst den Träumen unseres wirklichen Daseins, und wenn sie uns noch fesseln, so ist dies viel mehr die Folge von unschuldigen und harmonischen Erinnerungen an eine gläubigere und der Kindheit des Menschen nähere Vergangenheit. Wäre es nicht wünschenswert, wenn die, deren Beruf es ist, uns für die Schönheiten und Harmonien der Welt, in der wir leben, empfänglich zu machen, der thatsächlichen Wahrheit dieser Welt um einen Schritt näher kämen? Wäre es nicht zu wünschen, dass sie, ohne darum ihre Weltauffassung um einen einzigen Zierrat ärmer zu machen, diesen Zierrat weniger oft unter lieblichen oder schrecklichen Er-

innerungen suchten, und häufiger in der Fundgrube der Gedanken, auf denen sie ihr Geistes- und Gefühlsleben thatsächlich aufbauen? Es ist nicht einerlei, ob man von falschen Bildern umgeben lebt oder nicht, selbst dann nicht, wenn wir wissen, dass sie falsch sind. Die trügerischen Bilder treten doch schliesslich an Stelle der richtigen Gedanken, die sie darstellen. Und andere Bilder gebrauchen, seine Zuflucht zu wahreren Begriffen nehmen, heisst das Feld des Unendlichen und des Mysteriums nicht einschränken. Wollte man es auch, es wäre kaum möglich, dieses Feld ernstlich einzuschränken. Man wird es auf dem Grunde der Moralprobleme, auf dem Grunde des Menschenherzens und im ganzen Weltall doch wiederfinden. Es spricht nicht mit, dass die Mysterien nach Lage und Wesenheit nicht mehr die alten sind; ihre Macht und ihr Wirkungsbereich bleiben doch fast die gleichen. Um nur eines dieser Mysterien zu nehmen: die Thatsache jener höchsten und rein geistigen Gerechtigkeit unter den Menschen, die, obwohl ohne Werkzeuge, Waffen und Organe, und oft sehr langsam in ihrer Wirkung, doch fast immer gewiss ist und sich in einer Welt, in der alles die Ungerechtigkeit zu begünstigen scheint, schier unwandelbar erhält. Hat diese Thatsache nicht ebenso tiefe, ebenso unerschöpfliche Ursachen und Wirkungen, und ist sie nicht ebenso erstaunlich und bewundernswert, wie das Dasein und die Weisheit eines allmächtigen, ewigen Richters? Oder besticht uns dieser mehr, weil er unerforschlicher ist? Liegen mehr Quellen der Schönheit und für den Genius mehr Anlässe, seine Macht und seinen Scharfsinn zu üben, in dem, was *a priori* unerklärlich ist, als in dem, was sich erklären lässt? Ist in einem glücklichen, aber ungerechten Kriege — ich nenne nur die Kriege der Römer, die Eroberungen der Spanier in Amerika, Napoleon, das heutige England u. v. a. — ist in einem glücklichen, aber ungerechten Kriege, der stets mit Entsittlichung des Siegers endigt und ihn in Angewohnheiten, Selbsttäuschungen und Sünden fallen lässt, durch die ihm sein Triumph teuer zu stehen kommt, — das geheime und unerbittliche Wirken der psychologischen Gerechtigkeit etwa weniger erhebend und grossartig, als das Eingreifen einer übernatürlichen Gerechtigkeit?

Und kann man dasselbe nicht auch von der einem jeden von uns innewohnenden Gerechtigkeit sagen, die, je nachdem wir nach Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit trachten, den Raum des Friedens, der Liebe und des inneren Glückes in unserem Geist und Herzen erweitert oder verengt?.. ☞ Oder um von einem andern Mysterium zu sprechen, und zwar von dem schrecklichsten, dem Mysterium des Todes: wäre es wohl leicht nachzuweisen, dass der Sinn für Gerechtigkeit, Schönheit und Güte, dass die Geistes- und Gefühlskräfte, die Wissbegier für alles, was mit dem Unendlichen, Allmächtigen, Ewigen zusammenhängt, nachgelassen hätten, seit der Tod für uns nicht mehr die ungeheure und fast ausschliessliche Furcht des Lebens ist? Es ist nicht zu leugnen, dass die Last des Todes mit jeder Generation abnimmt, in dem Masse, wie seine gewaltsamen Formen und die Furcht vor etwas nach dem Tode abnehmen. Wir denken nicht mehr so oft an ihn und fürchten ihn weit weniger als ehedem. Im Grunde fürchten wir weniger ihn, als den Schmerz, der ihn begleitet, und die Krankheit, die ihm vorausgeht. Aber er ist nicht mehr die Stunde des zornigen und unerforschlichen Richters, nicht mehr das einzige, furchtbare Ziel, nicht mehr der Abgrund der ewigen Mysterien und Strafen. Er wird nach und nach — und er ist es schon oft — die ersehnte Ruhe nach beschlossenem Dasein. Er lastet nicht mehr auf unsren Handlungen, und vor allem greift er — was der Hauptpunkt ist, an dem sich der grosse Wandel offenbart — nicht mehr in unsre Moral ein. Ist unsere Moral aber weniger hoch, rein und tief, seit sie selbstloser geworden ist? Und hat die Menschheit ein unerlässliches, kostbares Gefühl verloren, seit sie ein Grauen verlor? Wem kommt wohl die dem Tode genommene Bedeutung zu gute? Jedenfalls dem Leben. Wir besitzen einen Vorrat an neuen und allzeit verfügbaren Kräften, und wenn man uns einen Schrecken, eine Trübsal, eine Entmutigung nimmt, so tritt an deren Stelle eine Bewunderung, eine Zuversicht und eine Hoffnung. ☞ Man wird vielleicht sagen, namentlich was Gerechtigkeit und Verhängnis betrifft, dass man diese beiden Kräfte, die in uns sind, nach aussen projiziert, und personifiziert erstens, weil es viel schwerer ist, sie in uns nachzuweisen, und

zweitens, weil es so gut wie sicher ist, dass das Unbekannte und Unendliche als solche, d. h. als Dinge ohne Vernunft, Moralität und Persönlichkeit, uns nicht zu begeistern vermögen. In der That ist zu bemerken, dass das materielle Mysterium, so dunkel und gefährlich es auch sein mag, die psychologische Gerechtigkeit, so verwickelt ihre Ergebnisse sein mögen, uns nicht im geringsten beunruhigt. Das Begeisternde und Niederschmetternde liegt nicht darin, dass wir etwas in der natürlichen Weltordnung nicht verstehen, sondern in der Vorstellung, dass ein höherer bewusster, vernunftbegabter, übermenschlicher und doch vielleicht menschenähnlicher Wille über der Natur schwebt, mit einem Worte, dass es einen Gott giebt; und welchen Namen wir ihm auch geben mögen, sei es Gerechtigkeit, Vorsehung, Mysterium, es ist doch immer der Gott, den wir fürchten, d. i. ein Wesen, das uns gleich ist, und dabei doch ewig, unendlich, unsichtbar und allmächtig; denn ich weiss nicht, ob wir vor einer moralischen Gewalt, die nicht nach unserm Bilde geschaffen ist, überhaupt Furcht hätten. Es ist nicht das Unbekannte in der Natur, was uns schreckt, nicht das Mysterium unsrer Welt. Es ist das Mysterium einer andren Welt. Es ist nicht das materielle, sondern das moralische Rätsel. Z. B. ist nichts weniger bekannt, als der Ursachenzusammenhang eines Erdbebens, und es giebt nichts Schrecklicheres. Trotzdem versetzt das Erdbeben, das unserm Körper Grauen einflösst, unsern Geist nur dann in Entsetzen, wenn er es als einen Akt der Gerechtigkeit, eine geheimnisvolle Rache, eine übernatürliche Strafe ansieht. Ein gleiches gilt von Sturm, Krankheit, Tod, von tausend Erscheinungen und Katastrophen im menschlichen Dasein. Anscheinend hängt das wahre Grausen, d. i. das seelische, und die grosse Erregung, die mehr in uns aufrührt, als bloss den physischen Selbsterhaltungstrieb, mit der Vorstellung eines mehr oder weniger bestimmten Gottes, eines geheimnisvollen Wissens, einer unsichtbaren permanenten Gerechtigkeit, einer unerforschlichen, wachsamen Vorsehung eng zusammen. Aber es handelt sich darum, was der Wahrheit am nächsten kommt, und ob der Deuter des Lebens die Aufgabe hat, zu beängstigen, zu betrüben und von Grund aus aufzuregen, oder zu beruhigen,

sicher zu machen und aufzuklären. Ich gebe zu, es ist sehr schwer, sich von der herkömmlichen Weltauffassung loszumachen, und oft fällt man gerade dann in sie zurück, wenn man sich von ihr zu befreien meint. So hat Ibsen, der das Verhängnis auf eine neue und gewissermassen wissenschaftliche Art und Weise untersucht hat, die verhüllte, grossartige und tyrannische Gestalt der Erblichkeit zur Hauptfigur seines besten Dramas gemacht. Aber im Grunde genommen ist es in diesem Stücke nicht das wissenschaftliche Mysterium der Erblichkeit, das in uns gewisse menschliche Aengste aufführt, die tiefer sind als unsere leiblichen Aengste. Wenn nichts weiter darin läge, würde es uns nicht mehr aufregen, als das wissenschaftliche Mysterium dieser oder jener furchtbaren Krankheit, dieser oder jener atmosphärischen oder maritimen Erscheinung. Nein, wodurch eine andre Furcht in uns wachgerufen wird, als die einer drohenden, aber natürlichen Gefahr, das ist der dunkle Gerechtigkeitsbegriff, der der Erblichkeit innewohnt, das ist die verwegene Behauptung, dass die Sünden der Väter fast immer an den Kindern heimgesucht werden, das ist die Unterstellung, dass ein allmächtiger Richter, eine Art von Rassengottheit, über unsere Handlungen wacht, sie auf eherne Tafeln schreibt und in ewigen Händen Belohnungen und Strafen wägt, die erst spät zu Tage treten und ewig sind. Mit einem Worte erscheint das Antlitz eines Gottes in dem Augenblicke wieder, wo man ihn verleugnet, und eine uralte Höllenflamme lodert noch unter dem Steine hervor, den man schon versiegelt hatte. Aber diese neue Form der Gerechtigkeit des Schicksals oder Verhängnisses ist noch anfechtbarer und unannehmbarer, als das einfache antike Schicksal, das allgemein und unendlich blieb, nichts allzugenau erklären wollte und darum auf eine grössere Zahl von Fällen passte. Es ist denkbar, dass es sich in dem Ibsenschen Spezialfalle um eine sozusagen zufällige Gerechtigkeit handelt, wie es denkbar ist, dass ein Blinder einen Pfeil in eine Menschenmenge schiesst und dass dieser Pfeil zufällig einen Vatermörder trifft. Aber aus diesem Ausnahmefall ein Gesetz machen, hiesse mit dem Mysterium von neuem Missbrauch treiben, d. h. Elemente in die menschliche Moral einführen, die nicht hineinge-

hören. Vielleicht wären sie wünschenswert und erspriesslich, wenn sie gewissen Wahrheiten entsprächen, aber weil sie dies nicht thun und unserm wirklichen Leben somit fremd sind, so gehören sie eben nicht in unsere Moral. Ich werde in einem andern Kapitel noch zu zeigen haben, dass es bei dem heutigen Stande unserer Erfahrung unmöglich ist, in den Erscheinungen der Erblichkeit die kleinste Spur von Gerechtigkeit zu entdecken d. h. das geringste moralische Band zwischen der Ursache — der That des Vaters — und der Wirkung — dem Lohn oder der Strafe des Kindes. Es ist den Poeten erlaubt, Hypothesen zu machen und der Wirklichkeit gleichsam vorzugreifen. Aber oft geschieht es, dass sie im Glauben, ihr vorzugreifen, sie nur auf den Kopf stellen, und dass sie in der Meinung, eine neue Wahrheit vorwegzunehmen, nur die Fährte einer alten Illussion wiederfinden. Hier müsste man, wollte man der Wirklichkeit vorgreifen, in der Verneinung der Gerechtigkeit vielleicht noch weiter gehen. Aber wie wir auch über diesen Punkt denken mögen, wenn eine poetische Hypothese ehrlich und gültig bleiben soll, so gehört es sich, dass sie durch die tägliche Erfahrung nicht widerlegt wird, sonst ist sie höchst unnütz und gefährlich, und wofern der Irrtum nicht ganz unfreiwillig ist, nicht einmal redlich. ☞ Was ergiebt sich aus alledem? Sehr vieles, wenn man will, aber vornehmlich dies eine: dass der Deuter des Lebens genau so wie Die, welche es leben, in der Handhabung oder Zulassung des Mysteriums äusserst vorsichtig sein muss und sich durchaus nicht einbilden darf, dass der dem Unerklärlichen eingeräumte Anteil in einem Werke oder Dasein notwendigerweise das Beste oder Grösste sein muss. Es giebt sehr schöne, wahre und menschliche Werke, wo die »Schauer des Weltmysteriums« fast ganz fehlen. Man ist noch nicht gross, tief oder erhaben, weil man ununterbrochen an das Unerkennbare und Unendliche denkt. Der Gedanke daran wird nur dann wahrhaft erspriesslich, wenn er der unverhoffte Lohn eines Geistes ist, der sich der Erforschung des Erkennbaren und Endlichen bedingungslos und rechtschaffen gewidmet hat, und man wird bald inne, dass der Unterschied zwischen dem Mysterium vor unserer Kenntnis, und dem

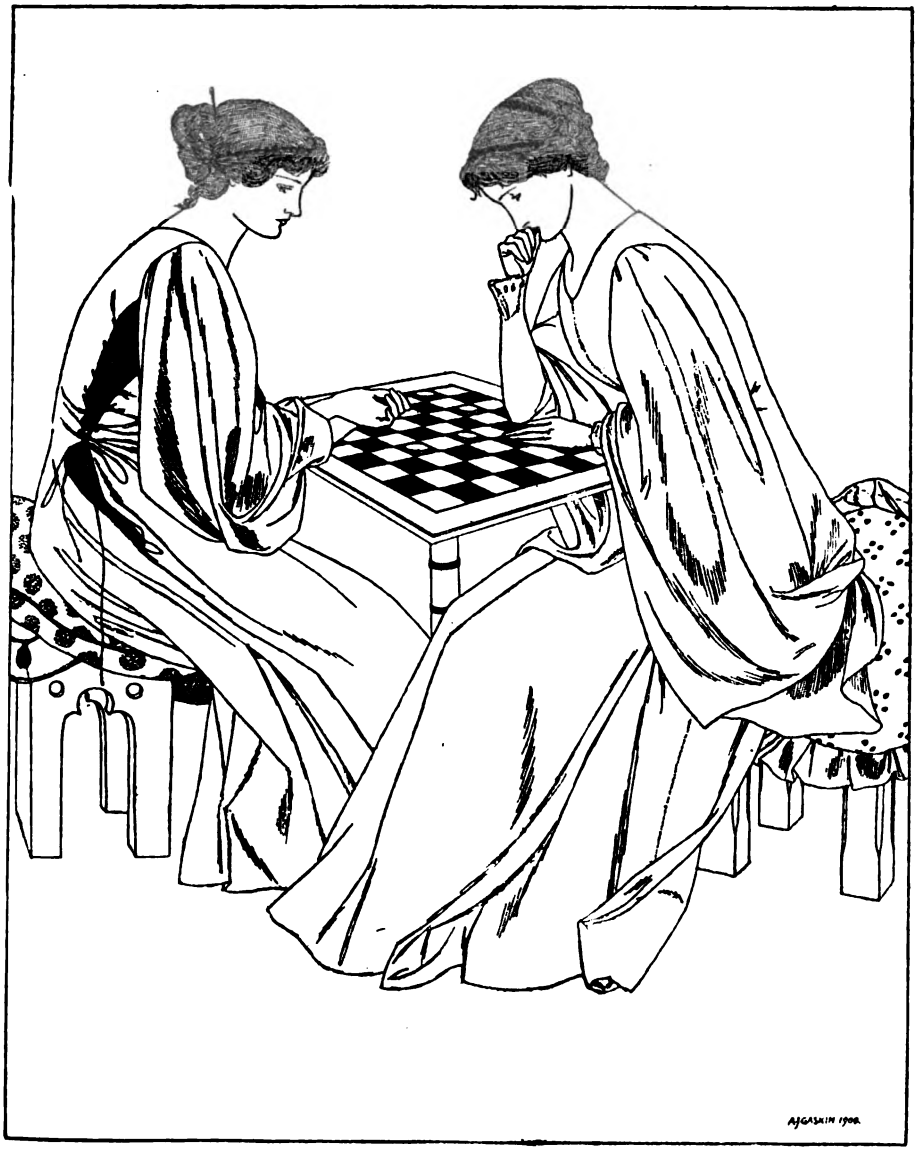
Mysterium nach unserer Ungewissheit recht bemerklich ist. In dem ersten scheint viel Trübsal zu liegen, denn in ihm herrscht die Enge, und alle Schwermut lagert sich auf zwei oder drei zu nahe liegenden Höhen. In dem andern scheint viel weniger Trübsal zu sein, denn seine Raumfläche ist weit, und an den fernen Horizonten nehmen selbst die grössten Trübsale die Gestalt von Hoffnung an. ☞ Ja, das menschliche Leben als Ganzes ist etwas recht trauriges, und es ist leichter, ich möchte fast sagen, angenehmer, von seinen Trübsalen zu sprechen und sie hervorzukehren, als seine Tröstungen zu suchen und sie zur Geltung zu bringen. Die Trübsale sind zahlreich, augenscheinlich und untrüglich, aber die Tröstungen, oder vielmehr die Gründe, aus denen wir die Pflicht zu leben mit gewisser Heiterkeit annehmen, scheinen selten, wenig sichtbar und zweifelhaft. Die Trübsale scheinen gross und edel und eines unabweislichen, gleichsam persönlichen und fühlbaren Mysteriums voll, die Tröstungen dagegen gewöhnlich, selbstsüchtig, ja, fast niedrig. Und doch, wenn man näher zusieht und sich durch den vergänglichen Schein nicht täuschen lässt, so rühren sie auch an ein Mysterium, das nur darum weniger sichtbar und handgreiflich ist, weil es tiefer und geheimnisvoller ist. Der Lebenswillen oder die Bejahung des Lebens, so wie es ist, bekunden sich freilich auch in niedrigeren Daseinsformen, aber sie gehorchen im Ganzen genommen ohne oder gar wider ihr Wissen tieferen und dem Weltgeist näher stehenden, folglich auch verehrungswürdigeren Gesetzen, als es das Bestreben ist, die Welt und ihre Trübsale zu fliehen, oder die edle, resignierte Weisheit, die sich damit begnügt, dieselben festzustellen. ☞ Wir sind stets geneigt, das Leben düsterer zu malen als es ist, und das ist eine grosse Sünde, die in der gegenwärtigen Ungewissheit freilich entschuldbar ist. Es giebt in der That noch keine annehmbare Erklärung. Das Menschenschicksal ist nach wie vor unbekannten Kräften unterworfen, von denen einige vielleicht verschwunden sind, aber nur, um anderen Platz zu machen. Auf alle Fälle ist die Zahl der wirklich ins Gewicht fallenden nicht verringert. Man hat das Wirken und Eingreifen dieser Mächte auf verschiedene Weise zu erklären versucht, und man könnte

sagen, dass wir seit der Erkenntnis der Hinfälligkeit der meisten dieser Kräfte vor der Realität, die sich trotz allem nach und nach enthüllt, auf das Verhängnis zurückgekommen sind, um das Unerklärliche, oder doch wenigstens die Trübsale des Unerklärlichen, auf irgend eine Weise zu verallgemeinern. Im Grunde bedeuten Ibsen, der russische Roman, die bessere Geschichtsforschung der Gegenwart, Flaubert u. s. w. nichts Anderes. (Siehe unter anderem »Krieg und Frieden«, »Die Gefühlserziehung und das Uebrige«.) Es ist dies freilich nicht mehr das Schicksal im antiken Sinne, die — wenigstens im Geiste des Volkes — wohlbegrenzte, willkürliche, unbeugsame, unversöhnliche und bei aller Blindheit doch wachsame Gottheit, es ist ein unbestimmteres, gestaltloseres, weiteres, zerstreutes, gleichgültiges, unpersönliches, unmenschliches, allgemeines Verhängnis, kurzum, nichts als ein dem allgemeinen und unerklärlichen Menschenelend in Erwartung eines Besseren vorläufig gegebener Name. Man kann es in diesem Sinne annehmen, obwohl es nichts erklärt und nur eine neue Bezeichnung für das unveränderte Rätsel ist. Man muss sich nur hüten, ihm einen übertriebenen Wert und Rang zu geben, und sich nicht einbilden, dass man die Menschen und Ereignisse aus sehr grosser Höhe und in endgültiger Beleuchtung sieht, und dass es darüber hinaus nichts mehr zu suchen giebt, weil man in einem gegebenen Augenblick die unbezwingliche und dunkle Gewalt des Schicksals hinter jedem Dasein stehen sieht. Es ist klar, dass die Menschen in gewisser Hinsicht immer unglücklich erscheinen werden, dass sie immer nach einem verhängnisvollen Abgrund gezogen zu werden scheinen, denn sie werden ewig der Krankheit, der Unbeständigkeit der Materie, dem Tod und Alter ausgesetzt bleiben. Wenn man nur das Ende aller Existenzen ansieht, so hat selbst das glücklichste und siegreichste Leben notwendigerweise etwas Verhängnisvolles und Elendes. Aber treiben wir mit diesen Worten keinen Missbrauch, und gebrauchen wir sie vor allem nicht aus Leichtfertigkeit oder aus Liebe zur mystischen Schwermut, um den Anteil dessen zu verringern, was sich anders erklären lässt, wenn man sich der Erforschung der Leidenschaften, Gedanken und Gefühle des Menschenlebens und der Natur

der Dinge befleissigt. Vergessen wir nie, dass wir vom Unbekannten rings umgeben sind. Dieser Gedanke ist der heilsamste, der sich denken lässt, der kraftvollste und fruchtbarste, aber benutzen wir die Unpersönlichkeit des Unbekannten nicht, um ihm eine Gestalt und feindselige Absichten unterzuschieben, die es allem Anschein nach nicht haben kann. Napoleon, sagt man, hat in Erfurt bei seinem berühmten Zwiegespräch mit Goethe missbilligend von den Stücken gesprochen, in denen das Schicksal eine grosse Rolle spielt, und dass wir in unserer »Leidenschaft für das Unglück« gerade diese gewöhnlich am schönsten fänden. »Sie gehören,« sagte er, »einer Zeit an, der das Licht unserer Tage fehlte. Was heisst heute Schicksal? Die Politik ist das Schicksal!« Dies Wort Napoleons ist eng, die Politik ist nur ein winziger Bruchteil des Schicksals, und sein eigenes Geschick sollte ihm bald genug zeigen, dass er in seiner Verallgemeinerung der Politik zum Schicksal vergebens versucht hatte, den mächtigsten Geistesstrom, der auf unserm Erdballe fliesst, in ein tönendes Wort einzuzwängen. Aber so unvollständig Napoleons Wort auch ist, so wirft es doch wenigstens auf eine der Strömungen dieses grossen Stromes ein Licht. Das ist wenig, wenn man will, aber immerhin noch mehr als das bleiche Nichts ungewisser Träume, und hinreichend, die Thatkraft zu erwecken und das Schicksal eines Menschen zu entscheiden. Und ihm hat dieser Lichtstrahl lange Zeit genügt, um das Unbekannte, das er nicht Schicksal nannte, zu überschauen. Ich weiss, dieser Teil des Unbekannten, den er so überschaute, war, — wenn auch vielleicht der ungeheuerste, den ein menschliches Auge je überblickt hat, — aus grösserer Höhe oder nach ihm gesehen, doch unzureichend. Nichtsdestoweniger war er es, der ihn befähigte, das Gute und Böse zu thun, das er gethan hat. Wir haben hier nicht über ihn zu Gericht zu sitzen, noch uns zu fragen, ob es für das Glück eines Jahrhunderts besser gewesen wäre, wenn er sich von den Ereignissen hätte leiten lassen. Was wir in diesem Augenblick im Auge haben, das ist die Gefügigkeit des Unbekannten. Für uns, deren Geschicke sich viel bescheidener ausnehmen, bleibt das Problem das gleiche, und auch das Prinzip, welches das Prinzip Goethes

war: sich auf der äussersten Grenze dessen zu halten, was zu begreifen ist, aber diese Grenze nie zu überschreiten, denn unmittelbar dahinter beginnt das Fabelland mit seinen für den Geist bedrohlichen Nebeln und Phantomen. Man sollte dem Mysterium, dem Unwiderstehlichen und Unsichtbaren nur dann weichen und nur dann die Waffen strecken, Verzicht leisten und sich in müssiges Schweigen hüllen, wenn sein Eingreifen wirklich fühlbar, auffällig, persönlich, vernunftbegabt, moralisch und zweifellos ist, und dieses so bedingte Eingreifen ist seltener, als man denkt. So lange das Mysterium sich derart noch nicht offenbart, ist freilich noch kein Anlass, es darum zu verneinen, aber ebensowenig ist es angebracht, stehen zu bleiben, auf die Anstrengung zu verzichten, die Augen zu senken und sich stillschweigend zu unterwerfen.

A. J. Gaskin: Zwei Zeichnungen.


AJGASKIN 1908



ZWEI MENSCHEN

Roman in Romanzen von Richard Dehmel.

(Fortsetzung.)

Zerrissener Himmel.

Wolken flattern groſs um den Mond;
als ob in staubenden goldbraunen Lappen
eine mächtige Zauberspinne thront.
Die Schritte zweier Menschen tappen
durch eine schattenflackernde Gasse.
Ein Weib sagt mit entzücktem Hasse:

Mein Herz darf Freiheit von diesem Menschen verlangen,
der nichts als meine Mitgift hat gefreit,
und der nichts liebt als ein alt Krongeschmeid,
das Einzige, was Ich von ihm empfangen.
Es ist sehr schön — ein Nest von blinden Schlangen
mit rauchtopasenen Stirn- und Rückenflächen;
draus äugt, wie jetzt der Mond durchs Dunkel,
ein groſser bläulicher Karfunkel —
den möcht ich ihm, Das würde mich rächen,
über der Wiege meines Kinds zerbrechen!

Wolken wühlen schwer um den Mond;
als ob durch silbergraue Schollen
mächtige Maulwürfe dringen wollen.
Ein Mann entgegnet, sehr betont:

Was du von ihm empfangen hast,
ist meiner Seele keine Last,
auch nicht das Kind von seinem Blut.

Aber ich hab ein unabwälzbares Grauen
vor den Gelüsten schwangrer Frauen,
die sind der Seele blindeste Brut.
Vergleich mir nicht den Reiz von toten Steinen
mit dem belebenden Licht, dem reinen;
daſs du jetzt arm bist, leite dich hinauf!
Was buhlst du mit Topasen und Karfunkeln —
sei reicher —: hebe deine dunkeln
Augen mit mir zum Himmel auf!

Er staunt: sie steht jäh still im Schreiten,
in ihren Augen und Mundwinkeln streiten
Auflehnung, Pein, Verwundrung, Glück, Ermatten.
Zwei Menschen werfen Einen Schatten.

Bei Hartfrost.

Kälte glänzt auf den Feldern.
Arm in Arm, Hand in Hand
sehen zwei Menschen aus fernen Wäldern
über das starrgefrorne Land
die Sonne steigen.
Ein Mann bricht das Schweigen:

Und wärst du arm wie jetzt die nackte Natur,
und wär ich jeder andern Empfindung bar
und spürte nur
den rauhen Maiduft aus deinem Haar,
der wie das Moos- und Kienharz-Schwelicht
meiner Heimatwälder mich beseligt:
es wär mir Inhalt genug vom Leben,
du hast mir den ewigen Frühling gegeben.

Du bist mir blutlieb — blick nicht so kalt
auf deinen Fuſs, der meinem gleicht!
Was thust du stolz, wenn mit Gewalt
meine Seele sich deiner neigt?!
Komm, sei mein Leichtfuſs! komm dort auf den Hügel,
wo die zwei Rehe im Sonnenglanz ruhn;
ich geh in Deinen, du gehst in Meinen Schuhn,
und wenn wir wollen, haben wir Flügel!

Das Weib blickt nach den scheuen Tieren,
dann weicht ein starrer Zug von ihren
Lippen, als gebe sie etwas preis:

Ja? thu ich kalt? — Ja: kalt wie Eis,
eh's sacht zerschmilzt in warmer Menschenhand,
daſs sie heiſs wird wie Feuerbrand!
Ja —: Kalt oder heiſs! nur nit lau!
schwarz oder weiſs! nur nit grau!
das ist der Wahlspruch einer ‚armen' Frau.

Sie lacht; es klingt ihm hell wie Scherz
und grell wie Schmerz im Sonnenscheine.
Sie legt die Hand, groſs wie die seine,
aus seinem Arm fest auf ihr Herz.
Zwei Menschen kämen gern ins Reine.

Noch unter Schnee.

Der Tag hat aufgehört zu schnein,
der graue Eichwald reckt sich weiſs belastet,
von einem letzten Licht betastet;
zwei Menschen waten querforstein.
Tief Atem schöpfend sagt ein Weib und rastet:

Ich bad' so gern durch frischen Schnee,
durch den noch Keiner gegangen ist.
Wenn ich die reine Spur dann seh,
die wie vom Himmel gefallen ist,
dann kommt mein Pfad mir her aus einem Garten,
wo ich als Kind in einer Schneenacht stand,
weil ich den lieben Tag nit konnt erwarten,
der mir zurückgab mein hell Heimatland,
wo Wald und Berg und Thal nach allen Seiten
in hundert lachenden Linien sich verzweigt,
wo in die leuchtenden Ewigkeiten
Rebhügel über Hügel steigt,
und all die Höhen, die blauen, verflicht in Eins
die tiefe grüne Schlucht des Rheins!
Hier aber — — Sie erschauert, schweigt,

ein Mann spricht wie voll jungen Weins:

Hier graut im Schnee mein ernstes märkisches Land,
dies Land, in dem sich Rußlands Steppen
schwer zu Deutschlands Bergen hinschleppen.
O! aber sieh's erst im Sommergewand,
wie's dann drin summt und hummelt und tummelt und thut,
wenn hoch im Abendsonnenbrand
der alten Kiefern verschämte Glut
sich aufreckt aus der Versunkenheit,
dann atmen die Wiesen Unendlichkeit,
dann graut hinter den Bäumen her ein Duft
wie fernes Meer aus tiefer Kluft,
dann ins Unabsehbare sieh ihn ziehn
in hundert Windungen hell den Rhin! —

Er glüht, sie strahlt, küßt seine Hand;
zwei Menschen danken ihrem Vaterland.

Auf offner Straſse.

Die Sonne scheint in einen Blumenladen,
durch den ein Flor von Orchideeen schwillt.
Die Luft ist winterklar; zwei Menschen baden
sich in dem Duft, der durch die Scheiben quillt.
Hell lechzen Schooſs nach Schooſs die fleckigen Blüten,
ein Mann bekennt aus schwerem Brüten:

Sonst graute mir vor schwangern Frauen,
als wär ich einer Verwachsnen begegnet;
Dich kann ich wie die Blumen beschauen
und fühle wirklich, du bist ‚gesegnet'.
Meine Vaterschaft war mir Zufallsmache,
alle Vaterliebe Gewohnheitssache,
jetzt möcht'ich beten: o wäre dein Kind von Mir!
Und doch: auf diese reine Begier,
Lea, aus der ich eben erwache,
fällt mir das schamlose Blühen hier
wie eine Befleckung: ich verübe
nur Tierisches — das ist das Trübe.

Er will die Straſse weiter, wie duftbeklommen,
er fühlt sich heimlich beim Arm genommen,
tief wird das Weib gegrüſst von irgendwem.
Sie nickt kalt, lächelt angenehm,
dann folgt sie ihm, wie zu sich selbst gekommen:

Vergleich dies Glück dem tierischen nicht!
Einst meint'ich zu sterben am Ekel der Begattung,
und ich begriff das Wort ‚Beschattung';
jetzt leb'ich wie die Pflanze dem Licht.
Mit einer Sehnsucht, Lukas, wie eine Blinde!
Ich muſs dir ja dies Fleisch und Blut noch wehren;

aber würdest du's nicht begehren,
ich würde verkümmern, glaub'ich, samt meinem Kinde.
Was ist da trüb? Ich seh nit, was!
Wir leben, wir lieben — wie klar ist das!

Sie muſs von neuem grüſsen: Herren zu Pferde.
Die lächeln mit galanter Geberde.
Zwei Menschen blicken auf die Erde.

Am Clavier.

Es wird dunkler: immer heller blitzen
durch die Asche im Kamin die Kohlen.
Am Clavier, an dem zwei Menschen sitzen,
stockt ein halbverhaltnes Atemholen.
Eine Wiegenweise bannt noch beide,
aber endlich lacht das Weib und spricht,
blau umrauscht vom Mutterhoffnungskleide:

Du machst schon wieder dein russisch Gesicht.
Was hast denn wieder Graues zu schleppen?
Kannst denn nit auch mal aufglühn wie deine Steppen,
eh der Regen vom Himmel bricht?!
Du sollst ja all mein, all mein Labsal noch schlürfen,
darfst doch schon kosten, und sollst es dürfen:
meine Kniee nehmen, die Schönheitsflecken
auf meinen braunen Brüsten entdecken,
meinem Mund, meinem Schooſs deine Notdurft stammeln,
all mein Schmachten auf Deine Lippen sammeln —
ja fühlst denn nit, einfältiger Mann,
wie vielfältig man küssen kann?!

Halblaut greift sie Töne, sie hüpfen wie Bälle.
Es wird dunkler; eine breite Welle
Glut erlischt in seinem Bart.
Und er sagt unsäglich zart:

Du machst schon wieder zu deinen hellen Terzen
Augen, die so verwirrend schimmern
wie Spinnwebnetze in finstern Zimmern,
wenn ein paar Streifchen Licht drauf fielen;
ich liefs dich spinnen und weben von Herzen,
nun willst du Fliege mit mir spielen.
So spiel denn! spiele, Spinnchen — und lerne fliegen:
ich nehme dich mit: komm, Herz: ich weifs ein Land,
wo wir den Blick des Kindes wiederkriegen,
der gläubig eine Kachelofenwand,
auf die der Schein des Nacht-Oellämpchens fällt,
für einen Himmel voller Sterne hält!

Und zwei Menschen vergessen die Welt.

Ausflug.

Zwischen zwei Rappen jachtert ein Schimmel,
Sonne glitzert auf Schneestaubgewimmel,
ein Schlitten stiebt mit zwei Menschen dahin.
Schwarz funkeln die Schellen der silbernen Bügel,
ein Weib schwingt die Peitsche, der Mann schwenkt die Zügel,
jetzt reckt er das Kinn:

Lea! seit meinen Jugendjahren
bin ich nicht so im Fluge gefahren,
so rasend noch nie.
Aber noch rasender war's gestern Morgen,

als ich im Sturm deinen Namen schrie
und, als wäre mein Gott drin verborgen,
mit ihm rang um dich, Knie an Knie:
schleife mich, Sturmgott, um die Erde,
sei sie unrein, sei sie rein,
gönne mir nur kein Glück am Herde,
hingerissen will ich sein!
Sage mir — Du! ich frage dich: schreit
Dein Gott auch so Meinen Namen?
peitscht dich der Schnee auch wie Frühlingssamen?
kennst du den Wahnsinn dieser Seligkeit?!

Er reißt ihr die Peitsche weg, die Rappen schäumen schon,
die Zügel schlackern, die Bügel bäumen schon,
das Weib umschlingt ihn fallbereit:

Nenn's nicht Wahnsinn, nenn's lieber Ahnsinn!
Lukas: ich hab in manchen furchtbaren Wochen
dagelegen wie zerbrochen
und wußte doch: ich will, muß, willmuß fliegen!
Ja, Lux: rase! laß brechen, laß biegen!
Mir wiegt ein Gefühl der Erleuchtung die Brüste,
als ob es die Sonne blindmachen müßte;
und wenn mir der Schneestaub die Augen zerstäche,
und wenn mir dein Sturmgott den Atem bräche,
ich lasse mich wiegen, du — wiegen — wiegen —

Sie starrt verzückt in das wilde Gewimmel,
zwei Menschen glauben sich im Himmel.

Nachtsturm.

Ampelschatten hüllt vier bebende Lippen,
der Park wankt, als wühlten Geister drin,

Nachtsturm reiſst an den Fensterrippen;
die dunkeln Lebensbäume schwippen
tief zur verschneiten Erde hin.
Die bebenden Lippen atmen so schwer,
wie zwei Menschen atmen, um nicht zu stöhnen;
dumpf horcht ein Mann nach den heulenden Tönen,
die bald aufhimmeln, bald tierisch röcheln.
Er preſst die Adern auf seinen Knöcheln:
ein Weib, groſs wie Er,
ist ihm zu Füſsen vom Divan gesunken,
sie ringt die Finger auf seinen Knien,
ihre schwangern Hüften umschauern ihn,
sie stammelt trunken:

So komm doch! nimm mich doch! trag mich weg!
ich will ja blindlings Alles dir geben!
Und wenn's mich umbringt hier auf dem Fleck,
ich will ja mein eigen Blut hergeben,
nur schau nicht so grauenhaft tot ins Leben!

Sie klammert sich hoch an seinen Armen
an seine Brust, die hämmert zum Sturmerbarmen,
er stöhnt, sie schüttelt ihn: komm! sie hört
ihn betteln: ja komm! sie liegt emporgerissen
auf seinen entbreiteten Fäusten mit schwebenden Füſsen,
und — verstört
wühlen zwei Augen ihr aus den Eingeweiden
eine Nacht von Entsetzen und Weh:

Geh — keucht er — geh!
dein — sein Kind regt sich zwischen uns beiden!

Er reiſst sie an sich, reiſst sich los,
der Sturm heult wahre Trauer-Oden;

komm! ringen vier Hände sich Schooſs an Schooſs,
geh! recken zwei Arme riesengroſs
sich zum Stoſs,
zwei Menschen winden sich am Boden.

Durchs Telephon.

In das Geräusch eines Bierlokals,
in das Rauschen groſsstädtischen Straſsenskandals
mischt sich wie Kettengerassel ein Ton.
Elektrisches Glühlicht kämpft in den Ecken
mit blassem Taglicht und Schattenflecken,
ein Mann spricht horchend durchs Telephon:

Lea! — hörst du? — Was ist geschehn?
Gestern Abend — hörst du? — es war eben zehn:
dein Brief aus deinen groſsen Schmerzen
lag mir wie Albdruck auf dem Herzen —
auf einmal: ich wagte kein Glied zu regen,
so hatt'ich die Angst des Unterliegens —
auf einmal kann ich mich frei bewegen:
mich hebt ein Gefühl vollkommenen Fliegens
wie über ein Ufer, über ein Meer —
sag: hat meine Seele hellgesehen?
bist du erlöst von deinen Wehen?
Sprich doch! was atmest du so schwer?!

Er horcht. Durch das Geräusch des Lokals,
durch das Rauschen des Straſsenskandals,
durch eine Stille hohlsausend und leer
kommt eines Weibes Stimme her:

Deine Seele hat hellgesehen,
ich bin erlöst von meinen Wehen

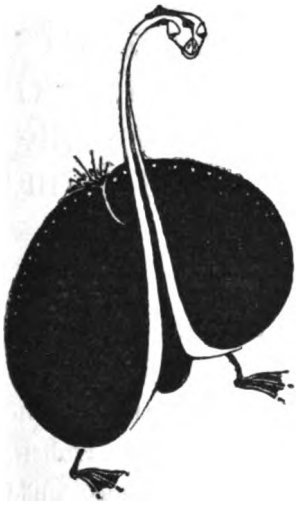
mir lebt ein Kind.
Es liegt wie Albdruck auf meinem Herzen,
es sieht nicht meine grofsen Schmerzen,
es — ist — blind —

In das Rauschen des Strafsenskandals,
in die Geräusche des Bierlokals
mischt sich wie Kettengerassel ein Ton;
ein Mann verläfst das Telephon.
Er hört im Hintergrund einen Herrn
„Kellner, mehr Licht auf Erden!“ schrein
und ein Gelächter hinterdrein;
zwei Menschen sind einander fern.

(Fortsetzung im nächsten Heft.)

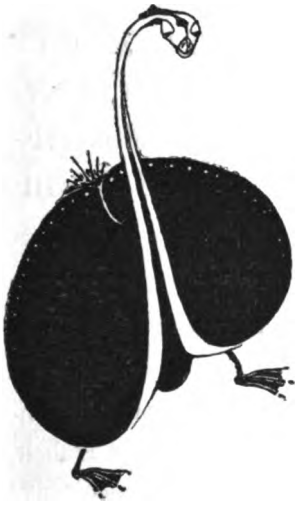
Markus Behmer: Zwei Zeichnungen.


MB





Marcus Behmer.





Marcus Behmer.

DAS POLEMOSKOP ODER DIE DURCH GEISTESGEGENWART ENTLARVTE VERLEUMDUNG. TRAGIKOMOEDIE IN DREI AKTEN/ GEWIDMET IHRER HOHEIT DER FUERSTIN VON CLARI/ GEBORENEN FUERSTIN VON LIGNE/ AUF IHREM SCHLOSSE ZU TEPLITZ IM SOMMER DES JAHRES 1791 VON JACOB CASANOVA VON SEINGALT. AUS DER FRANZOESISCHEN HANDSCHRIFT JACOB CASANOVAS UEBERSETZT.

Gnädigste Fürstin!

Als ich Sie vor zwei Jahren, voll Bewunderung Ihres Talents, in verschiedenen Rollen auf Ihrer Bühne spielen sah und Ihnen gutgemeint ein Stück meiner Feder versprach, forderten mich Ew. Hoheit, huldvoll wie immer, auf, mein Wort zu halten. Indem ich Ihnen, gnädigste Fürstin, mein Versprechen gab, war ich des Glaubens, Ihnen irgend ein Etwas in Aussicht zu stellen; doch jetzt, da ich mein Wort einlöse, bin ich mir bewusst, ein Nichts zu bieten. Indessen, dieses Nichts wird Etwas werden, wenn Sie es Ihres Beifalls würdigen, und es würde vielleicht sogar ganz gute Figur machen, wenn Sie es auf Ihrem Theater aufführten und die Rolle der Gräfin übernähmen, Ihr Herr Gemahl, der Fürst, die des Linor. Aber das Stück gehört Ihnen, gnädigste Fürstin, und ich wäre zu anmassend, darüber Verfügungen zu treffen. Verfügen Sie allein darüber und gestatten Sie dem Verfasser gnädigst, mit tiefster Ehrerbietung zu zeichnen

Ew. Hoheit ergebenster und gehorsamster Diener
Casanova von Seingalt.

An den Leser.

Die realen Grundlagen dieser kleinen Tragikomödie sind buchstäblich wahr und allen französischen Offizieren bekannt, die damals in Italien dienten und von denen noch mehrere leben. Ich selbst habe im Jahre 1748 die liebenswürdige Gräfin in Cremona gekannt, wo sie, allseitig hochgeachtet, sich des allerbesten Rufes erfreute. Die einzige Fiktion, die ich mir gestattet habe, besteht in der Heranziehung des Herzogs von Richelieu, der damals in Genua kommandierte. Ich habe ferner darin frei verfahren, dass ich dem Offizier, der die Wette verloren hat, den Namen Linor gab und den Namen Talvis dem andern, den ich ermorden liess, um das Interesse an der Handlung zu steigern. Der Letztere wurde drei Tage nach seinem Verbrechen getötet und nicht schon nach drei oder vier Stunden, wie es im Stücke heisst. Alles ferner, was die Vexier-Lorgnette betrifft, ist wahr, aber in Wirklichkeit konnte sich dieses Faktum natürlich nicht in den achtunddreissig Stunden abspielen, die das Stück umfasst. Diese kleinen Freiheiten werden meinem Stück weniger zum Schaden gereichen, als wenn ich die drei Einheiten ausser Acht gelassen hätte, denen ich geglaubt habe mich gewissenhaft unterordnen zu müssen.



Personen.

Die Gräfin
Der alte Graf, ihr Gatte
Die verwitwete Marquise
Graf von Linor, französischer Offizier
Chevalier von Talvis, Offizier
Marschall von Richelieu, kommandierender General
Mirabeau, Kammerdiener des alten Grafen.

Das Stück spielt in Cremona in einem Salon des gräflichen Hauses.

ERSTER AKT. ERSTE SCENE. GRAEFIN UND GRAF AN EINEM TISCHCHEN, KAFFEE TRINKEND.



RAF: Dieser Krieg ist wenig amüsant, aber wenn er zu Ende sein wird, werden wir nichts verloren haben. Es wird viel mehr Geld im Umlauf sein, und was die Sitten betrifft, so werden wir weniger Vorurteile haben. Wir lernen die Franzosen mehr und mehr kennen. Nicht wahr, meine Liebe, sie sind charmant? GRAEFIN: Allerliebst, aber man darf nicht glauben, dass sie alle vom gleichen Schlage sind. Sie haben zwar nur einen Charakter, aber unendlich viel Nuancen. GRAF: Du verstehst dich sicher darauf, denn sie machen dir alle den Hof. Ich sehe es daraus, was man mir schreibt. Man hält mich für eifersüchtig. Die Narren! GRAEFIN: Du bist es wahrlich nicht und hättest auch grosses Unrecht, es zu sein, denn sie sind nicht so gefährlich wie man denkt. GRAF: Aber im allgemeinen findest du sie allerliebst? GRAEFIN: Gewiss, denn sie sind amüsant, hauptsächlich durch ihre Lächerlichkeiten, und die Lächerlichen, wie du weisst, reizen nur zum Lachen. GRAF: Das ist wahr. Aber es scheint mir unmöglich, dass sich unter allen kein einziger finden sollte, der nicht Gefallen erweckte. GRAEFIN: Du hast recht. Ich kenne einen. GRAF: Der Marschall von Richelieu? GRAEFIN: Oh! Der kommt nicht in Frage. Ich spreche nur von den jungen Leuten. Der Herr Marschall ist ein Ding für sich. Man kennt ihn so gut, dass nur eine einzige Stimme über ihn herrscht. Er ist ein Professor der Galanterie, vor dem man sich wie vor einem Taschenspieler hüten muss oder wie vor einem Fechtmeister, mit dem man sich mit den Waffen nicht messen kann. Der Herzog von Richelieu ist ein Mann, dem keine Eroberung schwer fallen kann, denn seine Gewalt ist fast unbeschränkt und er macht sich kein Gewissen daraus sie anzuwenden, wo immer ihn ein Gegenstand interessiert. Das ist ein Routinier, der zu oft im Feuer stand und im Grunde selbst euer Geschlecht verachten muss. Ein hochmütiger Despot, den jede denkende Frau fürchten muss, denn er versteht sich

meisterhaft darauf, mit Höflichkeiten zu fesseln. Es scheint, als ob er sich mit dem Rechte brüstet, womit er zur selben Zeit triumphiert, wo er mit allem Fleiss kalt zu bleiben sich bemüht. Man soll so etwas in Frankreich bewundern; ich will es glauben. Der Himmel möge ihn, mein Lieber, fern von uns halten, denn er hat das Talent, gleichzeitig zu beleidigen und lachen zu machen und einen schliesslich dahin zu bringen, dass man sich für recht dumm hält. GRAF: Wer ist also der Mann, der würdig wäre, dir zu gefallen und zugleich allerliebst zu scheinen — um mich deines eigenen Ausdrucks zu bedienen? GRAEFIN: Der Graf von Linor. GRAF: Der Sohn des Marschalls von Bellisle? GRAEFIN: Jawohl. Er spielt sich nicht auf, er ist das, was er scheint, und ich habe noch niemals bemerkt, dass er dir schreibt oder dir Gründe zu liefern glaubt, mich seinetwegen zu überwachen. Seine Ehrerbietung ist von einer Ungezwungenheit, die nichts von Schüchternheit besitzt, sein Eifer hat nichts vom Eifer der Liebe, seine Aufmerksamkeiten verbinden zu nichts, seine Blicke suchen nicht sich bemerkbar zu machen, und seine Gespräche sind weder gewagt noch zweideutig. Stets in den Grenzen des Anstands, immer abgemessen, gefällig und amüsant ohne eine Spur von Medisance. Ich habe ihn noch nie von sich selbst sprechen hören, um sich eine Pose zu geben. GRAF: Ausserdem ist er ein sehr schöner Junge. GRAEFIN: Das ist wahr. GRAF: Ich halte, liebe Seele, diesen Mann, unter uns gesagt, wohl für fähig, deine Eroberung zu machen. GRAEFIN: Ich glaube es auch, wenn er ständig bei uns wohnte und wenn er das Talent besässe, mich seine Liebe fühlen zu lassen, ohne davon zu sprechen: eine Sache, die so im Vorübergehen sich nicht machen lässt. GRAF: Indessen macht er dir den Hof mehr als irgend einer andern. GRAEFIN: Beharrlich sogar, aber auf eine sehr eigentümliche Weise, denn anscheinend trifft alles, was er thut, rein zufällig zusammen. Und wirklich, ich möchte es beinahe glauben. GRAF: Du bist sehr bescheiden, mein teures Weib, aber was zum Beispiel die Equipage betrifft, vorgestern vor dem Theater, als die deinige noch nicht angelangt war, und der du dich nicht entziehen konntest — das

war doch etwas Wohlberechnetes, gieb's nur zu! GRAEFIN: Oh, lieber Freund, ich möchte wetten, dass es ein Zufall war. Aber wenn schon — gieb du auch zu, dass diese Aufmerksamkeit ebenso fein ersonnen, wie mit Delikatesse ausgeführt war, denn er befand sich in Gesellschaft des Marschalls und wusste, dass er mit ihm gehen musste. Ohne seine Höflichkeit wäre ich genötigt gewesen, zu Fuss zu gehen, entweder mit dem Marschall selbst oder wahrscheinlicher mit dem Chevalier von Talvis, der mich langweilt und den ich, da er bei uns wohnt, unglücklicherweise alle Augenblicke sehen muss. GRAF: Mir scheint, als ob dieser Herr von Talvis sehr darauf ausgeht. Er erweist mir nicht die Ehre, mich für eifersüchtig zu halten, oder er bildet sich ein, mich daran verhindern zu können. Bei Tisch, in der Gesellschaft, überall hält er dich im Auge. GRAEFIN: Wirst du's für möglich halten, dass dieser Narr mir Erklärungen macht? Ich höre sie an und lache, und dann spielt er den Verzweifelten. Gestern im Theater war ich von Anfang bis Ende das einzige Objekt seiner Lorgnette. Ich hätte mich dieser Musterung durch einen Platzwechsel entziehen können, aber es schien mir besser, seine Unverschämtheit zu ignorieren. GRAF: So macht er's immer. Linor im Gegenteil fixiert nur die Marquise. Das ist aber eine Witwe, der er ruhig den Hof machen kann. GRAEFIN: Wirklich sonderbar, denn er besucht sie niemals und in Gesellschaft schenkt er ihr nicht die geringste auffällige Beachtung. GRAF: Das ist weder sonderbar, noch schwer zu durchschauen: ein junger Mann, verliebt und schüchtern, von einer Flamme verzehrt! GRAEFIN: Das eben kann ich nicht glauben, denn die Schüchternheit ist untrennbar von der Ehrerbietung und — ah, sieh da, Talvis!

ZWEITE SCENE. GRAEFIN, GRAF, TALVIS.

GRAEFIN: Grossartig frisiert, schöner Chevalier! Ich will hoffen, dass Sie heute abend keine Zahnschmerzen haben werden. TALVIS: Wie, reizende Gräfin? Wer kann Ihnen das gesagt haben? GRAF: Alle Welt. Ich selbst, da Sie mir doch gesagt haben, dass Sie daran

leiden. TALVIS: In der That, es ist wahr, ich entsinne mich. Aber ich hätte nicht geglaubt, dass das die gnädige Frau interessieren könnte.

GRAF: Da hatten Sie unrecht, denn die Hausfrau muss sich stets für die Gesundheit ihrer Gäste interessieren. GRAEFIN: Ich selbst hatte Ihr Fortgehen wohl bemerkt. GRAF: Sehen Sie? Doch jetzt muss ich Sie allein lassen, man erwartet mich. Ich hoffe, Herr Chevalier, Sie im Theater zu sehen; leisten Sie einstweilen meinem Frauchen gute Gesellschaft. (Ab.)

DRITTE SCENE. GRAEFIN, TALVIS.

TALVIS: Es war kein Zahnschmerz, gnädige Frau, was mich aus der Gesellschaft trieb. Es war Verzweiflung! GRAEFIN: Was brachte Sie denn zur Verzweiflung? TALVIS: Sie, gnädige Frau! Ihr Benehmen — schrecklich, unerhört! GRAEFIN: Sie setzen mich in Erstaunen, mein Herr, denn ich wüsste nicht, mich schlecht benommen zu haben.

TALVIS: Aber nicht human, denn Sie haben Linor ermutigt, nie von Ihrer Seite zu weichen, während Sie doch wissen, dass ich Sie anbete und dass ich Höllenqualen ausstehe. GRAEFIN: Nichts weiss ich von alledem. Erlauben Sie übrigens, dass ich erstaunt bin, Sie immer in dieser Tonart sprechen zu hören, die ich bisher nur für Scherz gehalten habe. Nein, wirklich, das geht nun und nimmermehr! Lassen Sie sich sagen, mein Herr, dass ich von Ihren Höllenqualen nichts wissen will und dass ich zwar Achtung verlange, aber keine Anbetung. Und was mein Benehmen betrifft, so rate ich Ihnen, es sich zum Muster zu nehmen und im übrigen Ihren Freund Linor nachzuahmen. TALVIS: Dann, gnädige Frau, würden Sie mich vielleicht lieben, aber ich werde ihn nicht nachahmen. Es muss Ihnen bekannt sein, dass er im Stillen in die Marquise verliebt ist und dass er seine Neigung nur durch das fortwährende Fixieren durch die Lorgnette verrät, da mein armer Freund Linor ein bischen beschränkt ist. GRAEFIN: Ich halte ihn nicht für beschränkt, aber wenn er in die Marquise verliebt ist, so bin ich durchaus nicht eifersüchtig, und die Marquise, meine Freundin, kann sich über Linors Schweigsamkeit

weniger beklagen, als ich über Ihre indiskrete Hartnäckigkeit. Lassen Sie sich auch sagen, dass, wenn ich wirklich Linor liebte, es nur an Ihnen liegt, sich liebenswert zu machen, falls Sie dazu im stande sind. Adieu, mein Herr. Führen Sie sich in Zukunft besser auf, wenn uns Ihre Gesellschaft angenehm sein soll. (Ab.)

VIERTE SCENE. TALVIS, SPAETER DIE MARQUISE.

TALVIS: Mich besser aufführen! Bah, eine Kokette im italienischen Geschmack! Sie möchte Galans und Cicisbeos, aber dafür danke ich. Es ist sicher, dass sie Linor liebt, obwohl ihr nicht entgehen kann, dass er die Marquise liebt; aber mir soll Linor mit seiner Scheinliebe zu dieser Gräfin den Platz räumen. Ich muss eine Aussprache herbeiführen, denn ich will bei dieser Frau mein Ziel erreichen oder zu Grunde gehen. Ich will — aber da ist ja die Marquise! MARQUISE: Ah, mein Herr! Hier so allein? Ich wollte nach meiner lieben Freundin sehen.
TALVIS: Ihre liebe Freundin, gnädige Frau, ist soeben voller Wut gegen mich in ihr Boudoir gegangen, weil ich keinen Rivalen dulden kann. Sie wissen, dass ich die Gräfin liebe. MARQUISE: Ich weiss nichts davon. Aber, da Sie es mir sagen: wer ist dieser Rivale, mit Verlaub?
TALVIS: Linor. MARQUISE: Linor? Hahaha, Sie bringen mich zum Lachen! Wenn Sie nur diesen Rivalen fürchten, dann mache ich Ihnen mein Kompliment. Ich bin sicher, dass Sie unnötige Angst haben. TALVIS: Wie? Wo sie ihn mir jeden Augenblick, bei jeder Gelegenheit vorzieht? MARQUISE: Das ist gleichgültig. Ich weiss und sehe, dass er ihr den Hof macht, aber das ist, glauben Sie mir, nur eine Finte, um die Beobachter zu täuschen und die Eifersucht Jener zu schüren, die er in Wahrheit liebt. TALVIS: Man sagt, das wären Sie, gnädige Frau. MARQUISE: Man sagt? Ich bin froh darüber, denn es grenzt an die höchste Dummheit, dass er sich nur durch die Lorgnette erklärt. TALVIS: Sie sind also jedenfalls überzeugt, dass Linor in Sie verliebt ist? MARQUISE: Zweifeln Sie daran?
TALVIS: Ein bischen. Aber ich verspreche Ihnen, darüber Klarheit zu

schaffen. MARQUISE: Vortrefflich. Sie können ihm sagen, dass er, anstatt mich zu lorgnettieren, lieber zu mir kommen soll; wenn er brav ist, braucht er nicht zu fürchten, dass ich ihn schlecht aufnehme oder tyrannisiere. Und was Sie anbelangt, so rate ich Ihnen, sich zu mässigen, Sie werden dann bei der Gräfin nicht unglücklich sein, denn sie hat ein ausgezeichnetes Herz. TALVIS: Ihre Ratschläge sind mir kostbar, gnädige Frau, aber ich flehe Sie an, sie zur Vernunft zu bringen, denn ich bin, auf Ehre, am Rande der Verzweiflung! (Ab.)

FUENFTE SCENE. MARQUISE, SPAETER DIE GRAEFIN.

MARQUISE: Was diese Franzosen komisch sind! Immer liebenswürdig, immer galant, aber anmassend und von einer Art und Weise, dass man glauben soll, sie wären stets im Recht. Linor ist der einzige, der mehr Chancen als alle andern hat, aber auch der einzige, der an seiner Unwiderstehlichkeit zweifelt. Wie schade! Dieser Mensch ist sicherlich kein Franzose. Aber da bist du, liebe Freundin! GRAEFIN: Ich habe dich kommen gehört, mein Herz, aber da dieser Freche hier war — MARQUISE: Sei still! Er hat mir alles gesagt und er ist »am Rande der Verzweiflung«. Er hat sich mir empfohlen, dieser Narr! Er bildet sich ein, du zögest ihm Linor vor. GRAEFIN: Er bildet sich die Wahrheit ein, aber mir scheint, dass er keinen Anlass hat, Eifersucht zu bekennen, und dass er sehr unrecht thut, Ansprüche geltend zu machen, die mich beleidigen. MARQUISE: Wäre es möglich? Du liebst Linor? GRAEFIN: Ist es ein Wunder? Kann man ihn nicht lieben? MARQUISE: Ich gebe es zu. Aber es ist peinlich, jemand zu lieben, der schon anderweitig liebt. GRAEFIN: Das würde mir keine Pein verursachen, weil die Liebe, die ich für ihn empfinde, nichts als gute Freundschaft ist, frei von jeder Eifersucht. MARQUISE: Du bist also nicht böse, dass Linor mich liebt? GRAEFIN: Dich liebt er? Desto besser. Das wird ihn nicht hindern, hoffe ich, für mich eine Freundschaft zu hegen, die mir unendlich schmeichelhaft ist und deren ich übrigens sicher bin, denn er spendet mir alle erdenkbaren Aufmerksamkeiten. MARQUISE: Aller-

dings, aber bedenke, er weiss, dass du meine beste Freundin bist. Die Aufmerksamkeiten können einen anderen Zweck haben, als du dir einbildest. Hör', meine Liebe. Ich bin ganz allein deshalb gekommen, um dir zu sagen, dass Linor mir nicht missfällt und dass du mir ein Vergnügen bereiten würdest, wenn du die Gelegenheit ergriffest, ihn bei mir einzuführen. Ist es wahr, dass du nichts als Freundschaft für ihn empfindest, so kann dir mein Vorschlag nicht unangenehm sein.

GRAEFIN: Durchaus nicht, liebe Freundin, und ich verspreche dir diesen Dienst vielleicht für morgen. Bist du ganz sicher, dass Linor nur deinetwillen seufzt? MARQUISE: Niemand zweifelt daran und alle Welt fällt deshalb über mich her. Mein Schwager selbst moquiert sich über mich: er sagt, ich spiele die Prätentiöse, und das sei der Grund, dass er nicht zu uns komme wie in alle anderen Häuser. GRAEFIN: Es ist wahr, ich finde das an seinem Charakter unverständlich. Aber wenn du ihn nur deshalb für verliebt in dich hältst, weil er dich durch die Lorgnette fixiert, so scheint mir, sei nicht böse, der Grund sehr schwach.

MARQUISE. Wie? Schwach? Wozu sonst würde er mich so anstarren?

GRAEFIN: Was weiss ich? Aus Zerstreutheit, aus Neugierde, aus irgend einem anderen unerfindlichen Grunde. Und dann ist es auch möglich, dass du dich täuschest und dass du's gar nicht bist, die er fixiert.

MARQUISE: Oh, was das betrifft, das kenne ich! Meine gute Freundin, du bist ganz sicher doch in ihn verliebt! GRAEFIN: Ich? Der Himmel soll mich bewahren! Du hältst mich wohl für närrisch? Aber ich will dir übrigens beweisen, dass ich nicht eifersüchtig auf ihn bin. Ich selbst werde mit ihm zu deinen Gunsten sprechen.

SECHSTE SCENE. MIRABEAU, GRAEFIN, MARQUISE, SPAETER LINOR.

MIRABEAU. Graf von Linor, gnädige Frau, lässt fragen, ob Sie zu sprechen seien? GRAEFIN: Warten Sie! (Zur Marquise.) Soll er eintreten? MARQUISE: Warum nicht? Ich bin sogar sehr froh darüber. GRAEFIN: (Zu Mirabeau.) Ich lasse bitten. LINOR:

Gnädige Frau, ich wollte nicht — GRAEFIN: Keine Umstände, mein Herr, Sie machen mir immer Vergnügen, und besonders in diesem Augenblick, denn wir sprachen gerade von Ihnen. Die Frau Marquise ist entzückt, Ihre Bekanntschaft zu machen. LINOR: Zu schmeichelhaft für mich, aber seit ich in Cremona bin, habe ich mir immer die Ehre eingebildet, der gnädigen Frau bekannt zu sein. Muss ich das Unglück beklagen, vergessen zu sein? MARQUISE: Im Gegenteil, mein Herr, denn Sie sind sicherlich nicht dazu angethan, vergessen zu werden. Es scheint vielmehr, als ob Sie selbst es sind, der seinen trefflichen Eigenschaften misstraut. Ich weiss nicht, ob ich mich gut ausgedrückt habe, als ich Ihnen durch Herrn von Richelieu sagen liess, dass Sie meinem Hause stets die Ehre erweisen möchten, wenn Sie nichts Besseres vorhätten. LINOR: Ich handelte sehr unrecht, gnädige Frau, dass ich Ihrer güten Einladung nicht die schuldige Aufmerksamkeit widmete, aber ich bitte Sie inständigst, mir zu glauben, dass es einzig und allein die Furcht war, Ihnen ungelegen zu kommen, die mich davon abhielt, Ihnen meine Aufwartung zu machen. MARQUISE: Diese Furcht, mein Herr, ist die erklärte Feindin aller Damen dieser Stadt, die Sie kennen. Liebe Freundin, ich muss dich verlassen. Aber darf ich wagen, mein Herr, Sie um einen Gefallen zu bitten? Hahaha! LINOR: Befehlen Sie, gnädige Frau! MARQUISE: Möchten Sie mir wohl Ihre Lorgnette leihen? Hahaha! LINOR: (Zieht die Lorgnette diensteifrig aus der Tasche.) Hier, gnädige Frau. MARQUISE: (Nimmt sie und macht eine tiefe Verbeugung.) Ich gebe sie Ihnen morgen wieder, wenn Sie sich die Mühe machen wollen, bei mir vorzusprechen und sie zu holen. Hahaha! Adieu, liebe Freundin! (Ab.)

SIEBENTE SCENE. GRAEFIN, LINOR.

GRAEFIN: Diesmal darf man Ihnen endlich gratulieren. Das war eine Erklärung in aller Form und ein trefflich eingefädeltes Rendezvous. Was denken Sie jetzt im Moment von den italienischen Damen?
LINOR. In der That, ich bin starr über so viel Liebenswürdigkeit.

GRAEFIN: Oh! Das ist doch, will mir scheinen, ein bischen mehr, als was man Liebenswürdigkeit nennt. LINOR: Ich bitte um Verzeihung. Ich bin nicht Geck genug, um eine Achtungsbezeugung höher einzuschätzen, als sie wert ist, und ich nenne nicht Rendezvous einen Befehl, zu unbestimmter Zeit eine Lorgnette wieder zu holen. Die Marquise wollte offenbar weiter nichts, als mich ermutigen. GRAEFIN: Sie gestehen also, dass es Ihnen an Mut fehlt? LINOR: Das Handwerk, das ich treibe, gnädige Frau, verbietet mir durchaus ein solches Zugeständnis. Aber ich darf Ihnen sagen, ich gebe zu, dass mir eine gewisse Sorte von Mut fehlt, dass ich mir aber keine Sorge mache, ihrer zu entraten, weil sie Anmassung und Frechheit heisst. Meine Selbstachtung schützt mich davor, frech zu sein, und meine hinlängliche Selbsterkenntnis erlaubt mir keine Anmassung. Man wäre aber ungerecht, wenn man mich der Ziererei oder der übermässigen Schüchternheit zeihen wollte. GRAEFIN: Die Marquise setzt, wie sie sehen, den ersten dieser beiden Fehler bei Ihnen nicht voraus, aber sie hat geglaubt, Sie vom zweiten heilen zu können. Sie werden sicherlich morgen hingehen und sich Ihre Lorgnette wiedergeben lassen? LINOR: Ich hätte vielleicht einen anderen Tag gewählt, wenn mir nicht befohlen wäre, morgen zu kommen. GRAEFIN: Wie glücklich Sie sind! LINOR: Glauben Sie? GRAEFIN: Sollte man zweifeln? Sie lieben, und Sie sind sicher, geliebt zu werden. Ich glaube, Sie können weder mehr beanspruchen, noch mehr wünschen. LINOR: Nehmen wir an, ich werde geliebt — vielleicht! Aber ich frage Sie, wie können Sie sicher sein, dass ich liebe? GRAEFIN: Ich gebe zu, keine Gewissheit darüber zu haben, denn die Augenscheinlichkeit ist nicht besonders stark. Vorhanden ist sie aber doch, denn — gestatten Sie mir, ganz offen zu sein — ein Mann, wie Sie, durch Geist und Verdienste so ausgezeichnet, würde schwerlich tagtäglich im Theater zwei Stunden lang ganz allein in einer Loge sitzen und die Lorgnette einzig und allein auf ein Objekt richten, über das kein Irrtum walten kann, wenn er eben nicht verliebt in dieses Objekt wäre.

LINOR: Obwohl es zutreffend erscheint, was Sie sagen, täuscht man sich dennoch. GRAEFIN: Das heisst, man täuscht sich in der Aus-

legung? Sie geben nicht zu, verliebt zu sein? LINOR: Sie werden mir verzeihen, gnädige Frau — ich gestehe, verliebt zu sein. GRAEFIN: Wie können Sie da sa sagen, dass man sich täuscht? Mir ein Rätsel! LINOR: In der That, die Sache ist ein wenig rätselhaft. GRAEFIN: Sie wird es morgen nicht mehr sein, und wahrhaftig, ich mache Ihnen mein Kompliment! Ich bin sogar entzückt, einiges zu dieser schönen Lösung beigetragen zu haben. LINOR: Morgen, gnädige Frau, wird es keine Lösung geben. GRAEFIN: Aber doch keine neue Ungewissheit, das ist immer schon etwas. Und ausserdem werden Sie sich nicht mehr zur Lorgnette verurteilt sehen! LINOR: Ich werde mich ihrer in Zukunft vielleicht enthalten, um keinen Stoff zu allerlei Bemerkungen zu geben, aber ich werde mich deshalb nicht glücklicher fühlen. GRAEFIN: Wie? Genügt es Ihnen nicht, dass man Ihre Flamme kennt und sich darüber freut? Nach welchem grösseren Glück können Sie trachten? LINOR: Wenn meine Flamme, gnädige Frau, wirklich bekannt wäre und wenn die Angebetete sich über meine Leidenschaft freute, würde ich kein grösseres Glück vom Himmel erflehen. Aber meine Flamme wird morgen so gut wie heute unbekannt sein, ja bis zu meinem letzten Seufzer, denn die Person, die ich liebe, würde meine Leidenschaft für sträflich halten. Ich darf es nicht wagen, mich zu erklären, da ich sonst ihre Achtung verlöre und infolgedessen die freundschaftlichen Sympathien, die ich ihr eingeflösst zu haben glaube. GRAEFIN: Niemals kann Ihre Leidenschaft der Marquise sträflich vorkommen, denn Sie sind Junggeselle, die Marquise Witwe. Ich verstehe Ihre Denkungsweise und Ihre Absichten nicht! LINOR: Mein Unglück, gnädige Frau, hat seinen Grund in dieser ehrenhaften Denkungsweise und in der Reinheit meiner Absichten. Leben Sie wohl, gnädige Frau. (Ab.) GRAEFIN. Adieu, Orakel! (Folgt ihm mit den Augen.) Alles, was er sagt, ist unbegreiflich, obwohl er, das steht fest, eben so viel Geist wie Bravheit hat. Trotz alledem, was sein Lorgnettenspiel bedeutet, muss ich beinahe glauben, dass er die Marquise nicht liebt. Wen in aller Welt aber liebt er denn?

Ende des ersten Aktes.

ZWEITER AKT. ERSTE SCENE. GRAEFIN, MARQUISE.

GRAEFIN: (Empfängt aus den Händen der Marquise dieselbe Lorgnette, die diese von Linor erhalten hatte.) Ich verstehe den Grund deines Zornes nicht, liebe Freundin, und finde, dass du geradezu ein Instrument deiner Launen aus mir machst. Ihm auf diese Weise seine Lorgnette wiederzugeben, scheint mir sogar eine etwas unnoble Handlung.

MARQUISE: Der Mangel an Noblesse ist ganz auf Seiten Linors, und meinerseits handelt es sich nicht um eine Laune, sondern um die Konsequenz von Erwägungen überaus einfacher Natur. Wenn du Freundschaft für mich empfindest, musst du ohne den geringsten Zeitverlust an Linor schreiben, er möchte zu dir kommen, und ihm offenen Wein einschenken, dass er sich nicht bemühen sollte, an meiner Thüre vorzusprechen, denn ich bin für ihn nicht zu Hause. Ich hätte ja diese Massregeln treffen können, ohne dir etwas zu sagen, aber ich fürchtete, dich zu verletzen, da ich ihn hier in deinem Hause eingeladen habe und zwar — ich muss es mit Bedauern sagen — leider viel zu dringlich.

GRAEFIN: Aber was kann er dir seit gestern angethan haben, dass du dich berechtigt glaubst, ihm einen derartigen Affront zu machen? Ich habe ihn beobachtet, er ist aus seiner Loge keinen Augenblick herausgegangen und liess sich nach der Vorstellung auch nicht beim Marschall blicken, wo ich dich in schlechter Laune sah. Oder was für böse Bemerkungen hat man über ihn in der Gesellschaft gemacht? Vielleicht sind sie gar nicht wahr. Ich habe dich immer für zu hitzig gehalten. Glaube mir, du musst dich mässigen. Empfange ihn, setze ihm alles auseinander, lass ihn selbst sich rechtfertigen, wenn er's kann, oder mache dir selbst das Vergnügen, ihn überzeugt zu sehen. Und schliesslich: gieb ihm diese Lorgnette mit eigenen Händen wieder. MARQUISE: Wisse, meine gute Freundin, die Affäre ist eine derartige, dass der Unwürdige sich nur zu leicht rechtfertigen kann, und das wäre eine Dummheit meinerseits, denn es würde nur dazu dienen, mich noch mehr zu demütigen. Ich wünsche sogar dringend, dass niemand erfährt, welche Avancen ich ihm gestern gemacht habe, denn man würde sich gründlich über mich mo-

kieren. GRAEFIN: Aber wenn ich ihm sage, du wolltest ihn nicht mehr sehen, was für einen Grund soll ich da angeben, falls er mich frägt? MARQUISE: Er wird dich nicht fragen, denn er hat Angst, dass du den Grund kennst und ihm die verdienten Vorwürfe machst. Aber wenn er dich wirklich fragt, so brauchst du ihm nur zu sagen, ich hätte gesagt, er wäre ein böser Spassvogel. Im übrigen gieb ihm seine Lorgnette wieder. GRAEFIN: Ich will ihm sofort ein Billet schreiben. (Sie schickt sich an, auf demselben Tische zu schreiben, auf den sie die Lorgnette legt.)

ZWEITE SCENE. GRAF, MARQUISE, GRAEFIN SCHREIBEND.

GRAF: Wie kommt es, schöne Witwe, dass Sie uns zu so früher Stunde mit Ihrem Besuch beehren? MARQUISE: Ich habe vor Ihnen keine Geheimnisse. Ich habe Ihre Frau gebeten, mich von der Aufwartung eines Mannes zu befreien, den ich nicht sehen mag. GRAF: Und wer in aller Welt ist dieser unglückliche in Ungnade Gefallene, der diese erschütternde Nachricht durch meine Frau erhalten soll? MARQUISE: Das ist der anbetungswürdige Herr von Linor. GRAF: In der That anbetungswürdig. Was kann er Ihnen gethan haben? Meine Frau hat mir gesagt, Sie wären gestern äusserst höflich zu ihm gewesen. MARQUISE: Er ist ein Schelm, der ein sehr garstiges Gemüt haben muss und gegen den ich ebenso authentische wie langweilige Gründe ins Feld zu führen habe. GRAF: Das mag sein, meine teure Marquise, aber gestatten Sie mir, dass ich erstaunt bin, denn Linor kommt mir wie ein Muster von Verständigkeit vor. GRAEFIN: Da ist mein Billet, sehr lakonisch und auf französisch geschrieben. Da, lieber Mann, sag' mir, ob es so gut ist. GRAF: (Liest das Billet.) »Ich bitte Sie, Herr Graf, heute keine Visite zu machen, bevor Sie mir die Ehre erwiesen haben, bei mir vorzukommen, denn ich habe Ihnen etwas sehr Wichtiges zu sagen.« Grossartig! Versiegle es und lass es Mirabeau besorgen. Aber was wirst du ihm sagen, wenn er kommt? GRAEFIN:

(Siegelt das Billet.) Mirabeau! MIRABEAU: Gnädige Frau? GRAEFIN: (Giebt ihm das Billet.) Gehen Sie schnell und besorgen Sie dies Billet an seine Adresse, aber zu eigenen Händen, hören Sie? (Zum Grafen.) Was ich ihm sagen werde? Was sie wünscht, dass ich ihm sage: er soll sich niemals auf ihrer Schwelle blicken lassen, da man ihn abweisen würde. Ich kann ihr dies Vergnügen nicht ausreden, obwohl sie selbst ihn gestern hier in meiner Gegenwart sogar ganz dringlich eingeladen hat. GRAF: Und warum sind Sie so veränderlich, mein schönes Kind? MARQUISE: Weil Ihr untadelhafter Linor ein schlechtes Subjekt ist, eine schwarze Seele? Adieu! Ich gehe mich anziehen, um beim Marschall zu dinieren. Vergesst nicht ihm seine Lorgnette wiederzugeben. Verfluchte Lorgnette! Tausendmal verflucht! (Ab.)

DRITTE SCENE. GRAEFIN, GRAF.

GRAF. Sie ist ja fürchterlich erzürnt gegen die Lorgnette. Was hat ihr denn diese arme Lorgnette gethan? (Er nimmt sie vom Tisch.) Undurchdringliches Geheimnis! (Er betrachtet sie.) GRAEFIN: Undurchdringlich wie so viel anderes. Du kennst die Marquise; oberflächlich, oft inkonsequent, stürmisch in allen Schritten. Aber was betrachtest du so eingehend? Es ist eine Lorgnette wie alle andern.
GRAF. Ich studiere sie, um herauszufinden, was der Marquise die tausend und eine Verwünschungen eingegeben hat, die sie dagegen schleuderte. GRAEFIN: Die Verwünschungen rühren daher, weil diese Lorgnette sie in den eitlen Wahn wiegte, dass Linor sie liebe.
GRAF. Ich weiss, aber was hat ihr die Augen darüber geöffnet, dass er sie nicht liebt? GRAEFIN: Sie will nichts sagen, aber vielleicht wird er selber es mir gestehen. GRAF: Darauf bin ich neugierig, denn mich amüsiert nichts so sehr, wie solche Liebesstreiche. (Er blickt zu wiederholten Malen nach rechts und links durch die Lorgnette.) Aber was — das ist ja wirklich eine verfluchte Lorgnette, das ist diabolisch!
GRAEFIN: Was hat sie denn Uebernatürliches? GRAF: Sie hat die

Eigentümlichkeit zu zeigen, was man nicht sehen will. GRAEFIN: Wie? Was man nicht sehen will? Gieb her. (Sie nimmt ihrem Gatten die Lorgnette aus der Hand und blickt nach hier und dort hindurch.) Wirklich sonderbar. Du hast Recht, sie ist dergestalt konstruiert, dass sie an Stelle des Gegenstandes, auf die man sie richtet, einen anderen zeigt, der sich links oder rechts in einem gewissen Abstande von dem fixierten Objekt befindet. Ah, ah, ah! Das ist, was man ein Polemoskop nennt, aber man hat es zu diesem Zweck nicht erfunden, obwohl es sich auch dazu gut verwenden lässt. GRAF: Ausgezeichnet für einen diplomatischen Galan, der nicht wünscht, dass man wisse, wer die Dame seines Herzens sei! Und zugleich eine famose Attrappe. Hahaha, das macht mich lachen! Die Marquise fühlt sich attrappiert. Aber sie ist unvernünftig, wenn sie sich darüber erzürnt. Das ist ein Polemoskop. Ah, ah, ah! GRAEFIN: Die Sache ist lächerlich, aber es ist ein grausamer Possen, wenn ihn Linor ihr absichtlich gespielt hat. Es ist wirklich bitter. Meine arme Marquise! Ich verzeihe ihr. GRAF: Und ich auch ein bischen, aber ich finde, sie hat unrecht, das tragisch zu nehmen. Das ist eine Kriegslist. Es scheint mir übrigens, dass Linor einer derartigen Bosheit nicht fähig ist, denn das geht über die Neckerei, und es ist ausserdem nicht ersichtlich, was die Marquise ihm gethan hat, dass er das Recht hätte, sich so über sie lustig zu machen. Alle Welt kennt sie als harmlose Seele. Ich möchte wetten, Linor hat sie nicht absichtlich zum Narren gehalten. GRAEFIN: Vielleicht schon, ohne sich darüber Gedanken zu machen. Ich bin begierig zu hören, wie er die Kunde aufnehmen und wie er sich entschuldigen wird. GRAF: Du wirst mir darüber berichten, mein Engel, denn ich muss jetzt schnell fort, um etwas zu besorgen. Leb wohl auf kurze Zeit! (Ab.)

VIERTE SCENE. GRAEFIN, SPAETER LINOR.

GRAEFIN: Es ist ganz klar, dass die Marquise nicht zufällig gefoppt wurde. Welche Arglist! Wirklich ein diskreter Herr! Aber wohin blickt er? Wen begehrt er? Ich glaube, es hält nicht schwer, das zu

ahnen. Aber da ist er. LINOR: Ich ging gerade aus, gnädige Frau, als ich glücklicher Weise Ihr Billet empfing. Einen Augenblick später, und man hätte mich nicht zu finden vermocht. Welcher Art sind die Befehle, mit denen Sie mich beehren wollen? Nichts könnte mich mehr interessieren. GRAEFIN: Dieselbe Marquise, mein Herr, die Sie gestern so dringlich eingeladen hat, ihr Haus mit Ihrer Gegenwart zu beehren, ist diesen Morgen zu mir gekommen, um sich selbst zu widerrufen. Sie meint, dass die Freundschaft, die mich mit ihr verbindet, sich mit jener, die ich für Sie empfinde, so gut vereinbaren lässt, um Ihnen das genaue Gegenteil von dem zu bestellen, was sie Ihnen gestern gesagt hat. Sie hat mir aufgetragen, Ihnen zu sagen, dass Sie sie niemals zu Hause treffen werden. Ich bin unglücklich, mich in der Zwangslage zu sehen, Ihnen diese peinliche Eröffnung machen zu müssen, und doppelt unglücklich in Anbetracht der Bestürzung, in die Sie meine Kunde versetzen muss. LINOR: Es ist selbstverständlich, gnädige Frau, dass diese Nachricht für mich bestürzend ist, aber wenn ich bedenke, dass Sie mir einen Affront ersparen, dem ich mich an der Thüre der Marquise ausgesetzt hätte, so fühle ich mich Ihnen zu Dank verpflichtet. Ich bin indessen ein wenig überrascht durch ein solches Vorgehen von seiten einer Dame, von der ich mir bewusst bin, es nicht verdient zu haben. GRAEFIN: Wie? Sie hätten sich aufrichtig nichts vorzuwerfen? Sie hat mir aufgetragen, Ihnen ihre Lorgnette wiederzugeben. Da! LINOR: (Nimmt sie.) Ja, ich entsinne mich, dass sie gestern gesagt hat, sie wollte sie mir heute wiedergeben. Eine Bagatelle! Darf ich wagen, Ihnen zu bekennen, dass ich mich viel glücklicher fühle, sie aus Ihren schönen Händen zu erhalten, als aus jenen der Marquise? GRAEFIN: Ich glaub' es gerne, denn beim Empfang aus den Händen der Marquise hätten Sie sich in der unangenehmen Lage befunden, sich rechtfertigen zu müssen, und ich weiss nicht, wie Sie sich schicklich aus der Affäre gezogen hätten.
LINOR. Aber, gnädige Frau! Worüber denn hätte ich mich rechtfertigen sollen? Ich bitte Sie um die Freundlichkeit, mir doch zu sagen, wessen man mich beschuldigt? GRAEFIN: Sollten Sie das wirklich nicht

wissen? Gestehen Sie nur, dass es gar nicht die Marquise war, die Sie mit der Lorgnette fixierten, obwohl es alle Welt glaubte. LINOR: Ich gebe zu, dass meine Polemoskop-Lorgnette leicht zu irrigen Meinungen führen kann und dass ich, als ich sie vor Augen hielt, die Marquise nicht sehen konnte. Aber sie hat keinen Grund, sich für beleidigt zu halten, denn auf Ehre, ich hatte keine Ahnung davon, Sie zu einer irrigen Meinung zu bringen, und im übrigen wäre es mir unmöglich gewesen, das Objekt zu betrachten, das ich betrachten wollte, wenn ich nicht die Lorgnette in der Richtung gegen die Marquise gehalten hätte. Ich gestehe, ich bin unglücklich darüber, dass die Dame, die ein Recht zur Beschwerde über mich zu haben glaubt, sich just in der Richtung meiner Lorgnette befand. Das war mein ganzes Verbrechen und es thut mir ausserordentlich leid, aber ich bin unschuldig daran, denn mein Fehler war absichtslos. Jede andere Person, die auf dem Platz der Marquise gesessen hätte, hätte sich für fixiert gehalten und infolgedessen für beleidigt, nachdem sie meine Lorgnette näher gekannt hätte. Mir scheint, man könnte die Lorgnette am besten lügnerisch nennen. Derartige Gläser sind in Paris so bekannt, dass es dort niemand mehr giebt, der sich getrauen würde, das fixierte Objekt zu erraten. Ich bin in Verzweiflung darüber, aber mein Polemoskop wird heute noch in hundert Stücke zerbrochen.
GRAEFIN. Sie hätten also nicht gewusst, dass die Dame, die sich gegenüber Ihrem Instrument befand, die Marquise war? LINOR: Hätte ich eine Ahnung davon gehabt, so hätte ich, ich schwöre es Ihnen, eine andere Loge genommen. GRAEFIN: Ohne eine andere Loge zu nehmen, hätten Sie mit dem Lorgnettieren aufhören können oder mit einer gewöhnlichen Lorgnette ganz offen verfahren. LINOR: Ich glaubte nicht, gnädige Frau, so handeln zu dürfen. GRAEFIN: Wen betrachteten Sie denn? Wenn es erlaubt ist, zu fragen. LINOR: Ich bitte Sie um Verzeihung. Das ist ein Geheimnis, das ich nur meiner Lorgnette anvertrauen durfte. GRAEFIN: Ich danke schön! Aber als Sie sie gestern aus Ihren Händen liessen, mussten Sie doch darauf gefasst sein, Ihr Geheimnis preiszugeben, denn die Marquise selbst kann die Ab-

stände ausgemessen haben und nun ganz genau wissen, wohin Sie beständig blickten. Und da sie es weiss, so glaube ich Ihnen nicht zu neugierig vorzukommen, wenn auch ich von ihrer Wissenschaft profitieren möchte. LINOR: Das ist nicht so leicht, gnädige Frau, denn die genaue Lage der Stelle, worauf man die Lorgnette richtet, hängt von der Entfernung des Beschauers ab. Wer also mein Geheimnis erforschen wollte, müsste sich daher nicht nur in meine Loge begeben, sondern müsste auch wissen, ob ich das Glas nach links oder nach rechts richtete. Sie sehen also, dass die Marquise über nichts Gewissheit haben kann und ich infolgedessen immer noch der Herr meines Geheimnisses bin.
GRAEFIN: Sie täuschen sich vielleicht. Aber thun Sie mir den Gefallen und lassen Sie mich diese sonderbare Maschine betrachten. Ich will sie auf ihre Verlässlichkeit hin prüfen. Missfällt es Ihnen? LINOR: Im Gegenteil, gnädige Frau, Ihre Wissbegierde ehrt mich. Da haben Sie die Lorgnette. (Er giebt sie ihr.) GRAEFIN: (Hält die Lorgnette entfaltet in ihrer Hand.) Die Entfernung Ihrer Loge von jener der Marquise ist gleich der Länge des Parterres, denn sie liegen sich genau gegenüber. Diese Länge des Parterres beträgt zehn Klaftern, wie alle Welt weiss. Ich schätze die Entfernung von zehn Klaftern gleich der von meinem Standplatz hier bis zu dem Nipptischchen, das Sie dort sehen. Ich halte das Glas vor. (Sie bringt die Lorgnette vor die Augen.) Anstatt das Nipptischchen zu sehen, sehe ich die Thür meines Boudoirs. (Sie senkt die Lorgnette und misst mit den Augen die Entfernung zwischen dem Nipptischchen und der Thür.) Diese Thür ist vier Klaftern vom Nipptischchen entfernt. Die Breite unserer Logen beträgt einen Klafter. Sie sahen also nach der vierten Loge links oder rechts von der Marquise. Die vierte rechts gehört der alten Gräfin Manfredi, die zu fixieren man schwerlich Lust hat, und die vierte zur Linken ist unbestreitbar die Loge Ihrer sehr ergebenen Dienerin, die durchaus nicht böse ist, Sie zu interessieren, und der Sie ein Freundschaftsgefühl eingeflösst haben, das dem Ihrigen entspricht. Aber zugleich muss sie sich wundern, dass Sie einen so mysteriösen Schleier über die Sache breiten. Gestehen Sie, mein Herr,

Ihre Lorgnette ist kein Geheimsekretär, den man nicht durchschauen könnte, und die Marquise hat ihm sicherlich ebenso leicht wie ich seine Intimitäten entlockt. Habe ich richtig geraten? Geben Sie's zu?
LINOR: (Wirft sich zu ihren Füssen.) Nein, gnädige Frau, ich kann es nicht bestreiten! GRAEFIN: Stehen Sie auf, stehen Sie auf, und sagen Sie mir nichts auf den Knien, denn ich will Sie auf keinen Fall für schuldig halten! Sie bilden sich nur ein, es zu sein, aber Sie geben sich einer Täuschung hin. Ihre Gedanken, glauben Sie mir, werden sich ändern und werden wie die meinigen werden und wie die meines Gatten: sie entspriessen dieser aufrichtigen und zarten Freundschaft, die Sie uns einzuflössen verstanden haben. Nehmen Sie wieder Ihre gewöhnliche feste Haltung an. Ich höre Talvis aus seinem Zimmer kommen. Ich verlasse Sie, um mich anzukleiden. Wir werden uns beim Marschall sehen, falls Sie dort dinieren, und wenn nicht, so hoffe ich Sie in der Gesellschaft zu sehen. Seien Sie verständig und ruhig und lieben Sie uns so, wie wir Sie lieben. Leben Sie wohl, Graf. Was diese Lügnerin betrifft, so werden Sie nicht böse sein, wenn ich sie konfisziere. Sie werden sie nicht mehr brauchen. Alles, was trügt, ist schlechte Gesellschaft. Hahaha! (Ab.)

FUENFTE SCENE. LINOR, DANN TALVIS.

LINOR: Entzückendes Weib! Wie sie die Sache nimmt! Unterrichtet und überzeugt von meiner verbrecherischen Leidenschaft, stellt sie sich, als ob sie sie als eine vorübergehende Neigung betrachtet, die sich auf die Dauer zur Freundschaft wandelt! Ich bin sicher, dass diese Metamorphose nicht möglich ist, aber wenn sie darauf rechnet, sehe ich mich gezwungen, Ihr Vertrauen zu verscherzen. Sie ermuntert mich, sie zu lieben! Welche Vorstellung von der Liebe haben eigentlich die Frauen in Italien! Ich Unglücklicher! Mein wahres Glück, ich sehe es wohl, läge in einer Freundschaft von Herz zu Herz, aber kann ich solche Wünsche hegen, wenn mich Flammen verzehren! Darf ich darnach streben, was mir ein wahrhaftiges Unheil bedeutete! Unbedingt muss

ich fortfahren, sie von Angesicht zu Angesicht zu sehen, und, ein neuer Salamander, gewöhne ich mich daran, im Feuer zu leben, ohne darin aufzugehen. Für sie brennen und im Stillen seufzen, soll meine Losung sein. Die Gesetze der Liebe sind oft hart, aber wer liebte wahrhaft, der sich ihnen nicht unterordnet? Ah, Talvis! Sein Schicksal ist wohl noch grausamer als meines. TALVIS: Du da, mein lieber Freund? Auf der Lauer nach einer Frau, die du offenbar betrügen willst? LINOR: Es sollte mir leid thun, eine solche Absicht zu haben. TALVIS: Aber wenn du sie aufrichtig liebst, so stellst du es wirklich sehr schlecht an, ihre Eroberung zu machen. Eine merkwürdige hohe Schule der Liebe, mit deiner Unbegreiflichkeit! Indessen nicht für mich unbegreiflich, denn ich verstehe dich und durchschaue dich durch und durch. Du bist wie ein Jäger, der Zwei aufs Korn nimmt, um wenigstens Eines zu treffen. Armer Jäger! Auf diese Weise kommt man nie zum Ziel. Im Uebrigen versperrst du mir mit deiner üblen Politik den Weg. LINOR: Glaube mir, mein Freund, wenn ich sicher wäre, mit dem Einstellen meiner Werbungen bei der Gräfin zu deinem Glück beizutragen, so würde ich keinen Fuss mehr in dieses Haus setzen. Aber meine Aufopferung wäre nutzlos, denn du kämst deshalb um keinen Schritt weiter. Du bist stürmisch, und man darf nur glühend sein. Aber da kommt der Graf aus seinem Zimmer.

SECHSTE SCENE. GRAF, LINOR, TALVIS.

GRAF. (Hat ein Billet in der Hand.) Meine Herren, meine Frau ist bei der Toilette, die lange dauern wird, denn sie geht zum Herzog zum Diner. Lieber Linor, wenn ich Ihnen heute im Kasino Revanche geben soll, so sehen Sie mich dazu bereit. LINOR: Gern! Wir wollen gehen. GRAF: (Zu Talvis.) Hier ein Billet von meiner Frau für Sie. (Zu Linor.) Also kommen Sie. (Beide ab.) TALVIS: (Bleibt allein zurück, erbricht das Billet.) Für mich? Sehr schmeichelhaft! (Liest.) »Es thut mir leid, mein Herr, dass Sie auf einen Platz in meinem Wagen gerechnet haben, um zum Diner beim Herzog von

Richelieu zu fahren, ohne mich vorher zu fragen, denn da der Kutscher der Frau von Saint-Second krank ist, habe ich ihr gestern Abend diesen Platz versprochen« Schauderhaft! (Zerreist das Billet.) Schlechte Ausrede! Wirklich sonderbares Verfahren, denn ihr Wagen ist gross genug und hat einen sehr bequemen Klappsitz. Diese Frau macht mich rasend vor Ungeduld und erregt mir die Galle. Ich mag nicht mehr! Aber ich muss irgend ein Mittel finden, mich zu rächen. Oh, ich werde es finden! Ich werde diese italienische Koketterie auf eine Weise bestrafen, dass man es gründlich bereuen soll! Ich will ihr, zum Kuckuck eine gehörige Lektion erteilen und sie dann nicht mehr ansehen.

Ende des zweiten Aktes.

DRITTER AKT. ERSTE SCENE. TALVIS, NACHHER LINOR.

Talvis: (Kommt aus seinem Zimmer.) Ich habe sie mit ihrem alten Gemahl aus dem Wagen steigen sehen, aber ich weiss ganz zweifellos, dass sie sich ganz allein zum Marschall begeben hat. Das ist empörend, und so ohne jede Maske! Ich kann mich nicht mehr halten — ich thu's ... Aber da ist ja auch ihr Trabant! (Zu Linor, welcher eintritt.) Ah, sehr schön! Wart ihr vergnügt beim Diner? Linor: Grossartig! Aber du liessest dich nicht sehen? Talvis: Ich habe auf meinem Zimmer mit einem Freunde gespeist, der mir die Geschichte von deiner famosen Lorgnette erzählte. Sie macht Aufsehen. Sie bringt dich in Ruf. Sogar die Marquise hat die Naivität besessen, sie überall zu erzählen. Aber glaubst du, dass diese Schelmenstückchen dir grosse Ehre einlegen? Indessen schaden sie wohl gerade nicht, es ist der richtige italienische Geschmack und die Gräfin wird deine Taktik köstlich

finden. Deine Leidenschaft ist nun glücklich kein Geheimnis mehr. LINOR: Nur Müssigänger können sich mit solchen Hirngespinnsten plagen, und die Marquise handelt unrecht, mit solchen Klatschereien zu hausieren und sie, wie ernsthafte Affären, auf ihre Weise auszulegen. Aber ich will hoffen, dass man mir gegenüber keine schlechten Scherze machen wird, denn es könnte mich sonst die Laune anwandeln, keinen Spass mehr zu verstehen. TALVIS: Du wirst uns, hoffe ich, nicht abhalten wollen, darüber zu lachen. Ich warte hier auf die Gräfin, um sie gerade heraus zu fragen, aus welchem Grunde sie mich nicht zum Marschall mitnehmen wollte, da ich doch weiss, dass sie ganz allein hingefahren ist. LINOR: Ich kann dir den Grund selber sagen. Sie hatte die Absicht, Frau von Saint-Second mitzunehmen, hat sie aber mit einer heftigen Migräne angetroffen. TALVIS: Das freut mich. Aber mir will doch scheinen, dass sie mich dennoch mitnehmen konnte, denn ihr Wagen hat einen ganz netten Klappsitz. LINOR: Wäre es möglich, dass du dich trotz deinem Geiste darauf versteifen wolltest, Jemanden lästig zu fallen? Du willst Gefallen erregen und thust dennoch alles, um zu missfallen. TALVIS: Weil ich offen bin, weil ich wahrhaft liebe, weil ich deine Lektionen nicht brauche! Du wirst mich nicht lehren, dass man Vexiergläser zu Hilfe nehmen muss, um zu einer Erklärung zu kommen. Ich bin nicht gewöhnt, Kniffe anzuwenden, um zu erreichen, was ich wünsche. Dein Tric mit der Lorgnette mag wohl der Gräfin gefallen haben, aber er hat der Marquise sehr missfallen und sie wird ihn dir nie verzeihen. Falls du hier bleiben willst, kannst du einer schönen Scene beiwohnen. LINOR: Welcher Scene? TALVIS: Ich will, wie ich dir schon sagte, auf dem Fleck von der Gräfin Aufklärung darüber haben, warum sie mir diesen Affront bereitet hat. Sie muss es mir sagen. Ich will ihr klar machen, wie unnobel, schmählich, unerträglich ihr Verhalten ist. LINOR: Das deinige ist heftig, grob, ungerecht, denn schliesslich ist Jeder der Herr seiner Entschlüsse und besonders eine Frau kann ihre Gunst zeigen, wem sie will und wie es ihr gefällt. TALVIS: Was du da sagst, stimmt vielleicht im allge-

meinen zu, aber mein Charakter passt schlecht zum Harren und Dulden. Fühlst du nicht, dass du mit deinem Apostelton eine komische Rolle spielst? LINOR: Mein Ton ist kein anderer als der eines Freundes und guten Kameraden. Ich möchte dich nur zur Ruhe und Vernunft bringen. Du hast das Vorrecht hier zu wohnen, du speisest alle Tage mit ihr, du könntest dich, will mir scheinen, als Freund des Hauses damit begnügen und eine Neigung bekämpfen, die du viel zu offenkundig zeigst und die die Gräfin nicht erwiedern wird, denn man kann ihr in Cremona nicht das Geringste nachsagen. Bedenke auch, dass sie einen Gatten hat und dass sein Ruf . . . TALVIS: Was für ein Ruf? Deine Predigten langweilen mich und du sprichst bloss in die Luft!
LINOR: Ich verstehe nicht, was du damit sagen willst. Es thut mir nur leid, dass du meinen guten Rat verschmähst. TALVIS: Und worin besteht dieser Rat, bitte? LINOR: Darin, dass du aufhören möchtest, den Verführer zu spielen, denn diese Absicht ist eine Insulte. Und selbst wenn du fortfährst: ich sage dir wohlmeinend, dass du niemals zum Ziele gelangen wirst. TALVIS: Das ist es gerade, was ich in die Luft reden nenne. Aber auf deine sehr offene Sprache muss ich doch endlich mit gleicher Offenheit antworten. Den Rat, den du mir giebst, mein Lieber, solltest du für dich selbst verwenden, denn die Absichten, die mich, wie du sagst, nie zum Ziele bringen werden, sind nicht neu. Vernimm also, dass es sich um eine vollendete Thatsache handelt. Was mich aufbringt, ist nur ihr Wankelmut und dass ich keine Lust habe, Nachfolgern den Platz einzuräumen. Gieb also alle Ansprüche auf. Da hast du die volle Gewissheit. LINOR: Was hör' ich! Du lügst infam! Dessen bin ich sicher. Die Ehre unserer ganzen Nation, der Gräfin und dieses Hauses, das du unwürdig bist zu bewohnen, all das verlangt, dass du stirbst oder meinem vergifteten Herzen den tötlichen Stoss versetzest. Ungeheuer! Aber ich muss den guten Namen der Gräfin schonen. Folge mir sofort, Verräter, wir werden uns im Geheimen schlagen, wo niemand dazwischen treten kann. Ich will die Unschuld und die Gastfreundschaft rächen, die du geschändet hast. Folge mir! (Er schickt sich zum Fort-

gehen an.) TALVIS: (Hält ihn zurück.) Bleib' und höre mich. Hier thut Kaltblütigkeit not und ich besitze sie, Gottlob, um dir einen Beweis meiner Freundschaft zu geben. Bezähme dich einen Augenblick und wir wollen uns dann schlagen, bis einer auf dem Platze bleibt, wenn du es wünschest. Ich verspreche es dir. Bist du bei gesunder Vernunft, um mich einen Moment zu hören? LINOR: Ja, sprich. TALVIS: Ich weiss, dass ein Mann von Ehre die Ehre eines Weibes schonen muss und dass jede Indiskretion ihn befleckt, aber sage mir, ob es möglich ist indiskret zu sein, ohne gleichzeitig ein Lügner zu sein? LINOR: Das ist sehr möglich. TALVIS: Ich sage dir also, dass ich kein Lügner bin, obwohl mich mein gerechter Zorn indiskret werden liess, und du kannst mich nicht zwingen, mich mit dir zu schlagen, ausser in dem Fall, dass ich dich nicht von der Wahrheit meiner Behauptung überzeugen kann. LINOR: Wie, Unwürdiger? Du glaubst mich überzeugen zu können, dass du über die Tugend der Gräfin triumphiert hättest? TALVIS: Ja, und mit voller Klarheit, ohne indessen Partei für ihre frühere Tugend zu nehmen, über die ich nicht diskutieren will. Und nachher, ich wiederhole es, wollen wir uns schlagen, wenn du dann noch Lust dazu hast. LINOR: Nimmermehr kannst du mir eine solche Ueberzeugung beibringen! TALVIS: Wollen wir einfach hundert Louis wetten, dass du dich überzeugt erklären wirst? LINOR: Es gilt, hundert Louis. Ich verspreche dir sogar, mich nicht mehr schlagen zu wollen, wenn ich verliere. TALVIS: Sehr wohl, die Wette ist perfekt und ich halte dich beim Wort, dass wir uns nicht mehr schlagen werden. LINOR: Aber wer wird über unsere Wette entscheiden? TALVIS: Die Gräfin selbst, ich verachte ihren Grimm und will ihr nicht raten, die Thatsache zu leugnen. LINOR: (Mit erhobener Stimme.) Wie? Die Gräfin selbst? . . . Das ist der Gipfel der Nichtswürdigkeit, der Abschaum der Verleumdung! (Zieht den Degen. Bei diesem Lärm eilt die Gräfin aus ihrem Zimmer und stellt sich vor Talvis; der Graf, ihr Gatte, erscheint auf der Schwelle seines Zimmers und bleibt dort unbeweglich stehen, ohne dass ihn die beiden

Offiziere bemerken. Beim Anblick der Gräfin steckt Linor den Degen ein.)

ZWEITE SCENE. GRAEFIN, LINOR, TALVIS, DER GRAF AUF DER SCHWELLE SEINES ZIMMERS.

GRAEFIN: (Zu Linor.) Was ist vorgefallen? Was für ein Zornesausbruch, Herr von Linor, konnte Sie vergessen lassen, in welchem Hause Sie sich befinden? LINOR: Ich habe unrecht, gnädige Frau, aber obwohl mich der Schein verurteilt, war das, was Sie sahen, nichts als die Wirkung des Respekts, den ich Ihnen schulde. Ich bitte Sie inständigst um Verzeihung. Es war das erste Mal in meinem Leben, dass ich mich gegen eine unerlässliche Pflicht vergangen habe, und es wird das letzte Mal gewesen sein. Gestatten Sie, gnädige Frau, dass ich mich entferne. (Will gehen.) GRAEFIN: (Weicht ein paar Schritte zurück, um ihn am Fortgehen zu verhindern.) Nein, nein, Sie werden nicht gehen, bevor Sie mir versichert haben, dass sich nicht anderswo vollziehen wird, was hier in diesem Augenblick glücklicher Weise nicht zur Ausführung kam. Darf ich den Grund Ihres Zwistes erfahren?
TALVIS: Jawohl, gnädige Frau, Sie sollen ihn erfahren, weil Sie die Einzige sind, die mit einem einzigen Wort abwenden kann, dass wir unsere Sache anderswo zum Austrag bringen. Wir haben hundert Louis über etwas gewettet, das Sie allein entscheiden können. Sie sind es, die uns sagen muss, wer von uns beiden Sieger ist, und sobald Sie gesprochen haben, wird der Verlierer zahlen und es wird vom Duell keine Rede mehr sein. Linor hat mir sein Wort darauf gegeben. LINOR: Es ist wahr, gnädige Frau. GRAEFIN: Sprechen Sie also, und wenn die Entscheidung nur von mir abhängen kann, werde ich mich sehr glücklich schätzen, Ihre Differenzen beilegen zu dürfen. Ich werde sagen, was ich weiss. TALVIS: Also kurz und gut: ich beklagte mich über Ihre Strenge, als dieser Herr, um meine Klagen zu beschwichtigen, sich bemüssigt fand, mir den Rat zu erteilen, meine Artigkeiten Ihnen gegenüber aufzugeben, indem er mir sagte, dass ich niemals in den Besitz Ihrer

äussersten Huld gelangen würde. Gelangweilt durch diese albernen Ratschläge, habe ich ihm erwiedert, sie für sich zu behalten, weil ich schon dahin gelangt wäre. Er hat mich einen Lügner genannt und wollte sterben, bis ich ihn besänftigte und ihm den Wahrheitsbeweis anbot. Er ging auf diesen Vorschlag ein und ich habe nichts weiter gethan, als ihm noch eine Wette von hundert Louis zu proponieren, die er mir zahlen wird, wenn ich die Wahrheit gesprochen habe, und die ich ihm zahlen werde, wenn Sie sagen, dass ich gelogen hätte. Sie sehen, gnädige Frau, nur Sie sind im stande, diesen Handel zu entscheiden und ihn mit einem Wort vollständig beizulegen. GRAEFIN: (Starrt in der grössten Aufregung Linor an, mit zitternder Stimme.) Sie haben also hundert Louis gegen diesen Lügner gewettet? LINOR: (Ebenfalls mit stockender Stimme.) Ja, gnädige Frau. GRAEFIN: (In sich selbst versunken und die Augen zu Boden schlagend, richtet sie nach kurzer Ueberlegung auf Linor, mit schwacher Stimme.) Sie, Herr von Linor, haben an Herrn von Talvis die hundert Louis zu zahlen, denn Sie haben verloren. Ich bitte Sie, meine Herren, alle beide sofort mein Haus zu verlassen und nie wieder den Fuss hinein zu setzen. (Beide Rivalen gehen ab, Talvis wie ein Wütender und Linor mit langsamen Schritten, beide Hände vor das Gesicht haltend. Die Gräfin macht eine Wendung, um sich zurückzuziehen, aber beim Anblick ihres Gatten fällt sie ohnmächtig in seine Arme.)

DRITTE SCENE. GRAF, GRAEFIN.

GRAF: Nanette, Mirabeau, einen Lehnstuhl, frisches Wasser! (Man legt die Gräfin nieder, sie kommt wieder zur Besinnung.) Tröste dich, damit mein Engel, dass ich alles gehört habe und nichts davon glaube. Niemals hat sich eine Frau mit mehr Klugheit und Geist aus einem widerwärtigen Handel gezogen, in den sie die massloseste Unverschämtheit gezerrt hat. Ich bewundere dich und danke dir. Du weisst, ich kenne deine Seele. Talvis ist ein Ungeheuer, das morgen nicht mehr existieren wird, ich gebe dir mein Wort darauf, und Linor ist der ehrenhafteste

Mensch. Er durfte nicht wetten, aber der Nichtswürdige hat ihn überrumpelt. GRAEFIN: (Hält ein Taschentuch vors Gesicht.) Ich glaubte den Unschuldigen zur Zahlung verurteilen zu müssen, um den Infamen zu verblüffen. GRAF: Du hast wie ein Engel gehandelt. Der Himmel, dein Genie hat es dir eingeflösst, den Verleumder als Sieger zu erklären. Talvis war wie vom Blitz gerührt, als er das Urteil hörte. Er hoffte zur Zahlung verurteilt zu werden und hätte dann Befriedigung seiner Rachegelüste gefunden. Er hätte die Wette bezahlt, sich darüber lustig gemacht und das Abenteuer der ganzen französischen Armee mit Lachen erzählt. Die öffentliche Meinung hätte dich für schuldig erklärt, gerade deshalb, weil du unschuldig thun wolltest, und selbst Linor würde, wenn du ihn zum Sieger erklärtest, nicht die gute Meinung von dir haben, die er jetzt trotz deinem befremdlichen Geständnis hegt; er würde wie alle Welt glauben, dass du Talvis nur deshalb zur Zahlung verurteilt hättest, um ihn für seine Indiskretion zu strafen. Aber die hundert Louis, die der Halunke gewann, werden ihm teuer zu stehen kommen. GRAEFIN: Ich denke mit Sorgen an das Gerede, das sich an diesen Vorfall knüpfen wird. GRAF: Man muss sich ein wenig gedulden, denn die Natur der Sache bringt es mit sich, dass das Urteil einige Stunden lang schwankend sein wird, aber ich versichere dich, morgen soll es nur eine Stimme über dich geben, und man soll klar die Wahrheit erkennen. Du wirst rein bleiben wie der Himmelstau, mein Frauchen. Ich denke, du solltest noch heute abend mit mir in die Gesellschaft beim Marschall gehen. Willst du mir das Vergnügen erweisen? GRAEFIN: Ach, lieber Freund, ich bitte, lass mich zu Hause. Ich sehe wohl die Zweckmässigkeit ein, aber fühle mich zu schwach dazu. Bedenke, dass man mir einen tötlichen Streich versetzt hat und dass die Ränkesüchtigen und Boshaften zahlreicher sind als die wohlmeinenden Freunde. Was mir zustiess, ist zu hart, und trotz meiner Unschuld kränkt mich das Abenteuer aufs tiefste. Ein verleumdetes Wesen wie ich, glaube ich, muss wenigstens bis zu dem Augenblick Trauer tragen, wo die Oeffentlichkeit sie als unschuldig erklären wird. GRAF:

Du hast vielleicht recht, liebe Freundin, aber es soll mich nicht abhalten, selber hinzugehen. GRAEFIN: Durchaus nicht. Ich bitte dich sogar zu gehen, aber auf keinen Fall von der Affäre zu sprechen. GRAF: Ich verspreche es dir und bin überzeugt, dass niemand es wagen wird, zuerst davon anzufangen. Inzwischen verlasse ich dich, um einige Anordnungen zu treffen. Ah sieh da, die Marquise! Das ist ja reizend, dass ich dich nicht allein zu lassen brauche. Schau' zu, deine alte Heiterkeit wiederzufinden! (Ab.)

VIERTE SCENE. GRAEFIN, MARQUISE.

MARQUISE: Ich komme, liebe Freundin, um dir etwas Hochinteressantes zu berichten. Es handelt sich um eine Unterhaltung, die zwar nur eine Viertelstunde gedauert hat, aber sehr lebhaft war. Meine Freundschaft liess mich zu dir fliegen, um dir alles haarklein zu erzählen. GRAEFIN: Ich kenne dein Herz. Bei allen Gelegenheiten hast du dich stets als wahre Freundin erwiesen, deshalb bin ich sicher, dass mich alles ausserordentlich interessieren wird, was du mir zu sagen hast. Um was handelt es sich? MARQUISE: Du weisst, dass ich im kleinen Palais war, um die Partie Pikett mit dem Marschall gegen die Bignole zu beendigen, die gegen uns spielt. Wir waren gerade fertig, als Linor mit einem Gesicht eintrat, in dessen interessanten Zügen sich die tiefste Trauer und die schrecklichste Verzweiflung malten. »Was haben Sie, Linor?« frägt ihn der Marschall überrascht. Linor, meine liebe Freundin, erzählte nun in Gegenwart von mehr als zwanzig Offizieren und von uns allen andern in umständlichster Weise die unerhörte Geschichte, die dir vor kaum einer halben Stunde zugestossen sein muss. Weit gefehlt nun, dass man gemeint hätte, er wollte sich nur für die verlorenen hundert Louis rächen oder sich die Zustimmung des Marschalls verschaffen, sich trotz seinem Versprechen doch mit Talvis schlagen zu dürfen. Nichts von alledem, beste Freundin. Man erkannte in seinem Bericht nur die lebhafteste Hochachtung vor deiner Ehre, die die Gemeinheit des Talvis einige Augenblicke bedrohte, und den Schmerz darüber,

sich von dem Ungeheuer überrumpeln zu lassen haben, eine unglückselige Wette einzugehen, deren schreckliche Folgen er hätte voraussetzen müssen. Die ganze Gesellschaft wurde von Abscheu erfüllt und der Marschall, meine Liebe, der, wie du weisst, auf seinem Antlitz nie die geringste Gemütsbewegung erblicken lässt, konnte bei der Erzählung dieser Schandthat nicht unterdrücken, was in seiner Seele vorging. Als Linor geendigt hatte, war er blass wie der Tod, aber einen Augenblick darauf wurde er ganz Feuer, er sprach kein einziges Wort, stand auf, ging in sein Kabinett und rief den Adjutanten, und niemand weiss, was da geschah, aber sicherlich wirst du gerächt werden. Ach, dieses abscheuliche Ungeheuer! Aber Linor! Er ist in Verzweiflung, meine Liebe! Es thut mir zu leid, dass er das Unglück hatte, dich zu kompromittieren, und dass du die traurige Pflicht hast, ihn trotz seiner Bravheit nicht mehr zu empfangen. Ich denke, so muss es sein. Deine Ehre heischt dieses Opfer. Oder täusche ich mich? GRAEFIN: Du täuschest dich nicht, liebe Freundin. Es kann nicht anders sein, und ich kann dir sogar noch mehr sagen. MARQUISE: Was? GRAEFIN: Dass ich niemanden mehr bei mir sehen werde. MARQUISE: Keine Fremden mehr, heisst das? GRAEFIN: Weder Fremde, noch Heimische, mit Ausnahme meiner Verwandten. MARQUISE: Aber du wirst doch noch ausserhalb des Hauses Gesellschaft sehen? GRAEFIN: Ohne Zweifel, und ich will hoffen, dass man mich gern aufnehmen und dass diese widrige Affäre mir nicht nachgetragen werden wird. Aber mein Haus soll in Zukunft stets geschlossen bleiben und die Schamlosigkeit soll vor diesem Monument der Ehrenhaftigkeit erröten. MARQUISE: Dieser Talvis war mir immer entsetzlich. GRAEFIN: Was ist das für ein Lärm auf dem Hofe? MARQUISE: (Nachdem sie zu einem Fenster hinausgesehen hat.) Es scheint, als ob die Diener von Talvis sich mit den deinigen prügeln wollen wegen der Koffer und Kleider, die dort drunter und drüber herumliegen. GRAEFIN: Das muss offenbar infolge eines Befehls sein, den mein Mann beim Herausgehen gegeben hat. Man wirft die ganze Einrichtung des Abscheulichen hinaus. Das ist noch das We-

nigste. MARQUISE: Lass den Marschall für das Weitere sorgen. Stolz und despotisch, wie sein Charakter ist, wacht er zu eifersüchtig über die Ehre seiner Nation, um nicht ein grosses Exempel zu statuieren. Aber da kommt dein Gatte!

FUENFTE SCENE. GRAF, MARQUISE, GRAEFIN.

GRAF: Ich war zum Marschall von Richelieu gegangen, um ihn zu sprechen, aber er hat mir gar keine Zeit dazu gelassen. Er hat mich umarmt und eilte dann fort. Ich sah Linor, er bedeckte sein Gesicht mit den Händen, um meinen Anblick zu vermeiden. Ich versichere Sie, dieser liebenswerte Junge hat mir Mitleid eingeflösst. Der Zustand seines Herzens ist schlimmer als der unserige. Ein Adjutant des Marschalls sagte mir, dass alle Kameraden unterwegs sind, um Talvis zu suchen und ihn gefesselt ins Gefängnis abzuliefern. Wir werden sehen. Aber inzwischen habe ich die Dinge in einer Art und Weise behandelt, dass ich glaube, mir Satisfaktion verschafft zu haben. Was giebt's? (Ein Page bringt der Gräfin ein Billet.) GRAEFIN: Vom Herrn Marschall! (Liest laut.) »Wenn die Frau Gräfin den Abend zu Hause verbringen will und Besuch empfängt, wird sich der Marschall von Richelieu die Ehre geben, mit allen seinen Kameraden bei ihr vorzusprechen.« GRAF: Brillant! Der Herzog von Richelieu ist, was man einen Mann von Geist nennt. Schreib' ihm schnell, dass er dir eine Ehre erweisen wird und dass du nicht ausgehst. (Während die Gräfin schreibt.) So ist es, schöne Marquise, es giebt auf der Welt unvermeidliche Ereignisse, die die Gesellschaft ausser Fassung bringen und trotz der vollendetsten Klugheit eintreffen. Es giebt Geschehnisse, die man beim ersten Anblick in grösster Heimlichkeit vergraben zu müssen glaubt und die man doch im Gegenteil, bei reiflicher Ueberlegung, viel besser dem vollsten Tageslicht aussetzt. GRAEFIN: (Uebergiebt dem Pagen ihre Antwort.) Du weisst, mein lieber Mann, wie der Marschall zu soupieren pflegt?
GRAF: Ich habe schon daran gedacht, behellige dich mit nichts. Gewinn' nur, wenn es möglich ist, deinen alten, guten Humor wieder.

MARQUISE: Ich muss auf einen Augenblick nach Hause, um einige Anordnungen zu treffen. Aber da fährt die Equipage des Marschalls in den Hof! Ich bleibe hier. GRAF: Er hat offenbar vor dem Thor gewartet, um deine Antwort auf sein Billet zu erfahren.

SECHSTE SCENE. GRAF, GRAEFIN, MARQUISE, MARSCHALL.

MARSCHALL: Ich komme der gekränkten Tugend meine Huldigung darzubringen, und in zwei Stunden wird der ganze Adel dieser Stadt hiervon Zeuge sein. Ich komme auch, Frau Gräfin, Ihnen zu der Geistesgegenwart zu gratulieren, die beispiellos in der Geschichte dasteht. Sie haben triumphiert, indem Sie zu Gunsten eines Schurken entschieden, den Sie mit vollem Recht zum Fenster hinaus werfen lassen konnten. GRAEFIN. Ich fühle mich äusserst glücklich, Monseigneur, mein Verhalten vom grössten und zugleich auch geistvollsten Manne Frankreichs gebilligt zu sehen. MARSCHALL: Giebt es einen unter meinen Freunden, gnädige Frau, den Sie von ihrer Gesellschaft ausschliessen könnten? GRAEFIN: Keinen, Herr Herzog, selbst wenn es mein Feind wäre. MARSCHALL: Dann wäre es auch der meinige. Sie gestatten also dem Sohne des Marschalls von Belisle den Eintritt in ihren Salon? Er wartet im Vorzimmer. GRAF: Ich beeile mich, ihn zu holen.

SIEBENTE SCENE. LINOR UND DIE VORIGEN.

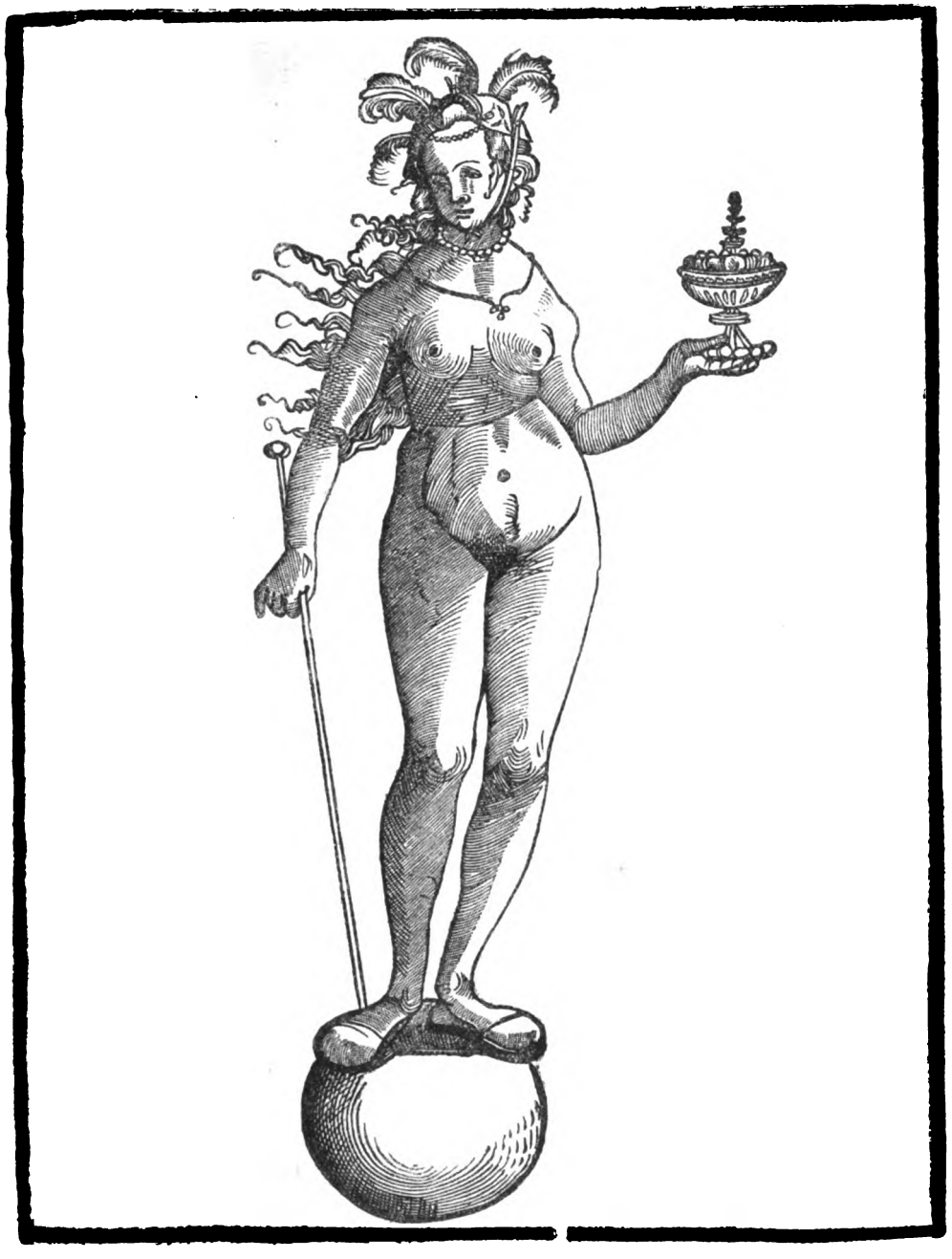
MARSCHALL: (Während Linor an der Hand des Grafen eintritt.) Er kommt Ihnen zu danken, gnädige Frau, dass Sie ihn hundert Louis für den ersten unbesonnenen Streich zahlen liessen, den er, glaub' ich, in seinem Leben beging. Hab' ich nicht recht? Gestehen Sie wohl, dass Sie sie nicht gewonnen haben möchten! LINOR: Ich möchte tausend zahlen, Monseigneur, und nur so verständig gewesen sein, die Wette nicht anzunehmen. MARQUISE: (Zu Linor.) Es ist erstaunlich, dass Sie trotz ihrem Geiste nicht die Falle bemerkt haben, die die Gräfin so kompromittieren musste. LINOR: Der Geist, gnädige

Frau, handelt nicht mehr, wenn man nicht mehr auf ihn zählt und ihn der Zorn umnachtet. Alles Vertrauen, das ich auf meinen Geist setzte, habe ich verloren, da ich nicht die falschen Folgerungen voraussah, die man an mein Verhalten im Theater knüpfen konnte. Ich wünschte nur, es wäre mir erlaubt, die hochachtbare Dame, die meine Ungeschicklichkeit so in die Irre führte, um Verzeihung zu bitten. MARQUISE: Sie brauchen nicht nach Entschuldigung zu suchen, denn sie hat alles vergessen und wird Ihnen stets mit Vergnügen begegnen. Uebrigens ist sie Ihnen zu Dank verpflichtet, denn Sie haben sie gelehrt, in Zukunft die Polemoskope zu fürchten. MARSCHALL: (Nachdem er beiseite mit einem Adjutanten gesprochen hat.) Sonderbar, dass man nirgends Talvis findet! Aber man wird seiner habhaft werden und ihn degradieren. Es soll eine Genugthuung für sein ganzes Regiment sein. Man muss ein Exempel statuieren und es soll überraschend ausfallen, denn die französische Höflichkeit soll ihren guten Ruf und ihre Ueberlegenheit über die italienische behalten. Schon wieder ein Billet? (Ein anderer Adjutant überbringt dem Marschall ein Billet.) Ewig Geschäfte! (Liest leise.) Das ist ein bischen stark. (Nach Beendigung der Lektüre.) Aber nur in Anbetracht der Schnelligkeit erstaunlich, denn ich war darauf gefasst. Hören Sie nur, es ist interessant. Der Schreiber ist der wachhabende Offizier am Mailänder Thor. (Liest.) »Ein Korporal, der mit vier Soldaten zur Ablösung der Schildwachen ausrückte, fand fünfzig Schritte seitwärts von der Hauptstrasse den Chevalier von Talvis tot und erstarrt und hat ihn soeben in meine Wachstube transportieren lassen. Ich liess ihn entkleiden und man hat keine Verletzung an ihm entdeckt. Eine Beraubung liegt offenbar nicht vor, denn man fand Uhren und Börse bei ihm. Nachschrift: Soeben findet man unterhalb der linken Brust einen fast unmerkbaren Stich. Ein hier anwesender Wundarzt sagt, es wäre ein Stoss mit einer Ahle, die ihm das Herz durchbohrt hätte.« Ich werde nach dem Mörder fahnden, um ihn rädern zu lassen, aber das wird ihn nicht zum Leben erwecken, den Narren, der sich heute eines Spazierganges, und noch dazu ausserhalb der Stadt, besser enthalten hätte. Es

thut mir leid, Frau Gräfin, dass mich der Mord zwingt, das Vergnügen, mit Ihnen zu soupieren, auf einen anderen Tag zu verschieben. Sie werden mir aber die Notwendigkeit nachempfinden. Ich muss die geeigneten Befehle erteilen, um die Missethäter dieses Verbrechens zu entdecken. Sie sehen, der Himmel hat Sie gerächt, aber ich bin sicher, dass Ihr Herz darüber seufzen würde, selbst wenn Sie selbst der Rächer wären.

ENDE

Altdeutscher Holzschnitt aus der k. k. Hofbibliothek.



SECHS GEDICHTE VON RUDOLF ALEXANDER SCHROEDER.

I.

Widmung.

Vieles wird dich hier erfreuen,
Wird dich viel auch seltsam schmerzen.
Sieh, du solltest dich ermuten,
Durch die stillbewegten Fluten,
Zwischen Meer- und Himmels-Bläuen
Froh, Delphinen gleich zu scherzen.
Soll auch im lebendig Feuchten
Liebe tiefempfundener Freuden,
Reinster Duft verklärter Leiden
Dich ätherisch klar umleuchten.
Werden so im Flutdurchziehen
Länder deinem Blick erblühen,
Glaub, es ändert seine Stelle
Festes gleich bewegter Welle.
Glaub, es wechseln wie Gedanken
Wogenhaft die erznen Schranken.
Doch dies Schwanken, Streben, Irren
Soll dich, Ernster, nicht verwirren.
Gleiche du in tiefstem Kerne
Wandelnd einem Sonnensterne.

In der Dämmerung.

I.

Ist der Tag verglommen,
Wird ein Friede kommen,
Der dich glücklich macht.
Glänzen auch die Sterne,
Bleiben sie doch ferne,
Und uns schirmt die Nacht.

Nun die bunten Farben
Abendlich erstarben
In ein feuchtes Grau,
Baden sich gelinde
Die erschlafften Winde
Kühl im kühlen Tau.

Meine Augen warten
Wie ein dürrer Garten
Ihrer Thränenflut.
Ist der Tag verglommen,
Wird ein Friede kommen;
Denn die Nacht ist gut.

II.

Warum willst du traurig sein
Und den holden Tag versäumen?
Sieh, aus blau verklärten Räumen
Lacht und lockt der Sonnenschein.

Wollen in die Sonne gehn,
Ihrer kurzen Gunst geniessen
An den Bächen auf den Wiesen,
Die nun bald erfroren stehn.

Als ein flügelmatter Schwan,
Der sich aus vereisten Seen
Hob, die Sonne zu erspähen,
Kommt die Dämmerung heran.

Hat zur Sonne sich gewandt,
Sieht sie schlimmsten Tod erleiden:
Sonne lächelt im Verscheiden,
Wie sie lächelnd uns erstand.

III.

Willst du dich am Tag ergehen,
Hüte dich, es brennt die Sonne,
Bis ins Herz dir Liebeswonne
Kühl die Abendwinde wehen.

Willst du in den Nächten wachen,
Wachen mit dir viele Schmerzen,
Bis dem angsterfüllten Herzen
Will die Lust des Morgens lachen.

Möchte so zu allen Stunden,
Wenn ich müde vom Ertragen
Dieser Nacht- und Tages-Plagen
In der Dämmerung gesunden.

IV.

Weil es wieder dämmern will,
Lasst mich in den Garten gehen,
Wo die lieben Blumen stehen
Tief in süssen Düften still.
Nun der Tag sich schlafen legt,
Lockt das Lied der Nachtigallen.
Rufe, die im Wind verhallen,
Der die Bäume kühl erregt.

Auf den goldnen Flügeln sacht
Ist ein Friede hergekommen,
Hat ans linde Herz genommen,
Was mich müd und traurig macht.
Und mir träumt in seinem Kuss,
Dass ich unter kühlen Bäumen
Wo die stillen Blumen träumen,
Meine Liebe finden muss.

Nachtigall entschlief nun wohl.
Ach, ihr Lied ist weggeklungen! —
Und doch ist die Luft noch voll
Von der Lust, die sie gesungen.
Letzter milder Sonnenschein
Ist nun auch zur Ruh gegangen,
Und die Nacht will mich umfangen,
Und ich bin und bin allein.

V.

Da Dämmerlicht aus Zweig und Zweigen lacht,
Erregst du rings die zauberischen Lieder.
Wie hat mein Herz sich sehnend aufgemacht!
Erblüht die Nacht,
So fluten alle klaren Ströme wieder.

Ihr geht so kühl und sacht.
Habt ihr das süsse Dunkel hergebracht?
In Sehnsucht schauern meine hellen Glieder.
Die tiefe Liebe webt und wacht. —
Komme süsse Nacht!
Nun legen wir uns lächelnd nieder.

UNTER FREUNDEN/ AUS DEM BUCHE ZU HAUSE/ VON ALFRED WALTER HEYMEL.

ES ist nach ein Uhr nachts. Bei Adolf, einem jungen Schriftsteller war Gesellschaft zu Ehren einer berühmten Tänzerin gewesen und seine angebetete Clarissa hatte wilder und feuriger denn je getanzt und so die Gäste, einige Künstler, Schriftsteller und Damen der Gesellschaft auf das Höchste entzückt. Einige Freunde sind zurückgeblieben und gehen in das Rauchzimmer, um noch eine Stunde zu trinken und zu plaudern. Jeder räkelt sich in einem jener grossen schwarzen englischen Ledersessel, aus denen man sich, wenn man es sich einmal darin bequem gemacht hat, nur ungern und schwer wieder erhebt. Adolf fragt die Freunde, was sie trinken wollen, etwa Portwein-Flip oder einen Cocktail, und bittet, nur keine Getränke zu verlangen, die schwer zu bereiten sind, denn seine kleine Bar ist nur auf wenig eingerichtet, und dann ist es spät, und er zu faul, um sich noch lange zu plagen und die anderen bitten ihn, doch heute Rolle eines Barkeepers zu übernehmen, da er dies Geschäft am Besten versteht. Man äussert seine Wünsche, und er mischt das Verlangte, so gut es geht. Das nimmt immerhin eine geraume Zeit in Anspruch, und er hört der Unterhaltung der anderen, ohne sich fürs erste daran zu beteiligen, zu. Anfangs dreht sich das Gespräch natürlich um die Tänzerin. Der eine bewundert ihre Vitalität, der andere die Souveränität, mit der sie die gewagtesten Stellungen graziös erscheinen lässt und unästhetische Bewegungen dadurch schön macht, dass sie sie wie selbstverständlich ohne Mühe lächelnd ausführt. Der eine nennt sie eine bedeutende Persönlichkeit. Der dritte bestreitet dies, denn Bedeutung habe nur der, der von Sehnsucht zur Sehnsucht getrieben immer Neues schaffe oder anrege und so auf die Zukunft wirke, während sie nur die Gegenwart verschönere, selbst ein erfreuliches Stück Gegenwart sei, wie ein schöner Sonnenaufgang, ein blühender Rosenstrauch oder ein Glas voll altem Chateau d'Yquem,

einem Wein, den er scherzhaft einen Beweis und eine Gewährleistung für die ewige Seeligkeit nennt. Alle geben dann zu, Clarissa sei die graziöseste Frau der Welt, eine unschätzbare Künstlerin, tanze neue Formen und gebe der Kunst ganz neue Linien, der Poesie einen eigenen Rhythmus, und was derlei Geschwätz mehr ist, das begeisterte junge Leute bei solchen Gelegenheiten in vorgeschrittener Stunde wohl einmal von sich geben können. Ein überschlanker blasser junger Maler, der die Bewegungen eines rassigen Windhundes hat, erzählt dann, er sei vor einiger Zeit auf einem Rennen gewesen, der Graf Wolkenbruch sei gestartet und habe sich gleich kurz nach dem Auslaufe den Fuss an einer Barriere glatt durchgebrochen, sei dann trotzdem weiter geritten und habe noch den zweiten Preis bekommen. Er wäre sehr schwach und einer Ohnmacht nahe gewesen, als man ihn vom Pferde gehoben hätte, der Schweiss hätte auf seiner gelbbleichen, lederfarbenen Stirne gestanden, er habe sich verbinden lassen, sich eine Cigarette angesteckt, seine Dispositionen wegen der Pferde getroffen und habe sich erst dann unter der Bewunderung der Umstehenden nach Hause fahren lassen. Der Erzähler nannte dieses Benehmen unvergleichlich und heroisch. So sehr den anderen die Selbstbeherschung des Grafen imponierte, so konnten sie ihm doch nicht das Lob des Heroismus zugestehen, sondern bewunderten nur die ins Ungeheure gesteigerte Fähigkeit des Soldaten und Offiziers, sich in körperlicher Hinsicht zusammenzunehmen. Es wurde nun viel über Heroismus hin und her geredet, Beispiele dafür angeführt, und ein junger Kaufmann, der einzige, der in dieser Gesellschaft einen Schnurrbart trug, schrieb die meisten sogenannten Heldenthaten der Menschen einer zufälligen Stimmung, der Eitelkeit oder dem Wahnsinn zu. Er that dies wohl mehr aus Widerspruch, als aus Ueberzeugung. Ein anderer junger Herr, ein angehender Dichter, der erst vor kurzem das Gymnasium verlassen hatte und noch voll von historischen Bildern und frischen Kenntnissen war, meinte, von allen grossen Männern der Geschichte, die durch ihren Heroismus berühmt geworden seien, bewundere er am meisten den Themistokles. „Denn," so erzählte er, „als er vom Grosskönig zum Oberbefehlshaber seiner Armee ernannt,

mit Macht und Vollmacht ausgestattet, das Mittel in der Hand hatte, sich an einem Land zu rächen, das ihn, den einstigen Führer des Volkes, wie eine abgenutzte Galeere hatte verkommen lassen wollen, hat er beschlossen, Hand an sich zu legen, um nicht gegen sein Vaterland zu Felde ziehen zu müssen, und starb so fünfundsechzig Jahre alt. Als der Grosskönig dieses vernahm, stieg seine Verehrung für Themistokles fast noch höher als zuvor. In Magnesia errichtete man ihm ein prächtiges Grabdenkmal. Die Athener suchten, wie so oft zu spät, das wieder gut zu machen, was sie an einem ihrer grössten Männer verschuldet hatten. Beim Pyräus in der Nähe des alten Alkimostempels an einer ruhigen Stelle errichteten sie ihm ein Kenotaphion, welches ein späterer Dichter mit den Versen besingt:

Hoch ragt der Hügel seines Grabes auf an schönem Ort
Und grüsst nach allen Seiten hold das Schiffervolk.

Auch wurden die Nachkommen des Themistokles in Magnesia wie in Athen hoch geehrt.“ Der Erzähler schloss mit den Worten: „Wer so zu handeln vermag, beim Herkules, den nenne ich einen Heroen.“ Man lachte über seinen Eifer, und Adolf konnte nicht umhin, zu bemerken: „Donnerwetter! Hast du noch viel aus der Geschichtsstunde behalten.“ Der Geneckte antwortete: „Ganz abgesehen davon, dass ich erst kürzlich wieder in meinem Lieblingsschriftsteller Plutarch gelesen habe, wollte ich auch ganz früher einmal eine Themistokles-Tragödie schreiben; drei Akte hatte ich in der Secunda schon fertig, jetzt weiss ich nur noch einen Vers daraus, den ich Euch spasseshalber mitteilen will. Ich liess nämlich den Themistokles, als er von einem Priester verraten wird, ausrufen: ‚Du Hund, du Lump, verfluchter Schweinepriester,‘ dann hiess es weiter in den scenischen Anmerkungen: — ‚blaugewürgt, klatscht der fette Priester auf die Fliesen des Tempels.‘“ Die Freunde lachten unbändig und meinten, derb genug scheine dieses Jugendwerk ja gewesen zu sein. Der Poet stimmte in das Gelächter ein, und Adolf nahm wieder das Wort: „An den Edelmut des Themistokles kann ich nun einmal nicht recht glauben. Schon im Altertum waren die Ursachen des Todes

des Themistokles so gut wie unbekannt. Mir will die Erzählung seines letzten edelsten Entschlusses nicht recht zu dem ehrgeizigen und leidenschaftlichen Charakter dieses Halbatheners passen. Ich glaube vielmehr, dass er von einem Sklaven, der ihn hasste, oder einem vaterlandsliebenden Athener ermordet worden oder eines plötzlichen natürlichen Todes gestorben ist.“ Wilhelm, der beste Freund Adolfs, sagte, indem er sich nach der Bar hin wandte, an der dieser noch immer geschäftig einschenkte, Eier öffnete, mischte, klapperte und rührte, halb scherzend, halb spottend: „Du phantasierst Dir ja wieder was Schönes zusammen, Ideen und Schlüsse ohne inneren logischen Zusammenhang.“ Adolf war sichtlich etwas pikiert, besonders weil seit einiger Zeit bei den beiden Freunden eine gewisse Entfremdung eingetreten war, die in Folgendem ihren Grund hatte: Wilhelm, der Aeltere, Verständige, Ruhige und Besonnene hatte sich in den Kopf gesetzt, den unruhigen, sehr jugendlichen und hitzigen Adolf nicht nur durch mahnende Reden zu mildern, sondern hatte häufig in die Reden und Thaten des jüngeren Freundes in der guten Absicht, eine Dummheit, ein unüberlegtes oder taktloses Wort zu verhindern, eingegriffen, und so hatte er Adolf, der sich seines Fehlers ganz gut bewusst war, durch zur Schau getragene Schärfe mehr erzürnt als genützt; er blieb jedoch, in der festen Ueberzeugung, wie ein guter Arzt auch da, wo er Schmerzen verursachen musste, Segen zu stiften, bei dieser Art, Adolf zu behandeln wie ein ewiger Mentor oder Präzeptor, der andere wollte sich das durchaus nicht mehr gefallen lassen und lieber selbst Erfahrungen, trübe und heitere, machen, und so sah Wilhelm sich in der betrüblichen Lage, mehr und mehr einen Freund, den er wie sich selbst liebte, zu verlieren, und er trug dieses Geschick mit wahrhaftem Heroismus, indem er auf dem einmal für recht und für den Freund nützlich erkannten Wege weiter ging, allerdings oft weiter, als es nötig war. Adolf war also wieder einmal pikiert, Wilhelm aber schien dies nicht zu beachten, selbst als der unfreundliche Wirt den eben fertig gewordenen Sherry-Brandy-Flip mit einer fast ungezogenen Bewegung vor ihn niederstellte und dabei sagte: »Ich hoffe, es ist

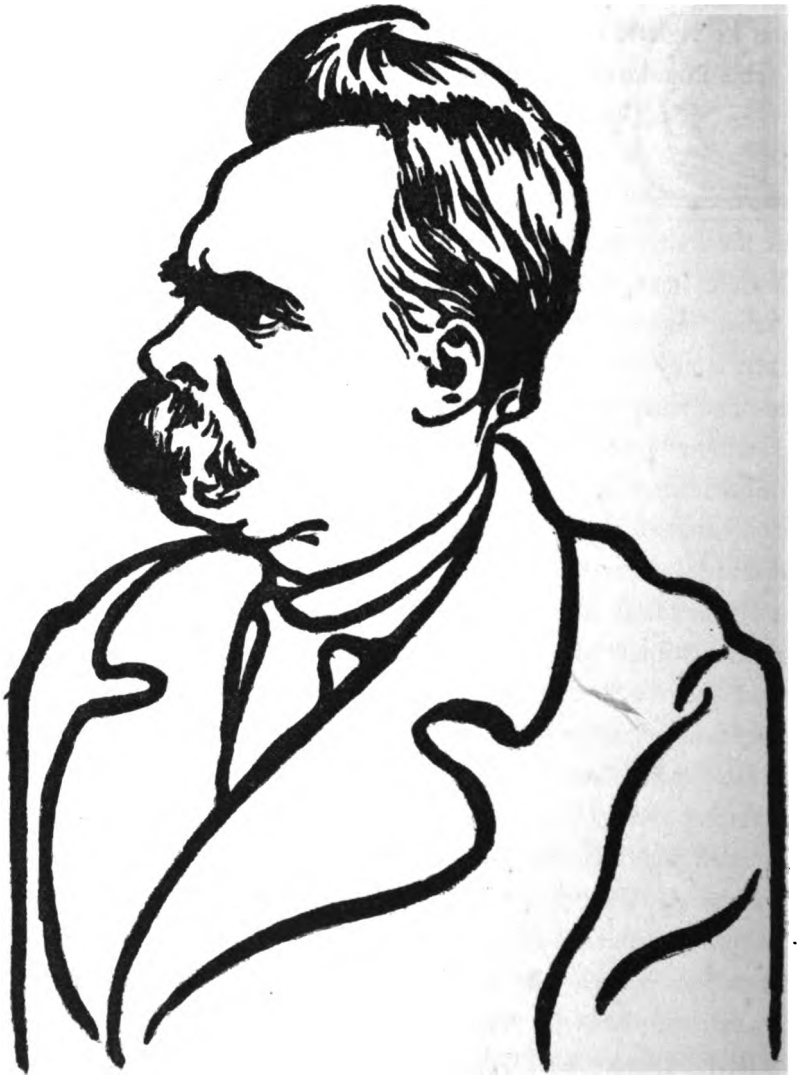
nicht zu viel Zucker drin. Du verwöhnst einen auch nicht grade mit Süssigkeit.« ☞ Wilhelm sagte nichts darauf, sondern wendete sich an die kleine Gesellschaft: »Wenn Ihr genau wissen wollt, wie Themistokles ums Leben gekommen ist, so will ich es Euch wahrheitsgetreu erzählen.« Sofort fiel ihm Adolf naseweis ins Wort: »Bist Du vielleicht dabei gewesen? Was wir nicht wissen und niemand weiss, weisst Du auch nicht.« Der Angeredete erwiderte ruhig: »Das würde ich nicht so schroff hinstellen. Einige Leute wissen eben, wie es in der Welt zugeht und wie es in der Welt zugegangen ist; aber, wenn ich erzählen soll, so bitte ich um fünf Minuten Ruhe, und ob Ihr meinen Worten glaubt oder nicht, ist mir gleichgültig. Adolf, selbst Du in Deiner Würde als Wirt, darfst den Mund halten.« Adolf war unzufrieden und gekränkt und warf sich der Länge lang auf ein Ledersopha, das in der Ecke des Rauchzimmers stand, und reckte sich ostentativ gelangweilt. Wilhelm begann: »Tötlich beleidigt, schmachvoll verurteilt, halb zu Tode gehetzt, findet Themistokles am persischen Hofe nicht nur Unterkommen, sondern wird auf das Höchste geehrt, wie ein Priester behandelt und erster Ratgeber des mächtigen Perserfürsten, dem er Hilfe gegen die Todfeinde, die Athener, versprechen muss. Der König giebt ihm fünf Städte für Brot, Wein, Zugemüse, Bett und Kleidung. Er wird Perser. Nach einigen Jahren fällt Aegypten unter Beihilfe der Athener ab, und zu Themistokles kommt ein Bote, bringt einen Brief von Xerxes mit der Mahnung: ‚Jetzt sind die griechischen Angelegenheiten in Angriff zu nehmen und Deine Versprechungen zu erfüllen.'« ☞ Der junge Dichter bemerkte hier leise: »So steht es im Plutarch.« Wilhelm fuhr fort: »Da ging es an ein starkes Rüsten; neue Schiffe wurden gebaut, alte wieder ausgebessert, tausend und abertausend Bogenschützen und ein ganzer Heuschreckenschwarm leichter Reiterei, lange Züge von schwerbewaffneten Fusssoldaten waren im Innern ausgehoben worden und wälzten sich nach der Küste, um ihren Oberbefehlshaber Themistokles, von dem man die endliche Unterwerfung des kleinen Griechenvolkes erhoffte, jubelnd zu begrüssen. Und der war nur zu sehr gewillt, seinen erbitterten Hass an seinen Mitbürgern

und seiner Vaterstadt zu kühlen.« Adolf unterbrach ihn mit dem Ausruf: »Seht Ihr wohl? Was habe ich gesagt? Themistokles hat nie im Leben sich selbst getötet.« Wilhelm fuhr unbeirrt fort: »In einigen Tagen sollte die Flotte in See stechen, und Themistokles war noch geschäftiger als einst vor der Schlacht bei Salamis, zu ordnen, zu ermahnen, anzufeuern, Lob den Fleissigen und Tadel den Säumigen, Strafe denen, die sich widersetzten, zu spenden. Seit einigen Jahren war er ständig begleitet von einem jungen Athener, der aus jugendlicher Schwärmerei Haus und Heimat verlassen hatte, um sich dem berühmten Manne, dessen trauriges, durch den Undank der Vaterstadt veranlasstes Missgeschick ihm zu Herzen gegangen war, anzuschliessen. Er erhoffte von ihm gute Lehren, Förderung in den Staatswissenschaften und eine kräftige Stärkung in allen bürgerlichen Tugenden. Als er nun sah, dass sein Freund fest entschlossen war, gegen sein Vaterland zu Felde zu ziehen und somit seinen erworbenen Ruhm in den letzten Augenblicken zu nichte zu machen, beschwor er den Themistokles zu verschiedenen Malen, von seinem den Göttern und Menschen verhassten Plane abzustehen und suchte sein Schamgefühl durch Erinnerung an seine einstigen glorreichen Thaten und früheren Trophäen zu wecken. Doch vergebens. Da reifte denn in ihm ein ebenso furchtbarer wie heroischer Entschluss. Der Name seines Abgottes, sein ungeheurer Ruhm musste rein und womöglich noch gesteigert auf die Nachwelt kommen. Kurz vor dem Abmarsche begleitete er den Themistokles, der ausging Truppen zu besichtigen. Sie waren den ganzen Tag bei der glühendsten Sonne unterwegs, und Themistokles, der durstig geworden war, trank aus der Flasche, die der junge Athener ihm reichte. Bald von einem plötzlichen Unwohlsein ergriffen, musste er nach Hause zurückkehren, wo er nach wenigen Stunden in den Armen seines Freundes verschied. In dem Wein war ein schnell wirkendes Gift gewesen. Der Mörder fuhr noch in der darauf folgenden Nacht mit einer schnellen Galeere nach Athen und verbreitete dort, Themistokles habe sich selbst das Leben genommen, um nicht gegen seine Vaterstadt zu Felde ziehen zu müssen. Die Athener feierten ihn nach seinem Tode wie einen Halbgott

Der junge Athener, der den wundervollsten und heroischsten Beweis einer musterhaften und echten Freundschaft geliefert hatte, indem er, um dem Freunde zu nützen, ihn umbrachte, verschwand spurlos und hat sich wahrscheinlich das Leben genommen.« Wilhelm schwieg. Der Maler, der sich während der Erzählung einen Cognac nach dem andern eingeschenkt hatte, sagte: »Das ist gar nichts im Vergleiche zu Graf W-w-w-wolkenbruchs abgebrochenem Fuss.« Der Dichter starrte Wilhelm ganz verzückt an und meinte: »wenn ich das in Secunda gehört hätte, so wäre mein Themistokles mit dem guten Schlussgedanken sicher fertig geworden und heute aufgeführt. Ach, in Secunda schon aufgeführt.« Der Kaufmann, der sich noch einen schwarzen Lehnsessel zur Bequemlichkeit seiner Füsse herangezogen hatte, lachte leise vor sich hin und sagte: »Du Hund, Du Lump, verfluchter Schweinepriester« und blies mit der Cigarette Ringe in die Luft. Adolf lag noch immer faul auf dem Sofa und sagte gar nichts und dachte bloss: das ging wieder mal auf mich; gut, dass die eigentliche Pointe in den benebelten Köpfen der anderen sich auflöste, wie ein Ring aus Cigarettenrauch in dem Tabakdunst dieses Zimmers. Wilhelm ist doch ein langweiliger dozierender Querkopf. Dann sprang er auf und sagte: »Es ist zu viel Rauch in der Stube, wir müssen die Fenster öffnen.« Wilhelm schützte Müdigkeit vor, verabschiedete sich und fragte Adolf, der ihn höflichkeitshalber bis zur Thüre geleitete: »Wo und wann isst Du morgen? Wir wollen zusammen speisen.« Adolf gab mürrisch Zeit und Restaurant an und setzte bitter scherzend hinzu: »Aber bitte, halte mir keine Reden und gieb mir keinen giftigen Wein zu trinken, an mir ist ja doch nichts zu retten.« Wilhelm sah ihn hilflos lächelnd an und sagte Gut Nacht. Ein ausdruckloses Gute Nacht entgegenbrummelnd ging Adolf ins Rauchzimmer zurück. Dort gebärdete er sich plötzlich munter und ausgelassen, als wäre er von einem schweren Drucke befreit. Es wurde noch tüchtig getrunken, und die vier Freunde schwatzten rechtschaffenen Unsinn über Tänzerinnen, Rennen, Liebesabenteuer. Bei Leibe nicht über Heroismus, der darnach angethan war, ihnen die be-

quemsten grossen englischen Ledersessel ungemütlich zu machen. Adolf führte das grosse Wort. Spät trennten sie sich, und der Kaufmann drückte jedem die Hand, indem er ihn anrief mit den Worten: »Schlaf gut, Du Hund, Du Lump, Du verfluchter Schweinepriester.« Der junge Dichter korrigierte ausdrücklich: »Ohne Du zuletzt« und freute sich über seine Popularität, und dass seine Verse im Munde der Leute waren.

FV



WAS DUENKET EUCH UM NIETZSCHE? VON MICHAEL GEORG CONRAD.

DOKTOR Martinus Luther, der Wiederentdecker und Wiedererwecker des deutschen Volksgewissens, schrieb ein Büchlein von der Freiheit des Christenmenschen. Das ist von seinen reformatorischen Schriften wohl der tiefsinnigsten eine. Wer Augen hat zu schauen, kann da ein schönes Schauspiel geniessen: wie eine kühne Seele den Sprung macht aus der zwangvollen Kirche des Gesetzes in das tiefe, lichte Reich der Freiheit des Glaubens. Aus den Abgründen seiner eigenherrlichen Seele, seines starken Herzens lässt er die Wurzeln eines neuen Sittengesetzes machtvoll emporwachsen zu einem blüten- und fruchtreichen Stamm, der sich hinfort keinem finsteren Banne und Herkommen beugen soll. Im Anschlusse an Gedanken des grossen Apostels Paulus stellt der Reformator fest, dass der Christenmensch keinem Gesetze unterthan sei ausser dem einzigen, das in der Fülle seines Gemütes und der Zuversicht seiner ewigen Gotteskindschaft in sich selbst finde. Ohne einem Menschen gezwungen verantwortlich zu sein, offenbare uns die innere Stimme was gut sei und bös. Der Glaube in diesem christlich-freien Menschensinne allein sei Herr und Meister aller Dinge. Die Richtung all unseres Thuns und Lassens werde lediglich bestimmt durch die Rücksicht auf das Wohl unseres Nächsten. Nur durch echte Menschenliebe mache sich der Christ in freier Wahl zu jedermanns Knecht und Gehilfen, damit er die allgemeine Seligkeit schaffen helfe. Diese Auffassung der Freiheit eines wahren Christenmenschen ist heute noch so zeitgemäss wie jemals. Jeder von uns, wess Glaubens oder Nichtglaubens er auch sonst sein möge, wird in diesem Stück dem grossen Reformator beipflichten: Ausser der Freiheit innerer Selbstbestimmung kein Heil! Ausser der Freiheit von pfäffischem Zwang kein seliger Wandel im Licht! Wie willst du den Weg finden, der dich in deine Schönheit und Befriedigung leitet, wenn dein Fuss in fremder Fessel geht?

Wie willst du das Maximum deiner Kraft zur Vollendung deines Lebenswerkes entfalten, wenn ein anderer dich in Banden hält? Keiner stürmt als Held zu seinem Ziele, der sich Krücken aufnötigen lässt! ☞ Uebersetze die Luther-Gedanken in die moderne Zunge und summiere alles dazu, was die Entwickelungsarbeit der letzten Jahrhunderte an neuen Erkenntnissen aufgebracht hat, so wirst du zu keinem anderen Schlusse gelangen, als diesem: Alles was unser Leben erhöht und heiligt, göttlich und wertvoll macht, wird ewig neu aus der Freiheit des Schauens, des Erforschens und Empfindens geboren, aus dem innigen Glauben an die Dinge und an uns selbst. Kein Syllabus und kein Höllenzwang, kein Credo und keine Leugnung kommt dagegen auf: Nur die persönlich erlebte Wahrheit macht uns zu freien Menschen, erhebt den Geringsten zu edlem Herrentum. Licht, Liebe, Leben verdämmern und entarten, wo das Ideal der Freiheit nicht verwirklicht wird — Freiheit des Christenmenschen! ☞ Und setzen wir für das mittelalterliche Wort Christenmensch das moderne Wort Kulturmensch, so sagen wir damit im Grunde nichts anderes. Der Begriff wird nur weiter und strahlender, ohne an Schärfe zu verlieren. Und wollen wir das Bild des wahren Kulturmenschen in all seiner ursprünglichen göttlich-natürlichen Einheit und Reinheit und herzbezwingenden Schönheit schauen: Siehe da, die grossen Genien der Menschheit rings auf unserem Planeten! Sie sind immerdar, in allen Zeiten und Rassen, seine Enthüller und Offenbarer — die Tempelbauer der Kulturmenschheit! ☞ Und wie es im Evangelium heisst: Das Reich Gottes ist nicht da oder dort, sondern es ist inwendig in Euch — so können wir in moderner Sprache das Nämliche sagen: Das Reich der Wahrheit und der Vollendung in Schönheit liegt in Euch, Ihr braucht es nur herauszuheben ins Licht und ihm lebendige Gestalt zu leihen durch Euer ganzes persönliches Sein. Und das ist wohl das Neue, das unsere Zeit dazu gethan: Nicht um Mönchsgezänke, nicht um Schulmeinungen, nicht um Gelehrtenstreit handelt sichs mehr, denn da bliebe sonst alles wogendes Chaos, Verschleierung und unseliges Dunkel, sondern um das eigentliche Leben selbst, um die gestaltende That. Nicht um ein dumpfes

Glück im blinden Glauben oder um hochmütige Sättigung im Zweifel oder um spielerisches Kramen in allerlei Meinungen handelt sichs mehr, sondern um das persönliche Werk unseres Lebens, so lange wir im Glanz der Sonne wandeln und unsere flüchtige Einzelexistenz einbauen in das Wunderleben des ewigen Alls, so lange wir uns selbst kosmisch empfinden und hineinfühlen in der Gottheit unermessliches Reich. Des schöpferischen Menschen verwehendes Heute ist schon Odem der Unendlichkeit, und aller Geschlechter ewige Wandlung ist Verjüngung und Wiederkehr im All-Einen. Du selbst dein Schöpfer, deines Lebens Dichter und schmückender Künstler — das ist das ganze Geheimnis, und es in Geltung zu erhalten, sei deines Bewusstseins einziges Trachten! Die am tiefsten davon ergriffen und am glänzendsten es auswirken, das sind die grossen Genien unseres Geschlechts. Ihr Wesen ist am stärksten gesättigt mit allem Elementaren und Ursprünglichen in immer neuer Offenbarung. Und dass sie ihrer Zeit ein Problem, ihren Tagesgenossen ein Widerpart sind, hält sie in tragischer Spannung am Irdischen fest und sichert ihre wundersame Wirkung selbst den Gleichgültigen und Unachtsamen. Siehe Friedrich Nietzsche, der in diesem Augenblick an uns vorübergegangen, der Problematischsten und Widerpartigsten Einer — wie leuchtet sein Werk! Was dünkt Euch um Nietzsche? fragen heute wieder die Schriftgelehrten und die Pharisäer und die Saduzäer, wie vor zweitausend Jahren, als ein verhöhnter armer Rabbi die Werte seiner Zeit umwertete. — Was dünket Euch? Und die Dünkelvollen eifern heute wie damals und zu aller Zeit: Er hat Gott gelästert! Er ist ein Narr! Höret nicht auf ihn! Die also eifern und verdammen, weil sie wähnen, sie allein besässen alle Wahrheit und Gerechtigkeit und den Beruf dazu, sie ihren Mitmenschen um die Ohren zu schlagen, ach, sie ermangeln der Befähigung, den Strom herrlichsten Geisteslebens durch Nietzsches Person und Werk rauschen zu hören, mit edlen Sinnen die wechselnden Bilder zu schauen, an denen der erstaunliche Reichtum, die unerschöpfliche Kraft, die männliche Freude und der jauchzende Heldenmut unserer Menschheitskultur im Weben und Streben eines einzigen in

entzückender Mannigfaltigkeit offenbar wird. Und es rührt und durchschüttert sie nicht, diese Armen im Geiste und im Gefühle, wie dieser stolze Jasager und Bekräftiger alles Lebendigen und Zukunftsträchtigen, wie dieser Erwecker und Spender tausend heimlicher Mut- und Freudequellen selbst als schmerzensreicher Held sich einsam durchs Leben schlug, ein leidender, heimatloser Wanderer, der auf seinem Höhenpfade von Erkenntnis zu Erkenntnis, von Ueberwindung zu Ueberwindung schier verschmachtete vor Sehnsucht nach einer gleichstarken teilnehmenden Seele. Siehe da, wie sie kommen in Scharen, die Flachlandmenschen, die Schollenkleber, die Geister der Ebene, und ihre alten, engen, kleinen, hochnotpeinlichen Massstäbe und Masswerkzeuge auspacken, um den Grossen und Hohen für sich einzufangen, ihn zu bemäkeln und zu bekritteln! Wie sie sich überstürzen, unausweichlich, mit feierlichen Fragen: War er ein Gelehrter, war er ein Denker, war er eine Sonne, war er ein Irrlicht? Und dann mit ihren sakrosankten Verfänglichkeiten: Warum blieb er nicht beim Fach, warum hielt er sich nicht an die berufliche Stange, warum wahrte er nicht das Dekorum des Systematikers, warum schrieb er nicht Abhandlungen in Folianten, sondern nur flatternde Aphorismen? Und die patentierten Schönheitslehrer stellen ihr Orgelwerk und ihr System von Querpfeifen auf, dass sein Sturm sich darin fange: Gott, welch eine üble, misstönende Musik! rufen sie dann — kein Ton stimmt zum andern, auch fehlt jeder Respekt vor unserm Generalbass! Die handfesten Meister und Altgesellen vom gelehrten Kritikerhandwerk zerren an ihm herum, ihn auf das Brett schulgerechter Systematik und todeskalter Logik zu schnallen, dass sie den Riesenkomplex seiner vielseitigen Erscheinung sezieren und mikroskopieren. Und voll Ueberlegenheit stellen sie ihren Befund fest für ewige Zeit, zur Ehre der Wissenschaft und zum Segen der Schuljungen: Nein, dieser Nietzsche war kein Gelehrter, denn sein Wissen war nicht umfänglich, tief und objektiv genug! Er war auch kein Philosoph, denn sein Denken ruhte nicht in den festen Angeln eines anerkannten unerschütterlichen Prinzips, es war nicht geradlinig, es war flackernd, voller Zickzacks und Wider-

sprüche! Er war auch kein vollkommener Dichter, denn er war zu schwer mit Gedanken befrachtet, er war voller Absicht und Tendenz, ganz unnaiv, seine Lyrik ist so grössenwahnsinnig wie sein Philosophieren! Summa: ein negatives Subjekt, verdächtig in seinen Zielen, gefährlich in seinen Wirkungen, wovor männiglich sich zu hüten, so nicht gefestigt in solider Schule und Tradition! Ja, all das und noch vieles andere wissen sie über ihn in aller Unfehlbarkeit und spreitzen sich gar gewaltig mit Belegen und Beweisen aus seinen Schriften. Dann treten die Feineren herzu mit Goldwagen und geprüften Gewichten, und sie nehmen vom Philosophen und schiebens dem Dichter zu und nehmens wieder dem Dichter und gebens dem Rhetor und Kritiker, so dass des Hin- und Herschiebens kein Ende wird. Dann kommen die Allerschlauesten und bieten ihre orientierenden Ueberblicke: Was ist an Nietzsche original, was ist nachgemacht? Gar nichts ist original. Was den Leuten als Originalität imponiert, ist nur trügerischer Schein, ist nur artistischer Tric. Alles ist abhängig und beherrscht von den Werken und Dingen, die ihn zu seinen paradoxen Widerspruchsgedanken gereizt haben. Er stellt einfach alles auf den Kopf, das ist sein negativer Nachahmer-Kniff. Mit diesen allerschlauesten Nietzsche-Kennern beginnt das Théâtre-Variété in der Kritik, der Zirkus löst die Schule ab. Aber was ist mit dem Ernst der Ernsthaften ausgerichtet? Ist mit ihrem Spruch die Erscheinung Friedrich Nietzsche widerlegt, das Problem seines Schöpfer-Ichs beseitigt? Ist damit das Schauspiel seines Lebens und der tiefen, wachsenden Wirkung aufgehoben? Ist er weniger die grosse Persönlichkeits-Einheit, wenn sie seine Teile wechselnd beleuchten und gegeneinander ausspielen? Und wenn die Wohlwollenden noch achselzuckend konstatieren, dass eben doch zwei Seelen in seiner Brust wohnten — ach, ihr guten Leute, warum nur zwei, warum nicht drei, nicht neun, nicht neunundneunzig, da doch alles, was er war und gab, den einzigen ehrlichen Stempel seines Lebens trug, alles von dem einzigen stolzen Feuer seines Geistes durchglüht war? Wenn irgend ein Linné ein botanisches System aufstellt und es findet sich nach hundert Jahren plötzlich ein Lebewesen, das nicht

mehr Pflanze und noch nicht Tier zu sein scheint, steht dann dieses Lebewesen ausserhalb der gültigen Natur und verliert sein Existenzrecht? Bloss weil es nicht von Linnés System beglaubigt ist? — Oder wenn irgend ein Cuvier ein zoologisches System aufstellt und aus den Resten der Vorwelt kommt plötzlich ein neues Ungeheuer ans Licht, ein Namenloses, das sich nicht einordnen lässt, hat dann die Schöpfung unrecht, weil sie nicht an das spätere System der Herren Cuvier und Compagnie dachte? Ach, diese Systembauer und Prinzipienreiter, diese Mückenseiger und Kameelverschlucker bleiben freilich ewig die Nämlichen. Eher ginge ein Sonnensystem durch ein Nadelöhr, als dass ein neuer, eigengearteter Mensch von ihnen die Freiheit genehmigt empfinge, nichts anderes zu sein, als was er ist, und so zu leben, zu denken, zu dichten und zu trachten wie es sein Allermenschlichstes und darum Allerrichtigstes ist. Warum wollen wir nicht vernünftigerweise den Rahmen unsres Menschentums soweit spannen, dass der ganze Nietzsche mit all seinem Wandel und Wechsel hineingehe, sich zu ungehinderter natürlicher Schönheit und uns zu ungeschmälertem Genusse entfalte? Müssen wir denn jedes neue Lebensbild erst durch die tausend Brillen der anderen, durch die Gelehrsamkeit der Patentierten, durch die Tradition der Zünftigen, durch die Päpsteleien der Dogmatiker betrachten, statt es unmittelbar auf unser persönliches Empfinden wirken zu lassen? Und wenn alle Katheder- und Zeitungs-Autoritäten wider uns wären, sollen wir uns dadurch beengen und ängstigen und verärgern lassen? Nicht ein Jota, denk' ich, lassen wir uns von der vollen Freiheit des Christen- und Kulturmenschen rauben! Auch in Nietzsche wollen wir mit souveräner Empfindung das ganze entzückende Menschheits-Phänomen und Kultur-Problem begreifen und geniessen, und nicht das winzigste Atom der Erscheinung geben wir preis! Alles was an neuer Erkenntnis, neuer Schönheit, neuem Schmerz und neuer Seligkeit zwischen Himmel und Erden noch unterwegs ist, das wollen wir als Götter-Ernte einheimsen in die Scheunen unserer Seele! Gewiss handeln wir besonnen, wenn wir den Nietzsche der verschiedenen Stufen und Perioden und Jahreszeiten vergleichen und ihn

nach all seinen Ueberwindungen, Entwickelungen, Vor- und Zurückleitungen betrachten und werten. Wir werden dann erst recht mit Staunen und Freude des Reichtums seines Seelenjahres inne werden und die feinsten Züge seines Persönlichkeits-Bildes in allen Beleuchtungen und Schattierungen erkennen. Es wird dann sein wie im Kalenderjahr unserer Zone: Der Winter giebt eine andere Welterscheinung als der Hochsommer, der Frühling wirkt andere Reflexe und Stimmungen als der Herbst — und ist doch ein und dieselbe göttliche Natur! So auch beim Vollmenschen und Ich-Künstler: Durch alle Jahreszeiten und Temperaturen hindurch dieselbe wundervolle Einheit und Harmonie der Kultur! Reizvoll ist es und doppelt gewinnbringend, wenn wir uns dann nach dem Genuss des Ganzen in das Einzelne versenken und Stück für Stück das Nietzscheschen Lebenswerk betrachten, jedes für sich, und keine Dissonanz, kein Widerspruch wird uns stören. Seine verwegensten Bejahungen und Verneinungen, seine titanischsten Visionen werden in künstlerischer Naivetät erstrahlen, alles Schlagworthafte, Partei-Befangene, Vergrübelt-Mystische verlieren und uns durch ihre sonnige Idealität und vulkanische Gewalt bis in die tiefste Seele erschüttern und erwärmen. Ach, bei Nietzsche sich an Worte klammern und über Tüpfelchen streiten, statt sich an seinem Geiste zu erlaben und seine Schönheit und Kraft sich einzuverleiben — welche Armseligkeit der Verbildung und Erstarrung gehörte dazu! Und welche Borniertheit, buchstabengläubig auf einzelne Sätze zu schwören, wo es gilt, unser Eigenes und Abweichendes in lebendigstem Charakter herauszustellen! Hat nicht Nietzsche selbst über jedem Einzelnen, der eine Eins und nicht eine Null ist, die Tafel aufgehängt: »Folge dir selbst nach!« — »Werde, der du bist!«? So wird wohl als Gesetz der Persönlichkeits-Entwickelung bestehen bleiben: Wer dumm und furchtsam ist, wird durch seine Dummheit und Furcht umkommen. Nur den furchtlos Wissenden ist die Krone freien Lebens in Freude und Schönheit beschieden. Amen.

Zeichnung von Vogeler-Worpswede.



DER BAUER IN DER MALEREI/ VON HENRY VAN DE VELDE/ AUS DEM FRANZOESISCHEN VON RUDOLF ALEXANDER SCHROEDER

DER Strassenwitz, die komische oder schlüpfrige Anekdote und ihre karikaturale aber treffende Wiedergabe giebt Baric vom Journal amusant kaum das Brot und liess seiner Zeit Léonce Petit als einzigen Lohn den Selbstmord übrig. Ihren Vorgängern aber sicherte noch weniger als alle das, die gemeine und plumpe Andeutung, die grösste Wohlhabenheit, zahlreiche Würden und königliche Freundschaften. Strebten sie nicht mit ihren Werken ebenso sehr in die guten Aemter und Würden zu kommen als in die Galerien? Nun ist es bei dem grossen Kunstschauspiel so, dass man seinen Platz mit dem Preise des Verdienstes und des Blutes bezahlt. Man geht in voller Pracht hin mit seinem Werk und seinen Gedanken bekleidet. Auf die Toilette wird streng gesehen. Die Pedanten und Kritiker schleichen beschämt das Treppenhaus hinauf. Sie werden sich auf der Galerie niederlassen und ihre dürre Nacktheit hinter einem Preisbuch in Saffian oder einem Zeitungsartikel verstecken. So erkläre ich mir, dass sie Schweinsblasen für Laternen nehmen können und eine unwürdige Absicht mit einer so schätzenswerten Eigenschaft, wie es die Naivetät ist, verwechseln können. Ein König — allerdings nicht grade ein Kunstkenner, was die Kilometer schlechter Leinwand beweisen, die er an den Wänden des Schlosses zu Versailles aufhängen liess, war einer der Wenigen, die sich nicht so täuschen liessen. „Affen," so sagte er verächtlich und dies Wort drückt so buchstäblich unsre eigene Verachtung aus, dass wir seine Authenticität fast bezweifeln möchten. Vielleicht hat man ihm das Wort eingetrichtert — aber es ist zu richtig, und wer sollte es ihm eingetrichtert haben? Wir haben allen Grund, zu glauben, dass es der grimmige Labruyère war, in dessen Seele eine ganz andere Vorstellung vom Bauern lebte. Er, der damals am Hofe Ludwigs XIV. lebte, war

zweifelsohne aus seinem Zimmer »nahe dem Himmel« herabgestiegen, um seinem Herrn dies Wort vorzusagen. In einer momentanen Verirrung glaubten die beiden unvergleichlichen Kritiker und alten Junggesellen, die Goncourts, zu entdecken, dass die Malereien von Teniers und die Dichtungen von Shakespeare aus dem gleichen Grunde vom Hofe Ludwigs XIV. ausgeschlossen blieben. Und der Grund? »Die Wahrheit in der Kunst,« rufen sie aus. Was ungefähr gleichbedeutend damit wäre, wenn man sagte, das Genie sei aus unsern heutigen Salons aus demselben Grunde verbannt wie die Kuppelei. Nach der Meinung vieler Leute sind wir von Wundern umgeben. Die Meisterwerke vermehren sich, die grossen Künstler, die schönen Frauen ja sogar die ehrlichen Leute. Diese Meinung ist so allgemein verbreitet, dass eine der grössten Enttäuschungen meines Lebens daraus resultierte. Man schreit überall Wunder, und wo ich hinsehe, finde ich sie eigentlich nie. Die alten Bauernmaler profitieren ausgiebig von dieser Leichtigkeit des Superlativs. Wollte man zu einem würdigeren und besser begrenzten Urteil kommen, so müsste man sich zunächst von der Suggestion der Autoritäten freihalten und die geläufigen Abschätzungen einmal genau revidieren. Der aber, der für die Kunst gekämpft hat, weiss, dass im Gegensatz zu einem wirklichen Handgemenge auf dem Schlachtfelde der Kunst die längst gestorbenen Gegner die gefährlichsten sind. Man hat übrigens täglich Gelegenheit, sich von dieser Thatsache zu überzeugen. Sowie ein junger Künstler erscheint, entsendet man jedesmal die Aeltesten, um ihn zu bekämpfen. Und da ist es dann kein Kampf Mann gegen Mann; denn das Alter macht aus allen unsern Vorfahren unbesiegbare Riesen. Eine kleine Analyse, ein Lichtstrahl, der ihre Rüstungen, den Ruhm und die Legende an eben der Stelle durchbohrt, wo sie die wirkliche Absicht ihrer Werke, ihr Ideal von Kunst, verborgen halten, scheint mir ein weit sicherer Schlag, als eine Flut von schneidenden Schmähworten, die auf dem Metall, mit dem die Gegner gepanzert sind, nur ein Echo finden, und sie trotzdem in der Meinung derer unversehrt lassen, bei denen sie infolge der Unzerstörbarkeit des Anerkannten und Herkömmlichen im Ansehen stehen. Wir werden uns da-

durch helfen, dass wir ein wenig das Leben derer durchstöbern, die der Erfolg Breughels eingeführt hat. Welch erbauliche Anekdoten! Wahre Fuhren von Kot, die auf den Weg unserer Nachforschungen herabfliessen. Es giebt ein paar Bände Lebensbeschreibungen von ihnen. Wir bewahren unsere Leser gern vor dem sonderbar dumpfen Geschmack dieser begeisterten Biographien. Die einen waten förmlich im Schmutz einer fortwährenden Völlerei, die andern legen ihre Dienstbotenseele irgend einer dickbäuchigen Excellenz zu Füssen. Im übrigen wird der Ruhm von ihnen allen in den Gemeinheiten enden, die an ihrem Werk und ihren Tugenden so viel Teil haben. ☞ In dem schliesslichen Zusammensturz aller dieser gestohlenen Autoritäten wird der erste unter ihnen — der drollige Breughel — der letzte sein, der fällt, — er wird, ohne sich weh zu thun, auf die weiche Masse seines Anhanges fallen.

Die Maler also gingen hin und verbreiteten, dass der Stand des Bauern eine Segnung des Himmels sei. Das Bauernleben besteht nach ihnen aus eitel Lust, Bierkannen, dicken Weibern und Unzucht. Man macht uns glauben, dass die Leibeigenen damals das Paradies besassen und auf der guten flandrischen Erde sich in Vergnügungen, Fressereien und Saufereien nach Herzenslust breit machen. Man feierte gewiss irgend ein unerhörtes Ereignis; etwa die Niederlage des himmlischen Paradieses, das sie so zügellos und kräftig bestürmt hatten? ☞ Man wird trinken, bis der letzte Tölpel steif wie eine Leiche ist. Um die Scholle kümmert man sich nicht. Man sollte glauben, der Wind allein pflüge sie, fege die Saat vor sich her, mähe und stelle das Korn auf. ☞ Die harten Spaten, die sich weniger rasch abnützen als die Rückgrate, und die spiegelblanken Sensen, von deren Handhabung die Kniekehlen müde werden, und die schwer zu hebenden Aexte, die ein Stöhnen hervorrufen, tiefer und klagender, als das der Bäume, die man zerreisst und deren Wurzeln man bricht; und die Schwinge, die die Brust eindrückt; die Dreschflegel, die die Arme bleiern machen; die Egge, die den trocknen und ungesunden Staub aufwühlt, die Pflüge, die man aus dem Kot reissen muss, der die Holzschuhe zu wahren

Sträflingskugeln macht, die bösartige Hacke und die Rechen und die Heugabeln, das alles thut man mit einem Trällern ab. Es ist lange her, dass die Bäuerin butterte, die Garben band, aufhob und Aehren las. In der Bibel, wird erzählt, dass sie gätete, das Heu umdrehte, zu Haufen machte, bei den Heuschobern half; und man muss es da gelesen haben, um zu der Einsicht zu kommen, dass diese Arbeiten nicht ganz unnütz sind. Jetzt treiben die Bauern sich auf dem Lande herum, halten sich am liebsten in der Herberge auf, Würfel oder Karten spielend; hauptsächlich trinken sie! — Oder es ist bei ihnen zu Hause, wo sie nicht weniger leichte Arbeit beschäftigt. Sie verbringen da ihr Leben, indem sie faul die Ringel betrachten, die der Rauch ihrer Pfeife macht, und indem sie zweideutige Lieder auf einer schlechten Guitarre begleiten! — Dann sagen sie sich wohl, dass der nächste Sonntag ein grosser Freudentag sei; denn sie machen die grosse Runde der Kermessen mit, die im Frühjahr beginnt, um erst im Winter zu enden. Es heisst in einem ihrer Lieder, sie würden lieber vor Hunger und Kälte sterben, als eine versäumen. Und da sind sie nun, wimmeln auf dem grossen Platze, machen sich vor den Krämerläden breit, die Hände in den Taschen! Weiter hinten dreht sich die taumelnde Schaar unter heiserem Gekreisch und Gejohle im Tanze und brüllt:

»Die Boeren verblyen sich in sulken Feesten
Te dansen springhen en dronkendrinken als beesten
Siy moeten die Kermissen onderhouwen
Al souwen siy vasten en Sterven van Kauwen.«

Von allen vier Ecken Flanderns sind die Wagen herbeigekommen und stehen nun ausgespannt herum. Zuerst trifft man sich bei Tische, wo die Töpfe klirren und die hölzernen Henkelkrüge klappern. Das Bier hat allen Feuer in die Adern gegossen. Die alten Wüstlinge reiben ihre Schnauze an den Gesichtern der Gevatterinnen, die noch abscheulicher mit ihren starken Lippen und älter, als ihre Liebhaber selbst, sind. Selbst die Kinder scheinen alt zu sein! Aber diese zufälligen Zärtlichkeiten mit dem erstbesten Unterrock werden nicht lange dauern; der Mann oder

Geliebte wird in Wut geraten, und es wird Schläge regnen. Später also wird gerauft; und munter trommeln die Fäuste nieder, und die Messer fahren aus der Scheide. Es ist nicht der Mühe wert, die andern zu stören. Sie sind bei ihrem Spiel, Kegeln, Bogenschiessen; an den Thüren der Gasthäuser, die gebührend beflaggt sind, ist ein ewiges Gedränge, ebenso unter dem Schirmdach, wo ein Ausrufer an den Meistbietenden verkauft. Unterdessen aber wird der Platz von Bier, Urin und Excrementen überschwemmt; die Schweine treiben sich herum und wühlen mit ihrem Rüssel die Näpfe und den Auswurf durch; oder sie ergeben sich einer träumerischen Beschaulichkeit. Die Hunde lecken die Lefzen; die Hühner picken; der Kinderschwarm wälzt sich am Boden und schreit, und alles rollt in den Kot, bellend und greinend. — Ueberall ein schrecklicher Missklang aller Seufzer, Schlucker und Schreie! Ganz im Hintergrunde, um die Kirche herum, für die wenigen hingekauerten Frauenmäntel, findet eine Prozession statt, ein letzter Ueberrest der alten Frömmigkeit. Das Volk aber wird gründlich geniessen, bis zur Nacht, wo alle ungeheuer betrunken zur Ruhe gehen werden, auf zweideutigen Matratzen, neben einem Weib mit mageren Brüsten, auf dem Stroh der Scheunen oder auf hinkenden Bänken in den rauchigen Kneipen. Dass ihr alle, ihr Bauern, sanft träumen möchtet! — Wir kennen sie wohl, die Visionen, die euch erscheinen mögen! Die französischen Maler, die geschickter sind Träume festzuhalten als die Wirklichkeit, werden diese Visionen sammeln. Wir besitzen das Paradies und den Traum, der eure einfältige, geblendete Seele spazieren führte, und seine trügerischen Versprechungen, deren Schuldner er heute noch ist. Dass der Traum dauern möchte, armer Bauer, der Traum, der dich herrlich entwickelt, mitten im Hofstaat der Könige von Frankreich, unter dem vielen Zierrat einer Pracht, die unterjocht und vernichtet! Dass der Schlaf den harten Augenblick des Erwachens von dir fern halte! Denn der wird düster sein nach den endlosen Kermessen, die noch von der Apotheose solch paradiesischer Träume, verlängert werden. Denn, was sonst wäre es, wenn nicht die Träume dieser vlämischen

Trunkenbolde, die in der künstlichen französischen Ländlichkeit des achtzehnten Jahrhunderts ihren Ausdruck fanden. Durch welches Wunder, welches Verjüngungswasser, wäre dieser Tölpel, der cynisch in seinem eigenen Auswurf kauert, dieser Plumpsack, der den Schlucker hat und stinkt, — ohne jeden bemerkenswerten Uebergang — umgeändert in den galanten moschusduftenden jungen Hirten? Sonst müsste man etwa annehmen, dass die italienische Komödie, die mit ihrem ganzen Gepränge zu unseren Pfaden herabstieg, einige junge Kerls angeworben hätte um sie vom Schmutze zu befreien und abzuhobeln, durch die Berührung mit den Scaramouches, den Tissotin's, den Mezzetin's, den Capitan's, den Pierrots und Pantalons, und sie auf die Staffelei Watteau's (1684—1721) zu bringen. Die Augen der Colombine und Isabella hätten das Uebrige gethan. Und thatsächlich stehen die Schäfer des achtzehnten Jahrhunderts dem zierlichen Helden der Pantomine näher als der Scholle. Kaum, dass sie etwas weniger zart sind, als die Nymphen und Nereïden, mit denen sie schäkern. Erinnern sie sich denn nur in ihren Träumen der Scholle? Wer ist es, der ihnen von ihr spräche? Ihre zarten weissen Hände verraten in nichts eine solche Abkunft. Die Liebe zur Erde! Ist denn in dem Schäferherzen ein anderer Platz, als für seine Colette? Und er denkt — denn jetzt überlegt der Bauer! — er denkt an ganz nackte Hintern von kleinen rosigen Amoretten! Die Sorge für die Scholle. Der Schäfer muss für seine Schäferin sorgen. Er ist verpflichtet, ihr das Flötenspiel beizubringen. — Und wenn nun erst die Natur auf ihre Blumen stolz wird, wird er sie neben den Schäferstab legen, während die Schäferin schlummert. Die Schafe weiden im unwandelbaren Grün, der von Watteau — trotzdem sie ihm etwas schwer fiel — erfundenen Landschaft. Uebrigens ist das leichtfertige Kind ungeschickt zu den schweren Arbeiten, stirbt an Liebe: »nährt sich von Rosen« (nach dem Ausdruck von damals) und wird nie das Jünglingsalter überleben. Es hat nur die Namen von den Vorfahren. Und was für welche! Aber welche Mühe sich seine Schönheit giebt. Man muss hier wohl an eine Blutmischung denken, so ungesund und wenig natürlich

sie auch sein mochte. Doch hatte ja schon einmal vor Zeiten ein König eine Schäferin geheiratet. — Wenigstens geht so die Sage. Und alle Schäfer und Schäferinnen von Watteau, Boucher, Fragonard, Lancret, werden wohl von dieser kinderreichen Majestät und dieser Legende abstammen. So zart sind sie! — man hat sie ohne schlechte Absicht so gemacht, ohne die Absicht sie herunterzusetzen, eher um sie auszuzeichnen, hat sie aus Geschmack von »der gewissen Roheit, die nie gut kleidet« entfernt; — nun sind sie so zart geworden, dass sie ohnmächtig werden beim Wohlgeruch des wirklichen Grases, beim aufregenden Kuss irgend einer leuchtenden Sonne, beim Anblick eines lebendigen Himmels, beim lauen, dumpfen, üblen Geruch der Mistgrube; so zart, dass man für diese eleganten und schwächlichen Wesen ein Traum-Süden hätte erfinden müssen, wo alles künstlich und heiter, phantastisch aber doch vorhanden gewesen wäre. Die Scholle bleibt das, vor dessen Nähe man sie am sorgfältigsten behüten muss, aus Angst, dass ein Luftzug kommen könne und sie töten. Gewiss wäre auch das galante Frankreich Ludwigs XV., das an einem so frommen und lieblichen Steckenpferd Gefallen fand, in Ohnmacht gefallen, wenn man ihm die Nase in eine wirkliche Furche gesteckt hätte; es hätte dort ausser dem faserigen Mist der Tradition alle Unbotmässigkeiten und Forderungen gewittert, die seit langem dort keimten. Die Titel, welche die französischen Maler dieser Zeit, ihren Bildern gaben, sind ländlicher als die Bilder selbst:

»Ein Schäfer, der seiner Schäferin das Flötenspiel lehrt«.

»Ein Schäfer, der neben seiner Schäferin seinen Dudelsack stimmt«.

»Der Schlaf einer Schäferin, der ein junger Landmann eine Blume bringt«.

Dann die Hirtenscenen: »der eingeschlafene Schäfer«, »die vorsichtige Schäferin«, »das Kind des Schäfers«, und dann der so verderbt zweideutige »Mein Schäferstab ist für Colin, mein Sperling ist für Colette«. Die französischen ländlichen Maler haben den Bauer so gründlich poliert, dass man ihn jetzt zu »venetianischen Festen« einladen kann, wo die kostbaren, gebrechlichen Puppen von damals nach

dem Klang seiner Schalmei einherschritten. Sein träger Blick bleibt nachdenklich auf den marmornen Nacktheiten haften, die in den Gärten glänzten, aufgebaut wie die Theorie der Wollüste. ☞ In diesen Betrachtungen stört ihn die Pompadour und führt ihn in ihr Boudoir. Zu welcher Arbeit und welchem Unterricht? Und mit aller Höflingskunst wird sich Boucher, ihr ergebener und nützlicher Freund, befleissen ihn mehr und mehr für seine Schäferscenen herzurichten, und diese werden von nun an mit den gewohnten aphrodisischen Lieferungen abwechseln, die ihm Ehre, Ansehen, Macht, hervorragende Stellung, Vorrechte, Privilegien, Kühnheiten und Frechheiten einbringen, und erlauben, wie sie zu dem Titel des Ersten Hofmalers gehören. Es ist eine Epoche reiner Verderbnis der Georgika, Wiederholungen der Vergilischen — in Oel konserviert. — Eine verweichlichende Unterhaltung durch schlüpfrige Geschichtchen die die französische Gesellschaft so lange einlullten, bis sie selbst mit einschlummerten. Die Revolution Ende vorigen Jahrhunderts war notwendig, um diese Gesellschaft aus ihrer Betäubung zu reissen. ☞ Seit der Zeit scheint ihr die Harmlosigkeit des »Landmannes« nicht mehr so sicher. Und als später die furchtbare Silhouette des Bauern in dem noch dämmernden Morgen sich aufrichtete, als er aus den Jahrhunderten der aus Trinkgelage und Träume aufwachte, bekam die Gesellschaft Angst. Das Träumen ist aus, — armer Kerl, — die Gesellschaft ist eher als du erwacht, und von nun an bist du für sie eine Drohung, wie jeder andere barfüssige vagabundierende Lump. Sie hat so grosse Angst bekommen, dass sie als François Millet, ein wenig brutal, einen hungernden Bauer darstellte und damit diesmal den wirklichen groben, einsamen, ungefügen Kerl auf seinem Felde heraufbeschwor, sofort schrie: »Mord, Mord, das Paradies ist verloren«.

Schluss im nächsten Heft.

BRIEF VON FRIEDRICH NIETZSCHE AN DR. CARL FUCHS/ MUSIKKRITIKER IN DANZIG.

[Rosenlauibad, Ende Juli 1877.]

Derselbe hatte ihm einige musikalische Aufsätze und die Schilderung eines bei Liszt verlebten Abends zugesandt.



ieber Herr Doktor, ich war von Rosenlaui ein paar Wochen abwesend: bei der Rückkehr fand ich mich durch Sie so reich beschenkt, dass ich zwei, drei Tage laufen lassen musste, um den Schatz ganz zu heben. Es gieng mir alles so recht zu Herzen und Sinnen, was Sie schrieben; namentlich danke ich Ihnen für die Schilderung des »Abends« und der Vorbereitung dazu, ich glaube sogar, es flossen meine Thränen dabei; was ich Ihnen nur erzähle, um zu beweisen, dass ich Ihnen nicht sehr fern stehe, mag geschehen und gesagt worden sein, was da wolle. Ueberhaupt: mir scheint doch dabei etwas Gutes herausgekommen zu sein, dass ich damals, in einer so unerquicklichen und harten Weise, mein Herz erleichterte: denn ich fühle es jetzt zu deutlich, dass meine Empfindung für Sie verändert ist, ins Hoffnungsreiche, Freudige. (Ein Skeptiker würde sagen: da sieht man, was einige Gran Unrecht in der Einen Wagschale nützen können.) Das Uebrige wollen wir nun einer persönlichen Begegnung überlassen, welche hoffentlich nicht mehr in weiter Ferne zu suchen ist. Komme ich nach Basel (Anfang September, denke ich), so soll auch meinerseits an Völkland ein Wort gerichtet werden. Es war zweifelhaft, ob ich wieder zurückkehren würde: denn ich habe noch in diesem Frühjahr, ernstlich in Erwägung ziehen müssen, ob nicht meine Baseler Stellung aufzugeben sei; auch jetzt stehe ich mit Besorgnis vor dem nächsten Winter und seiner Thätigkeit: es wird ein Versuch, ein letzter sein. Von Oktober bis Mai war ich in Sorrent, zusammen mit drei Freunden und — meinen Kopfschmerzen. Ich nenne Ihnen die verehrte Freundin, welche mütterlich dort für mich sorgte: es ist die Verfasserin der anonym erschienenen »Memoiren einer Idealistin« (bitte, lesen Sie dies ganz und gar ausgezeichnete Buch und geben Sie es Ihrer Frau Gemahlin!). Ihre rhyth-

mische Taktzählung ist ein bedeutender Fund reinen Goldes, Sie werden viele gute Münzen daraus schlagen können. Mir fiel ein, dass ich, beim Studium der antiken Rhythmik, 1870, auf der Jagd nach 5- und 7taktigen Perioden war und die Meistersinger und Tristan durchzählte: wobei mir einiges über Wagners Rhythmik aufgieng. Er ist nämlich so abgeneigt gegen das Mathematische, streng Symmetrische (wie es im Kleinen der Gebrauch der Triole zeigt, ich meine sogar das Uebermass im Gebrauch derselben), dass er mit Vorliebe die 4taktigen Perioden in 5taktige verzögert, die 6taktigen in 7taktige. (In den Meistersingern, III. Akt, kommt ein Walzer vor: sehen Sie zu, ob da nicht die Siebenzahl regiert.) Mitunter — aber es ist vielleicht erimen laesae majestatis — fällt mir die Manier Berninis ein, der auch die Säule nicht mehr einfach erträgt, sondern sie von unten bis oben durch Voluten wie er glaubt lebendig macht. Unter den gefährlichen Nachwirkungen Wagners scheint mir »das Lebendig-machen-wollen um jeden Preis« eine der gefährlichsten: denn blitzschnell wirds Manier, Handgriff. Ich habe immer gewünscht, es möchte Einer, der es kann, einmal Wagners verschiedne Methoden innerhalb seiner Kunst einfach beschreiben, historisch-schlicht sagen, wie er es hier, wie dort macht. Da erweckt nun das aufgezeichnete Schema, welches Ihr Brief enthält, alle meine Hoffnungen: gerade so einfach thatsächlich müsste es beschrieben werden. Die Andern, welche über Wagner schreiben, sagen im Grunde nicht mehr, als dass sie grosses Vergnügen gehabt und dafür dankbar sein wollen; man lernt nichts. *** scheint mir nicht genug Musiker zu sein; und als Schriftsteller ist er zum Todtlachen, mit seiner Confusion artistischer und phychologischer Sprechweise. Könnte man übrigens, an Stelle des unklaren Wortes »Motiv« nicht sagen »Symbol«? Etwas anderes ist's ja nicht. — Wenn Sie an Ihren »musikalischen Briefen« schreiben, so wenden Sie doch so wenig als möglich Ausdrücke aus der Schopenhauerschen Metaphysik an; ich glaube nämlich — Verzeihung! ich glaube, ich weiss es — dass sie falsch ist, und dass alle Schriften, welche mit ihr abgestempelt sind, bald einmal unverständlich werden möchten. Später darüber mehr,

und auch dies nicht brieflich. — Ueber verschiedne meiner Bayreuther Eindrücke, ästhetische Grundprobleme berührend möchte ich auch mit Ihnen mündlich mich verständigen, zum Theil mich von Ihnen beruhigen lassen. Ihren »Briefen« sehe ich mit solcher hungriger Erwartung entgegen, dass ich nicht einmal mich entscheiden kann, ob ich lieber ihre Aufschlüsse über Beethovens Stil, Takt, Dynamik u. s. w. zuerst in Händen hätte oder Ihren Lehr- und Leitfaden durch die Nibelungen-Noth (denn Not macht Alles, was nibelungenhaft ist). Am allerliebsten speiste ich beide Bissen auf einmal und wollte mich dann gerne, der Boa gleich, in die Sonne legen, um still einen Monat lang zu verdauen. Aber nun sagen die Augen: höre auf! Können Sie die Blätter noch eine Zeit entbehren? Oder ist's besser, dass ich sie gleich schicke? — Ich bleibe noch vier Wochen in Rosenlaui.

Mehr noch nach wie vor

Ihr

Ende Juli 77. F. Nietzsche.

ANMERKUNGEN

Indem wir das bisher noch nicht in die Oeffentlichkeit gelangte Casanovasche Drama zum Abdruck bringen, glauben wir unsern Freunden mehr als eine Kuriosität zu bieten. Den litterarischen Wert dieser Tragikomödie überschätzen wir nicht, wenngleich wir finden, dass der Dialog, abgesehen von gewissen altmodischen Behelfen der Technik, den ganzen feinen Reiz der Casanovaschen Diktion hat; was uns diese Arbeit des geistvollen Abenteurers besonders interessant macht, ist seine Eigenschaft als Kulturdokument, und dies sowohl inhaltlich, als in der Form. Wir geben uns der Hoffnung hin, dass unsre Freunde ähnlich empfinden werden. Für die Kenner Casanovas wird dieses Drama aus seinem Nachlasse ohne Zweifel in mehrfacher Hinsicht interessant sein, nicht zum wenigsten auch deshalb, weil es die weibliche Tugend verherrlicht.

Los von Hauptmann! Von Hans Landsberg (Berlin W., bei Hermann Walther).

Dieses Ausrufezeichen rennt offene Thüren ein. Als Hermann Bahr die Ueberwindung des Naturalismus predigte, sprach er, wie so oft, zuerst die Empfindungen aus, von denen die Schaffenden erfüllt waren, und seitdem haben diese, Gerhart Hauptmann nicht ausgenommen, durch ihre Entwickelung bewiesen, dass diese Ueberwindung nicht etwa die Forderung eines allzu Beweglichen und Ungeduldigen, sondern eine Selbstverständlichkeit ist, die im Wesen der Kunst liegt. Gerhart Hauptmann freilich ist dadurch auf eine Linie geraten, die oberhalb seines Talentes liegt. Er, der ein vollkommener Künstler ist, so lange er es sich genügen lässt, Dinge der Wirklichkeit wiederzugeben, die er beobachtet hat, erscheint dem Kenner sofort als gefährlicher Dilettant, sobald er sich bemüht, rein poetisch zu wirken. Seine »Versunkene Glocke« ist geradezu ein Magazin mittelmässiger Lyrik, eine Paradigmensammlung schlechter pseudolyrischer Klichees, und man ist aufs unerquicklichste

von dieser Erscheinung berührt, wie hier ein Künstler, der auf seinem speziellen Begabungsgebiete schlechterdings das Unübertreffliche leistet, in dem Augenblicke zum schwächlichen Nachempfinder wird, wo er den Boden seiner Kraft verlässt und mit krampfhaften, unschönen Sprüngen bestrebt ist, einen freien Flug in Sphären vorzutäuschen, die seinem ganzen künstlerischen Wesen ungemäss sind. Man versteht dieses Streben bei einem Manne wohl, der, wie Gerhart Hauptmann, eine klare Einsicht von den Wertunterschieden der einzelnen Kunstgebieten besitzt und von dem Ehrgeiz erfüllt ist, nicht bloss das Höchste in einem an sich minderen Genre zu leisten; da aber die Kraft dazu so offenkundig fehlt, würde man es lieber sehen, wenn es ihm nun nicht auch noch an der Erkenntnis seiner Grenzen gebräche, und wenn er sich begnügte, der Erste in seinem Bereiche zu bleiben. Immerhin ist aber der Fall Hauptmann der deutlichste Beweis dafür, wie stark die Tendenz ist, vom Naturalismus loszukommen. Neben einem so vollwichtigen Beweis aus dem Wesen eines Schaffenden hat eine Aeusserung aus dem Lager der Kritik, wie es das Landsbergsche Heft ist, nur die Bedeutung einer bestätigenden Nebenerscheinung. Doch ist dies deswegen nicht zu unterschätzen. Die grosse Mehrheit der Deutschen glaubt in der Kunst nicht dem Schaffen, sondern dem Urteilen, und so ist bei uns eine künstlerische Sache nicht tot, wenn sie abgestorben ist, sondern wenn es der Leichenbeschauer sub sigillo erhärtet hat. Das besorgt zu haben ist Landsbergers Verdienst. Dass er über seinen Feststellungen nicht vergessen hat, die wertvollen Seiten am Schaffen Hauptmanns gebührend hervorzuheben, giebt seiner Arbeit einen besonders sympathischen Zug. O. J. B.

Zum Kapitel Litterarische Kritik. — Im vorigen Hefte durften wir es aussprechen, dass wir zwar einer Ueberschätzung der litterischen Leistungen unser Zeit nicht zuneigen, da wir immer im Auge behalten, was die grossen Zeiten der deutschen Dichtung hervorgebracht haben, dass wir aber doch gerade auf dem Felde des poetischen Schaffens, das zu pflegen wir uns vorgesetzt haben, ein stetiges und schönes Wachs-

tum beobachten können. Der ruhige Betrachter unseres litterarischen Lebens wird uns, so denken wir, darin recht geben, auch dann wohl, wenn er den Leistungen selber noch kritischer gegenübersteht als wir. Das gegenwärtige Deutschland besitzt in der That auf allen Gebieten der Poesie eine Reihe von Begabungen, denen der unvoreingenommene Beurteiler es nicht absprechen kann, dass sie im Geiste eines wirklich künstlerischen Schrifttums mit guten Kräften und reinen Absichten thätig sind. Vor allem hat der ästhetische Geschmack unter den Schaffenden eine Steigerung erfahren, die zu den besten Hoffnungen berechtigt, selbst wenn man sich der Beobachtung nicht verschliesst, dass diese formale Feinfühligkeit allbereits in einen schwachmütigen Hyperästhetismus auszuarten droht, und dass gerade einzelne unserer feinsten Künstler des Wortes nahe an der Grenze sind, wo die Poesie aufhört und die Spielerei beginnt. Es fragt sich nun, ob wir neben diesen schaffenden Talenten auch genug kritische besitzen, die fähig sind, zwischen jenen und dem Publikum vermittelnd zu wirken und mit Urteilen von Ernst, Sachkenntnis und Gewicht Einfluss auf die Entwicklung des künstlerischen Schrifttums zu nehmen. Das Selbstbewusstsein der Schaffenden ist allzugern geneigt, die Thätigkeit der Kritik überhaupt zu unterschätzen; Lob wird als schuldige Huldigung hingenommen, Tadel als Anmassung empfunden und Lob wie Tadel eigentlich für überflüssig erachtet. Der reifere Geist wird nicht so denken. Er weiss, dass zu einem wirklichen litterarischen Leben die Kritik ebenso gehört, wie die Produktion, und dass wirkliche Kritik selber eine produktive Kunst ist, insofern, als sie das schafft und bildet, was bestimmt ist, Kunstwerke rein aufzunehmen: ein künstlerisches Publikum. Besitzen wir in Deutschland eine solche Kritik als Ganzes? Dürfen wir uns rühmen, nicht als Ausnahmserscheinungen, sondern gewissermassen als Grundstock des künstlerischen Gewissens der Nation eine dem vielfältigen Schaffen entsprechende Anzahl von Kritikern zu haben, die mehr sind, als gleichgültige Referenten, mehr aber auch als einseitige Temperamente? Man sagt: Jeder Deutsche, der lesen kann, ist sein eigener Kritiker. Will man damit sagen, dass die Deutschen

deshalb keinen grossen Kritiker brauchten, so spricht man ein sehr bedenkliches, ja kunstfeindliches Axiom aus. Denn gerade darum, weil der Deutsche eine grössere Neigung zum Kritisieren, als zum Geniessen hat, bedarf er kritischer Autoritäten, die seiner Kritik ein festes Gerüst klarer Kunstgesetze geben, an denen seine Neigung, zu verneinen, ihre Grenze findet, und die ihn lehren, dass die Kritik nicht nur dazu da ist, vom Genusse des Schlechten abzuhalten, sondern auch zum Genusse des Guten hinzuleiten. Wo sind diese kritischen Autoritäten? Wo hält sich unser Lessing verborgen? Warum dulden es unsere ernsthaften, ehrlichen und mutigen kritischen Begabungen, dass ein Schwarm halbgebildeter, in Kunstdingen direkt unwissender und zu alledem noch gehässig boshafter und flachfrivoler Leute das kritische Amt höhnisch missbrauchen, oder dass lederne Schulmeisterseelen, die zur Kunst weniger Beziehungen haben, als ein Vereinskassierer zur höheren Mathematik, sich erdreisten dürfen, über poetische Schöpfungen zu Gericht zu sitzen? Fühlen sie nicht, wie tief die Achtung vor der Kritik in den Kreisen wahrer Kunstfreunde infolgedessen gesunken ist? Und spüren sie nicht, wie sehr gerade jetzt die Zeit reif geworden ist für kritische Thätigkeit grossen, reinen Stiles? Es liegt mir ferne zu verkennen, dass sich auch hierin eine Wendung zum Besseren bereits zeigt, und es stünde gerade uns übel an, wollten wir nicht mit Genugthuung und Dankbarkeit anerkennen, dass sich die Stimmen derer mehren, die für reine und gute künstlerische Anstrengungen lebhaft eintreten, aber es muss doch einmal ausgesprochen werden, dass unter dem Anscheine der Kritik noch immer in erschrecklich grossem Umfange ein ruchloser Unfug in Deutschland getrieben wird, ein Unfug, der als eine vaterländische Schande von jedem bezeichnet werden muss, der von den kulturellen Pflichten eines grossen Volkes mehr als einen vagen Begriff hat. Es giebt noch immer grosse Zeitungen in Deutschland, die zwar Unsummen für die überflüssigsten Telegramme ausgeben, ihre politischen Redakteure nach Gebühr reich besolden, sich aber nicht schämen, die litterarische Kritik von Leuten ausüben zu lassen, die weniger als minderwertig sind und keinen Begriff

von der Würde des Amtes haben, das sie verunzieren. Wann endlich wird es den Besitzern aller solcher Organe einleuchten, dass es zu den Pflichten ihrer überaus einflussreichen Stellung gehört, auch das künstlerische Leben ihrer Nation mit ernster Hingabe und durch geistige Kräfte verfolgen zu lassen, die durch Begabung und Charakter dazu berufen sind? Ist es nicht höchst betrüblich, dass die Organe der Partei des Proletariats unverhältnismässig viel mehr an ernster und verständiger Kunstbetrachtung leisten, als die Organe aller bürgerlichen Parteien zusammen? Freilich geschieht es dort immer unter dem schiefen Gesichtswinkel der Partei, aber es geschieht doch. Welch ein unerhörter Widersinn! Wer darf es unter diesen Umständen den Sozialdemokraten verdenken, wenn sie sich damit brüsten, sie seien die einzige Partei mit umfassenden kulturellen Zielen? Wer, wie wir, den Grundgedankengängen der Sozialdemokratie abhold ist, muss angesichts dieser Zustände ein Gefühl der Beschämung empfinden, und wir haben es gerade darum für unsere Pflicht gehalten, von diesen Dingen einmal, wenn auch nur andeutungsweise zu reden. Vielleicht mag man daraus auch ersehen, dass wir dem Leben nicht gar so ferne stehen, wie man glaubt, weil man in manchen Kreisen — der Kunst so ferne steht. O. J. B.

Die Insel. II. Jahrgang. 1. Quartal Nr. 2. November 1900.
Für den Inhalt verantwortlich: A. W. Heymel, München.

BEZUGS-BEDINGUNGEN

Abonnement vierteljährlich 6 Mark, halbjährlich 12 Mark, jährlich 24 Mark inkl. fester Einbanddecken mit Vorsatzpapier für jedes Quartal.

Einzelpreis der Monatsnummer: 2 Mark.
Einzelpreis des Quartalbandes: 8 Mark.

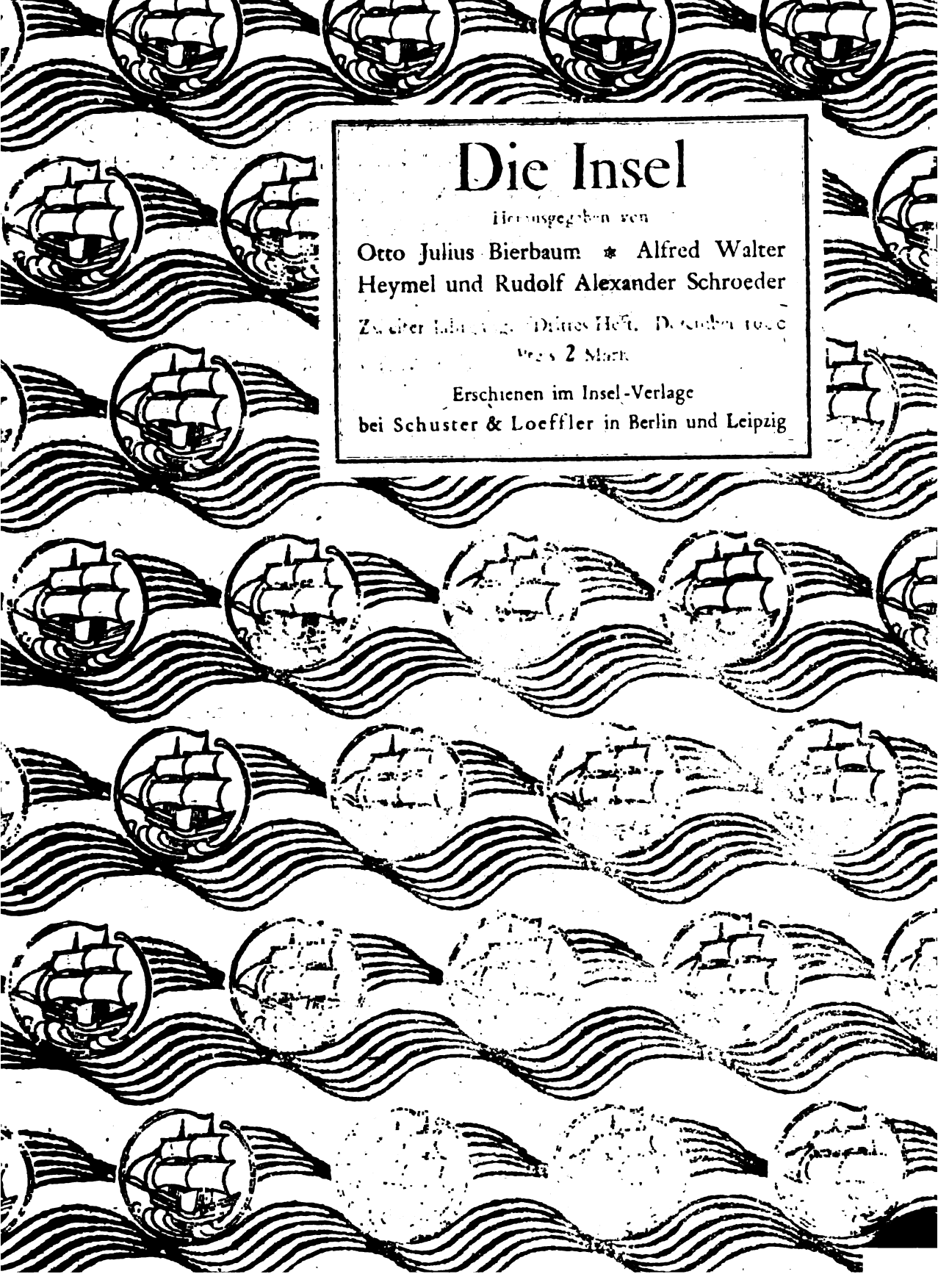
Auf starkes Inselpapier (Wasserzeichen Schiff) werden 50 Stück gedruckt. Von dieser Ausgabe kostet das Heft 3 Mark, das Abonnement vierteljährlich 9 Mark, halbjährlich 18 Mark jährlich 36 Mark.

Vom ersten Jahrgang werden einzelne Hefte nicht mehr abgegeben, doch sind noch komplette Exemplare vorhanden, die bis auf weiteres noch zu dem ursprünglichen Preise (jeder Quartalsband 12 Mark, alle vier zusammen 36 Mark) abgegeben werden. Bei gleichzeitiger Erwerbung des ganzen (gebundenen) ersten Jahrganges der Monatsschrift und des (nur im ersten Jahrgange erschienenen) Mappenwerkes tritt wie bisher eine Ermässigung des Gesamtpreises auf 75 Mark (statt 90 Mark) für beide Publikationen ein. Für sich allein kostet das Mappenwerk nach wie vor 50 Mark.

Die Redaktion der Insel befindet sich in München Leopoldstrasse 4.

Unverlangt eingeschickte Beiträge werden nicht zurückgeschickt. Redaktionelle Gegenäusserungen erfolgen nur im Falle der Annahme.





Die Insel

Herausgegeben von

Otto Julius Bierbaum * Alfred Walter Heymel und Rudolf Alexander Schroeder

Zweiter Jahrgang. Drittes Heft. Dresden 1900

Preis 2 Mark

Erschienen im Insel-Verlage
bei Schuster & Loeffler in Berlin und Leipzig

DIE INSEL/ MONATSSCHRIFT MIT BUCHSCHMUCK UND ILLUSTRATIONEN/ HERAUSGEGEBEN VON O. J. BIERBAUM, A. W. HEYMEL UND R. A. SCHROEDER

II. Jahrgang. 1. Quartal, No. 3. Dezember 1900.

INHALTS-VERZEICHNIS

Von der Liebe zwischen Uguccione und Antilia, mannigfachem Missgeschick und endlichem glücklichem Ausgang. Von Scipione Bargagli, Bürger von Siena und Reichsritter. Aus dem Italienischen des XVI. Jahrhunderts von Paul Ernst. (Beginnend in einem von E. M. Geyger geschnittenen Rahmen.) 229

Zeichnung von A. J. Gaskin 242

Der letzte Elefant. Gedicht von Gerhard Oukama-Knoop . . . 244

Herbst. Gedicht von R. A. Schröder 246

Der niegeküsste Mund. Novelle von Jacob Wassermann . . . 247

Zwei Zeichnungen von Markus Behmer. 302

Zwei Menschen. Roman in Romanzen von Richard Dehmel. Drittes Stück 306

Der Bauer in der Malerei von Henry van de Velde, deutsch von R. A. Schröder 318

Ein noch nicht veröffentlichtes Gedicht von Brentano in Faksimile 329

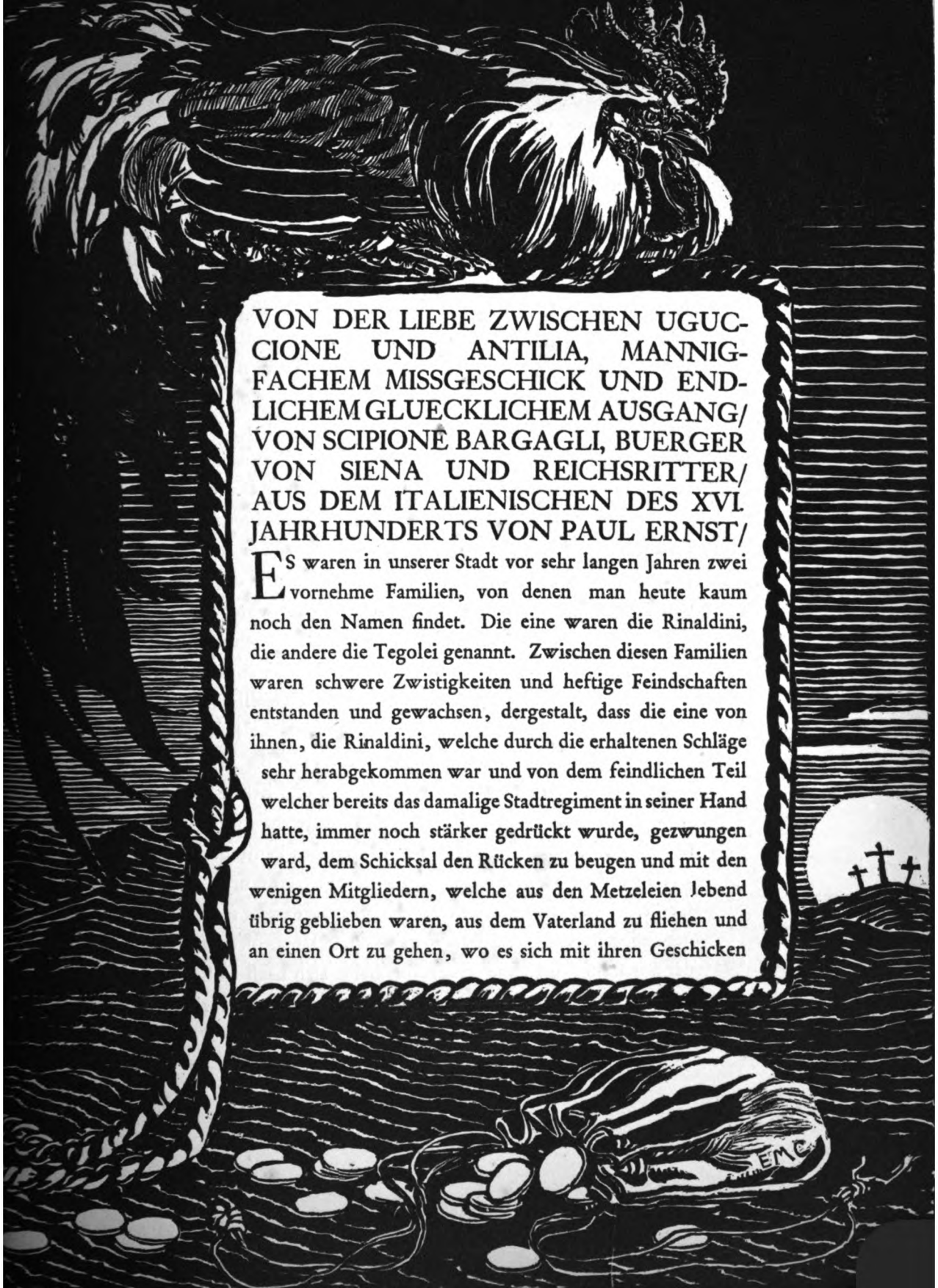
Drei alte Holzschnitte unbekannter Herkunft aus der k. k. Hofbibliothek in Wien 332

An den Frühling. Gedicht von Friedrich Perzynski 338

Anmerkungen 341

HARVARD COLLEGE
JAN 28 1937
LIBRARY

DIE INSEL. Nr. 3.
DEZEMBER. 1900.



VON DER LIEBE ZWISCHEN UGUCCIONE UND ANTILIA, MANNIGFACHEM MISSGESCHICK UND ENDLICHEM GLUECKLICHEM AUSGANG/ VON SCIPIONE BARGAGLI, BUERGER VON SIENA UND REICHSRITTER/ AUS DEM ITALIENISCHEN DES XVI. JAHRHUNDERTS VON PAUL ERNST/

Es waren in unserer Stadt vor sehr langen Jahren zwei vornehme Familien, von denen man heute kaum noch den Namen findet. Die eine waren die Rinaldini, die andere die Tegolei genannt. Zwischen diesen Familien waren schwere Zwistigkeiten und heftige Feindschaften entstanden und gewachsen, dergestalt, dass die eine von ihnen, die Rinaldini, welche durch die erhaltenen Schläge sehr herabgekommen war und von dem feindlichen Teil welcher bereits das damalige Stadtregiment in seiner Hand hatte, immer noch stärker gedrückt wurde, gezwungen ward, dem Schicksal den Rücken zu beugen und mit den wenigen Mitgliedern, welche aus den Metzeleien lebend übrig geblieben waren, aus dem Vaterland zu fliehen und an einen Ort zu gehen, wo es sich mit ihren Geschicken

wieder zum Bessern wenden würde. Dies war Colle di Voldelsa, ein Gebiet, das, wie Ihr wisst, an der Grenze unseres und dem der Florentiner liegt. Da die Rinaldini dort einen Teil ihrer mütterlichen Güter geniessen konnten, welche nicht, wie die andern, geraubt, verbrannt oder verdorben waren, wohnten sie dort auf Marmoraja, einem Landgut, welches auf einem Hügel in der Nähe liegt. Die Tegolei hatten unter andern viele und schöne Güter in Valdistrove, das damals noch Castell war (heute ist es Gut, liegt neun Miglien von der Stadt) und die dazu gehörige Burg war von ihnen besetzt, welche ungefähr zwei Miglien von Colle entfernt ist. ☞ Nachdem die Dinge derart zwischen den beiden Häusern standen, war in dem der Herren von Strove ein Messer Ritter Ambruogio, reich an barem Geld wie an anderem Besitz und sehr einträglichen Gütern und sehr angesehen und beschäftigt in der öffentlichen Verwaltung seiner Bürgerschaft, aber man konnte sagen, dass er klein und arm an Familie war, da er keine weiteren Kinder hatte wie eine Tochter, welche unter dem Schutz seiner Gemahlin, ihrer Mutter, lebte. Sie wusste durch ihren lieblichen Anblick, durch die süsse Grazie, mit der sie höchlichst geschmückt war und durch ihre feinen Sitten den Vater und die Mutter in Trost zu halten, was bewirkte, dass sie immer noch mehr an Schönheit, Lieblichkeit und Verstand wuchs, wie die Jahre zunahmen; und bereits war sie in das Alter gekommen, dass sie die Gesellschaft eines Gemahls hätte gebührend ertragen können. Es pflegte der Ritter, wie gewöhnlich alle unsere Edelleute thun, seine Familie bis zum Herbst auf dem Lande zu haben, und er selbst ging dorthin und kehrte zur Nacht zurück, wie die gemeinen Geschäfte es ihm gestatteten. ☞ Nun ereignete es sich einst, dass der Tag des heiligen Martinus kam, dem die Kirche des Ortes geweiht ist, und festlicher als sonst gefeiert wurde, und mit solchem Gerücht und Zusammenlauf der Nachbarn, dass es niemand in der Umgebung gab, der nicht dort sein wollte. Unter den wenigen Männern der Rinaldini, die, wie ich erzählt habe, sich nach Colle zurückgezogen hatten, war ein Jüngling von ungefähr zweiundzwanzig Jahren, gross von Person, schön an Ansehen, recht angenehm und tüchtig, wenn ein

anderer es sah, und ging noch über sein Vermögen schön gekleidet, welcher Uguccione hiess. Dieser, angereizt durch das Gerücht des Festes, machte sich mit einigen Jünglingen aus Colle auf den Weg, von welchen er wegen seiner liebenswerten Eigenschaften gern gesehen, geschätzt und gefolgt war, und ging mit ihnen zusammen wohlbereitet nach Strove. An dem Tage nun, wo sie feierten und tanzten, nach der Gewohnheit des Landes, die Fremden wie die Einheimischen, ereignete es sich durch Zufall, dass Uguccione, als er seine Augen wandern liess, Antilia sah, denn so war die Tochter des Cavaliere Tegolei benannt, welche mit anderen vornehmen Jungfrauen aus der Nachbarschaft, die gekommen waren, um den Tag bei ihr zu bleiben, auf einem Balkon stand, der auf den Platz hinaus ging, indem sie sich an den Tänzen der Bäuerinnen und ihrer Liebhaber recht erfreuten, welche sie nach dem Ton dörflicher Musik ausführten in Hoffnung auf die Geschenke, welche dort für die besten Tänzer zur Schau ausgestellt waren. Von dem neuen Anblick der wunderschönen Antilia ward nun Uguccione sofort dermassen bewegt und fühlte sich solchergestalt getroffen, dass er Geist und Sinn verschloss vor dem Sehen und Hören von allem, was gesagt oder gethan wurde; ganz versunken war er in Bewunderung und Betrachtung der schönen Gesichtsbildung, des vornehmen Ansehens und ihrer übrigen Reize, ohne einen seiner Gedanken darauf zu wenden, ihren Ort zu betrachten, aus welchem sie ihn entdeckte, wer oder wessen Tochter sie war, indem ihr Vater seit den Vorfahren her sein bitterer und tötlicher Feind war. Es genügte dem Geschick nicht, gegen diesen Jüngling solchen Schlag zu führen, so dass es zu seiner noch grösseren Genugthuung denselben Liebespfeil gegen die andere Seite abschiessen liess, welcher ebensoviel bewirkte, indem seine Gegenwart und Schönheit auf die zarte Jungfrau einen tiefen Eindruck machte, welche von ungewohnter und ihr gänzlich neuer Leidenschaft ihre Seele bewegt fühlte, als er auf gute Art vor ihren Augen stehen blieb, der ihr früher nie zu Gesicht gekommen war, nur etwa, dass sie einmal von ihm gehört hatte, dass er schön und tapfer von Person sei: wenn sie aber seine Gestalt und sein Gebahren be-

trachtete, so schienen sie ihr bei weitem alles zu übertreffen, wovon sie hatte rühmen hören. So wurde das empfindsame Mädchen in einem Augenblick heftig von dem Wohlgefallen zu ihm ergriffen und liess alle ihre andern Gedanken, indem sie sie insgesamt für geringer hielt als den edlen und zugleich männlichen Anblick Ugucciones zu geniessen, bis das Ende des Festes und dieses kurzen Tages bewirkte, dass er mit seinen Freunden zurückging, woher er am Morgen gekommen war. Die Jungfrau Antilia blieb gleichermassen bei ihren Genossinnen, wiewohl sie mit dem besten und grössten Teil ihres Wesens fortgegangen war. Wer hätte diesen sozusagen einfachen Blick des einen und der andern für genügend gehalten für eine Phantasievorstellung, geschweige denn für die so vielen und eigenartigen Folgen, welche die Liebe in den beiden jugendlichen Herzen erzeugen sollte? Dass man die in ihnen kaum entstandene Liebe schon mit grossen Flügeln fliegen und über sie triumphieren sah? In ihnen beiden war die Süssigkeit, welche durch jenen Blick an diesem Tage erzeugt war, gestört durch die Bitterkeit des Gedankens, der sich in sie senkte, wie gegeneinander gestimmt schon seit langer Zeit ihre Familien gewesen waren, infolge des bitteren Hasses und der schlimmen Ereignisse zwischen ihnen. Durch den genossenen teuren Anblick gewann von jeder Seite das verliebte Verlangen an Kraft, aber durch jenen Gedanken mangelte die Hoffnung, es jemals zu seinem gewünschten Ende zu bringen. Indem das Verlangen in ihnen beständig wuchs, machte es die Hoffnung grösser, die doch schien geringer werden zu müssen, und die Gedanken schienen das Verlangen schwächen zu müssen, und machten es doch immer wärmer und heisser, und, indem es immer die eigene Speise der Hoffnung, welche es ernähren konnte, bestehen liess, erhob es sich derart, dass alles von ihm entbrannte und angefüllt wurde. Und am meisten geschah das im Gemüt des Uguccione, welcher auf keinerlei Weg einen guten Ausgang seiner Liebe sehend, voller Verzweiflung, oft zu sich selbst sprach: Wirst du noch nicht zufrieden, noch nicht gesättigt sein, grausames Glück, von so viel Missgeschick und solchem Unheil, das mich betroffen hat? Waren dir die Kämpfe nicht genügend,

welche ich mit diesem mächtigen Haus habe bestehen müssen, mit feindlichem Eisen und unbarmherzigem Feuer, wenn du mich jetzt zwingst, mit Eisen und Flammen der Liebe gegen neue Glieder von ihnen zu kämpfen? Und der Kampf ist schwerer gegen dieses zarte Mägdlein und reine Jungfräulein, als je gegen alle bewaffneten Männer des Geschlechtes. Aber welchen harten Kampf fühle ich in mir selbst zwischen meinen eigenen Gedanken? Ein schwerer alter Hass verpflichtet mich, mich sowohl gegen ihre nahen, wie ihre fernen Anverwandten mit Eisen und Wut zu wappnen; eine heisse neue Liebe befiehlt mir, nicht weniger gegen diese wie gegen sie beides abzulegen, und noch mehr, mich zu entblössen gegen meine Feindin, mich ihr gebunden als Gefangener zu übergeben: wenn ihre gütige Natur, welche aus ihren Augen und ihrem Gesicht spricht, mir Ermüdetem nicht zu Hilfe kommt, so sehe ich wohl, in welchem Zustand sich meine Hoffnung und mein unglückseliges Leben befindet. Antilia, auf der andern Seite, eben dahin gebracht wie der verliebte Jüngling, hoffte und verzweifelte in der gleichen Zeit, indem sie jetzt in Hoffnung und Freude, jetzt in Furcht und Qual ihr Leben verbrachte, je nachdem ihre Gedanken zu dem alten Hass oder zu der neuen Liebe schweiften, denen ihr Gegner sich als von derselben Wunde getroffen gezeigt hatte, wenn sie aus den Zeichen der Leidenschaft seinen innern Zustand hätte abnehmen können. Indem sich derart beständig die Gedanken der neuen Liebenden bewegten, gelang es ihnen durch Mühen und Spüren, dass sie durch kluge und treue Botschaften in gutes Einverständnis kamen. Als ihm so Nachricht gegeben war, dass ihr Vater zur Stadt gegangen sei, kamen sie überein, dass er nachts zu ihrem Gut komme, damit sie Gelegenheit erhielten, einander zu sprechen. Es kam Uguccione nach Strove zur bestimmten Stunde, mit einem zuverlässigen Freund Namens Marozzo Luci, und indem er ihn etwa auf Schussweite zurückliess, näherte er sich durch einen Olivenhain dem Teil des Palastes, wo ihm bedeutet war, dass er durch ein niedriges vergittertes Fenster seine Dame hören und von ihr gehört werden konnte, welche ihn allein und begierig erwartete. Aber kaum hatten sie die

ersten Liebesgrüsse ausgetauscht, als sie sich, während sie es am wenigsten erwarteten, überrascht sahen (und sie hatten keine Ursache, das zu erwarten, denn die Hälfte der Nacht war bereits vorbeigegangen), nämlich von ihrem Vater, welcher von zwei Dienern, einem zu Pferde und einem andern zu Fuss, begleitet war. So, dass sie kaum noch Zeit hatte, sich zurückzuziehen, und er, seinen Freund wieder aufzusuchen, um zu lauschen, was erfolgen werde. Aber bei dem schnellen Zurückgehen, und da er bei der grossen Dunkelheit nicht sehen konnte, stiess er auf eine harte Wurzel, deren es dort viele und häufige giebt, und fiel, und er fiel derartig, dass er durch den Fall und das Geklirr seiner Waffen leicht gehört und entdeckt und sogleich von dem Ritter und seinen Leuten angegriffen wurde, so, dass sie ihn erkannten; nachdem er sich aber sofort, ohne Schaden genommen zu haben, von der Erde erhoben hatte, verteidigte er sich mutig, während jene nicht aufhörten, ihn zu bedrohen; und sie würden ihn auch übel zugerichtet haben, wenn nicht der treue Freund, so schnell er konnte, ihm zu Hilfe gekommen wäre und den Freund verteidigt, seine Partei in dem Handgemenge verstärkt und den Gegnern Schläge ausgeteilt und ihm geholfen hätte, zurückzuweichen, weil sie fürchteten, dass noch andere zur Hilfe herauskommen und sie umzingeln würden, um sie dann aufzuheben als Männer, welche Ort und Zeit erwarteten, zu schaden. Aber wenn die von der Partei des Ritters Blut vergossen, so blieb auch Uguccione nicht unversehrt, sondern ziemlich zerhauen, und zog sich schliesslich mit seinem Freund zu seiner Rettung zurück. Aber sicherlich fühlte er keine Wunde, die ihn so tief gebrannt hätte als die, welche ihm zuerst Amor geschlagen, und die jetzt wieder aufgebrochen und tiefer geworden war durch die aus ihrem Herzen hervorgegangenen Worte, mit der er in so unsagbarer Süssigkeit, obwohl in so kurzer Zeit gesprochen hatte, indem er der Hoffnung lebte, dass von derselben Hand, von der ihm die Wunde geschlagen war, ihm auch irgendwann der süsseste Lohn kommen werde. Sein Uebel verschlimmerte sich indessen durch die Furcht, welche er darüber empfand, was der geliebten Jungfrau im Hause von dem Vater geschehen könne;

der ihr jedoch das gewohnte freundliche Gesicht zeigte, als ob er jeden andern Verdacht auf sie haben könne wie den, dass sie Uguccione dorthin habe kommen lassen, obwohl der Ritter ihr verstörtes Gesicht bemerkte; und wie zu einem der alten Feinde, den er bei seinem Hause in solcher Art entdeckt hatte, wendete und richtete er seine Gedanken, indem er zu sich so laut sprach, dass er von jedem verstanden werden konnte, der zu ihm getreten war: Wenig fehlt nun noch, um mit unseren Ziegeln denen das Haupt zu zerschmettern, welche noch darauf sinnen, die bereits gebrochenen Hörner weiter gegen uns zu erheben. Wenn die zarte und liebreiche Jungfrau auf ihrem Körper die Schläge der beiden Gegner doppelt empfangen hätte und ebensoviel Blut vergossen wie sie, so hätte sie nicht trauriger, blasser und trüber gestimmt sein können, wie sie war. Während sie zu verbergen suchte, dass sie Kenntnis von mehr hatte als dem, was ihrem Vater und seinem Gefolge begegnet war, bekümmerte sie sich mehr und härmte sich mehr ab um ihren Liebhaber, den sie mit grösserer Stärke und Glut liebte, nachdem sie seine Worte gehört hatte, indem sie sich seine Verwundung vorstellte. Und noch mehr musste sie um ihn fürchten wegen der grausamen Drohungen und der heftigen Verfolgungen, die sie beständig im Hause gegen ihn gelenkt sah, ausser der Landesverweisung, welche der Ritter durch die Herren Prioren des Regiments von Siena hatte verkünden lassen. Daher sie, nachdem sie einige Tage mutigen Widerstand gegen die Angst und schweren Schmerzen geleistet hatte, welche ihren Geist umnachteten und ihr Herz einschnürten, ohne alle Ruhe oder Trost, indem sie nicht wagte, auch nur das geringste ihres Schmerzes selbst ihrer Mutter anzuvertrauen, welche mehr wie andere zärtlich und liebevoll war und über den plötzlichen Missmut ihrer Tochter über die Massen sich beunruhigte, schliesslich übermannt von der Macht des Uebels, sich besiegt sah und krank ins Bett gehen musste. Für ihre Heilung wurden die gelehrtesten und erfahrensten Meister der Arzneikunst gerufen, welche es in der Stadt gab, wohin man sie wieder gebracht hatte. Aber die Hilfe keines nutzte etwas, das Leiden verschlimmerte sich beständig und nie-

mand wusste seinen Grund zu finden. Noch übler als die Arzneien waren die übrigen Hilfsmittel, welche versucht wurden, mit mancherlei Ergötzlichkeit von Gesang und Instrumenten. Eitel war auch und sogar giftig die Medizin, welche man ihr zu geben dachte durch fröhliche und angenehme Gespräche über Verlobungen und Heiraten, indem man ihr versprach, für ihre Besserung, dass man sie mit dem schönsten und liebenswertesten Jüngling ihres Landes verloben wolle. Da sie ganz gewiss wusste, dass das nach dem Willen der ihrigen nie ihr Rinaldini sein werde, so schwand sie dahin und nahm ab vor Sehnsucht wie Wachs, das erwärmt wird, indem sie nur immer daran dachte, dass sie einmal einen andern Mann als ihm als Gattin zur Seite stehen solle. Derart wuchs und nahm zu die schlimme Krankheit bei Antilia, und obwohl kein Ratschlag und Mittel verabsäumt wurde, war doch alle menschliche Hoffnung für sie verloren. So hatten sie nach der Nutzlosigkeit aller Künste der Aerzte oder weisen Frauen ihre Heilung aufgegeben, als ein gewisser Meister Agabito zufällig in Siena ankam, der sehr im Ruf stand, viele verborgenen Krankheiten zu kurieren, die von andern nicht gewusst wurden, und sein Ruf war immer grösser geworden nach vielfachen Beweisen seiner Kunst, die er an den verschiedensten Orten gegeben hatte. Der ausgezeichneten Wissenschaft dieses vertrauten sich nun der Vater und die Mutter Antilias sogleich an mit solchen Versprechungen für seine Mühe und solchen Liebenswürdigkeiten, wie sie nur konnten, und nahmen ihn zu sich ins Haus auf. Aber nachdem er gesehen hatte, wie die bettlägerige Jungfrau in Todesenden lag, wollte er ihre Heilung nicht in die Hand nehmen, wenn sie ihm ihre Tochter nicht als schon tot und gänzlich leblos übergeben wollten. Hierauf verlangte er, dass das Zimmer, wo sie lag, nebst einem Vorzimmer ganz in seine Macht gegeben wurde, und niemand dort eintrete oder sich aufhalte ohne sein Wissen und Willen und seine Gegenwart. Nachdem er das alles von den bekümmerten Eltern leichtlich erhalten hatte, wandte er alle seine Mühe auf die Heilung des Mädchens, indem er nur solche Dinge zu ihr liess, von denen er wusste oder wenigstens hoffen konnte, dass sie gut

für sie sein würden. Aber in nichts zeigte sich die Mühe dieses neuen Arztes nutzbringender, wie die von so vielen anderen angewandte. Auf der anderen Seite war Uguccione bald geheilt und wieder ganz in richtiger Verfassung wie vorher, obwohl er elend war und traurig von Gemüt und Gedanken. Als er daher für gewiss hörte, ihre, von der sein Leben abhing, Lebensumstände seien dem Tode nahe, entschloss er sich, alle Todesgefahr zu verachten und zu versuchen, ob er ihr irgendwie Hilfe oder Beistand verschaffen könne. Und er gedachte, wenn es möglich sei, selbst zu ihr zu dringen, wie es denn schon andern Liebenden in ähnlicher Lage ergangen war, dass sie Trost und Besserung durch den Anblick des Geliebten hatten, oder dass er wenigstens dadurch sie seiner liebenden Gesinnung versichern könne. Daher verwandelte er seine Kleidung, dass er noch nicht einmal von seinen Verwandten erkannt wurde, und erreichte es, dass er in kurzem sicher mit dem Arzt sprechen konnte. Diesem zeigte er an, dass er, obwohl noch jung an Jahren, doch schon seit seiner frühesten Jugend weit in der Welt hinaus gewesen sei und überall grosse und seltene Geheimnisse der Arzneiwissenschaft gelernt und versucht habe; daher bat er ihn, ihn zu der Kranken zu führen, die, wie er gehört habe, kein Vertrauen mehr zu ihm hege, und versprach ihm, in seiner Gegenwart ihr völlige Heilung zu bringen. Der Meister konnte die Bitte nicht abschlagen, wiewohl er wenig oder nichts von ihr erwartete, da er sah, dass die Heilung gänzlich verzweifelt war und ein solcher Versuch keinesfalls etwas schaden konnte. So führte er heimlich den fremden Jüngling zu dem auf das Lager hingestreckten Mädchen, welche zuerst beim Eintritt Ugucciones in ihr Zimmer sich fast nicht bewegte, noch irgend ein weiteres Zeichen machte, als er sich ihr näherte, da sie ihn in der neuen Kleidung und Haltung nicht wieder erkannte. Aber bald, als sie seine angenehmen Worte hörte und durch seine liebreichen Blicke erweckt wurde, welche ihrem Herzen so süss und kräftig waren, begann sie die Augen auf sein Gesicht zu richten und fest zu halten, und in Furcht und Hoffnung, was geschehen könne, ihn wie eine wunderbare Sache anzusehen. Nachdem sie sich durch die

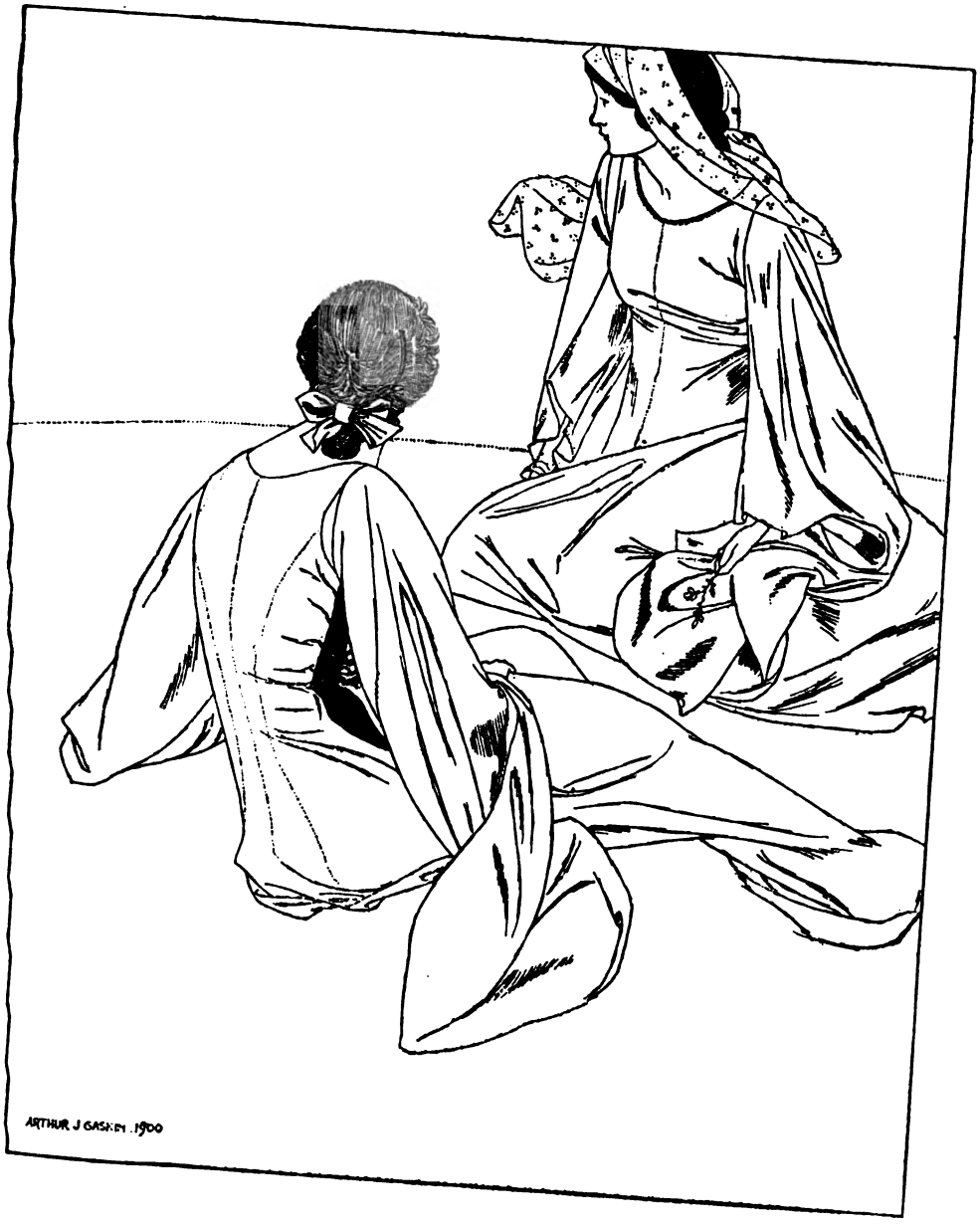
Gesichtszüge und die Sprache vergewissert hatte, dass er es war, begann sie ein wenig zu sprechen, wo sie doch die Sprache schon fast verloren gehabt hatte, und antwortete auf seine Worte, aber derart, dass, wenn von dem Arzt alles gehört wurde, was zwischen ihnen vorging, es doch nicht alles war, was zwischen ihnen gehört und verstanden wurde. Sie dankte dem Liebhaber für solche grosse Liebe und ermutigte ihn, soviel sie konnte, wenn er gehe, sich in acht zu nehmen, damit nicht, während er gekommen sei, um ihr Gesundheit und Leben zu geben, er von den ihrigen Verwundung und Tod empfange, welche ihn auf alle Weise verfolgten und ihn ganz aus der Welt ausrotten wollten; indem sie ihm versicherte, dass sein Anblick und seine Worte von solcher Kraft für sie gewesen seien, als sie ihn gesund gesehen und in ihm die grosse Festigkeit seiner Liebe erkannt hätte, dass er sie stärken und, wie sie hoffte, gesund und glücklich machen könnte, wenn sie sich einander je auf ehrbare Weise gehören dürften. Uguccione wendete sich, und, mehr zu einem Krankenwärter wie zu einem Arzt sprechend, sagte er: »Hier seht Ihr, welche Besserung die Jungfrau schon bei meinem ersten Erscheinen hier erlangt, von der sie in so kurzer Zeit die offenbarsten Zeichen gewiesen hat, so dass Ihr einsehen könnt, dass ich die Natur des Leidens und die Ursache ihrer Schwäche verstanden habe; und da die Krankheit nicht tötlich ist, so kann sie von mir unzweifelhaft ihr gebührendes Heilmittel bekommen.« Darauf, nachdem er ihm zuerst von ihrer gegenseitigen Liebe gesagt hatte, erzählte er ihm in kurzem, was bis jetzt zwischen ihnen geschehen sei. Nicht ohne grosse Verwunderung des Zuhörers wurde der Verlauf der Geschichte vernommen und er musste schon dem Erzählten Vertrauen schenken, da er wusste, dass es keine bessere Hilfe giebt für die Heilung der Wunden der Liebe, noch zuverlässigere Pflaster, wie die Waffen selbst, welche sie geschlagen haben; aber er wollte, dass der neue Arzt den nächsten Tag ein zweitesmal zum Besuch komme, um sich noch besser und noch einmal über seinen Erfolg zu vergewissern, und so that er; woher er sicher wurde, dass es ein wirkungsvolleres Rezept nicht gäbe wie das Ugucciones, mochte es auch nicht aus Galen

oder einem anderen berühmten Schriftsteller entnommen sein. Antilia nahm an Frische und Kraft zu und die Farbe kehrte in ihr schönes Gesicht zurück. Als nun Meister Agabito sah, dass die Jungfrau in wenigen Tagen schön und frisch wurde wie eine Rose am Morgen, während noch niemand von den andern etwas darum wusste, sprach er ihr Mut zu, das Beste für sich und ihren Geliebten zu hoffen, ging eines Tages zu ihrem Vater und ihrer Mutter und begann folgendermassen zu ihnen zu sprechen: »Ich glaube, dass Euch beiden die Mühe und der Fleiss, den ich auf die Krankheit Eurer Tochter verwendet habe, so bekannt ist, dass, wenn ich sie nicht heile, und durch mich alle Hoffnung verloren wäre, von Euch und anderen jeder anderen Ursache die Schuld gegeben werden könnte, wie meinem guten Willen, und vielleicht kann ich auch sagen, meinem ärztlichen Wissen und Können. Diese Heilung ist also recht zweifelhaft, wenn nicht vom Himmel ein guter Zufall kommt, wie es bei einem ähnlichen Fall in Neapel geschah, mit einem andern Mädchen, die, wie bei Euch hier, auch einzige Tochter war und nicht weniger von den ihrigen geliebt wurde wie die Eure. In dieser Stadt kam ein Mann an, welcher sich rühmte, er werde die Jungfrau heilen, wollte aber vorher nichts über die Belohnung ausmachen, sondern, wenn sie gänzlich zu ihrer früheren Gesundheit zurückgekehrt wäre, so sollten ihm die Eltern geben, was in seinem Belieben stände. Als nun die Jungfrau in kurzer Zeit ganz gesund geworden war, verlangte der gute Mann für seine Mühe und Arbeit die Jungfrau selber, welche er geheilt hatte, zum Weibe; was ihm um so gerechter schien, als er seit lange dieses Mädchen heiss geliebt hatte. Da sich hierbei herausstellte, dass er nicht ein Fremder sei, wie von allen bis dahin geglaubt war, sondern ein Neapolitanischer Edelmann und einer der Todfeinde der Familie, wollten sie nichts von den freigebigen und grossen Versprechungen halten, die sie zuerst gegeben hatten. Darüber wurden ihre Eltern von dem, der es wusste, für so undankbar und unvornehm gehalten, dass Ihr es Euch kaum vorstellen könnt.« »Sicherlich, für sehr undankbar und unvornehm,« riefen einstimmig der Ritter und seine Gemahlin, »muss man die halten, von denen Ihr er-

zählt habt, dass sie die Tochter nicht dem gaben, der sie ihnen in so guter Verfassung wiedergegeben hatte, da sie doch für sie verloren gewesen war, und sie so mit der Tochter noch einen Sohn gewinnen konnten.« »Wahrlich,« fuhr Messer Ambruogio fort, »die Leute sind harter und strenger Strafe wert, der ich mich selbst unterwerfen würde, wenn mir diese Wohlthat bei den gegenwärtigen Vorkommnissen an meinem Fleisch und Blut erwiesen würde. Und wie kann man jemanden für einen Feind achten, der Leben und Gesundheit, die mehr wie verloren waren, diesem Hause wiedergegeben hat? Möchte es Gott gefallen, uns in unserem Unglück so zu trösten; wir würden nicht so undankbar und unerkenntlich sein.« Die Frau fügte unter Thränen hinzu: »Ach, wir verdienen es nicht, dass Gott uns solches Gut und so grosses Geschenk mitteilt, deshalb haben wir nur Thränen und Klagen in unserm Gram, für den es, Meister, wie Ihr versichert, keine Hilfe giebt bei den Menschen auf der Erde; deshalb wollen wir gehen, um sie noch ein letztesmal mit unseren traurigen und unglücklichen Augen zu betrachten.« Und da sie bereits ein grosses Klagen erheben wollte, wandelte der Arzt, der seine List so gelungen sah, sein trauriges Gesicht in ein fröhliches und recht heiteres und sprach: »Gebt mir Eure Hand und versprecht mir beide, auf Eure Treue, dass Ihr, wenn Euch Eure liebe Tochter durch jemand dem Leben wiedergegeben ist, Eure Worte erfüllen wollt. Ihr müsst wissen, dass der ganze Vorfall, den ich, als in Neapel geschehen, Euch erzählt habe, sich in Siena ereignet hat, in Eurem Haus und an Eurem Blut.« Nachdem er das vorausgeschickt, erzählte er ihnen ausführlich alles, was zwischen ihm und Uguccione geschehen war, nnd was ihm von Uguccione und ihrer Tochter mitgeteilt war, und zu welchem guten Ende der Handel jetzt gekommen war und was sie thun müssten, um sich ihrer zu erfreuen. Der Ritter und seine Gemahlin wurden ganz benommen durch solche Erzählung und wussten nicht, ob sie den Worten des Arztes glauben sollten oder nicht, und wie im Traume wurden sie von ihm in das Zimmer der Tochter geführt, welche mit einem Aussehen, wie sie es früher hatte, wie ich schon sagte, und mit eigenen

Worten das Gehörte bestätigte; und sie demütig, mit gebührender Scham um Verzeihung bat. Sie, da sie die Tochter aus dem Grabe erstanden sahen, umarmten sie, küssten sie vielmals und verziehen ihr völlig, indem ihr Vater sagte: »Ich weiss nicht, liebe Tochter, ob bei dir oder bei uns die Liebe eine grössere Macht erwiesen hat« und dann umarmten sie Uguccione, indem sie auch ihm verziehen und hiessen ihn ihre Tochter als seine Braut umarmen und küssen, und es ist nicht zu fragen, ob beide das gern thaten, indem er als Schwiegersohn und Erbe ihr ganzes Vermögen und Habe bekam, wie er es ja wohl verdient hatte. Und nachdem der Ritter die Ausweisung hatte widerrufen und ihn wieder in seine verlorenen Güter einsetzen lassen und zwischen ihm und den von ihm und seinem Freund Verwundeten Frieden gestiftet, bereiteten sie bald die Hochzeit. Sie begaben sich in ihr Haus und machten auch noch Frieden zwischen allen, die vom Hause der Rinaldini übrig waren und denen von der Familie der Tegolei, worüber die ganze Stadt nicht geringe Zeichen der Fröhlichkeit und Freude gab. Meister Agabito wollte keine andere Belohnung, als sich mit an der fröhlichen Hochzeit erfreuen (obwohl die Verlobten ihm trotzdem ihre Dankbarkeit bezeigten), die mit jeder Art Lust, Vergnügen und Pracht gefeiert wurde, welches sowohl den Personen, wie den sonderbaren Vorfällen vorher, angemessen war.

Zeichnung von A. J. Gaskin.



17

DER LETZTE ELEFANT.

Ein müder Erbe, du, der letzte Spross
Der Ahnenreihe, die mit dir beschloss!
Zweihundert Lebensjahre waren wie
Ehrwürdig alten Stammes Agonie;
Die deinen sind vergessen; du allein
Bliebst fremd zurück; bald wirst auch du nicht sein

Die Erde saht ihr noch im Jugendglanze,
Als tropisch überall die Sonne glühte,
Hoch wie ein Baum und starr wie eine Lanze
Der Schachtelhalm an stillen Wassern blühte;
Da rauschte noch balsamischer Gräser Wogen,
Lebendige Fülle deckte alles Land;
Und eure Vettern, stille Riesen, zogen
Bis an des nördlichsten Gestades Rand.

Ein hässlich, schmächtig Tier mit nackter Haut
Stand aufrecht, murmelte verworrenen Laut
Und wurde Mensch
Der Frühling starb; die Erde lag, verlassen
Vom Licht, in Nebeldunst und Eisesmassen;
Nur ihren liebsten Kindern gönnte mild
Natur im Süden reicheres Gefild.
Verändert war schon manchen Stammes Art;
Ihr, früh vollkommen, bliebet was ihr wart.

Da sahest du den jungen Menschen wieder,
Zu neuer Schönheit wunderbar gestaltet:
Ein weiss Gewand, vom Winde sanft entfaltet,
Verhüllt und zeigt die schmiegsam-schlanken Glieder.
Er blickte, eigner Kräfte kaum bewusst,
Mit Kindesbangen auf zum Ewig-Leeren,

Auf jene bunte Welt mit Kindes-Lust,
Auf deine Macht mit zagendem Verehren.
Du aber wurdest seiner Freunde bester,
Die ihr einander doch so ungleich schient;
Du dientest ihm, wie eine ältre Schwester
Dem Säugling dient

Noch sah manch neugeschaffenes Jahrtausend
Tod und Verändrung, miteinander hausend.
Längst hatte sich der Mensch die Welt gewonnen,
Doch längst war auch sein Jugendreiz verronnen.
Es wimmelte in Scharen seine Brut;
Ihr dienten Feuers Kraft und Wassers Flut;
Von fremdem Wirken, fremdem Blute reich,
Erschien der Stolze sich den Göttern gleich;
Die Mitgeschöpfe lernte er verachten,
Vertilgte, die sich nicht zu Sklaven machten.
Ja, auch der Mensch verkümmerte zuletzt;
Die rohe Masse ward zum Herrn gesetzt.
Die ungeheure Einsamkeit begann,
Es starrte euch wie leere Oede an,
Ihr wurdet fremd in neuer Herrschaft Ländern,
Zu alt und vornehm, um euch noch zu ändern.
So magst du, Letzter, sanft und still verlassen
Die Welt, die nicht mehr Raum hat, Euch zu fassen.
Gemeinem Sinn gehört die Spanne Zeit,
Dem Vornehm-Edlen die Vergangenheit.

GERHARDT OUKAMA-KNOOP.

HERBST.

Oh, nicht Kränze flechten wir,
Um uns zierlich anzukleiden;
Diese Tage ehren wir;
Und wir sind wie sie bescheiden.

Sieht die Sonne Mittags noch
Baum und Blüte bunter Farben,
Weiss die Königliche doch,
Wie sie bald im Winter darben.

Sieh den abendlichen Fluss,
Wie er durch die Schatten funkelt,
Der nun bald erblinden muss,
Wenn sichs winterlich verdunkelt.

Und wir stehen Hand in Hand
Und betrachten ernst hier oben,
Wie im dämmerhaften Land
Nebel sich der Flur verwoben.

Was im Herbst zu Boden sank,
Wird kein Frühling wieder geben:
Sei drum jedem Tage Dank,
Den wir ohne Schmerz erleben.

Rudolf Alexander Schroeder.

DER NIEGEKUESTE MUND/ VON JAKOB WASSERMANN.

I.

SCHON von ferne sieht man den gelben, alten, fünfeckigen Turm mit seinem dunklen Ziegeldach, das einer Nachthaube gleicht. Er schliesst eine breite, stille Strasse mit seltsam regulären Häusern ab, die sich wie Zierrat ausnehmen. Mit seinem Thorbogen scheint er auf den gebrechlichen Schultern zweier Häuser zu stehen; das eine ist die Wirtschaft zum lustigen Pfeifer, das andere gehört dem Doktor Maspero. Die Strasse setzt sich verengert bis zum Marktplatz fort, welcher den Eindruck eines städtischen Centrums macht. Viele ruhige Gassen und Gässchen zweigen von da ab: zum Schiessanger, zur Altmühlbrücke, zur Kirche und ein ganz schmaler Gang zwischen der Apotheke und dem Bezirksamt zur jüdischen Synagoge, einem lustigen Bau aus rotem Backstein, gekrönt von zwei gutgelaunten Kuppeln. Ringsherum zieht sich ein weitläufiger Obstgarten, der nur den Tempelvorhof gegen die Strasse frei lässt. Aber diese Strasse hat nur noch ein einziges Frontgebäude, eingeklemmt zwischen uraltem Häusergerümpel, doch nicht minder alt und nicht minder baufällig: das Schulhaus. Sechsundsechzig Kinder, Knaben und Mädchen, werden hier täglich von Herrn Philipp Unruh in die Geheimnisse des Alphabets und der Arithmetik eingeführt. Es giebt Namen und Namen. Manche sind ihrem Besitzer wie aus dem Wesen geschnitten, manche passen zu ihm wie etwa die Synagoge zum Obstgarten. Ein solcher Obstgarten, um den Vergleich müde zu machen, war der Name jenes Lehrers. Er selbst und der Kreis seines Lebens waren voller Ruhe. Die kleine Stadt lag unter dem Horizont aller Ereignisse. Die Leute von Gunzenhausen verrichteten ihre Geschäfte bei Tag und schliefen in der Nacht und von eisernen Gesetzen wurden die Stunden geregelt. Uhren und Kalender hatten nur einen äusserlichen Wert. Die Glocke schlug, aber was sie schlug, brauchte an keines Hörers Ohr zu tönen. Die Zeit ging wie sie

seit Ewigkeiten gegangen war, aber wohin sie ging, gab keinem Verstand ein Rätsel. Nur die Eisenbahnzüge, die das friedliche Altmühlthal hinab- und hinaufrollten, -rasselten, -knatterten, brachten einen Duft von Welt mit, von Geschehnissen, vom Wandel der Dinge, von den traurigen und heiteren Spielen, die in den Ländern vor sich gehen, welche eingespannt liegen zwischen Ozean und Ozean. Philipp Unruh war also ein Ruhiger mit den Ruhigen. Er war auch kein Philippos, kein Pferdefreund, sondern eher der beschaulich schreitenden Katze zugeneigt. In seinem Amt war er weder rühmenswert, noch gab er zu tadeln Grund. Seit neun Jahren rollte sich das Jahrwerk ab ohne sein Hinzuthun. Es glitt ihm vor den Händen vorbei, ähnlich wie bei geschickten Arbeitern, die ohne Augen, ohne Licht vollbringen könnten, was Zwang und Gewohnheit sie gelehrt. So konnte auch er den Unterricht führen, im Finstern. Der Tag zerfiel in Stunden; einzelne Stunden bedeuteten Fächer, und jedes Fach war ein Häuflein Eingelerntes, bereit, in ein Schock mehr oder minder williger Gehirne gestopft zu werden. Diese kleine Maschinen-Sammlung um Philipp Unruh war seine Schule, in welcher er gleichmütig herumschritt und hantierte und mit Wohlwollen und kühler Befriedigung dem ordnungsgemässen Verlauf der Dinge anwohnte.

Derselbe Mann, der weder alt noch jung, weder lustig noch traurig, weder lebendig noch tot war, hatte eine Liebhaberei, welche fast mehr als diesen Namen verdiente, weil sie den eigentlichen Zirkel seines Wesens überschritt. In seiner kahlen, engen, dumpfen Kammer, aus welcher der hellste Sommertag die Dämmerung nicht vertreiben konnte, weil rings Dächer und Galerien ihr den Himmel nahmen, gab es eine lange Reihe von Folianten: Chronika und Memoria und ernsthafte Darstellungen, die Geschichte aller Zeiten und Völker enthaltend. Darin las und grübelte, studierte und spekulierte Philipp Unruh seit Jahr und Tag. War auch gelehrter Eifer im Spiel, — etwas wie Abenteuergelüst war sicherlich dabei. Und wohl noch eines. Während rings um ihn die Zeit starr lag gleich einem gefrorenen See, erblickte er durch seine Bücher ein aufgewühltes, schreckensvolles Meer von Leben. Für ihn war die Gegenwart

nur der magere Schatten, das lautlose Widerspiel der bunten, glänzenden, gefährlichen und anziehenden Vergangenheit. Seine Stube, das zufriedene Städtchen, das stille fränkische Land, das war die Gegenwart. Die Vergangenheit war Europa, Asien, Aegypten, waren mörderische Schlachten, strahlende Revolutionen, versinkende Reiche. Hier war der Doktor, der Apotheker, der Bürgermeister, der Schulrat. Dort war eine Gesellschaft von Königen, genialen Feldherrn, erhabenen Verbrechern, blutgierigen Empörern, ruhmvollen Märtyrern und unerschrockenen Entdeckern. Es gab glänzende Künstler, Propheten, falsche Herzoge, aufopfernde Bürger, heroische Weiber, Vaterlandshelden und märchenhafte Städte. Und solchem Reichtum gegenüber, der unerschöpflich vor ihm lag, der seine Sinne entzündete, seinen Geist bewegte, seine Träume mit unvergleichlichen Gestalten bevölkerte, sollte ihm der matte Tag noch etwas bedeuten? Er ahnte das Schicksal, das seine Hand von Jahrtausend zu Jahrtausend spannt, das die Kleinen vernichtet, um die Grossen zu erhalten; das ganze Länder verbrennt, um die Asche zum Mörtel für das Häuschen eines Märtyrers zu verwenden, das jedes Ereignis menschlichem Mass entrückt, jeden Zufall zur Bestimmung wandelt. Deshalb hatte sich unter seinem rötlichen, buschigen Schnurrbart jenes Lächeln eingenistet, das ebenso kindlich war, wie es für weise gelten konnte. Deshalb hatte er kein Verständnis für die kleine Spottsucht des Doktor Maspero und keine Teilnahme für den Kummer der Frau Süssmilch, deren Töchterchen dem ABC gar feindlich gegenüberstand. Der Herr Adjutant (man nannte ihn so, obwohl niemand sich erinnern konnte, ihn jemals in einer Uniform gesehen zu haben) sagte, der Unruh zähle seine fünfunddreissig Jahre doppelt. Und da er das zu Frau Federlein sagte, welche die Frau des Nachtwächters war, erfuhren es alle Leute, die in der Abgeschlossenheit des Lehrers etwas Verdächtiges und Geheimnisvolles sahen.

Wie heute hatte Doktor Maspero fast täglich einen Begleiter, der die nächtliche Heimkehr vom Wirtshaus verkürzte. Er plauderte da in seiner skurrilen Manier mit dem Baron, der die Apotheke besass. Es gab manchmal ausgedehnte und tiefsinnige Gespräche in der Nacht, wenn das Kartenspiel beendet war. Der Doktor war ein Mann, klein wie ein Zwerg, hager wie ein Knabe, hatte auch die Bewegungen eines Knaben, sprach überlaut und meist grimmig, auch wenn er witzig war. Sein bärbeissiges Wesen glich einer Schutzwaffe gegen die längergewachsenen Menschen. Lispelnd und visionär erzählte der Baron von seinem neuen Provisor. Das Lispelnde und Visionäre war ihm stets eigen. Seine Art erinnerte an frische Butter, so reinlich, mild und appetitlich war er. Er war den schönen Künsten ergeben und verdankte dieser Neigung das Zerflossene und Selbstgefällige seiner Natur. Immer ging er durch die Strassen wie jemand, der sagen will: Seht, welch ein Träumer bin ich. Der Doktor drückte seine Verwunderung aus, dass er den neuen Provisor, der doch schon vier Wochen hier sei, noch nicht gesehen habe und fragte nach dem Namen. »Apollonius Siebengeist,« erwiderte der Baron, und seine Blicke waren verloren ins schwarze Firmament gerichtet. »Einstampfen lassen! Einstampfen lassen! So heisst man nicht,« kreischte der Doktor mit unbegründeter Wut und lauschte auf den Beifall seines Freundes empor, der ihn um zwei Kopflängen überragte. Auch er war nicht ohne Beziehung zum geistigen Leben der Nation. Sein ungestümer Witz war eine Frucht der Bildung. Sein Ideal unter den Bücherschreibern war jener Saphir, der einst nach des Doktors Ansicht die Welt aus ihren Fugen gerüttelt.

Der Baron entgegnete langsam und bedeutungsvoll, dass Siebengeist aus einer guten Familie sei, jedoch sei sein Gehirn nicht in gehöriger Ordnung. Er habe etwas Koboldartiges an sich, etwas Sozialdemokratisches. Darauf antwortete der Doktor, indem er mit zwei Fingern seine Nasenspitze kniff, der Apotheker möge ihm doch ein Pülverchen zur Beruhigung zubereiten, eine staatserhaltende Mixtur. »Rizinus-Oel!«

platzte der Baron heraus und brach über diesen unerwarteten Geistesblitz in solch brüllendes Hoho-Gelächter aus, dass der Nachtwächter Federlein an der Marktecke erschrocken stehen blieb. Geringschätzig verzog der Doktor den Mund, während der sanfte Apotheker noch lange nicht zur Ruhe gelangen konnte. Und während sie ihren Weg durch die ausserordentlich stille Nacht fortsetzten, sprach man noch von den Theatervorstellungen, welche für die nächsten Tage angekündigt waren, denn eine Wandertruppe wollte im fränkischen Hof ihr Quartier aufschlagen. Der Doktor war vom Redakteur des Tagblatts als Kritiker gewonnen worden, und der Baron hatte die Absicht, dem Direktor einen Prolog in Versen zu schreiben. Beim Schulhaus winkte der Doktor leutselig zum dunkeln Fenster hinauf, aus welchem der Lehrer auf die Strasse sah. Die Glocke schlug eben 11 Uhr. Der Doktor fragte empor, ob Philipp Unruh morgen zur Auktion kommen werde. »Es soll auch Bücher geben,« fügte er mit überlegenem Spott hinzu. Die beiden Männer wünschten gute Nacht und waren bald in der Finsternis verschwunden. Der Lehrer wusste, dass es Bücher bei der Versteigerung geben würde. Der jüdische Kantor war gestorben, ohne Angehörige zu hinterlassen, und dessen Habseligkeiten kamen unter den Hammer. Insbesondere wusste Unruh um eine alte Ansbacher Chronik, die der Kantor nie hatte verkaufen, noch verleihen wollen. Daran erinnert, freute er sich jetzt, vergass die trüben Gedanken, die ihn beherrscht, musterte lächelnd den schwarzen Vorbau der Synagoge, schaute strassauf, strassunter, ruhegewohnt, friedesicher und achtete der Kälte nicht. Schnee fiel und fiel, flaumig anzusehen, aufglitzernd im Licht einer einzigen Laterne. Indes, jene allzuschnell vertriebenen Bilder kehrten zurück. Er hatte etwas Seltsames gelesen. Unlängst war er bei seinem Schwager, einem Schwestersmann in Teilheim, gewesen. Das ist ein Oertchen in der Nähe des Hesselbergs und mitten im sogenannten Hahnenkamm. Der Freund besass eine Krämerei, und beim Herumstöbern in Kisten und Kasten, wie es Philipp Unruhs Besuch mit sich brachte, fand sich ein vergessener Schmöker vor, benagt von Motten und

Mäusen, um alles Ansehn gebracht durch Liegen und Staub. Der Krämer hatte schmunzelnd den Fund verschenkt, welcher die Aufzeichnungen einer Marquise Bourguignon enthielt, von einem Kammerherrn, Excellenz, behäbig und schnörkelhaft in das Deutsch des vorigen Jahrhunderts übertragen. Nun sitzt da weltfern und lebensfremd ein Schulmeisterlein in seiner engen Kammer und vertieft sich dumpfen und erschrockenen Sinnes in die frivolen Erinnerungen der Hofdame. Ein goldgieriger Räuber steigt durchs Fenster, aber das Fräulein, fast noch ein Kind, giebt gutlaunig Edleres hin. Der würdige Pater im Beichtstuhl zeigt sich nachsichtig gegen Sünden, an deren Begehung er teilnehmen darf. Auf der Treppe küsst die reizende Marquise ihrem Geliebten das Herz aus dem Leib, während zehn Stufen höher der arme Gatte nach der Lampe ruft. Mönch und Nonne, Fürst und Lakai, Bauer und Soldat, Kavalier und Bürgerin, nehmen teil am übermütigen Tanz der Liebe, ja, die Dinge der unbelebten Welt sind ergriffen vom heiteren Taumel, der Himmel widerhallt vom frohsinnigen Gelächter, und die graziösen Geister der Galanterie werfen jauchzend bunte Tücher über Gräber und Schlachtfelder. Was Gesetze, Philosophen, Zukunft, Religion! Kein Schauer der Ewigkeit für diese lächelnde Bacchantin und ihre hunderttausend Liebeskünste! Es sind ja längstvergangene Zeiten, dachte schliesslich Philipp Unruh furchtsam. Das ist damals so gewesen, durfte damals so sein, denn es war eine Zeit der Barbarei, eine wilde, sittenlose Zeit. Heute ist die Welt still geworden; nichts ist mehr zu erblicken von solch übertriebenem Abenteuerzeug. Ein jeder Mann geht wacker dem Geschäfte nach, ein jedes Weib wohnt züchtig in ihrem Hause, und es regiert die Ordnung. Thörichte Leidenschaften der Vergangenheit mit eurem Ueberschwang und eurer Gefährlichkeit, dachte der Lehrer mitleidig und war zufrieden damit, einem besseren Jahrhundert anzugehören. Daneben aber war etwas Unbestimmtes und Hinterlistiges, das ihn quälte. Bei all dem Herumdenken suchte er sich heimlich zu beschwindeln, und das wusste er. Excellenz Kammerherr hatte sich da eine teuflische Sache ausgesucht für seine lahme Feder. Mit böser Zähigkeit kamen und gingen

Bilder und Philipp Unruh schaute sie an mit wildfremden Gefühlen. Er, der alle Dinge über sich ergehen und herabsinken liess wie Schnee, fühlte plötzlich etwas wie Lebenslast und -besinnung. Endlich schien es ihm genug des Träumens. Er schloss das Fenster, ging noch eine Weile zwischen den leeren Schulbänken auf und ab, trotz der Dunkelheit sicher den Weg findend und suchte dann seine Studier- und Schlafstube auf, um sich zur Ruhe zu begeben.

3.

Ziemlich viele Menschen waren in der Kantorwohnung versammelt, Ortswürdenträger und andere Leute. Es gab auch solche, die nur gekommen waren, um eine Stunde der Winterkälte zu entrinnen. Der Auktionator war ein dicker Mann mit einer militärischen Fistelstimme. Bei den billigen Gegenständen wurde er herablassend, ja, fast gnädig, und sein Würdegefühl stieg um so mehr, je geringer sich die Kauflust erwies. Doktor Maspero erstand einen Schreibtisch, der Bürgermeister ein Dutzend leerer Flaschen, der Trödler Most die Gebetbücher, das »Kasino« einen Teppich — alles für Spottgeld. »Eine Chronik!« rief der Auktionator finster. »Eine Chronik für Unruh!« witzelte der Doktor. »Eine Chronik der Markgrafschaft Ansbach,« sagte der Auktionator streng, wartete, bis das Gelächter zu Ende war und fügte verächtlich hinzu: »Zwei Mark zum ersten.« »Drei Mark,« murmelte Philipp Unruh schüchtern. Einige kehrten sich lächelnd um, denn er stand an der Rückwand des Raums. Die Geschäftigkeit hier hatte ihn aus irgend einem Grund betrübt gemacht. Alle Gegenstände, die unter den Hammer kamen, hatten einen Schein von Persönlichem, von Zusammengehörigkeit, sahen aus wie Glieder einer Familie, die in die Welt verstreut werden sollen. Etwas wie Todestrauer lag über ihnen, besonders über dem schwarzen Ledersopha im Winkel. Es war, als sässe der alte Kantor unsichtbar darin, und betrachte mit mürrischem Gesicht die entrückte, kunterbunte Welt. Die Fistelstimme rief mit be-

leidigtem Ausdruck den Thaler zum zweitenmal ab. »Fünf Mark, sagte jemand, der eben eingetreten war. Alle drehten sich um, und die Mienen wurden zurückhaltend und unzufrieden, als man den neuen Provisor sah. Philipp Unruh erbebte. Er blickte nach Apollonius Siebengeist und dachte erbittert: der reine Adonis. Warum er gerade diese Bezeichnung wählte, und warum es in einer gehässigen Bedeutung geschah, blieb ihm rätselhaft. Der Auktionator nahm das höhere Angebot mit erwachendem Interesse zur Kenntnis. »Zwei Thaler,« erwiderte der Lehrer mit dünner und unsicherer Stimme. Die Leute wurden neugierig, drängten sich zusammen und sahen zu, als ob ein Hahnenkampf vor sich ginge. Doktor Maspero wippte mit dem Stock wie der Dirigent eines ausserordentlichen Vorgangs. Der Lehrer schämte sich wie jemand, der auf irgend eine Weise Interesse erregt, ohne es rechtfertigen zu können. »Drei Thaler,« sagte Siebengeist mit kaltem Lächeln. Er stand an den Pfosten gelehnt, beide Hände in den Taschen seines Pelzmantels, in der nachlässigen Haltung eines Mannes von Welt. In Philipp Unruh erwachte ein trüber Zorn. Doch wie alle schwachen Menschen, die sich beleidigt oder übervorteilt sehen, hatte er den Wunsch, dem Gegner sein Anrecht logisch und herzlich zu beweisen. Er hatte die dunkle Empfindung, als müsse er hingehen und dem Mann sagen, wie viel ihm der Besitz der Chronik wert sei, und wie er sich darauf gefreut habe, sie erwerben zu können. Besonders den Umstand seiner Freude und Erwartung wollte er betonen. Indessen hasste und verachtete er gleichzeitig den fremden Eindringling, und in einer Aufwallung dieser Gefühle bot er zehn Mark. Der Doktor machte ein faunisch entzücktes Gesicht und eine triumphierende Geberde, der Auktionator nickte beifällig und schnupfte geräuschvoll aus einer braunen Papierdüte. Jedoch andere Gesichter sah der Lehrer auf sich gerichtet, deren prüfender Hohn ihn erschreckte, und als der Provisor nachlässig lächelnd noch weiter steigerte, verliess er schweren Schrittes den Raum, mit den Gefühlen eines Menschen, über den ein falscher Urteilsspruch ergangen ist. Ein trüber Wintertag war es; alle Scheiben waren

mit Eisblumen bedeckt. Der Schnee lag hoch und rein und blendete die Augen des Lehrers. Auf einem Zaun, dessen Pfähle weisse, runde Kappen trugen, sassen drei Spatzen und zwinkerten höchst bekümmert den Vorübergehenden an. Aus dem Schulhaus drang ein betäubender Lärm. Unter seiner Ladenthüre stand der Bäcker und schaute spöttisch lachend hinauf. Kunigunde, die Wirtschafterin, begegnete ihm auf der Stiege und kicherte dumm vor sich hin. Er lächelte plötzlich freundlich, als ob er mit jemand eine liebenswürdige Unterhaltung führte, doch schien es ihm unzuvorkommend und bedrückend, dass dieser Jemand bildlos im Raum verblieb. Das Schulzimmer war zum Schlachtfeld geworden. Kriegsgeheul ertönte, und Gegenstände flogen durch die Luft, die einst einer andern Bestimmung geweiht waren. Die schwarze Tafel, in eine Generalstabskarte verwandelt, war mit rätselhaften Hieroglyphen bedeckt. Die Reiterei hatte sich des ganzen Globus bemächtigt, und ein dämonisch kleiner Knabe sass auf dem Nordpol und fuchtelte mit beiden Armen. Einige Amazonen hatten die Gegend des Katheders besetzt und sangen Kampfgesänge. Der Lehrer blieb auf der Schwelle stehen, schöpfte Atem und schrie eine fürchterliche Drohung in den Raum. Sechsundsechzig Paar Augen blickten ihn bestürzt und schuldbewusst an. Alle Kinder setzten sich mit geschäftsmässiger Resignation auf ihre Plätze. Sie erwarteten eine unheilvolle Untersuchung. Der Kleine vom Nordpol hatte sich beim Herunterspringen die Hosen an der Erdachse zerrissen und sass jetzt leichenblass da. Indes begann der Lehrer zu diktieren: Der Hamster und der Igel, eine Geschichte, worin die Hässlichkeit des Geizes eine grosse Rolle spielte. Die Enttäuschung der Kinder war gross. Sie hätten die gleichgültige Hamstergeschichte gern entbehrt gegen das aufregende Prozess-Verfahren, das einer Vormittagsschlacht sonst zu folgen pflegte. Immerhin ereignete sich noch etwas sehr Merkwürdiges, was den Fortgang des einschläfernden Diktats angenehm unterbrach. Die Thüre wurde heftig aufgerissen, und Apollonius Siebengeist trat herein. Er hatte ein dickes Buch unter dem Arm, schritt gerade auf das Pult zu, legte den Folianten nieder und sagte zu Philipp Unruh mit emporgezogenen Brauen:

»Ich bringe Ihnen Ihre Chronik. Ich wollte Ihnen damit ein Geschenk machen. Hoffentlich haben Sie nichts dagegen einzuwenden.« Er grüsste mit übertriebener Unbefangenheit, doch mit schüchternem Blick und ging. Einige Kinder lachten; besonders das brünette Fräulein Süssmilch auf der dritten Bank fand sich sehr amüsiert. Sie war blutrot im Gesicht und konnte kaum aufhören, in ihre Schürze hineinzulachen. Philipp Unruh war verwirrt und beschämt. Mit der schablonenhaften Strenge, die ein wichtiges Erziehungsmittel war, befahl er Ruhe und stellte sich an das Fenster. Es ist etwas Schönes um den Winter, dachte er mit jener Wärme im Innern, welche kühne Hoffnungen erzeugt. Draussen mag es stürmen, ich stehe da, um zuzuschauen. Schlaf und Frieden ist alles. Wie schön, wenn es dämmert und ich durch den Schnee wandere, den bläulichen Schnee, und kein Laut dringt aus der Erde. Mit liebevoller Sorgfalt legte er die Chronik in die Pultschublade, und bald darauf schlug es elf Uhr. Die Sechsundsechzig stürmten davon, und der Lehrer rüstete sich zu einem Spaziergang. An der Ecke bei dem Kasino stand Apollonius Siebengeist und plauderte mit einem Mann, der einen grossen roten Zettel an das Hauseck klebte. Philipp Unruh grüsste und war sichtlich bemüht, etwas Weitläufiges und Kameradschaftliches in seinen Gruss zu legen. »Wir werden jetzt Grossstadt,« sagte Siebengeist lebhaft, »bekommen ein Theater. Und was für ein ungewöhnliches Stück sie da ankündigen!« Der Lehrer that überrascht, obwohl er in der Zeitung davon gelesen hatte. Er hauchte in seinen Schnurrbart, der ein wenig steifgefroren war, und rieb die Hände. »Sagen Sie, lieber Onkel,« wandte sich Siebengeist an den Zettelmann, »habt ihr denn hübsche Schauspielerinnen?« Der Zettelmann machte eine grossartige Physiognomie. »Bei mir ist die Blüte unseres Standes engagiert,« entgegnete er kurz und majestätisch. »Aber Onkelchen, sind Sie denn der Direktor?« rief Siebengeist und schlug die Hände zusammen. Der Schauspieler bestätigte es. »Mein Name ist Schmalich,« sagte er mit dem Stirnrunzeln eines berühmten Mannes. Scheinbar interessiert besah sich Philipp Unruh den angeklebten Zettel. »Melchior

oder die Leiden des Alteros,« hiess das Stück, ein Lebensbild in zehn Abteilungen. Einige Leute waren stehen geblieben und starrten neugierig auf das rote Papier. Der Direktor nahm seinen Kleistertopf und entfernte sich mit feierlichem Gruss. Auch der Lehrer wandte sich zum Gehen und war kaum einige Schritte weit, als er Siebengeist an seiner Seite sah. Der Provisor begann zu reden, als ob es ihm nur um Worte zu thun sei. Er schimpfte über das Nest, in welches ihn ein unwirsches Geschick verschlagen habe; er machte sich über Himmel und Erde lustig, und etwas Knisterndes, Sprudelndes, Glattes war an ihm. Tausend Zuckungen gingen über sein Gesicht. Seine Augen hafteten an tausend Punkten zugleich. Dem Lehrer ward es unbehaglich wie neben einer gefährlichen Maschine. Siebengeist aber schlug einen weiten Spaziergang vor, da ja heute Mittwoch sei. »Der ganze Nachmittag liegt vor Ihnen,« sagte er. »Gehn wir ein wenig hinaus in den Schnee.« Philipp Unruh wagte nicht, nein zu sagen. Er war überhaupt weder ein Nein- noch ein Jasager, und hier fand er sich verpflichtet, Wünsche zu erfüllen. Siebengeist redete weiter, ironisierte die Büchersucht des Lehrers und sprach im allgemeinen vernichtend über das Gelehrtentum. »Was wollen Sie denn mit Ihren Namen und Zahlen, Onkelchen? Erklären Sie sich doch. Die Geschichte? So? Die Geschichte ist ein altes Weib. Alles, was war, ist wertlos. Jener Komödiant und sein Theater ist jetzt wichtiger als alle Moses, Marc-Aurel, Robespierre und Lasalle. Der Unterrock meiner Geliebten wiegt das ganze babylonische Reich auf. Freilich, tausend Jahre sind euch nichts, denn auch die Stunden sind euch nichts.« Der Lehrer blickte verängstigt auf seinen Weg. Nichts Erschreckenderes für ihn, als diese Reden, deren Sinn ihm vorüberglitt wie Wasser. Das Heftige, Sprunghafte, dabei Lachende und Kühne im Wesen seines Begleiters machte ihn schülerhaft verzagt. Eine Weile schwieg Siebengeist und pfiff nur vor sich hin. Weiss und still dehnten sich die ebenen Felder. Unbestimmte Laute kamen aus Fernen, die vom Nebel verhüllt waren. Im glatten Schnee waren zahllose Hasenfährten und Krähenfüsse sichtbar, am Waldrand trippelte eine Rebhühnerschar mit schwachen,

seufzenden Schreien. In der Luft war es wie ein Sieden, ein Sausen, hervorgebracht durch das merkwürdige, schwere Schweigen ringsumher.

»Sind Sie verheiratet?« fragte Siebengeist wie ein Untersuchungsrichter. »Nein? Sind Sie verliebt?« Der Lehrer wurde blass und schüttelte unwillig den Kopf. Siebengeist lachte hell wie ein Kind. »Waren Sie je verliebt? Wissen Sie, Onkelchen, man könnte Sie geradezu für einen Eunuchen halten, wenn man nicht wüsste, dass Sie ein deutscher Bücherwurm sind. Sie verachten natürlich die Liebe, sofern sie nicht auf dem Papier fixiert ist. Haben Sie mal von einer gewissen Ninon de l'Enclos gehört? Ein wundersames Frauenzimmer. Sie hat ganze Generationen mit Liebe beschenkt. Ich war damals ein Gascognischer Prinz und in mancher Nacht küsste ich die unsterblichen Lippen. Seitdem ist die Welt bitter geworden. Onkelchen, was heutzutage sich Weib nennt, ist wert, eingesalzen zu werden. Ich habe keines kennen gelernt, in dem nicht die dumme Gans oder die Xantippe gesteckt wäre. Sie sind schlecht, eitel, feig, anmassend, sitzen stets auf dem Galanteriestühlchen und sind mit Leidenschaft der Lüge ergeben. Dagegen liest man in den Kunstbüchern von den erlauchtesten Idealgestalten. Davor warne ich Sie, Onkelchen. Durch diese Litteratur geht ein Riss. Sehn Sie doch nur, ein Mann wie ich, Prinz von Geblüt, sitzt auf dem Trockenen und weiss nichts anzufangen mit seinen Gefühlen, geht sehnsüchtig in der Welt umher und gafft sich die Augen aus nach dem Bild der Liebe. Nun, ich gebe mir noch eine kurze Frist, dann wähle ich ein angenehmes und schmerzloses Gift.« Er lachte wieder sein kindliches Lachen. Der Lehrer wischte sich den Schweiss von der Stirn. Es ist ein Traum, dachte er zweifelnd und betrübt und sah auf das Bahngeleise hinüber, auf dem ein Schnellzug einherraste. Er freute sich auf seine Abendstunden, auf seine Chronik, auf seine stille Abgeschiedenheit. Indessen forderte ihn der Provisor auf, mit ihm in einem Wirtshaus in Altenmuhr zu essen, und noch viel weniger als früher wagte er, es abzuschlagen. Doch Siebengeist wurde merkwürdig schweigsam, ballte nur hie und da Schnee zusammen und warf ihn auf die Baumkronen, dass es knisterte. Dann lachte

er und freute sich. In der niedrigen, heissen Wirtsstube sassen Fuhrleute beim Bier. Siebengeist berührte kaum die Speisen. Er stocherte nachdenklich in seinen weissen Zähnen, während der Lehrer tüchtig zugriff. »Gelehrsamkeit stärkt den Magen,« bemerkte Siebengeist sarkastisch. »Wissen Sie, was mir jetzt eingefallen ist? Ich forme mir eine Jungfrau aus Schnee: schön, rein und klug. Ich gebe ihr das Herz eines treuen Hundes und die Augen einer edlen Hässlichen, die in Verborgenheit lebte. Das Ganze belebt, wäre ein Wunder an Vollkommenheit.«

Philipp Unruh dachte: wenn dieser Mann Apotheker ist, werden die Kranken seltsame Mixturen erhalten. Sein ordnungsliebendes Gemüt begann sich zu empören. Er betrachtete den Provisor scheu von der Seite und musste sich gestehen, dass er ein schönes Gesicht habe, ein intelligentes Auge, einen weichen, schwärmerischen Mund. Auf dem Heimweg stockte jedes Gespräch. Die Ruhe der Natur war ein Befehl zur Ruhe für die Wanderer. Schon begann das beschneite Gelände bläulich zu schimmern. Wie schwärzliche Gestalten standen die Bäume da, streckten die Aeste verzweifelt gegen den Himmel. Philipp Unruh empfand seinen Begleiter wie eine schwere Bürde. Er vermochte nicht zu überlegen und nicht zu denken in seiner Gegenwart. Unsichere Schuldgefühle belästigten ihn. Als sie den Marktplatz des Städtchens entlang schritten, begegnete ihnen der Baron Apotheker und lud sie ein, den Nachmittagskaffee in seinem Hause zu nehmen. »Meine Frau wird sich freuen,« sagte er süsslich und in einem Ton, als spräche er von einer majestätischen Person. Siebengeist nickte zerstreut und nahm des Lehrers Arm, der verschüchtert und abwartend der Einladung folgte.

Es war ein uraltes Haus mit vielen Ecken und Winkeln, breiten, finstern Stiegen, geheimnisvollen Thüren und knarrenden Dielen, worin die Apotheke war. Es stammte noch aus der Markgrafenzeit und teilte jedem seiner Bewohner etwas von seinem verschlossenen, düstern, eckigen und altmodischen Wesen mit. Aus der Tiefe des Flurs kam die Baronin und rief den Provisor zu sich hin. Philipp Unruh und der Apotheker gingen daher voran, doch da es schon finster war, bat der Baron seinen

Gast, stehen zu bleiben und eilte voraus, um ein Licht zu bringen. Der Lehrer lehnte sich aufseufzend an die breite, gotische Brüstung und hörte Stimmengeflüster auf der Stiege, das alsbald wieder verstummte. In diesem Augenblick kam der Baron mit der Lampe den Korridor entlang, und ein Lichtstrahl erhellte das ganze Treppenhaus. Da sah Philipp Unruh, wie sich zwei umschlungen hielten und küssten. Die Frau hing am Halse Siebengeists mit geschlossenen Augen. Er aber hatte die Augen offen, und es war, als sähe er weit über sie hinweg, in eine weite Ferne, und sein Blick war düster und starr. Das dauerte im Schein des Lichts keine Sekunde, aber der Lehrer glaubte, Zeuge eines grauenvollen Verbrechens gewesen zu sein. Als er dem Apotheker folgte, trugen ihn die Füsse kaum, und seine Zähne schlugen heftig aufeinander. Der Baron drehte sich um und lachte in seiner Hoho-Manier. »Armer Teufel,« sagte er, »klapperkalt ist ihm.« Und er brüllte in die Küche, dass es von allen Mauern widerhallte: »Johanna, heisses Wasser zum Grog!« Gleich darauf begann er wieder zu lispeln und lispelte von der Poesie des Winters, während das andere Paar scheinbar harmlos plaudernd die Stube betrat. Gemütliche Wärme herrschte in dem grossen Zimmer, dessen Decke gewölbt war wie in einer Kapelle. Der Ofen für sich war ein kleines Haus. Der Baron las seinen Prolog für das Theater vor, wobei Siebengeist ergeben in seine Tasse blickte. Offenbar waren die Gäste nur dieser Dichtung wegen herbeigeschleppt worden, denn der Baron las mit der studierten und zugleich naiven Wichtigkeit des Dilettanten, der sich ängstlich vorbereitet hat. Es kamen da viele Reime vor, und manche Gedanken, die eines Barons ausserordentlich würdig waren, um wieviel mehr eines Apothekers. Die Hippogryphen waren zu diesem Ritt kostbar gesattelt worden, und vom grossen Stall der Metaphern war, was Beine hatte, mitgelaufen. Zeit und Ewigkeit, Vaterland und Wissenschaft, Kunst und Natur waren, mit Trara-Trompetlein bewaffnet, auf einen erbaulichen Kothurn gestiegen und grinsten zum Vergnügen aller Mitbürger aufgeregt herab. Des Dichters Stirn war in Schweiss gebadet und sein blonder, zierlicher Schnurrbart zitterte rhythmisch mit.

Zu anderer Zeit hätte Philipp Unruh hohes Gefallen an der Produktion gefunden. Aber der gemütliche Raum schien jetzt von schwülen Mysterien erfüllt. Er sah Siebengeist gequält und grübelnd sitzen und wagte es endlich, auch die junge Frau anzuschauen. Ueberrascht und erschreckt senkte er den Blick nieder. Die schwarzen Augen der Baronin waren begeistert auf die Lippen ihres Mannes gerichtet, und sie lächelte begeistert. Zorn und Scham erwachten in dem Lehrer. Er atmete in Lügenluft, aber eine ihm bisher unbekannte Empfindung sinnlicher Neugier ergriff ihn. Als der Apotheker geendet hatte, lief die Frau beglückt auf ihn zu, umarmte und küsste ihn stürmisch. Dem Lehrer graute. Gefährlich, tückisch und verschlagen zeigte sich ihm das Weib, und er sah dem Provisor ins Gesicht, der mit einem dummen Lächeln gegen das Fenster blickte. Auf einmal schrie jemand auf der Gasse laut und vernehmlich Feuer, und gleichzeitig ertönte die Sturmglocke. Siebengeist öffnete das Fenster und fragte hinunter. Es brenne beim alten Schulhaus, hiess es. Philipp Unruh stürzte davon, nur von Gedanken an seine Bücher erfüllt.

4.

Eine der Galerien, morsches, altersschwaches Zeug, stand lichterloh in Brand. Es sah unheilvoll aus, denn was da an Häusergerümpel beisammenstand, schien sehr empfänglich für das Feuer. Die Flammen erfüllten den Hof, schlugen über das Dach des Schulhauses, und es gab ein Schock von Kindern, welches mit verbrecherischer Spannung darauf wartete, dass jenes verhasste Gebäude zur Stunde vom Erdboden verschwinden würde. Die Leute aber, denen es gleichgültig sein durfte, ob es Schulferien gab oder nicht, zeigten sich sehr aufgeregt, und die Turmglocke, die solche Gelegenheiten gern ergriff, um einen prahlerischen Lärm zu erzielen, vermehrte die Angst der Gemüter. Ihre kurzen Schläge glichen dem Pochen eines schreckenerfüllten Herzens. Es rückte die Feuerwehr an mit mutigen Messinghelmen und verzagten Gesichtern, und

diese guten Menschen verübten nun ihrerseits wieder solchen Skandal mit Trompeten und Kommandieren und einem rasselnden Spritzenwagen und himmelhohen Leitern, dass der Tumult grösser wurde als die Gefahr. Statt zu handeln oder sich unterzuordnen, machte sich jeder auf besondere Weise wichtig und benahm sich als eine verdienstvolle Autorität in Gummischläuchen oder im Wassertragen oder im Klettern und Fensterzertrümmern. Philipp Unruh stürmte in die Küche, nahm eine grosse Kohlenkiste, die er in seine Studierstube schleifte und warf dort mit erstaunlicher Handfertigkeit seine Bücher hinein, Unheimlich sah es aus, wie er von den düsterroten Flammen beleuchtet in dämonischer Geschäftigkeit die schwarze Kiste mit den alten Folianten füllte. Mit einer Kraft, die er als Zuschauer verwundert beobachtet hätte, zerrte er den schweren Kasten zur Stiege, liess ihn unter grossem Gepolter herabgleiten, und erst unten fanden sich zwei Männer, die ihm halfen, seinen Schatz auf die Strasse zu tragen. Zwischen zwei Schneehaufen blieb die Kiste stehen. Erleichtert betrat der Lehrer wieder das Haus, um, wenn es nötig war, auch die übrigen Habseligkeiten zu bergen. Die Wirtschafterin lief heulend im Flur herum. Da niemand noch an Gefahr für das Schulhaus dachte, klomm Unruh allein empor, sah sich um, fand es merkwürdig still, hörte nur das Geprassel des Feuers und das Zischen der Wasserstrahlen. Schränke und Wände waren blutigrot; die Fensterscheiben zitterten vor Hitze, doch mit jedem Augenblick verminderte sich die Gefahr. Die Holzgalerie brannte ab wie Papier, und die Steinmauer wurde nur schwarz von Russ. Im Hofe stand die Feuerwehr, eine Schar von Todesverächtern. Ein Mann aus dem Volk zeigte sich so begeistert, dass er applaudierte wie im Zirkus. Philipp Unruh trat wieder auf die Strasse. Er winkte den Gemeindediener herbei, dass er ihm helfe, die Kiste zurückzutragen. Allein die Kiste war verschwunden. Der Raum zwischen den beiden Schneehaufen war leer. In den weichen Schnee war ein tiefes Rechteck eingedrückt, sonst war nichts zu sehen. »Wo sind denn die Bücher?« fragte der Lehrer mechanisch, und blickte sich befremdet um. »Gutmann, wo ist meine Kiste?« schrie er einen

vorübergehenden Feuerwehrmann an, und sein Gesicht verzerrte sich. Gutmann zuckte beschäftigt die Achseln. Der Gemeindediener versuchte zu trösten und öffnete nachdenklich sein Schnapsfläschchen. Einen um den andern rief der Lehrer an, aber keiner wusste etwas. Eine Gruppe sammelte sich, die Ratschläge gab und Meinungen austauschte. Der Polizist Grünhut stellte sich ein und schrieb Notizen in ein verschmiertes Buch. Der Lehrer hatte zuerst gejammert, jedem geklagt, einige um Beistand gebeten; jetzt wurde er still. Die Gewissheit, dass man ihm seinen teuersten Besitz entwendet habe, begann als etwas Ungeheures auf ihm zu lasten. Er fühlte sich vom Himmel selbst verwundet; beleidigt und verwundet in seinem innersten Wesen. Die Ungerechtigkeit, unter der er so zu leiden hatte, erstickte seine Ueberlegungen, raubte jedes Mass, jede Berechnung für das, was ihm zugestossen. Hier lag ein Verbrechen vor, unerhört und frevelhaft. Wer durfte einen armen Friedlichen auf solche Art zu Schaden bringen? Er war ein Lehrer, nichts weiter, und verrichtete ehrlich sein Geschäft. Er war vor andern um nichts bevorzugt. Oder wurde es so bitter gerächt, dass er dem harten Brot des Berufs etwas Wohlgeschmack und Süssigkeit hinzugefügt? Breit und mit Würde angestopft, kam der Herr Wachtmeister des Wegs. Er versprach leutselig, sich der Sache anzunehmen. »Wacker,« sagte er, »wacker,« ein Lieblingswort, welches er grundlos bevorzugte. Der Polizist trank aus des Gemeindedieners Flasche und eilte in die Nacht, den Dieb zu verfolgen. Man schickte zum Bäcker und zum Schneider nebenan. Dieser begann zu schimpfen, man bringe ihn um seinen Ruf, jener that sehr unschuldig und besorgt. Das Verschwinden der Kiste blieb ein finsteres Rätsel. Philipp Unruh ging noch immer auf der Strasse hin und her, blickte mit zusammengepressten Zähnen in die Nacht. Die Leute entfernten sich langsam. Es war neun Uhr und Schlafensstunde nah. Auf dem Brandplatz blieben zwei von den Messingbehelmten, lagerten sich an ein Kohlenfeuer und tranken zahllose Krüge Bier, das aus dem lustigen Pfeifer geholt wurde. Doktor Maspero war der Letzte, der vor den trostlosen Beraubten hintrat. Er schaute prüfend zu dem

Lehrer empor und sagte übelgelaunt: »Es ist ja gerade so, als ob Sie eine lebendige Familie verloren hätten. Pfui, Unruh, das heisst, sich zum Narren stempeln.« »Lieber Herr Doktor,« entgegnete der Schulmeister unwillig und ohne die Stimme zu erheben, »wer etwas verliert, muss am besten wissen, was er verliert.« Der Doktor brummte, zog die Augenbrauen in die Höhe, kicherte in sich hinein und wünschte gute Nacht.

5.

Doktor Maspero hatte gut lachen; er wusste, wo die Bücher hingeraten waren. Nicht ganz ein Komplott und mehr als ein Einfall trug die Schuld. Das kleine Männchen mit dem Alleswissergesicht versuchte sich gern in der Seelenheilkunde. Auch der Apotheker und der Schulrat hatten Teil daran. Jene behördliche Person billigte das Treiben des Lehrers nicht. Obwohl von Pflichtversäumnissen bislang keine Rede sein konnte, — hinter stummen Bücherdeckeln erhebt sich oft ein unheilvoller Geist. Niemand konnte das gründlicher bestätigen als der Baron. »Verderblicher als alles ist das Wort,« lautete sein gebildetes Orakel. Der Doktor seinerseits mischte sich mit Leidenschaft in fremde Angelegenheiten. Er war ein Schnüffler und misstraute allen Leuten, bei denen er Geheimnisse vermutete. Er hasste die Schweigenden, hasste die Leute, die anspruchslos ihres Weges gehn und in sich verschliessen, was sie im Innern beschäftigt. Er hasste jene, die sich für irgend etwas mit wahrem Gefühl einsetzen und hielt sie für Lügner. Jeder Einsame galt ihm als Verräter an einem öffentlichen Wohl. Seine Zwerg-Gestalt war der Grund eines wunderlichen, giftigen Ehrgeizes. War er den andern körperlich unterlegen, so wünschte er doch brennend, sonstwie zu herrschen. Daher sein penetranter Witz, seine angebliche Verachtung der Frauen; daher seine seltsame Eifersucht auf alles Grosse, was immer in der Welt geschah; daher seine Freude, sogenannte Wahrheiten zu sagen, seine unermüdliche Geschwätzigkeit, seine Gier, zu verurteilen, gehört zu werden,

belacht zu werden, zu glänzen. Er war der Erste gewesen, der Unternehmungen gegen die Bücherwut des Lehrers geplant hatte. Seine Motive waren menschenfreundlich; er sagte es. Aber das waren hilflose Worte geblieben bis zum Tag der Feuersbrunst. Da hatte er das Herausschleppen der Kiste beobachtet, war zum Bäcker geeilt, der für einen guten Spass alles Brot im Ofen schwarz werden liess. Alsbald war die Kiste unter dem Ladentisch verschwunden, und der Bäcker drückte sein gründliches Missfallen an der Studierwut des Lehrers aus, vermutete Schwarzkunst und teuflische Zauberei dahinter. Der Doktor empfahl ihm, die Bücher ordentlich zu bewahren und verhielt sich so, als ob ein reformatorischer Gedanke jeden Schritt in dieser Angelegenheit vorbestimmt habe.

Auf dem Heimweg erfand Doktor Maspero ein verwickeltes System zu der That, die er gegen Philipp Unruh unternommen, ein System, welches zugleich philosophischer und pädagogischer Natur war. Als er sich der letzten Konklusion nahte, bemerkte er die Gestalt des Provisors Siebengeist, die am Zaun des Kasinogartens lehnte, als ob sie steifgefroren wäre, und die Augen des jungen Mannes beobachteten gespannt den Mond am klaren Himmel. Erschrocken blieb der Doktor stehen und sagte mit unsicherer Bosheit: »Sie sind mir ein gespenstischer Herr da.«

Siebengeist senkte den Kopf und blickte den Doktor von der Seite an. »Dieser Kerl ist mein Feind,« erwiderte er langsam, die Faust gegen den Mond ballend. »Ich kann nicht schlafen, so lang er am Himmel steht.«

»Also ein Romantiker,« meinte der Doktor, parodistisch in den Ton des Arztes verfallend, »ein Romantiker mit kalten Füssen also.«

Siebengeist begleitete schweigend den Doktor die Strasse hinab. Der Herr Adjutant kam ihnen entgegen, grüsste schreiend und lachend, als ob er eben von einer Amerikareise zurückgekehrt wäre, verschwand lautlos in der Nacht. Selten sind die Schlauen auch im Schweigen schlau. Der Doktor erzählte Siebengeist mit geheimnisvollem Wesen die Geschichte von den geraubten Büchern, und das philosophische System enthüllte sich in Beweiskraft. Siebengeist hatte nichts darauf zu antworten. Er nahm Schnee in die Hand und drückte ihn gegen seine Stirne. »Der

Mond ist mein Feind,« murmelte er. »Mich verdriesst sein Grinsen, seine Klarheit, sein erborgtes Licht, seine anspruchsvolle Nutzlosigkeit. Er steht da droben und hat sein Amusement von der Welt. Und ich, ich muss mir den Kopf im Schnee kühlen, fiebernd vor Ueberdruss.«

Sie standen vor dem Turmbogen, und der Doktor blickte verdutzt sein Hausthor an, wusste nichts zu entgegnen als: »Sie sind verliebt, junger Freund.« Er hatte bei den Redereien des Provisors ein Gefühl wie jemand, den man aus dem ersten Schlaf weckt, um ihm die Anfangsgründe der Eskimosprache beizubringen. Doch that er verständnisvoll aus Furcht vor einer möglichen Ueberlegenheit des Anderen. »Richtig: eine meisterhafte Vermutung!« rief Siebengeist, mit dem Stock an das morsche Thor schlagend, dass es drinnen dumpf widerhallte. »O ich bin ein geriebener Hund, was die Weiber betrifft,« sagte der Doktor. »Ich kenne alle Schliche darin. Wie sieht sie aus, was ist sie, wie ist sie?«

»Wie sie aussieht? Je nun, das ist schwer. Eine gut funktionierende Nase, zwei erfahrene Augen, einen redseligen, lügnerischen Mund. Wie sie ist? Ebenso feig wie dumm, ebenso habgierig wie eitel, ebenso frech wie leer, ebenso gestorben wie die andern Leute hier herum. Aber Sie denken, ich spiele deshalb den Verschmäher? Ei, Doktor, da irren Sie sich. Der Rock ist alles, es lebe der Rock. Genug davon. Zuviel Wucht für die taube Nuss.« Unter dem Thorbogen des Turms schallte ein leichter Schritt. Es ging da ein junges, schwarzgekleidetes Mädchen, dessen Kopf mit einem Shawl verhüllt war. Es sah nicht aus, als ob sie Eile hätte, denn sie ging mehr für sich hin, verloren und abgekehrt, den Kopf leicht vorgeneigt, und in ihrem Schritt war sowohl Müdigkeit als auch Verträumtheit enthalten. Siebengeist folgte ihr mit den Blicken, als ob sich sein Schatten in Bewegung gesetzt hätte, denn es war schon etwas Ungewöhnliches, dass zur Schlafenszeit in offener Gasse jemand ging, der nicht Eile zeigte, schlafen zu gehen. Des Doktors Schlüssel kreischte im verrosteten Schloss. Herr Maspero, Siebengeist beobachtend, gab seine liebenswürdige Nachsicht durch ein Lächeln kund, einem Veteranen gleich, der beim Anblick der Spielflinte eines

Knaben an die grossen Schlachtenkanonen denkt. Dann verabschiedete er sich in der akademischen Steifheit, die ihm eigen war. Er betrat den öden Flur seines Hauses, in dessen Hintergrund bei der Treppe eine nimmermüde Steh-Uhr ihr schläfriges Ticken seit Jahrzehnten ertönen liess. Sechstausend Nächte und mehr noch lief das Werk im stummen Pflichtgefühl, und wenn es abends zehn Uhr war, kreischte der Schlüssel im verrosteten Schloss, und der Zwergdoktor sagte irgend einem gute Nacht, der vor dem Thore stand, riegelte sich ab von der Welt, machte die alten Dielen durch seine kleinen Füsse knarren, hob an der Treppe das Kerzchen gegen das Zifferblatt, wobei in seinen grauen, unruhigen Augen etwas Fragendes aufblitzte, das unbehaglich und beängstigt den Fortschritt der Zeit wahrnahm. Die akademische Steifheit verlor sich, das leutselige oder sarkastische Lächeln verschwand. Unsichtbare Schatten der Zukunft schienen in dem stillen Haus emporzuwachsen, vom Flur bis in die Bodenkammer, und wehe, wenn sie einmal so weit gelangten, die beiden geschäftigen Zeiger der Doktorsuhr stehen bleiben zu heissen. So wird den Masperos allmählich die ganze Welt zu einer Uhr: die Hausmauern, von denen der Kalk abbröckelt; der Nachtwächter, dessen Stimme zitternder und leiser die Stunden ruft; der Wald, von dessen Bäumen die Blätter fallen; die Erde, die sich mit Schnee bedeckt; die Sonne, die hinter Frühjahrsnebeln blutet; ja, sogar die Kleinen, denen der Schuster von Jahr zu Jahr grössere Stiefel machen muss. Am nächsten Tag wussten die Kinder von komischen Sachen zu wispern, die sie in der Schule gehört. Von zehn bis elf war Geschichtsstunde gewesen, ein Fach, das bisher aus einigen Namen und Zahlen bestanden hatte, mühsam und überflüssig zu lernen. Heute war der Lehrer, die Hände auf dem Rücken, hin- und hergegangen und hatte unaufhörlich geredet. Ungerechtigkeit sitze auf dem Thron der Erde. Die Geschichte sei nichts anderes als die Wissenschaft von der Ungerechtigkeit. Was ein Edler unternehme, werde hundert Unwürdigen preisgegeben, und ist es Gott, welcher das Glück eines Einsamen bewacht, so seien seine Augen matt, seine Sinne erschöpft vom Anblick der Zerrüttung und des Uebels. So

sprach der Unbesonnene zu Kindern: Dinge, die weitab vom Kreis seines Amtes lagen, und sein Mund zitterte unter dem buschigen, herabhängenden Schnurrbart. Als das Schulzimmer leer war, setzte er sich vor den Globus, und so traf ihn Doktor Maspero, der beim Bäcker gewesen war und nun, wie er sich sagte, aus freundschaftlicher Besorgtheit auch den Lehrer besuchte. Philipp Unruhs Blicke waren fest auf einen Punkt in der Wüste Saharah gerichtet, dann liefen seine Augen meridianaufwärts über Hellas und den Hellespont, durchsegelten das schwarze Meer und blieben stumpfsinnig nach rascher Landwanderung in der Nähe Sibiriens liegen. »Sie werden sich erkälten bei dem Klimawechsel,« scherzte der Doktor. »Ueberall da leben Menschen,« erwiderte der Lehrer, mit einem vertieften Ausdruck emporblickend. »Lauter fremde Menschen.«

Der Doktor geriet vor dem grabenden Blick Unruhs in Verlegenheit. Er fragte sich umsonst, was ihn hergetrieben, und seine Manier zu reden, wurde mühevoll. Die Pausestunden verflossen, und die kurze Schulzeit des Nachmittags verging. Der Lehrer wandelte betrübt zwischen den Bänken umher, und beruhigte so den ängstlichen Geist der Kinder wieder. Gegen Abend klopfte es an die Thüre von Unruhs eigenem Zimmer, und Apollonius Siebengeist trat ein, warf den Hut irgendwohin und den Mantel nach, rieb sich am Ofen die Hände wie jemand, der einträgliche Geschäfte gemacht hat und achtete kaum auf die erstaunten Mienen des Lehrers. »Eine gemütliche Stube haben Sie da,« sagte er, sich fröhlich umschauend. »Ich komme zu Ihnen, weil ich niemand hier weiss, mit dem sichs plaudern lässt. Die meisten Leute, mit denen man redet, hören gar nicht, sondern besinnen sich nur auf die Antwort. Heute brauch ich aber partout einen Zuhörer und ein warmes Oefchen. Aber Schulmeister! Onkelchen! Sie sind ein so gescheiter Kerl und sehen aus wie der selige Griesgram.« »Alle meine Bücher sind mir gestohlen worden,« murmelte der Lehrer klagend. Siebengeist kratzte seinen Kopf und pfiff leise in die Ofen-Nische. Dann machte er ein pfiffiges Gesicht, das ihm ausserordentlich gut stand, trat dicht vor den Lehrer hin und legte beide Hände auf dessen Schultern. »Und wenn

ich Ihnen nun verspreche, dass Sie Ihren Schatz wieder haben sollen?« fragte er lächelnd. Philipp Unruh sprang auf. »Sie wissen? Was verlangen Sie dafür?« rief er mit überraschender Leidenschaftlichkeit.

Siebengeist lachte und errötete. In seinen Augen war ein so merkwürdiges, verlorenes Glänzen, dass es wohl Jeder bemerkt hätte, der sich besser auf Menschen verstand als dieser Philipp Bücherwurm. »Allerdings verlang ich etwas dafür,« sagte Siebengeist, und sein Lächeln kehrte wieder, das jetzt etwas Durstiges und Gedankenfernes hatte. »Sie kennen doch den Theaterdirektor, den Herrn, der mit dem Kleister so königlich hantiert? Sie erinnern sich doch? Gut. Gehen Sie heute ins Theater. Man giebt die erste Vorstellung. Und wenn das Stück aus ist, suchen Sie auf irgend eine Weise zu dem majestätischen Herrn zu kommen, knüpfen ein Gespräch an, indem Sie sich entzückt stellen über seine Leistung als Graf oder General oder Bettler, was er eben in dem Stück vorstellt. Der Mann wird butterweich werden, oder ich kenne die Komödianten nicht. Dann fangen Sie an, von seiner Truppe zu sprechen, laden ihn vielleicht zu einer Flasche Wein ein und kommen so auf Myra zu sprechen. Das ist eine von den Schauspielerinnen. Schreiben Sie sich den Namen auf: Myra. Einen andern hat sie momentan nicht.«

»Myra,« redete Philipp Unruh nach, nicht begreifend, was er solle. Siebengeist schritt erregt auf und ab, legte die Hand auf die Stirn und fuhr etwas leiser und eintöniger fort. »Wenn der königliche Schuft nicht reden will, so schieben Sie ihm Geld in die Hand. Ich gebe Ihnen, was Sie brauchen. Fragen Sie also nach Myra. Wie sie lebt, woher sie kommt, weshalb sie sich beim Theater aufhält, ob sie ... ob sie Liebschaften hat oder gehabt hat, — nun jetzt wissen Sie ja genug, heiliger Himmel.« Er lachte überstürzt, setzte sich am Ofen nieder und schaute in die Glut. Dann, als verstünde er das Schweigen des Lehrers, begann er wieder urd redete in das Ofenloch hinein: »Fürchten Sie nicht, dass Sie etwas Unehrenhaftes thun. Sie retten dabei nur mein irdisches Heil. Ich selbst kann es nicht übernehmen. Ich kann den Namen dieser Person nicht aussprechen, ohne etwas zu spüren, das wie eine innere

Feuersbrunst ist. Und müsste ich hören, wovor mir schon in Gedanken graut, ich erschlüge den Kleisterbaron, so wahr ich bin. Die Leute beim Theater reden wasserklar einer über den andern. Nun, Schulmeister, wollen Sie das unternehmen für mich? Hier ist das Billet; alles ist vorbereitet. Wenn Sie nicht wollen, brauchen Sie das Stück gar nicht einmal anzusehen.« Der Lehrer zauderte, fremdartig berührt durch das Wesen des jungen Mannes. Die Versprechung mit den Büchern erschien ihm plötzlich märchenhaft, wie alles, was der Provisor that und sagte. Aber auch das erriet Siebengeist mit der sicheren Gabe des von seinen Zwecken ganz erfüllten Menschen. »Ihre Bücher, meine Hand darauf, sollen Sie wieder haben!« rief er und fügte mit übertriebenem Pathos hinzu: »Es sind da infame Ränke im Spiel, die ich zerstören werde.«

Philipp Unruh reichte dem jungen Mann seine Hand, schüchtern und voller Zweifel. Siebengeist lächelte freudig und unbefangen, zeigte seine weissen Zähne. »Ich vertraue Ihnen, darum das alles,« sagte er, nun wieder in seiner natürlich gewinnenden Weise. »Sie sind ein Stiller, ein stiller Freund. Wenn Sie mehr Zutrauen zu sich hätten, könnten Sie weiter oben stehen in der Welt. Berichten Sie mir nur alles, was Sie da erfahren und merken Sie sichs mit dem Herzen. Sie wissen nicht, was für mich davon abhängt. Beobachten Sie jedes Augenzwinkern, jeden Gedankenstrich in der Rede. Die Leute sagen Vieles ohne Worte. Helfen Sie mir heute, und ich will Sie als meinen liebsten Freund betrachten.«

Siebengeist sagte das mit solcher Herzlichkeit, die auch kühle Seelen erwärmt hätte. Der Lehrer hörte verwundert zu und beinahe mechanisch fragte er: »Warum nur? Warum?« Siebengeist setzte sich an den Tisch, drehte ein wenig an dem Docht der Lampe, lächelte zart und erinnerungsvoll, wobei seine Augen strahlend und weit wurden. Dann sagte er, als ob er zur Lampe rede: »Da trifft man irgend einen Wanderer auf der Strasse, in der Nacht, im Schnee und gleich schmieden sich Schicksale zusammen. Und man geht mit dem sonderbaren Wesen, spricht kaum, erfährt kaum einen Namen, nichts als einen lumpigen Theaternamen. Myra! Was für eine unverständliche Zusammenstellung von

Buchstaben? Bis gestern noch etwas so unbekanntes wie der eigene Todestag, heute ein Ereignis, von dem alle Stunden schwer sind. Ich begreif' es nicht, begreife nicht, was die Leute Erleben nennen. In einem Geheimnis schlendern wir umher.« Voll Teilnahme, Sympathie und aufrichtiger Gesinnung blickte der Lehrer sein Gegenüber an. Er ahnte, dass ihm etwas wie ein wirklicher Mensch begegnet sei.

6.

Ein Brummbass, zwei Geigen und eine Clarinette machten eine vortreffliche Musik vor Beginn des Stückes. Der »grosse Saal« des fränkischen Hofes, (der eigentlich nur eine geräumige Wirtsstube war) füllte sich mit Zuschauern. Die Sitze der vorderen Reihen bestanden aus wirklichen Stühlen, während für die minder vermöglichen Leute lange Bretter über Bierfässer gelegt waren. Alles strömte herbei, was in Gunzenhausen für Kunst und Bildung eingenommen war. Man sah die Spitzen des »Casino«, einer preiswürdigen Vereinigung der eleganten Kreise: die Frau Notar mit ihren Töchtern, die Frau Oberamtmann, die Frau Steuerrat, die Frau Expeditor, die Frau Apotheker, die Frau Major, die Frau Schulrat. Sodann zeigten sich die weniger ausgezeichneten Damen, die jüdischen Kaufmannsfrauen, die Handwerkerfrauen, welche aus Ehrfurcht vor jenen Titularherrlichkeiten nur zu flüstern wagten. Nicht so gebieterisch nahm sich die vornehme Männerwelt aus, aber man weiss, dass die stumme Würde keineswegs die geringere bedeutet. Es war eine Luft von Frohsinn und heiterer Erwartung, denn so versammelt das Theater stets die gutgestimmten Elemente, aller Neben-Interessen entledigt, um im entzückenden Spiel, nicht nur vor den Augen der eleganten Kreise die Macht der Kunst zu erproben. Alles ist da einer edleren Erhebung geweiht. Niemand stellt sich ein, etwa nur um einen Schauspieler zu bewundern, oder um eine kostbare Robe sehen zu lassen, oder einen missliebigen Verfasser um den verdienten Erfolg zu bringen. Voll Reinlichkeit ehrlicher Gesinnung und Tüchtigkeit ist alles, was mit dem

trefflichen Institut des Theaters zusammenhängt. Der Vorhang erhob sich, und mit feierlichem Schritt erschien der Direktor um den dichterischen Prolog des Barons von sich zu geben. Der Vortrag des Poems war nicht ohne Geschmack. Der Redner schrie oder brüllte nur, wenn es kaum zu umgehen war. Bei der Stelle; Wahrheit und Natur sind eins! streckte er beide Arme von sich, wie um ein Gespenst abzuwehren, und machte eine Generalpause, — eine verblüffende und gut gewählte Einzelheit. Als der Prolog zu Ende war, bekam die erste Geige ein ergreifendes Solo zu spielen. Der Baron sass mit tiefsinnigem und beglücktem Gesicht in der ersten Reihe, und einige Honoratioren kamen, ihm gerührt und mit Achtung die Hand zu schütteln. Seine Frau aber war in weicher Hingebung an seine Schulter gelehnt und blickte schmachtend ins Leere. Im Grund konnte sie nur schlecht ihre Verstimmung und ihren Aerger verhüllen, denn nicht der Provisor sass zu ihrer Linken, wie es verabredet war, sondern Philipp Unruh. Der wagte weder um sich noch neben sich zu blicken, ihn schüchterte der vornehme Platz ein, und er war froh, als der Vorhang zu »Melchior oder die Leiden des Alters« aufging, und eine atemlose Stille im Publikum eintrat. Nur die Baronin hörte er bisweilen vor sich hinseufzen. Es kam da ein alter und ein junger Mann vor. Der alte Mann hiess Melchior und war der Vater, der junge hiess Balthasar und war der Sohn. Der Sohn war ein verwerfliches Subjekt, denn er wollte Soldat werden, während der Alte wünschte, dass er sich zur Theologie wende. Die Verwerflichkeit dieses Sohnes ging so weit, dass er sich in ein armes Mädchen verliebte, und als die betrübende Thatsache nicht länger zu verheimlichen war, erschien das Mädchen selbst vor dem bitterbösen aber rechtschaffenen Melchior, welcher vom Direktor mit dem Gefühl eines gekränkten Patriarchen gespielt wurde. Die Person, welche die Rolle der armen Liebenden spielte, hatte zuerst nur wenige Worte zu sprechen; und sie sprach nicht, sondern flüsterte nur hastig und erschreckt, mit Seitenblicken auf die Zuhörer. Man hatte sie jämmerlich kostümiert: eine Mischung von Empiredame und Fabriksmädchen; aber in ihren Be-

wegungen verleugnete sich jedes Kostüm, war etwas, das anstatt aller Worte redete, und nicht aus der Rolle, sondern aus dem Wesen. Dies ist sicherlich Myra, dachte sich der Lehrer, und was ihn in Erstaunen und Verwirrung setzte, war Myras schöner Mund. Ihm dünkte, dass er einen ähnlichen Mund nie gesehen habe. Er sah Trauer und Anmut darin, Güte und Verschwiegenheit, Sehnsucht und frühen Tod. Ja, das waren so jähe und starke Empfindungen, dass er dabei nicht auf sich selbst und seine Gedanken achtete, sondern sich nur einer Folge von seltsamen Einflüsterungen übergab. Myra verliess den Schauplatz und es wurde still auf der Bühne, obwohl noch immer Leute hin- und hergingen und sich erhitzten. Myra kam wieder, und die Luft schien von Wohlgeruch, ja, von einem weithertönenden Gesang erfüllt. Die Lippen des schönen Mundes hoben sich und senkten sich in einer sanften, geheimnisvollen Bewegung, wie wenn der Nachtwind über zwei Rosenblätter huscht, die auf einen Marmorstein verweht sind. Und abgesehen von aller Schwermut war damit eine Art unsichtbarer, tiefer Heiterkeit verbunden, welche vielen Frauen das Seherische und zugleich das Vertrauenswürdige verleiht. Philipp Unruh sass vorgebückt da, hatte seine Hände flach zusammengedrückt und zwischen die Knie geschoben und fürchtete, dass jeder ihn beobachten müsse, und dass es um den Ruf seiner Vernunft geschehen sei. Auch diese Empfindung war ihm unklar. Sein ganzes Wesen geriet in eine Verworrenheit, welche Traumgefühle in ihm erzeugte. Myras Stimme wurde lauter und klarer, aber wenn sie sprach, blieben ihre Züge unbeweglich. Als Schauspielerin musste sie das Mitleid eines Kenners wie Doktor Maspero erregen, und als die Sache unter grossen Bemühungen bis zum Vaterfluch jenes ungewöhnlichen Melchior gediehen war, schrieb der erwähnte kritische Herr bedenkliche Notizen auf ein Rezeptpapier. Einige Leute, die es sahen, nickten respektvoll einander zu, denn der Geist der Verneinung ist an jedem Platze hochgeachtet. Melchior begann eben nebst verschiedenen andern Dingen auch sich selbst zu verfluchen, als sich unter den Damen im Zuschauerraum eine wachsende Panik bemerkbar machte. Eine Ratte

lief im Saal umher, verbreitete einen Schrecken, gegen den alle Wirkungen des zehnaktigen Lebensbildes verblassten. Stets ist es die gemeinsame Gefahr, welche die Standesunterschiede verschwinden lässt. Bleich und zitternd erhoben sich die Frauen, und das Podium für das Schauspiel hatte plötzlich die Bedeutung einer Insel im Ozean. Melchior hörte auf, Melchior zu sein und machte für die Flüchtlinge, die nicht bis zur Saalthür hatten gelangen können, die Honneurs. Unten im Ozean waren nur noch Männer ernst und pflichtbewusst damit beschäftigt, das Untier aufzuspüren und zu töten. Auch Philipp Unruh hatte sich erhoben, verliess mechanisch den Raum und stand bald in dem verödeten Wirtsgarten draussen. Es wehten milde Lüfte, und der Schnee war weich geworden. Ueberall waren sickernde Geräusche vernehmbar, denn von den Bäumen und von den Rinnen tropfte das Tauwasser. Vor dem Thor eines Schuppens hockten zwei Katzen eng aneinander geschmiegt, und sie rührten sich nicht, sondern blickten stumpfsinnig in die flimmernden Lichter vom nahen Bahnhof. Nun war weiterhin ein ganz finsterer Winkel, denn der Schuppen grenzte an die Kegelbahn, und die beiden Mauern bildeten eine tiefe Ecke. Vor der Holzthüre des Schuppens stand ein kleiner Handwagen und daneben eine Bank, auf welche sich der Lehrer setzte, Stille vor sich, Stille hinter sich, aber im Innern mancherlei Stimmen und Laute. Und als er so in einem Zustand fremdartigen Lauschens dasass, knirschte der Schnee unter langsamen, näherkommenden Tritten. Eine Mädchengestalt tauchte auf, die den Kopf gesenkt trug und am Eck des Schuppens wie ermüdet stehen blieb. Als fürchte sie, gehört zu werden, setzte sie ihren Weg mit kaum vernehmlichem Auftreten fort bis zu dem Handwagen, auf dessen Deichsel sie sich setzte, die Ellbogen auf das Wagenbrett stützend. Das alles verfolgte Philipp Unruh genau, da seine Augen sich längst an das Dunkel gewöhnt hatten. Aber in einem unbewussten Drang von Scham und Furcht wandte er seine Augen ab, und in demselben Moment hörte er ein Schluchzen, dessen Unaufhaltsamkeit offenbar nur durch fest zusammengepresste Lippen gemildert wurde. Den Lehrer begann es am ganzen Körper zu

frieren, und sein Blick umschleierte sich. Er dachte nichts als den märchenhaften Namen Myra und sah nichts als einen Mund, der sich krampfhaft im Schmerz verschloss. Hatte sie nicht einmal vier Wände, um sich ausweinen zu können? dass ein dumpfer, kalter Schuppenwinkel im Hof dazu dienen musste? Doch wagte er sich nicht zu rühren. Gequält und bedrückt ging er mit sich zu Rate, als wisse er den Grund und wäre fähig, Hilfsmittel zu finden. Eine dröhnende Stimme rief: »Myra!« Die Weinende verstummte, erhob sich und ging gegen das Haus. Philipp Unruh wartete lange, denn er wollte nicht, dass ihn jetzt jemand aus diesem Winkel gehen sehe. Ihn wunderte die Ruhe der Natur. Himmel und Erde schienen ihm noch erfüllt vom Widerhall jenes Weinens. Er stand auf und setzte sich auf die Deichsel des Handwägelchens, das unter seiner Last ächzte. Ihn erstaunte es, dass er nun in demselben engbegrenzten Raume war, in dem Minuten vorher Myras Herz geschlagen. Als ob er sich eines Amtes unwürdig fühle, erhob er sich wieder, und seine Gedanken richteten sich unvermittelt auf seine äussere Erscheinung, auf seine wenig einnehmenden Züge, auf seinen zerzausten, rötlichen, herabhängenden Schnurrbart. Ungeduldig verliess er die Finsternis und eilte dem Haus zu. Wie gross war aber sein Schrecken, sein feiger Schrecken, als er Myra noch auf der Schwelle stehen sah und hinausstarren in die Nacht. Er erkannte im Schein des unbestimmten Lichts, das aus dem Flur fiel, wie ihr Gesicht sich jäh belebte, als sie ihn aus dem Grunde des Hofs kommen sah. Doch blieb er nicht stehen und befand sich bald vor ihr, die sich an den Pfosten lehnte, um ihn vorbei zu lassen. Er spürte ihren fragenden, unwilligen Blick und sah sie verstört von der Seite an. Eine Gewalt von innen hinderte ihn, weiter zu gehen, und er murmelte, indem er sich bemühte, einen teilnehmenden Ton zu wählen: »Ich habe gehört. Aber zürnen Sie nicht deshalb.« Gott weiss, weshalb ihm das alles abenteuerlich und entlegen vorkam und er an seine Bücher dachte, wie an rettende Freunde. Myra erwiderte nichts. Sie nickte nur leicht mit dem Kopf. »Kann da niemand helfen?« fragte Philipp Unruh in kindischer Unbeholfenheit, und als er

das geringschätzige Zucken ihres Mundes bemerkte, sagte er stotternd: »Ich denke, man hat die Ratte da drinnen schon erwischt.« Das junge Mädchen sah den sonderbaren Kauz mit Ueberraschung an, lächelte und erwiderte: »Ja. Das ganze Nest ist leer.« Damit entfernte sie sich. Unentschieden, welcher Umstand nun den Lehrer mit solchem Glücksgefühl beschenkte. Vielleicht war es nur das Lächeln, das mit eines Gedankens Schnelligkeit über Myras nachdenkliches und erschöpftes Gesicht geflogen war. Vielleicht, dass er dies Lächeln einkassierte wie den Gewinnst aus einer Lotterie, und dass dabei etwas in ihm lebendig wurde, wie in jenen Vernachlässigten, die sich plötzlich auffallend vom Glück begünstigt sehen. Es kam ihm vor, als ob er in einer gesegneten Zeit lebe und in einer angenehmen Stadt. Er trank am Gassenschank durstig ein Glas Bier; darauf ward ihm mutig zu Sinn, und unternehmenden Schritts betrat er die schon verödeten Strassen. Wer schrie da schon wieder beim Haus des Hufschmieds und schwenkte grüssend den Hut, um dann schweigsam wie vorher seinen Weg fortzusetzen? Es war der Herr Adjutant, dessen fabelhafte militärische Würde nur durch seine tiefeinsame Lebensweise Glaubhaftigkeit behielt. Philipp Unruh blieb stehen und schaute ihm nach. Ein Mann, hatte er sich sagen lassen, der sein Vermögen im Spiel verloren und Weib und Kind in Armut, dem Tod geweiht, verlassen hatte, der Goldgräber gewesen war und die neugewonnenen Schätze bei einem Schiffbruch eingebüsst hatte. Und derselbe Mann lief hier umher, begrüsste lärmend in der Nacht die Leute, sprach laut und eindringlich mit sich selber, ein Rätsel für alle und für Philipp Unruh mit einem Mal eine Kundgebung reichsten Lebens, wertvoller als eine ganze Bibliothek. Man konnte hingehn und ihn fragen, und er konnte erzählen mit Lachen und mit Weinen; in Büchern aber erzählte nur der Tod in einer bunten Maske. Der Nachtwächter trottete vorbei, liess sein Pfeifchen schrillen und leierte seinen Singsang ab: dass man Feuer und Licht bewahren solle. Das schläfrige Gesicht glänzte über der Laterne, und er grinste trunken in den Schnee. Dann kamen hoch vom alten Turm die langsamen, dröhnenden Stundenschläge, um weit

hinauszuschallen in das Thal der Altmühl, in den Wald und in die nahen Dörfer, ein Signal der Ruhe für Weib und Mann, für die Flucher und die Betenden, die Lacher und die Schluchzenden, für den Adjutanten und für Myra. Es war nicht zu leugnen, dass im Schlaf die Zeit dahingeflossen war, während ungesehen und dem Schläfer greifbar nah das Lebendige sich abspielte in Feierlichkeit und in Humor.

7.

Vor dem Schulhaus lauerte Apollonius Siebengeist dem Lehrer auf, und unbeschreiblich war sein Zorn, als Philipp Unruh seine Versäumnis eingestand. Er schrie, dass man ihn betrogen und verraten habe. Er sagte Schulmeisterlein, und das in einem Ton, der beleidigend wirkte. Schliesslich aber umarmte er den Geschmähten und sagte, dass er ihm danke, denn er liebe seine Zweifel mehr als jene Gewissheit, vor der ihm bangte. Doch wurde sein Wissensdurst noch in derselben Nacht gelöscht. Er suchte die Wirtschaft zum lustigen Pfeifer auf, wo als letzter Gast ein abenteuerlich aussehender Jüngling am Ofen sass. Es war der Komiker des Theaters, wie sich aus einem rasch begonnenen Gespräch ergab. Wie alle Komiker von Beruf war auch dieser nichts weniger als komisch, sondern litt an einer bösartigen Dürre des Witzes, die ihm ein gramvolles und verruchtes Aussehen gab. Siebengeist liess eine ansehnliche Schar von Flaschen aufmarschieren, denn bis zur Polizeistunde war es noch weit. Der Jüngling erzählte bald von Myra, und es zeigte sich, dass seine Sprache einen Klang ins Böhmische hatte, welcher nicht so sehr die Verständlichkeit als musikalische Wirkungen förderte.
Wiederum stand der Mond in klarer Höhe, als Siebengeist heimwärts kehrte, aber nicht mehr als »sein Feind«. Es herrschte in den Gassen eine Stille, für deren Süssigkeit und Lockung es nicht Worte noch Gedanken gab. Was da zwischen den Häusern zog und ruhte, war wie blaugrünes, zartes Gespinnste, Mondrauch; der Schnee glänzte kalt wie weisser Atlas. Eine Nacht für Myra; wenn sie auch litt, er wusste doch

wofür und Wahrheit musste es sein. Trübe Dinge, die ein Komiker erzählt, sind wahr. Sie hatte kein Wanderleben geführt. Die Muttre hatte als Witwe in einer kleinen thüringischen Stadt gelebt, wohin Schmalichs Wandertruppe kam. Lebenslustig und unzufrieden, durch Romanlektüre verdorben und unerfahren, hatte sich die noch junge Frau dem jungen Liebhaber der Schmiere an den Hals geworfen, wollte mit ihm ziehen, der »Kunst« ein Opfer bringen. Und Myra folgte von Ort zu Ort und wurde erst stutzig, als die Mutter im Theater mitzuspielen begann; von da an musste sie in Wirrheit und Fährlichkeit gerissen worden sein. Der Mutter schwärmerisch zugethan, merkte sie nicht deren wachsende Kälte, spürte zuletzt nicht ihren Hass. Myras Mutter, so sagte der Komiker, war eifersüchtig auf die Tochter, und diese Eifersucht durchtränkte ihre Handlungen bis in den feindseligen Ton eines blossen Grusses. Myra wusste nicht, wie ihr geschah. Ahnungslos wie bisher folgte sie an der Seite ihrer Mutter dem Wanderleben der Komödianten. Und in Bamberg war sie eines Tages allein, lag sie verlassen in einem armseligen Gasthof und las die dürftigen Abschiedsworte der Mutter. Man erinnerte sich bei der Truppe, sie ohnmächtig im Zimmer des Direktors gesehen zu haben. Sie hatte nicht Geld, noch Kleider, noch Freunde, nichts, als was sie sich selbst sein konnte. Man erinnerte sich des Tags, an dem sie zum erstenmal im Schauspiel aufgetreten war, ein Gegenstand des Hohns für die genialen Kollegen trotz der stummen Rolle. Aber Herrn Schmalichs Ansicht war, dass ein reisendes Theater hübsche Frauenzimmer brauche, und dass man auch das leidendste Gesicht in ein lustiges umschminken könne. Man hatte Myra niemals anders gesehen, als sie heute war, und heute schon war es, als trüge sie das Bild kommenden Unheils im Herzen. Solchen Augen kann kein Gewordensein die Furcht vor dem Werdenden nehmen. Zwischen Lügen, Schmutz, falscher Heiterkeit und wirklicher Armut lebte sie vielleicht gleichmütig, vielleicht abwartend hin, und Siebengeist sah sich schon als den, welcher erwartet wurde. Zu früh erschien ihm ein Geheimnis gelüftet, das ihm beim Wein offenbart worden. Zu früh er nahm das Geschehene als vergangen, liess seiner Hoffnung freien Lauf.

Und zwischen ihm und dem andern Einsamen im Schulhaus spann die Nacht die gleichen Fäden der gleichen Gefühle und trieb irgendwo das Verhängnis aus einem abgelegenen Grunde hervor, dass es weiter weben möge, was sie spielerisch begonnen. Zu Philipp Unruh kam am Morgen der Schulrat. Es handelte sich um eine gewichtige Beschuldigung. Die seltsamen Reden aus der Geschichtsstunde waren beunruhigend zu den Ohren der Schulbehörde gedrungen. Der Herr Schulrat hatte ein Bläschen auf der Nase und ausserdem ein Horn an der Stirn, da er sich im Traum am Bettpfosten verwundet hatte. Beide Verunzierungen jedoch gaben seinem Gesicht einen erhöhten Ausdruck der Amtsgewalt, als könne einzig ein Schulrat darüber entscheiden, ob Ungerechtigkeit auf dem Thron der Welt residiere. Der Lehrer war erstaunt. Er wusste sich seiner Worte kaum zu erinnern, und als er vernahm, was er selber gesagt, fand er es so widersinnig und abgeschmackt, dass er beredter und liebenswürdiger als je den Mann mit Bläschen und Horn vollständig beruhigte. Seiner Leidenschaft für Bücher entsann er sich wie der sonderbaren Thorheit eines andern; der Verlust der Kiste kam einem gewöhnlichen Unfall gleich. Die Leute, die ihm begegneten, hatten andere Gesichter, andere Bewegungen, andere Worte als sonst. Die Kinder im Schulzimmer waren nicht mehr so sehr Gegenstände, an denen der Stundenplan erledigt werden musste. Ihre Augen waren belebt, ihr Ungehorsam schien liebenswürdiger, ihre Unwissenheit begreiflich, ihre Ungeduld gegen das Stillesitzen des Nachdenkens wert. Als er mittags an der Apotheke vorbeiging, sah er drinnen Siebengeist allein, und er trat ein. Der Provisor war mit leidenschaftlichen Geberden beschäftigt, in einer kolbenartigen Schüssel eine dicke, weissliche Masse zu zerreiben. Philipp Unruh setzte sich auf die geschnitzte Bank und entschuldigte sein Betragen vom gestrigen Abend. Der Provisor lachte, schalt ihn einen kreuzverkehrten Bruder, machte die lustigsten Grimassen, während er aus Leibeskräften zu reiben fortfuhr. Plötzlich verdüsterte sich sein Wesen, und er erzählte andeutend und abgerissen einiges von dem, was er über Myra erfahren hatte. Es schien, als verlangte ihn selbst nach

Rat und Klarheit, doch der Lehrer konnte nicht Einblick gewinnen in das Wirrsal der Erzählung. Er schwieg beharrlich, wünschte, nichts gehört zu haben, und Siebengeist fing wieder an, gesichterschneidend seine Salbe zu reiben. Plötzlich beugte er sich zu Unruh herab, flüsterte, den Mund nahe dessen Ohr und den Arm gegen eine Thür im dunkeln Hintergrund ausstreckend. »Es steht eine dort auf der Schwelle und lauscht. Bin ich jemand verschuldet, der mir die Taschen mit Geschenken vollstopft? Ich nahm von jeder Dirne im Haus, wie es die Nacht gewollt. Darf man sich darum an meine Schuhe klammern und meine Kraft verringern, das zu erobern, woran mein Leben hängt? Wohlgemerkt, nicht jedes Spänchen Holz macht eine warme Stube!« Er hatte den Lehrer unter den Arm gefasst und den Verschüchterten scheinbar absichtslos in die Ecke geführt. Nun riss er die Thüre auf und sagte die letzten Worte laut, fast schreiend. Vor den beiden stand die Baronin, zitternd, linnenweiss im Gesicht und blickte gemartert den Flurgang hinab gegen die Strasse. Siebengeist lachte und schlug die Thüre wieder zu. Es kam nun so viel Schwüles, Ueberraschendes und Neues, dass die Zeit gewissermassen ihre Abgemessenheit verlor. Ein Umhertaumeln zwischen Wissen und Erraten, zwischen Angst und Mut, zwischen Fülle und Entbehrung, ein Atmen in zitternder Luft, Reden ohne Besinnung, Träumen ohne Schlaf, Bilder, wie vom Sturm vorbeigejagt und manche dauernder als Stein. Philipp Unruh sass in der kleinen Schankstube des fränkischen Hofs. Es war wieder kalt geworden, und die Scheiben zeigten seltsame Eisfiguren, trotzdem die Sonne vom blauen Himmel schien. Der Wirt und ein Viehhändler aus Nördlingen sassen kartenspielend beim eisernen Oefchen. Aber das Geknister des lustigen Feuers wurde bald übertönt von zornigen und heiseren Männerstimmen aus dem Theatersaal. Es ist eine Schauspielprobe, dachte der Lehrer, jedoch trat alsbald der Bonvivant aus dem Theater in die Schankstube, verlangte grimmig einen Krug Bier und erzählte grimmig in demselben Atem, dass die sentimentale Liebhaberin sich weigere, dem Kritiker ihren Devotionsbesuch abzustatten. Dergleichen sei noch nicht dagewesen, so lange man Komödie spiele

zwischen Himmel und Erde, und sei umso abscheulicher, als der Doktor Maspero ein charmanter Herr sei, welcher vortrefflichen Schnaps vorzusetzen wisse. Der Wirt hieb mit Geräusch die Trumpf-Ass auf den Tisch; der Viehhändler schielte den Schauspieler bösartig an. Im Saale war es still geworden, und auf einmal kam Myra heraus. Philipp Unruh schaute sie eine Sekunde lang mit blinzelnden Augen an, sah dann feig in eine Ecke, und es schien ihm, als sänken seine Schultern schwer gegen den Tisch. Das Mädchen hatte karmoisinrote Wangen, doch ihre Stirne war bleich, ihr Blick leer, unsicher, stechend, ihr Rücken ein wenig gekrümmt. Sie ging, als suche sie einen Ausgang, und blieb dann stehen wie in eine Falle geraten. Herr Schmalich kam hinter ihr her, und auf seinen Mienen drückte sich Verlegenheit aus. Sie wandte sich gegen den Direktor und sagte leisen Tones und mit erschreckender Schnelligkeit eine Reihe von Worten, welche niemand verstehen konnte. Ihre Stimme wurde immer lauter, doch die Worte verloren alle Artikulation. Aus dem Theaterraum kamen zwei dicke Schauspielerinnen und der Heldenvater und spendeten lachend Beifall, während der Wirt und sein Kartenkumpan aufgeregt näher traten. Jetzt begann Myra selbst zu lachen, und zwar so, dass der Lehrer wie Einhalt gebietend, seine bebenden Arme gegen sie ausstreckte. Da stürzte sie auf den Boden und Schaum quoll von ihren Lippen. Alle waren stumm und blass geworden, rührten sich nicht. Philipp Unruh, der sich selbst und jede Scheu vergass, stürzte herzu, kniete auf den Boden, legte den Arm unter ihren Hals, murmelte verstört vor sich hin, beugte suchend sein Gesicht gegen das ihre.

Er konnte es niemals vergessen. Niemals die halbgeschlossenen und halberloschenen Augen, ob hasserfüllt, ob dankbar, er wusste es nicht. Er konnte die nahe Wärme ihres Körpers nicht vergessen, das verwirrte, schwarze Haar, das seine Schläfen streifte. Er empfand immerfort den Druck ihres Nackens auf seinem Arm, den Hauch ihres Mundes neben seiner Hand. Als er zitternd in der Schankstube kniete, voll Furcht, dass man sie ihm raube, wollte er an kein Weiterleben denken, welches sich nur die Erinnerung zum Besitz machen konnte. Andere Dinge kamen.

Ihr Name erfüllte die Luft bei allem, was geschah. Der Apotheker schickte in mysteriöser Weise herüber, um Unruh holen zu lassen. Als der Lehrer kam, schritt der blasse Baron in bedeutsamer Gangart im Zimmer auf und ab, erklärte ganz ohne weiteres, dass das künstlerische Niveau im Ort gehoben werden müsse, dass er als Gemeinderat bereits in solchem Sinn vorgegangen sei und eine gewisse Summe zur Verfügung gestellt habe, um das treffliche Institut des Herrn Schmalich für die Dauer des Winters zu subventionieren. Ja, dann käme ein neuer Geist, ja, dann käme ein edles Feuer unter die lauen Gemüter. Er selbst habe ein Theaterstück verfertigt; er wolle weiter nichts verraten, aber es suche seines Gleichen. Darauf schob er an beiden Thüren die Riegel vor, lud seinen Gast ein, vor dem prachtvoll mit Wein und kalten Speisen gedeckten Tisch Platz zu nehmen, rückte die Lampe zurecht und schlug ein sehr dickes Manuskript auf. Dieses Drama aller Dramen beschäftigte sich ausschliesslich mit einer neuen und respektablen Idee, wie man die Wälder vor gänzlicher Ausrottung schützen könne. Aber von alledem hörte der Lehrer nur das eine, dass er nicht zu fürchten brauche, Myra heute oder morgen entschwinden zu sehen, und er liebte dieses stundenlange Trauerspiel, von welchem seine Hoffnungen sich lösten gleich farbigen Abendwolken aus trübem Moor. Tag und Nacht, Dunkelheit und Sonnenlicht wechselten nach anderen Gesetzen als bisher, wie wenn der Wille, dem der Weltkreis unterthan, neue Erscheinungsformen erdacht hätte. Es waren sonderbare Empfindungen, die Philipp Unruhs Herz bestürmten, als er, beim Biere sitzend, in demselben Raum wie wenige Stunden vorher, Myra sich gegenüber sah. Drei Schauspieler befanden sich bei ihr am Tisch, und sie lächelte wie jemand, der alles mit Entschlossenheit abgeworfen hat, was ihn belästigte. Doch war das Lächeln fremd und unerklärbar durch seine Dauer und verursachte, dass man das eigentliche Gesicht nur wie durch eine unendlich dünne Maske erkennen konnte. Die Wangen waren noch ebenso rot, die Stirne noch ebenso bleich, der Hals noch ebenso vorgestreckt, so dass der Rücken gekrümmt erschien. Die verkniffenen Augen blickten misstrauisch, listig, ziellos, bis plötzlich

eine Art Schrecken in sie geriet, der sie aufriss. Sie sah den Lehrer nicht, sah überhaupt nichts. Später lachte sie kichernd über alles, was der Komiker sagte und darnach erhielten ihre Züge einen halb unwilligen, halb trostlosen Ausdruck. Die Mutter Myras und der Galan kamen zurück. Sie hatten offenbar in der Welt mehr Hunger als Vergnügen gefunden. Die ehedem wohlhabende Witwe hatte schon alles verschleudert, was sie besessen. Mit der einen Hand hatte sie Liebe gegeben mit der andern Geld; dementsprechend war die eine beschmutzt, die andere leer. Zwischen Trübsinn und überreizter Laune verzehrte sich ihr Gemüt, und viele Stunden lang konnte sie damit zubringen, sich zu schminken, zu putzen, zu verjüngen. Am ersten Tag schon war es so, sass sie bis in den Nachmittag vor dem Spiegel, rechts und links je zwei Kerzen, denn draussen war dicker Nebel. Dann kam der Schauspieler, und Myra musste gehen, wie es immer gewesen war. Sie erhob sich vom Kaffeetisch und liess die volle Tasse unberührt. Der schlanke, junge Mann, dessen Gesicht etwas von einem Cäsaren und etwas von einem Schäferhund hatte, sah ihr nach, wusste genau, was sie bei ihm zurückliess, und sie, förmlich verwundet von seinem Blick, ging die Gasse hinauf und traf Siebengeist unter dem Turmbogen. Sie atmete schwer, hörte kaum die Worte ihres Begleiters und bat, er möchte sie in den Wald führen. Sie wanderten also gegen den Burgstall hinauf (so heisst der Wald) und es war, als schritten sie durch feuchten, bleiernen, grauen Rauch, so dick und lastend lag der Nebel. Siebengeist verstummte bald. Zufällig kam Philipp Unruh von den Holzschuppen herüber und stand mit einem Mal vor dem schweigenden Paar. Ihm war, als habe ihn ein Schuss getroffen, und es rieselte ihm kalt durch Mark und Bein. Jählings deckten sich ihm geheimnisvolle Beziehungen auf, die bisher gleichsam hinter Häusermauern verborgen waren, und ein allgemeiner, aber stürmischer Menschenhass erwachte in seiner Seele. Doch ein verwandeltes Bild: wie es ihm aus Visionen vertraut war, ging ihm Myra einen Schritt entgegen. Sie stand so nahe bei ihm, dass er ein Schneeflöckchen auf ihren Wimpern gewahren konnte, welches langsam zerschmolz. Schüchtern und freundlich sagte

sie: »Sie sind gut gegen mich gewesen, ich weiss es, ich danke Ihnen. Gehen Sie doch ein wenig mit uns.« Er schaute zu Boden und lachte lautlos, stotterte zwei, drei Worte. Dann schaute er vor allem den kindlich schönen Mund an, der dies gesprochen, und ein unbezähmbarer Wunsch erwachte in ihm, der um sich griff wie Feuer im dürren Buschwerk. Er wünschte, jenen Mund küssen zu dürfen, nichts weiter; aber das versetzte sein Wesen in einen Taumel, der ebenso nahe der Verzweiflung wie der Erfüllung war. Mehr als ein Traum und eine äusserliche Begierde; mehr als das blosse Aufwachen zu einem Wertbewusstsein; mehr als die Hoffnung auf ein mittelmässiges Glück. Es war der elementare Schmerz und Rausch des dumpfen Menschen, der mit Raubtierkraft an Gittern rüttelt, deren Vorhandensein er nicht begreifen will. Myra hatte plötzlich das Verlangen, Schneeball zu werfen. Alle drei nahmen auf einem freien Stück Feld vor dem Wald Aufstellung. Das junge Mädchen war fröhlich bei der Sache, und der Lehrer sog ihr Wesen in sich auf wie Lebensnahrung. Er sprach nicht, weder bei dem Spiel, noch bei dem Waldgang später. Eine innige, überzeugende Gestalt wandelte an seiner Seite. Er hörte ihre gepressten Worte, die sie aus allen Winkeln des Raums zusammenzusuchen schien, und die sie unsicher sprach mit milder Stimme und bittender Geberde. Er sah, wie sie schüchtern Fragen stellte und schüchtern lächelte, wie sie über nichts in der Welt genügende Klarheit erhielt und jeden anstaunte, der mit Sicherheit eine Behauptung aufzustellen wusste; wie vieles ihr gefiel und wie viel sie besitzen mochte und wie sie zugleich darüber unruhig war und die Fülle ihres Wünschens als Vergehungen empfand; wie sie mit Sympathie umgeben war wie der Erdball mit Luft und wie sie gleichwohl fürchtete, von jedermann gehasst zu sein: ein Wesen aus Fleisch und Blut, eine von denen, die für das Glück geschaffen scheinen.

Siebengeist war ein grossmütiger Lustigmacher, der sich selbst vergessen konnte, um Myra zu erheitern. Wenn er anfing, zu plaudern und Gesichter zu schneiden, blieb sie nicht ernst. Was trieb er doch nicht alles! In derselben Stunde war er Fabulist und Taschenspieler, Schlangenmensch und komischer Musikant, sprang über die Tische und parodierte die Schauspieler, formte Damen aus Schnee und dichtete närrische Sonette über seine Laufbahn als Apotheker. Myra hatte viele Freude an ihm. Sie schenkte ihm einen schmalen Reif mit einem winzigen Rubin, und dafür gab ihr Siebengeist ein goldenes Herz, welches die Inschrift trug: vers Dieu va. Philipp Unruh fühlte sich als Zaungast und suchte Einsamkeit. Unsichtbar ging Myra an seiner Seite bei den weiten Spaziergängen, unsichtbar ging sie in seinem Haus umher. Unhörbare Reden wechselte sie mit ihm, schenkte ihm Vertrauen, billigte seine Entschlüsse. So erhielten sein Sehen und Denken, seine Geberden und Worte eine verzweifelte und verschwiegene Glut. Auf allen Wegen, an allen Mauern stand ihr Name, und wurde er wirklich genannt, so erschrak der Lehrer wie ein Verbrecher, der unerkannt die Früchte seiner That geniesst. So vor Doktor Maspero, der beim nächtlichen Heimgang von Myra sprach. Der Provisor sei ein Narr, meinte dieser gescheite Mann, und alle Welt habe Recht, ihn zu verdammen wegen seiner Narrheit. Was für eine Bedeutung habe dies thörichte Scharmuzieren? Ein bettelarmes Persönchen, das weder hübsch noch klug sei und zweifellos einen wahnsinnigen Zug in den Augen trage. Niemand wisse, was sie dabei wolle. »Ein altes Wort lautet: was ein Weib will, das will Gott,« murmelte der Lehrer. »So? Eine jammervolle Sentenz, Schulmeister! Ich glaube, Ihnen sitzen Gespenster im Magen. Seis drum! Ich gönne jedem sein Plätzchen an der Sonne. Gute Nacht.« Der Lehrer fühlte sich verlassen. Er blickte spähend durch die fallenden Schneeflocken, als erwarte er einen Freund, mit dem er die Nacht verbringen könnte. In der That tauchte eine schwarze, hagere Gestalt aus der Finsternis auf. Es war der Herr Adjutant. Beim Anblick des Lehrers

packte er sofort begeistert seinen Hut, schwenkte ihn gegen das Firmament und schrie den Abendgruss, als ob er seinem Landesfürsten zujauchzte. Gleich darauf ging er wieder stelzengerade und lautlos seines Weges weiter, und sein gravitätischer Schritt machte den Schnee klirren. Philipp Unruh empfand auf einmal eine wunderliche Sympathie für diesen Mann, der seine einsame Wohnung nur mit einem zärtlich geliebten Affen teilte, dem er den aparten Namen Kümmerlich gegeben hatte. Neben der Post befand sich ein uraltes Gebäude, in welchem Myra mit ihrer Mutter wohnte. Die zwei Fenster waren erleuchtet und durch gelbe Rouleaux verhängt. Der Lehrer stand im Schnee auf der andern Seite der Gasse und lehnte sich an die Thüre des Kürschnerladens. Eine Silhouette ward auf dem Vorhang sichtbar: das Profil eines Mannes, das auftauchte und verschwand. Dann erschien derselbe Kopf noch einmal, nahe beim Fenster und deshalb sehr klein und scharf und wurde unter beständigem lebhaftem Nicken immer grösser. Ein zweites Bild, ein Frauenhanpt erschien daneben, und beide verharrten nun in Ruhe, als ob sie sich unverwandt ansähen, neigten einander zu, wichen von neuem zurück, und gleichzeitig erschien am zweiten Fenster ein anderer Schatten, bei dessen Anblick sich Philipp Unruhs Stirne unwillkürlich verdüsterte. Dieser Schatten, klar begrenzt von Licht, war den beiden übrigen bewegungslos zugewandt, als flösse sein Dasein von ihnen aus. Haare fielen abenteuerlich in die Stirn, deutlich war die feine Nase gezeichnet, deutlich der verschlossene Mund. Das ganze Spiel der drei körperlosen Gestalten hatte etwas so Unwirkliches und Phantastisches, dass der Lauscher bisweilen staunend in die Dunkelheit starrte, auf die friedlichen Häuser im Umkreis, und mit eigentümlicher Gewalt die Ruhe spürte, die in allen schneebedeckten Gassen ausgebreitet war. Aber dies erschien ihm nur als ein täuschendes Kleid, unter dessen unbewegten Falten verheerende Leidenschaften brüteten, um die Erde zu bedrohen und zu erschüttern. Er selber war ergriffen, ja gefoltert und wagte nicht, darüber ins klare zu kommen. Ungeduldigen, neuen Lebens voll, sah er millionenfaches Leben um sich, in eisiges Schweigen gehüllt durch die

stummen Kräfte der Natur. Nun geschah etwas Sonderbares. Die beiden Schatten erhoben sich gleichzeitig, ohne voneinander zu weichen. Der dritte Schatten streckte die Arme aus, flehentlich oder beschwörend. Dann glitt der eine Frauenschatten zum zweiten Fenster. Die ausgestreckten Arme fielen herab, und die ganze Gestalt versank. Die zweite wuchs geisterhaft empor, beugte sich auf und nieder mit beängstigender Hast. Die Silhouette des Mannes stand regungslos, eine Hand gegen das Gesicht gepresst, — und plötzlich ward alles schwarz und finster.

Der Lehrer seufzte bang. Unschlüssig und erratend stand er da, als ein Thor zugeschlagen wurde und jemand auf die Strasse gestürzt kam. Unruh sah, dass es Myra war, in blossen Kleidern, ohne winterliche Hülle, und mit einem halben Ausruf schritt er ihr entgegen. Mit tastendem Schritt näherte sie sich ihm, und er spürte ihre Hand in seinen Arm sich förmlich einkrallen. Mit einem Blick, der von Angst, Erschöpfung und Verzweiflung stier geworden war, schaute sie gleichsam durch sein Gesicht hindurch. Das alles geschah lautlos. Auch im Hause regte sich nichts, und die Fenster oben blieben schwarz. Philipp Unruh sah ein Geschöpf vor sich, auf dessen Wort und Aufschluss er nicht rechnen durfte, das nur noch mit einem Schein äusseren Lebens begabt, sich ihm überliess wie ein Gegenstand. Die augenscheinliche Gefahr, die ausserordentlichen Umstände verliehen ihm Besinnung und Kraft des Entschlusses. Seine scheuen, dumpf brennenden Gefühle verkrochen sich in der Stunde der That. Er nahm Myra auf den Arm und eilte mit ihr durch die Nacht dem Schulhaus zu. Leicht schien ihm seine Last, aber das ungewisse Vibrieren des Körpers in seinen Armen liess beinahe sein Blut stocken. Die leere, stumme Nacht eilte vor ihm her und verwirrte seinen Blick. Er fragte sich gar nicht, wohin er anders mit der willenlosen Myra gehen könne, als in seine eigene Behausung. Er hörte hinter sich, doch ziemlich ferne schon, Stimmen in der Finsternis, und eine davon schrie in hellem Ton immer wieder dasselbe Wort. Er achtete nicht darauf, sah nur mit Neugierde und Misstrauen die Strasse entlang, denn ihm schien, als sei er in ein bisher unbekanntes Land geraten. Das

Schulhaus, ihm längst vertraut in jedem Winkel, verbarg heute Gefahren. Unter dem Stiegeneck waren glänzende Augen. Hoch im Gitterfenster leuchtete ein verräterisches Licht. Es war kein Mensch im ganzen Gebäude, denn die Wirtschafterin schlief im Haus des alten Löwy. Bis zur Kraftlosigkeit ermattet, nach Atem keuchend, schleppte er Myra die Treppen empor, stiess die Zimmerthüre auf, legte das junge Mädchen auf das Bett und machte Licht. Sie hatte die Augen geschlossen. Zum erstenmal sah er ihr Gesicht bleich. Er benetzte ihre Schläfe mit Wasser und murmelte ihren Namen vor sich hin. Sie rührte sich nicht. Er legte das Ohr auf ihre Brust, und als er keinen Herzschlag vernahm, wurden vor Schrecken seine Augen feucht. Die verbrecherische Kraft eines kaum geahnten Wunsches habe ihn gezwungen, sie hierherzubringen, so glaubte er jetzt. Er riss das Fenster auf, um jemand zu erspähen, der zum Doktor laufen könne. Aber der Hof lag finster und öde. Er schrie: Johanna! dann: Kunigunde! und noch einige, denen er vielleicht den Schlaf aus den Lidern rufen konnte. Er rannte ins Schulzimmer, schaute dort hinaus, strassauf, strassab, aber er wurde nichts gewahr, als eine drückende Verlassenheit, die sich zu regen schien unter dem gleichmässigen Fall der Schneeflocken. Jedoch als er zurückkam, von Frost und Angst geschüttelt, sass Myra aufrecht im Bett. Sie lächelte; ein wunderliches, stumpfes, unveränderliches Lächeln. Die schöne Rundung der Unterlippe, die feine, etwas träumerische Linie der oberen traten in bezaubernder Klarheit hervor. Von einer eigentümlichen, furchtsamen Freude ergriffen, sagte der Lehrer: »Sie sind wach?« und seine Stimme bebte. Sein Beginnen kam ihm frevelhaft vor. Er hatte sich ihrer bemächtigt, das war es. Eine Verantwortung nahte, vor der er zusammenbrechen würde. Er bewunderte und fürchtete zugleich jene Person, die er selbst noch vor einer halben Stunde gewesen war, jene wild und unbekümmert handelnde Person. Sorgenvoll und überlegend stand er auf der Schwelle, der Rechenschaft gewärtig, die man von ihm fordern würde. Aber in seiner innersten Seele ergriff er Besitz von Myra und ging mit sich zu Rate, ob er nicht das Thor vor Eindringlingen schützen solle. Endlose Stunden der Nacht

würden folgen, und am Morgen? Das Ende von allem. Das junge Mädchen schauderte vor der hereinfliessenden Kälte, und so schloss er die Thüre. Er setzte sich an das Bett und fragte Myra, ob sie krank sei, er wolle gehen und den Arzt holen. Sie antwortete nicht, sondern blickte aufmerksam ins Licht der Lampe. Mit traurigen Augen sah sie der Lehrer an. In wahrhaft ungestümer Gewalt erwachte der Wunsch in ihm, den so nahen Mund zu küssen. Ueberlegungen wie Kriegspläne formten sich, und er blickte dabei zurück auf sein Leben wie in eine graue, regnerische Haide. Er lehnte die Stirn an den Bettpfosten und fing unvermittelt zu weinen an wie ein Knabe. Die Erkenntnis seiner Leidenschaft und seines leidenschaftlichen Gemütes machte ihn in hohem Grade bestürzt, wie es oft bei religiösen und einsamen Naturen der Fall ist. »Ach, du bist es, Wilhelm,« sagte Myra tonlos. »Warum liest du mir nicht vor? Lies mir doch vor aus dem lustigen Stück.« Sie lächelte wie früher und legte ihre Hand auf die seine. Philipp Unruh richtete sich auf und hielt zitternd ihre Hand fest. Er vermeinte seine eigenen Gedanken zu sehen, wie sie auf einmal wirr und schwarz wurden.

»Nimm dasselbe Buch,« fuhr Myra leise fort. »Du weisst, was du auf eine leere Seite geschrieben hast. Es war das Schönste, Seligste. Die Mutter hat es gelesen und kam mit dem Messer gegen mich. Oh, cela ne fait rien, sagt Madame Biraud. Du siehst es ja, ich lache und jetzt lies, lies vor!« Als Philipp Unruh zögerte, wurde sie ungeduldig, und ihr Mund verzog sich gramvoll. Da griff er mechanisch nach jener Ansbacher Chronik, die ihm allein von seinen Büchern geblieben war, blätterte mit bebenden Fingern und las von alten Ereignissen, vom markgräflichen Leben am Hof, von den Emigranten, von Denkmälern und Baubefugnissen, von Pest und Kriegsplage, kurz, was eben in solch einer Chronik wichtiges zu stehen pflegt. Inhaltloser und sinnloser waren ihm niemals Worte vorgekommen. Ihm schien, als grübe er Staub aus finstern Verstecken. Myra lauschte entzückt jeder Silbe und freute sich, als ob es eine amüsante Scene sei, deren Entwickelung sie zu hören bekomme. Allmählich wurden ihre Züge schlaff; sie lehnte sich zurück, ihre Augen

schlossen sich, und sie schien zu schlafen, während der Lehrer aufgewühlten Herzens weiter las, den stillen Raum mit seinen monotonen Lauten füllend. Plötzlich fuhr Myra empor. »Glaubst du es denn nicht,« rief sie aus, mit einer inbrünstigen Hingebung in ihrer Stimme, in ihren Geberden, in ihrem Gesicht, »glaubst du es denn nicht? Für dich könnt ich ja sterben!« Sie lachte glücklich und fiel wieder auf das Kissen zurück. Philipp Unruh schlug die Chronik zu und stützte den Kopf in die Hand. Ihm war bang und weich zu Mut. Diese Worte, gleichviel ob sie ihm galten oder nicht, waren nun zu ihm gesprochen worden. Er durfte die Vergangenheit vergessen, ohne sie betrauern zu müssen. Jene Worte brachten sein Gemüt in Schwingung, wie der Glockenschall die Luft in einer Kirche bewegt. Er wusste, eine solche Stunde des Zutrauens, eine solche Nacht der Wunder würde nicht wiederkehren in seinem Leben, und unersättlich sog er alle Hoffnungsmöglichkeiten in sich ein, als könne dadurch seine Zukunft beschützt werden. Ringsum war alles Leben lebendig, geschmückt durch Hingabe und Zärtlichkeit, ja selbst durch Gefahr und Tod. Denn der Tod ist es wert, gestorben zu werden, wenn er etwas raubt, das zu besitzen sich lohnt. So wurde sein Geist weitschauend durch die Macht eines Augenblicks, welcher die Ewigkeit enthielt. Er überzeugte sich, dass Myra nun wirklich schlief und erhob sich geräuschlos. Er legte das Buch auf die Lade und dachte angestrengt nach. Wenn Myra krank lag und im Fieber redete, was sollte er dann mit ihr beginnen? Die Leute waren zu fürchten, denen der Tag Kunde bringen würde, wer nächtlicherweile in des Lehrers Haus eingezogen sei. Darüber musste er wachen, mehr als über sein Glück. Höher als dies stand ihm die Sitte. Sie regelte nach seiner Ueberzeugung den Mechanismus der Welt im Kleinen wie im Grossen. Es war keine Zeit mehr zu versäumen. Betrübt warf er seinen Mantel wieder um die Schultern, trat neben die Schlafende und blickte lange auf das regungslose Gesicht, dem der Schlummer einen vergrämten und angestrengten Ausdruck verliehen hatte. Dann stellte er die Lampe auf den Schrank und ging leise hinaus. Er wollte zu Sieben-

geist, um mit ihm zu beraten, was hier zu thun sei. Ohne das Thor zu versperren, betrat er die Strasse. Es schlug zwölf Uhr vom Turm. Der Himmel war klar geworden und zitterte vor Kälte. In graublauer Dämmerung lagen Dächer und Giebel.

9.

Nachdem er den Glockenstrang bei der Apotheke gezogen hatte, öffnete sich unter dem spitzen Dachwinkel ein Fenster, und eine dünne Mädchenstimme schrie herab, dass kein Mensch zu Hause sei. Die Herrschaften und der Provisor seien auf dem Ball beim Ratgeber. Der Provisor käme erst in einer Stunde zurück, und solang müsste man warten oder zum Ratgeber schicken. Der Ratgeber war ein Hotel, welches sich eine Viertelstunde ausserhalb des Städtchens, auf der sogenannten »Höhe« befand. Dort schloss sich unmittelbar der Wald an, der sich dann weit hinein erstreckt ins mittlere Franken. Philipp Unruh entschloss sich rasch zu der Wanderung, und noch auf der Landstrasse sah er oben am Waldrand die strahlenden Fenster und hörte, von Schritt zu Schritt deutlicher, den Brummbass der Tanzmusik. Es war eine Art Faschingsball, den die Gemeinde selbst alljährlich mit grossem Prunk veranstaltete. Dort waren nicht nur die grössten Notabilitäten des Ortes, sondern auch der Präsident des Kreises anzutreffen, der von Ansbach herüberkam.
Fern auf dem Bahnhof klirrte das Eisen der Waggons, welche rangiert wurden. Der Schnee der Strasse schimmerte hell. Die Sterne standen am Himmel und schaukelten fast so unruhig wie Lichter im Wasser.
Wo sich der Weg gegen die Anhöhe hinaufbog, stand, auf der Landstrasse noch, ein kleines Wirtshaus. Im grösseren Raum waren Knechte und Dirnen, die nach der Musik einer Mundharmonika tanzten. Wie sich die Paare beim düstern Schein einer Oellampe drehten, das gab ein wüstes und grelles Bild. In der kleinen Stube lehnte ein Mann gegen das Fenster, die Stirn gegen die Scheibe gepresst, und der Lehrer erkannte sofort Apollonius Siebengeist. Der Provisor seinerseits hatte ihn nicht

wahrgenommen, denn kein Zug veränderte sich in seinem Gesicht, welches trüb und verzerrt aussah. Philipp Unruh bemerkte, dass das Zimmer leer war und schritt dem Eingang zu. Der Wirt begrüsste ihn mit einem lärmenden Freudenausbruch und führte ihn durch einen stockfinstern Gang. Ohne dass es beide merkten, folgte ihnen eine Frauengestalt, welche vom Ratgeber herabgekommen war. Und als der Lehrer die Schwelle überschritt, drängte sich jene vor und lief mehr als sie ging auf Siebengeist zu. Sie hatte eine schwarze Larve vor dem Gesicht, einen glatten langen Mantel über dem Ballkleid, und ihre Augen leuchteten unnatürlich. »Ich wusste es ja, dass du hier bist,« sagte sie mit heiserer Stimme. »Du machst den Wegelagerer, lauerst einer Komödiantin auf.« — »Was soll das?« entgegnete Siebengeist mit merkwürdiger Geduld. »Ja, ich erwarte sie, aber sie kommt nicht, kommt nicht, trotzdem sie es versprochen hat.« Seine Stimme klang müde, und er veränderte seine Haltung nicht, sondern blickte fortwährend durch das Fenster auf die nächtliche Strasse. Der Wirt hatte das Gesicht in die Thürspalte gepresst und grinste freundlich und lauernd. Philipp Unruh ergriff die Klinke und schloss mit sanftem Druck die Thür. Dann räusperte er sich achtungsvoll, um seine Anwesenheit kundzugeben. Der Raum hier war wie eine Fortsetzung des engen Flurs, und nur gegen das Fenster hin verbreitete die Kerze spärliches Licht, die im Hals einer Weinflasche auf dem Tisch stand. »Was sorgst du dich, Liebster?« begann die Frau wieder und machte eine flehentliche Geberde. »Sieh mich doch an, bitte. Befiehl mir, dass ich sie herbeiholen soll, die du liebst, und ich werde es thun. Befiehl mir, aber sieh mich an, errette mein Leben.« — »Wie kann ich dein Leben erretten, da du meines zerstört hast,« erwiderte Siebengeist, starrer noch als bisher. »Ich habe nicht besitzen dürfen, weil deine Künste mich schwach werden liessen. Deine Verlockungen haben meinem Wunsch die Kraft genommen, deshalb bin ich nicht würdig, das Beste zu besitzen. An dir hab ich mich verschwendet. Also geh in dein Haus und sei zufrieden.« Das Weib nahm ein Glas mit Wein vom Tisch, trank es in einem Zug leer, schleuderte es zu Boden, dass die Scherben klirrten

und rief verzweifelt: »Dann soll mein Wunsch Kraft haben, denn ich wünsche ihr den Tod!« Damit fiel sie in die Kniee, rang die Hände und lehnte das Gesicht an die Hüften des regungslosen jungen Mannes.
Der Lehrer verharrte eine Zeit lang völlig gelähmt in dem Winkel zwischen Thür und Ofen. Er dachte, gänzlich sich selbst entfremdet: die Liebe ist eine Gewalt, welche den Menschen erniedrigt. Er dachte, dass es besser sei, nicht zu wissen, als im Wissen zu sündigen. Wo früher rings um ihn her ein friedliches Einerlei sich gedehnt, sah er jetzt Gesichter, aus denen die Aufregungen des Leidens und des Verlangens redeten. Es war, als ob ein träges, aber starkes Wesen in ihm schwere, staunende Augen aufschlüge. Unter dem Zwang seines Anstandsgefühls trat er endlich mit vernehmlichem Schritt gegen den Tisch zu und wünschte guten Abend. Die Baronin stutzte und erhob sich rasch. Siebengeist drehte sich lässig um und blickte dem Lehrer forschend, jedoch nicht ohne Freundlichkeit ins Gesicht. »Ich komme,« sagte Philipp Unruh, indem sein eigenes Zimmer wie eine Insel der Sehnsucht vor ihm aufstieg, »ich komme, um Ihnen, Herr Siebengeist, etwas mitzuteilen.« Der Provisor, voller Ahnung, zog den Lehrer in den entgegengesetzten, dunklen Teil des Zimmers. Seine Augen waren umschattet und hatten einen zersplitterten Blick; die Stirn war unruhig; das ganze sympathische Gesicht glich dem eines Spielers, der im Begriff ist, einen hohen Einsatz zu verlieren. In schwerfälligen Worten brachte der Lehrer heraus, was sich ereignet hatte. Ohne zu zaudern, ohne einen Laut von sich zu geben, warf Siebengeist den Pelz um die Schultern, stülpte die Kappe über, winkte dem Lehrer durch eine Handbewegung, ihm zu folgen, und beide eilten nun hinaus und die Landstrasse hinab. Als sie das Schulhaus erreicht hatten und die enge Treppe emporklommen, war kaum eine Viertelstunde vergangen. Der Lehrer öffnete die Thür. Sein Blick fiel auf das Bett, welches leer war. Myra war nicht im Zimmer. Jetzt erinnerte er sich, dass das Hausthor nur angelehnt gewesen war. »Sie ist fort,« murmelte er tonlos, und Kälte rieselte über seinen schweissbedeckten Körper. »Hier lag sie auf dem Bett, sehen Sie.« Und da er sich der

Worte entsann, die sie zu ihm gesprochen, verstummte er und schaute nachlauschend gegen die Wand, als ob von dort ein Widerhall ausflösse.

»Was haben Sie gemacht, Schulmeister? Haben Sie geträumt?« stiess Siebengeist hervor. Er rückte die Kappe gegen den Hinterkopf und legte die Hand über die Stirn, die von wirren, nassen Haaren bedeckt war. Dann griff er nach einem Gegenstand, der auf dem Tisch lag, mitten auf einem weissen Blatt Papier. Es war das Herz mit dem vers Dieu va. Ein Zucken ging über sein Gesicht, und er biss die Lippen zusammen. Das goldne Ding fiel auf die Erde. — »Vielleicht ist sie nach Hause zurück,« flüsterte Siebengeist fragend, und Philipp Unruh gab durch Haltung und Blick seine Willfährigkeit zu allem kund. Auf der Strasse trafen sie den Nachtwächter, welcher sehr betrunken war. Er wusste von nichts, nicht einmal ob es Tag oder Nacht war, hatte niemand gesehen. Sie läuteten vor dem Haus, wo Myras Mutter wohnte, und nach einiger Zeit kam eine Person von ungewöhnlicher Beleibtheit zum Vorschein. Diese Person glich einem Laubfrosch; sie trug einen moosgrünen Schlafrock und hatte einen Schnurrbart, obwohl sie ein Weib war. Mit schnarrender Stimme berichtete sie, dass der Schauspieler und die Frau vor einer Stunde mit dem Münchener Eilzug abgereist seien. Das junge Fräulein aber sei seit dem Abend nicht heimgekehrt. Siebengeist reichte der Dame ein Thalerstück und bat in atemlosen Sätzen, sie möge ihm für ein paar Stunden eine gute Laterne leihen. Sie wanderten über den Markt und über die Altmühlbrücke gegen die Dinkelsbühler Landstrasse hinaus mit ihrer Laterne. Schweigend legten sie ihren sinnlosen Weg zurück, während der Schnee im Lichtschein glitzerte. Beide waren von derselben Ahnung, derselben Unruhe aufs äusserste erregt, aber jeder scheute des andern Wort oder Frage. Bisweilen blieb Siebengeist stehen, hielt die Laterne hoch oder stieg auf einen Meilenstein und spähte in das lautlose, finstere Winterland. »Jetzt wollen wir auf Theilheim zu,« sagte Siebengeist, und mit einem Auflachen fügte er hinzu: »Glauben Sie denn, dass eine einzige Nacht genügen wird, sie zu finden?« — »Es sind Wälder hier herum,« entgegnete der Lehrer. »Aber es ist möglich,

dass sie noch im Ort ist.« — »Es ist möglich, ja. Was ist nicht alles möglich! Es ist möglich, dass sie verschwunden bleibt, und ich habe nicht ein einziges Mal —« — »Was?« — »Diesen wunderbaren Mund küssen dürfen.« Siebengeist blieb am Flussufer stehen, warf den Kopf ein wenig zurück und drückte die Augen zu. Der Lehrer entgegnete nichts darauf.

10.

In derselben Nacht noch, gegen die Morgenstunden, kamen Tauwinde aus dem Süden. Siebengeist und der Lehrer waren heimgekehrt und verbrachten miteinander den schlaflosen Rest der Nacht in des Lehrers Zimmer. Abgerissene Erzählungen überdeckten die suchenden Gedanken. Siebengeist lachte über den Gang mit der Laterne, so wie nur er zu lachen verstand, und der Lehrer dachte wieder: ein Adonis. Jedoch glaubte er sich bevorzugt wie durch unvertilgbare Versprechungen. Zwischen sechs und sieben Uhr schlief er noch einen kurzen Schlummer der Müdigkeit. Er träumte, dass er sich in den Affen Kümmerlich verwandelt habe, dass er auf dem Dach des alten Turmes stehe und solche Grimassen schneide, worüber die ganze Welt und insbesondere eine Frau mit einer schwarzen Larve unbändig lachen mussten. Doch wunderlicherweise hatte dieser Traum für ihn etwas Quälendes, vielleicht deshalb, weil die Höhe des Turms ihn trotz aller Grimassen mit Angst erfüllte. Als er um 9 Uhr am Schulfenster stand und gleichgültig die Ziegelmauern der Synagoge anstierte, liefen auf der Strasse Menschen zusammen. Ein Milchbauer hatte auf seinem Handwägelchen einen grossen, dunklen Gegenstand liegen, der sich wie ein menschlicher Körper ausnahm. Der Milchbauer redete eifrig mit den Leuten und zwinkerte dabei erregt mit den Augen. Der Lehrer öffnete das Fenster und rief hinunter, was es denn sei. Man habe ein Mädchen erfroren auf dem Feld gefunden, hiess es, und diejenigen, die das sagten, es war der Schmied, ein Marktweib und der alte Löwy, geberdeten sich ausserordentlich sachkundig. Auch

der Bäcker kam aus seinem Laden, indem er den Mehlstaub von den dicken Schenkeln klopfte. Die Kinder im Schulzimmer verliessen alle ihre Plätze, drängten sich mit Wildheit an die Fenster, und Philipp Unruh sah sich alsbald seines Aussichtspunktes beraubt, da eine Horde von schwatzenden Mädchen ihn umringt und zurückgeschoben hatte. Er fand kein strafendes Wort, sondern blickte geistesabwesend auf einen der blondhaarigen Kinderköpfe. Schnell wie Strohfeuer lief das Gerücht umher, dass eine Schauspielerin von Herrn Schmalichs Truppe erfroren in den Feldern gefunden worden sei. »Se woar im Schneei douglegn wier in ihrn Bettla,« sagte der Milchbauer zu Doktor Maspero, der den Leichnam besichtigte. Auch der Bürgermeister und ein gerichtlicher Funktionär stellten sich ein, und die Leute, die den Totenwagen fuhren, zeigten sich verdriesslich über die Arbeit, die nichts trug. »In diesem begabten Mädchen steckte das Zeug zu einer Ophelia,« sagte Herr Schmalich zu den Mitgliedern seiner Truppe, als er die Gedächtnisrede während der Probe hielt. Dann kam noch etwas vom Pantheon der Kunst, vom Kampf ums Dasein und weiblicher Tugend. Die wahrhaft vornehmen Kreise nahmen das Ereignis mit Güte und Ruhe hin. Nur die Frau Assessor, welche eine unglückliche Schwärmerei fürs Theater hegte, schickte einen Immortellenkranz mit einer blassroten Schleife, auf welcher ein nicht weniger blasses Verslein zu lesen war. Die Frau Oberamtmann geriet darüber in eine boshafte Aufregung und erzählte die ganze Geschichte im Kasinohof dem Herrn Adjutanten. »Kann solche Dummheit überboten werden!« rief die bewegte Dame aus. Der Herr Adjutant lächelte verzwickt, und als er zu Hause war, stellte er sich breitbeinig vor seinen Affen hin und redete ihn an: »Was sagst du, mein lieber Kümmerlich: ist es nicht rätselhaft, wie selbst die Dummen merken, dass die Dummen dumm sind?« Das Aeffchen grinste höflich. »Der Tod ist ein Ereignis, mit welchem man rechnen muss,« sagte der Baron Apotheker ernst und poetisch gestimmt zu seiner Frau, welche wie versteinert am Bücher-Regal lehnte, mit herabhängenden Armen und verschränkten Fingern. Ihr sonderbares Wesen veranlasste den Dichter kaum

zu einem flüchtigen Nachdenken. Solche Naturen sind wie Messer ohne Klingen. Sie gleichen einem Schützen, der in der drohenden Pose des Anschlags steht, aber statt der Flinte ein Spazierstöckchen zwischen den Schultern hält. Sie kriechen herum wie aufgeblasene Regenwürmer und vermeinen einen Adlerflug zu nehmen. Bis zu ihrem Sterbebett werden sie den Tod für ein Ereignis halten, das Beachtung verdient. Die junge Frau schleppte sich mühsam eine Treppe empor und pochte an Siebengeists Zimmer. Da alles still blieb, drückte sie auf die Klinke, jedoch die Thüre war verschlossen. Da pochte sie abermals und rief ein bittendes Wort, allein sie erhielt keine Antwort. Ihr schwindelte. Sie ging herab in die Apotheke und fragte den zweiten Gehilfen, wo das Strychnin sei. Im Grunde wusste sie, dass sie sich des Giftes nicht bedienen würde. Auch sie war angesteckt vom Lügengeist des Herrn. Auch sie hielt sich, wenn nicht für einen Adler, so doch für eine Schwalbe, eine sehnsüchtige, nestsuchende und war nur ein armes Würmchen.

Es war ein träumerischer Tag. Der Himmel, mattblau, grünlichblau, war von schleierdünnen Wolken durchzogen. Allenthalben lief geschäftig murmelndes Tauwasser zu Bächen zusammen. Durch den schwarzgesprenkelten Ackerschnee ragten die Stoppeln vom letzten Herbst. Bis zu den fernsten Waldgrenzen dehnte sich der Horizont, und die Februarsonne füllte das Land mit frühlinghafter Wärme. Gegen die Zeit der Dämmerung kam Siebengeist zum Lehrer Unruh. »Machen wir einen letzten Gang,« sagte der Provisor, dessen Augäpfel auffallend ruhelos unter den Lidern hin- und herirrten. Der Lehrer wusste sich nicht zu erklären, was damit gemeint war, aber er folgte. Für ihn hatte die Gegenwart noch keine Zunge. Wie ein Trunkener vergisst, was ihn trunken gemacht, so hatte er die Ursache dessen, was in ihm wühlte, aus der Empfindung verloren. Er begann nach rückwärts zu leben. Er erkannte sich selbst und das, was aus ihm geworden war, mit der Klarheit einer Hallucination. Ganz anders wie früher, schien es ihm jetzt, seine eigene, angeborene Sprache, wenn er redete, schien ihm sein Gefühl, was er empfunden, und sein Urteil, was er beschlossen. Das Bild der

Welt und ihrer Menschen verlor völlig den Anschein der Selbstverständlichkeit und des Unumstösslichen, und aus allen Dingen, aus allen Ereignissen, aus jedem Gesicht, aus jedem Hinschwinden des Tages und der Nacht tauchte etwas ungeheuer Geheimnisvolles auf, das ihn schaudern machte und ihn mit einer noch ganz anderen Trauer erfüllte als derjenigen, die er in Siebengeist beobachtete. Aber wie sonderbar! Darüber schwebte wie das Licht über einem finstern Wald etwas wie Freiheits- und Einsamkeitsfreude.

Sie waren zum Leichenhaus gewandert, einem Backsteinhäuschen, welches verlassen in der Abenddämmerung lag. Siebengeist ging zur Todengräber-Wohnung und liess aufsperren. Der Mann, unter dem Druck von Siebengeists Hand willfährig geworden, brachte eine Art Stalllämpchen mit einem Blendblech und liess die Beiden allein. Zwei Särge standen inmitten des Raums, halb aufrecht gegen eine Bank gelehnt. In dem einen lag eine Greisin, deren Lider nicht ganz geschlossen waren, so dass sie, was vor sich ging, argwöhnisch zu beblinzeln schien. Ihr Gesicht war gelb wie frisches Baumholz und hatte einen ausserordentlich höhnischen und feindseligen Ausdruck. Auf ihrer faltigen Stirne lief gemächlich eine Fliege umher. Der ganze Kopf bekam überdies durch eine hohe weisse Haube mit blauen Bändern ein theatralisches und bizarres Aussehen. Daneben lag Myra. Auf der einen Wange war ein seltsamer roter Fleck, wie ein Ueberbleibsel des Lebens. Die Unterlippe war ein wenig herabgesunken, wodurch das Gesicht müde, fast schlaftrunken aussah. Die Stirne sah aus wie geschliffen, und um die Augen lag ein abweisender, kindlich überlegener Zug. Die Hände waren leicht gefaltet. Der Aermel des Gewands wurde leise von der Abendluft bewegt und erzeugte einen tierähnlichen Schatten über den Fingern. Siebengeist kniete nieder und legte still den Kopf auf den Sargrand. Sein Rücken begann zu zucken und die rechte Hand suchte den Boden. Der Lehrer dachte etwas Unbestimmtes, Frommes über den Tod, verwarf aber leidenschaftlich diese Gedanken wieder und zwang seine Blicke, auf dem misstrauischen Gesicht der alten Frau haften zu bleiben. Er ärgerte sich über die freche Fliege, die wie schlafend auf einem Augenlid sass. Und plötz-

lich sah er, wie Siebengeist sich ein wenig erhob, seine Lippen langsam dem Antlitz Myras näherte, und wie er lautlos seinen Mund auf ihren toten Mund drückte. Philipp Unruh stiess einen schwachen Schrei aus und fühlte den Boden unter sich wanken. Ihm brannte die Kehle und das Herz und das Gehirn, als ob er im Feuer stände, aber mit unbegreiflicher und erschreckender Raschheit kehrte eine eisige Ruhe in ihn zurück. Er legte die Hände vor die Augen und kehrte das Gesicht dem Kirchhof zu und dem Stückchen Wald hinter der Mauer. In diesem Augenblick hatte er Tod und Leben gleichzeitig in einem elementaren Bild empfunden. Beim Heimwärtsgang stand die Mondsichel über den Dächern des Städtchens. Von der Eisenbahn tönte ein langgezogenes Hornsignal herüber. Die Dunkelheit ist lästig und drückend, dachte Philipp Unruh. Er begann den Tag der Nacht vorzuziehen, wo eine bittere und verschwommene Traurigkeit so leicht Nahrung finden konnte. Sie gingen hinter den Gärten am Rand der Aecker und Siebengeist fing an zu reden. Er gefiel sich in Capriolen des Geistes, in blasphemischen Anklagen, seufzte schwer und war dann wieder still. Alles nahm sich wie beabsichtigter Wahnsinn aus. Von seinem hübschen Gesicht war wie im Rausch jede Besonnenheit verschwunden, und was er that, trug das Zeichen von überhebendem Schmerz. »Gute Nacht, Schulmeister,« sagte er. »Meine Seele ist leer wie ein ausgebranntes Haus.« Was er doch für Worte gebraucht, dachte der Lehrer. Er verspürte plötzlich einen nagenden Hunger, denn seit vielen Stunden hatte er nichts gegessen. Er trat neben dem Schulhaus in den Laden des Bäckers und verlangte frisches Schwarzbrot und ein wenig Butter. »Ach du mein Gott, sieht man den Herrn Lehrer auch einmal,« sagte der Bäcker, und mit halb pfiffigem, halb verlegenem Gesicht schraubte er das blakende Licht tiefer. Er war eigentlich recht bestürzt, denn auf dem Ladentisch vor sich hatte er einen der grossen Folianten aus des Lehrers Bücherkiste liegen. Er hatte sich eben nach Herzenslust an einer Kriegsbeschreibung ergetzt. Der Lehrer sah sogleich das Buch und schlug erstaunt die Hände zusammen: »Herr Bäckermeister, Sie wissen wohl gar nicht, wessen Eigentum das ist?«

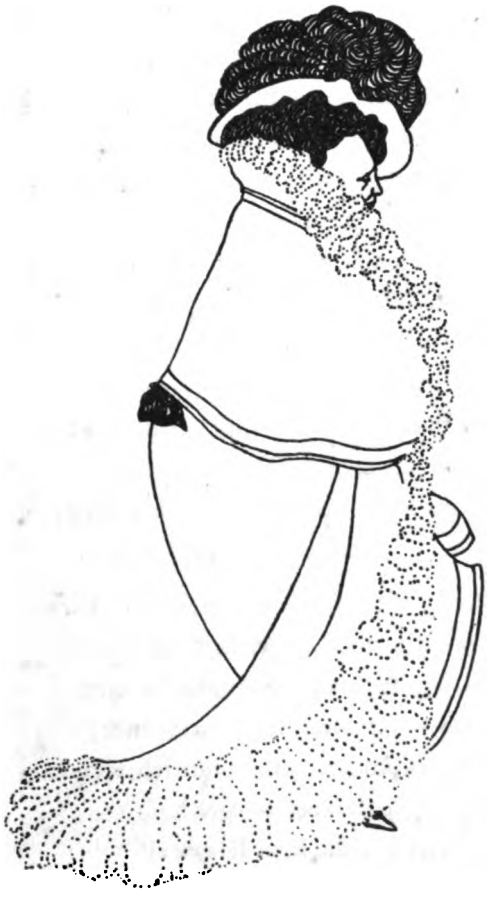
sagte er unsicher, wie alle gutmütigen Menschen, wenn sie einem Andern auf Schelmenstreiche kommen. Was nun den Bäcker betrifft, so begann er eine Geschichte zu erzählen, die durchaus kein Ende nehmen wollte. Diese Geschichte wurde allgemach recht verwickelt und bot schliesslich selbst dem Erzähler Schwierigkeiten. Sprüche zur Weltweisheit mischten sich darein wie Aniskörnchen in den Brotteig, nur zuletzt kam, einer Apotheose zu vergleichen, der Preis des Handwerks, welches ebenso sein Gutes habe wie die Gelehrsamkeit. Philipp Unruh lächelte. Der humoristische Mann, der ihm gegenüber auf dem Backtrog sass, hatte in der Glorie seiner Lügenhaftigkeit etwas seltsam Versöhnendes, und es lag wie eine unwiderstehliche Heiterkeit in jedem dieser Lügenworte, die weder gewogen, noch gezählt waren. Dass er wieder in den Besitz seiner Bücher kam, erfreute ihn, doch in anderm Grade als er es je geglaubt. Es war wie ein Geschenk, und er betrachtete sein Eigentum wie etwas, das er nie besessen. Er wusste, dass es da nur tote Dinge, tote Blätter gab. Die Vergangenheit ist etwas Gestorbenes, dachte er; wer ihren Leichnam küsst, macht das Gesicht des Todes doppelt furchtbar; was er berühren mag, wird dem Leben entfremdet sein.

Es war ein so milder Abend, dass es den Lehrer wieder fort von seiner Behausung trieb, und er beschloss, gegen das Altmühlufer hinunter zu wandern. Als er in die enge Kirchengasse bog, sah er sich gegenüber auf der Schwelle eines beleuchteten, schmalen Hausflurs ein kleines Mädchen sitzen, welches das Gesicht in die Schürze gelegt hatte und weinte. Ein Knabe von vielleicht zwölf Jahren stelzte ernsthaft über die Gasse und fragte mit Würde, beide Hände tief in die Hosentaschen gesenkt: »Warum weinst du denn?« Die Kleine hob das Gesicht und Philipp Unruh, der im dunklen Schatten stehen blieb, erkannte das Mädchen der Frau Süssmilch. »Ich kann meine Aufgabe nicht lernen, sie ist zu schwer,« schluchzte das Kind. Der Knabe räusperte sich, spreizte die Beine, legte die Hände auf den Rücken und begann: »Du bist meine schlechteste Schülerin, Süssmilch. Aus dir wird im Leben nichts werden. Du hast ja lauter Heu im Kopfe. Pfui!« Philipp Unruh sah, dass ihn

der Bursche nachäffte und errötete in seinem Versteck. Das kleine Mädchen aber trocknete die Augen, stützte den Kopf in das Händchen, schaute wehmütig zum klaren Sternenhimmel auf und sagte aus tiefstem Herzensgrund: »Ach ja! Unser Herr Lehrer ist ein sehr böser Mann.«
Der Lehrer ging langsam über die Gasse, nahm das Mädchen auf die Arme und küsste es lächelnd auf die Stirn.

Markus Behmer: Zwei Zeichnungen.


B.



B.

ZWEI MENSCHEN

Roman in Romanzen von Richard Dehmel.

Fortsetzung.

Verhülltes Licht.

Mondlicht fällt durch bleiche Gardinen,
legt Flecke auf ein Himmelbette,
zwei Menschen sehn's mit bleichen Mienen,
sehn die Flecke in schleichender Kette
grell ein Kind, das schläft, umkränzen,
es schläft mit offnen Augenlidern,
die stillen Augensterne glänzen.
Sie glänzen weifs wie blindes Eis,
ein Weib schluchzt auf mit allen Gliedern,
wie aus einem Abgrund gerissen
starrt ihr schwarzes Haar aus den Kissen,
haucht sie heifs:

Mir lebt dies Kind, und nicht von Dir,
ich lieg in Dankbarkeit vor dir.
Ich lag bis heute wie unter Steinen,
wie unter einer Sticklast Schnee;
du bist gekommen, nun kann ich weinen,
jetzt aber — geh!
ich will vor dir kein Klagweib sein;
lafs mich, solang'ich lieg, allein.

Der bleiche Mann im Vollmondlicht
neigt sein unbewegtes Gesicht.
Sein Blick weilt wie in weiten Fernen
auf den blinden Augensternen,
und er spricht:

Das Kind, das du geboren hast,
sei deiner Seele keine Last:
sieh, wie sein Schlaf das Helle trinkt!
Es scheint ein Licht durch unsre Welt zu wehen,
das alles andere, gröbere Licht beschwingt,
in ihm wird dieses Kind aufgehen;
es wird die irdische Qual nicht sehen,
wir werden's leiten wie auf Wolkenauen,
es wird das innere Weltlicht schauen.

Er küſst sie, geht — sein Schatten streift das Kind;
zwei Menschen sehn, daſs sie auf Erden sind.

Die blauen Schuhe.

Eisblumen und Hyazinthenduft
ringen mit warmer Zimmerluft,
weiſse Seide umbauscht ein braunes Weib.
Ein Mann sieht ihren genesenen Leib
auf weichsten indischen Kissen ruhn,
ihr Goldbrokatschuh streift den Boden.
Er steht in blauen Segeltuchschuhn,
seine Radfahrjacke von graugrünem Loden
zuknöpfend, einen Brief in Händen,
und fragt, indem er drin Kniffe zieht:

Willst du dir auch die Augen blenden,
weil du ein Kind hast, das nicht sieht?!
Ich soll mit dir ‚ins Weite gehen‘;
was gehn heiſst, wirst du bald verstehen,
wenn du mit deinen zarten Zehen
erst barfuſs für uns betteln muſst!
ich glaube, da würde dir die Lust

zur blinden Liebe sehr schnell vergehen.
Einst, ja, da nahm ich Credit aufs Leben
und schlug die Schulden in den Wind;
aber als Vater lernt man eben,
was wir dem Dasein schuldig sind.
Das träumt nicht wie die grünen Seelen,
die sich vorm Leben ins Blaue stehlen,
bis die ergraute Welt sich rächt.
Und klein beigeben mit grofsem Munde:
dann gehn wir an uns selbst zu Grunde —
nit, Lea? das steht Uns Beiden schlecht!

Er legt ihren Brief sehr zart auf ihr Knie;
sie wiegt ihren Goldschuh. Dann antwortet sie:

Du hast sehr blaue Schuh an, sehr blaue!
du kommst wohl von einer — Wolkenaue?!
Aber ich dank dir; du sprachst sehr klar.
Ja ja: man träumt oft wunderbar!

Ihr Goldschuh zieht im Teppich einen Strich.
Zwei Menschen lächeln bitterlich.

Im kahlen Park.

Nur an den Eichen bebt noch braunes Laub,
es bebt im Wind; und wenn die Spechte klettern,
dann weht der Schnee wie Kieselstaub
und knistert in den abgefallnen Blättern.
Zwei Menschen sehn im Park den Abend zaudern,
ein Weib bezwingt ein leises Schaudern:

Heut hat ein Mensch mir leidgethan,
der sonst mein Weichstes zur Erstarrung brachte.
Er hat mir nie ein Leid gethan
seit jener Nacht, die mich zur Mutter machte;
er ist fast stumpfer als ein Scherben.
Heut aber, vor dem blinden Leibeserben,
vergafs er selbst sein gnädiges Stottern;
er safs nur da und liefs sich schlottern.
Ich mufst ihn immerfort betrachten,
ihn halb bedauern, halb verachten.

Der Mann an ihrer Seite nickt;
er sieht im kahlen Park den Abend dämmern.
er hört im hohlen Holz die Spechte hämmern.
Er sagt, indem er einen Zweig zerknickt:

Ich fühle jeden Tag mein Herz in Nöten,
wenn eine Frau sich mit Erröten,
und wie zur Abwehr blafs und zart doch,
samt unserm Töchterchen an mich drängt,
während vielleicht in meinem Bart noch
der Hauch von deinen Küssen hängt.
Ich kann sie nicht so flach bedauern;
ich würde lieber mit ihr trauern,
könnt ich wie sie mich sanft und klug besiegen
und leidenswillig den Nacken biegen.
Jawohl, wir sind von härterem Holz,
von Eichen bricht man keine Gerten;
drum woll'n wir nicht noch selber uns verhärten,
denn dafs wir Mitleid schenken, macht uns stolz.

Er schweigt: ein Rauschen stört das Spechtgekletter:
zwei Menschen gehn durch abgefallne Blätter.

Zwei Phänomene.

Die Nacht am Horizont gähnt Strahlen,
als wolle der Himmel die Erde verzehren
oder ein neues Gestirn gebären;
zwei Menschen sehn ein Nordlicht prahlen.
Sie stehn auf eisernem Balkon,
sie sehn den Glanz elektrisch zucken,
sich auf und ab ins Dunkel ducken,
ein Mann sagt schmeichelnd, sagt mit Hohn:

Das, Fürstin, scheint mir recht ein Thron
für deinen neuen Menschensohn.
Ich möcht ganz lange Arme haben,
dann setzt'ich dich mit deinem blinden Knaben
dort auf die herrlichste Flackersträhne;
ich seh ihn, wie er deine Mähne
schwarzstrahlig durch den Weltraum spannt,
hoch über allen Sinn und Verstand —
du hast doch gar zu wüstes Haar,
für eine Fürstin wirklich rar!

Dem Weib zucken die Augenbrauen;
wo die schwarzen Bogen sich spalten,
zittern zwei kleine quere Falten,
wie ein zerbrochenes Kreuz zu schauen.
Sie sagt verhalten:

Du zielst fehl auf mein Mutterherz,
Dir lacht es selbst beim bittersten Scherz.
Ich gebe Nichts an mein Kind verloren;
ich fühle nicht, dies Kind ist Mein,
ich fühl, ich hab einen Menschen geboren
zu seiner eigenen Lust und Pein,

ich geb ihm meinen Glückwunsch blos —
und trage noch manchen Wunsch im Schooſs —
Weib sein ist doch das herrlichste Loos!

Ihr dunkler Blick hat sich gefeuchtet.
Der Mann streicht ihr wild Haar versonnen
glatt wie zum Scheitel der Madonnen.
Zwei Menschen sehn die Nacht erleuchtet.

Kritischer Tag.

Kaminfeuer und Morgenrotschimmer
schmücken ein hohes Damenzimmer.
Ein Weib erhebt aus meergrüner Seide
ihre nackten Arme beide
vor einem Mann breit in die Luft
und lacht, umschwebt von Mandelduft:

Ich glaub, ich bin noch immer schön,
mein Kind hat mir nichts weggenommen.
Und hättst mich eben baden sehn,
dir wär'n die Augen weggeschwommen.
Was stehst denn wieder wie im Schlaf?
Oh Lux, was bist du für ein Schaaf!

Er lächelt eigen, sie merkt es nicht:
er senkt wie grübelnd sein scharfes Gesicht,
sein Fuſs streichelt ein Eisbärfell.
Er fragt halbhell:

Schönheit? — das ist mir nichts als Hülle
um irgendeine Liebreizfülle.
Der Reiz zur Liebe und zum Leben,
wenn den die Reize einer Gestalt

mir wie aus Eigner Seele eingeben,
dann bin ich — schön in ihrer Gewalt;
sonst sind sie angeflogne Schäume,
Nachwehen toter Künstlerträume.
Du würdest ja Raffael nicht entzücken,
du bist zu kriegrisch ins Kraut geschossen,
deine dunkle Haut ist voll Sommersprossen,
dein Pferdshaar, dein männlicher Nasenrücken
taugen zu keiner klassischen Ode,
und dein klassisch Kinn ist garnit mehr Mode;
aber — jetzt will ich die Augen zudrücken,
will nichts mehr fühlen als deinen Bann,
nichts küssen als deine Wildkatzenstirne,
und wärst du die durchtriebenste Dirne,
du wirst mir eine Heilige dann —

Prüfend blicken zwei Menschen einander an.

Stummer Moment.

Die hohen Kiefern können noch nicht rauschen,
sie schweigen schneebedrückt; zwei Menschen lauschen,
wenn manchmal durch den schwerbeladnen Wald
das Eis der fernen Seeen knallt.
Dann scheinen tiefer noch gesenkt
die dunkeln, weifsgesäumten Aeste,
um die das Frühlicht machtlos hängt.
Ein Mann spricht mit ergriffner Geste:

Das ist wie eine Versammlung von Greisen
um ein fremdes Täuflingsbette;
Keiner rührt mit seinen weisen
Händen an die Schicksalskette.

Sie lassen stumm das Unverwandte
zwischen ihren Seelen schweben,
sie segnen fromm das Unbekannte,
es wehrt dem Ueberdrufs am Leben;
sie schenken jedem Morgengrauen
ohne Anspruch ihr Vertrauen.

Durch den schwer beladenen Wald
geht auf einmal ein Schattenwanken;
von den Zweigen, die noch schwanken,
fällt der Schnee, zu Schlacken geballt.
Ueber ein Weib kommt ein Gedanken:

Lukas, du sollst dich nicht verstellen!
Wenn unter diesen starren Bäumen,
so oft der Eisschreck draufsen schallt,
Echos wie aus schweren Träumen
in mein warmes Leben kalt
diesen Todesschauer bellen,
dafs wir unser Glück versäumen:
dann sollst du nicht mit solchen ausgedachten
Bildern mich zu prüfen trachten,
dann sollst du mit mir fühlen und denken:
wir wollen Nichts und Nichts dem Schicksal schenken!

Die hohen Kiefern können noch nicht rauschen;
zwei Menschen scheinen auf ihr Herz zu lauschen.

Ein Birkenblättchen.

Jeder Hauch stockt. Auf den Mooren
steht der Nebel wie angefroren,
ob auch fern der Himmel loht;
zwei Menschen schaun ins Abendrot.

Einsam hebt ein Birkenstämmchen
aus dem bleichen Rauch sein Reisig,
in der Spitze zaudert eisig
noch ein Blättchen wie ein Flämmchen,
und ein Weib bemerkt verloren:

Das steht nun da wie'n Waisenkind,
das weder Vater noch Mutter kennt,
von aller Heimat abgetrennt,
Stiefmutter Sonne stellt sich blind.
Und ob auch fern der Himmel brennt,
es sehnt sich nicht, es rührt sich kaum,
leidlos wie der Geist im Raum.

Jeder Hauch stockt, sie erschrickt:
von dem kahlen Birkenstämmchen
ist das letzte Blatt geknickt.
Zaudernd sinkt das fahle Flämmchen
in das rauchverhüllte Land.
Und ein Mann hebt Haupt und Hand:

Lea, du sollst dich nicht verstecken!
Ich seh aus deinem tiefen Schrecken,
wie dich der leere Raum bedrückt.
So will's der Geist; wenn nur drei Birken
das Grauen der Unendlichkeit bezirken,
dann ist das Auge schon beglückt.
Er will und kann nicht einsam sein,
er lebt davon, sich umzuschauen;
drum sinne nicht zuviel in dich hinein,
denn eine tiefe Unlust schläft im Grauen!

Jeder Hauch stockt. Rot und stumm
glänzt der Himmel wie eingefroren
durch den Nebel auf den Mooren;
zwei Menschen kehren langsam um.

Offne Folianten.

Ueber altersgrauen offnen Folianten,
zwischen Schränken mit verstaubten Kanten,
rostigen Waffen, bunten Wappenschildern,
blinden Spiegeln, dunkeln Ahnenbildern,
hängt ein goldner Streifen Licht.
Sonnenstäubchen schweifen dicht
um das Schnitzwerk hoher Stühle,
kommen noch dichter ins Gewühle,
denn ein Mann berührt ein Weib und spricht:

Das hab ich mir als Kind beim Klettern
im grünen Forst nicht träumen lassen,
dafs ich in diesen vergilbten Blättern
einst suchen würde Boden zu fassen.
Es ist für dich geweihter Boden,
als wär ein uralter Wipfel zu lichten;
ich seh nur tote Wurzelschichten,
kaum noch wert sie auszuroden.
Wie zur Erinnerung blüht da matt
noch manch Blaublümlein Ehrenpreis,
aber der morsche Stammbaum hat
als letzten Sprofs ein blindes Reis.

Er will zuklappen, er stockt, die Funken
der Sonnenstäubchen stieben wie trunken,
denn das Weib umschlingt ihn leis:

Drücken dich wieder die blauen Schuh?
Was mufst denn gleich so quer immer denken!
du mufst dich liebender versenken
in diese stillen Dinge, du!
Sonst drückst mir ja das Herz ganz zu,
und gelt? das willst doch offen sehn,
ich soll mich dir doch blos gestehn!
Ich wollt auch, wollt dir längst schon sagen:
ja, Lux — wenn — nein: ich wollt dich fragen:
ich möcht dein Töchterchen mal sehn!

Sie klappt zu, hastig; es stiebt zum Blenden.
Zwei Menschen müssen den Blick abwenden.

Durch die Maske.

Unter taktvoll schreitenden Kostümen,
die den Rausch vergangener Zeiten rühmen,
überschaut ein Weib ein nächtlich Fest.
Weifs verschleiert Haar und Ohr und Wange,
vor der Stirn die goldne Isis-Spange,
steht sie grofs in starrem Asbest,
fast so grofs wie jener Mann,
der aus dunkler Magier-Augenbinde
um sich blickt wie auf Gesinde,
und sie naht sich ihm und rührt ihn an:

Zaubrer — du kennst die Schlange, und kennst den Drachen,
die sich am Weg der Liebe auf Erden bewachen.
Ich kenn eine Mutter in einer Not,
die streckt allnächtlich zum Tag die dunkeln Hände,
dafs er ein Schicksal von ihrem Herzen abwende,
mit dem ihr blindes Kind sie bedroht.

Soll sie mit Augen der Schlange ihr Nest behüten?
soll sie den Drachen bitten, es zu bebrüten?

Hell beginnt der wimmelnde Saal zu klingen,
taktvoll läßt der Schwarm der Kostüme sich leiten,
bis sie sich rauschend zu Paaren in Kreisen schwingen,
die der Magier und das Weib umschreiten:

Göttin, ich kenne die Schlange, und kenn auch den Drachen,
die sich am Weg der Liebe gen Himmel bewachen —
und kenn eine Mutter in andern Nöten;
die würde mit ihren blassen Händen
ihr Kind, ihr sehendes, lieber noch heute töten
als je ihr Herz von ihrer Brut abwenden.
Mutter Isis, begreif deine Erde freier!
horch: dein Magier lüftet den Gäa-Schleier!
Sie träumt seit je das Ungeheuerliche,
Unwirkliche, höchst Abenteuerliche;
doch was er wirkt, der Traum, ist das Gewöhnliche,
und was er birgt, das tiefst Versöhnliche.

Er unterbricht ihr einsam Gewander;
zwei Menschen tanzen mit einander.

Fortsetzung im nächsten Heft.

DER BAUER IN DER MALEREI/ VON HENRY VAN DE VELDE/ AUS DEM FRANZOESISCHEN VON RUDOLF AEXANDER SCHROEDER.

IM Gegenteil blickt man jetzt in eine Art Hölle, wo Männer mit dicken Schädeln, Weiber mit breiten Hüften ihr Wesen treiben, wirkliche Bestien, hohläugig, sinnlich und gierig. Arbeiter sind es, die der Scholle mit allem Ernst dienen, und deren Herzen so hart sind wie ihre Hände. Die Bäuerinnen sind rauhe, männerhafte Geschöpfe von einer unwiderstehlichen Sinnlichkeit ohne Grazie und Ziererei, sie haben mehr Tragik, mehr Revolutionäres in ihrem Wesen als der Bauer selbst. Ihre Posen sind bald von einer ergreifender Ruhe, bald von aufrüttelnder Wildheit; und der Hass, der in ihren Augen glüht, könnte die sanften, ihrer Kraft unbewussten Männer eben so erregen und entzünden als der Geruch ihres Leibes. Ihrer Gestalt nach sind diese einfältigen Leute Götter; und ihre Silhouetten sind von einer rührenden und reinen Schönheit, sie stehen gegen die herbe und schwere Luft wie bronzene Bilder, die man zur Verherrlichung einer allgemeinen menschlichen und erbarmenden Lehre aufgestellt hätte. Millet hat den Schauspieler, der in der Malerei bis dahin nur die Rolle des Komikers oder Salonliebhabers gespielt hatte, zum ersten Helden gemacht, oder — besser gesagt — er liess ihn vor die Rampe treten und angesichts der Zivilisation eines von Selbstsucht und übertriebenen Genüssen kranken Kaiserreichs den brutalsten Schrei, den menschlichsten, lebendigsten Laut des Elends ausstossen, der je vernommen wurde. Ja, mit den Scherzen der Breughel, Graesbeck, Steen, Teniers ist es nun ein für allemal vorbei; die »Feinheiten« der Watteau, Boucher, Fragonard, Lancret haben hier nichts mehr zu sagen. Das Tier ist aufgewacht. »Unschuldige Sträflinge«, so nennt I. K. Huysmans die Leute, die jetzt in die Malerei hineinkamen. Leider wurde der Ruhm Millets durch eine übermässig frühe und grosse Popularität zu bald begraben und

so war es wohl an der Zeit, seinen Wert und seine Bedeutung genauer zu untersuchen. Huysmans hat das mit der ihm eigenen Kraft und Schärfe besorgt und legt in einer kürzlich erschienenen Studie kalten Herzens die Flecken des Milletschen Werkes bloss. Er hat die Teile geprüft, die den Würmern zugänglich sind, jenen Schmarotzern, die alles zersetzen und deren unsauberes Excrement die »öffentliche Bewunderung« ist. Im Uebrigen ist Huysmans nicht ganz gerecht. Er hat anscheinend eine instinktive Abneigung gegen den Bauern, und die treibt ihn zu einer Anklage, durch die der bewunderungswürdige Schilderer des Bauernlebens selbst am meisten getroffen wird. Sein unheilbarer Hass gegen den Landmann hat ihn — und wir dürfen das nicht beklagen — zu dem ausserordentlich schönen aber etwas trügerischen Werke »auf der Rheede« veranlasst, in welchem Buch er einmal ausruft, es sei im höchsten Masse ungerecht, unser Mitleid zum Vorteil »dieser faulen Tiere« in Anspruch zu nehmen und auszuposaunen, wo doch die Tagelöhner, die in eingeschlossenen Räumen arbeiten und leiden müssten, dessen weit würdiger seien. »Man sehe den Unterschied« — so endet er, nachdem er zwischen dem Bauern und dem Pariser Arbeitsmann einen Vergleich angestellt hat. Wenn nun auch diese ganze Deduktion die Huysmans eigene wundervolle Form hat, so beweist sie doch kaum, dass Millet kein Recht gehabt habe, den Bauer, so wie er es that, darzustellen. Wenn nämlich, was wirklich der Fall ist, der Bauer nicht so schlimm dran ist, wie die Arbeiter in den grossen Städten, so hat Millet doch keineswegs verhindert, dass Rafaelli in seinen ersten Bildern einen viel kläglicheren und heftigeren Ausdruck für jene »Enterbten« fand, als er selbst für seine Landleute gefunden hatte. Es ist doch wohl kaum wahrscheinlich, dass, wie man es Millet zum Vorwurf macht, seine Werke, die Aehrenleserinnen, der sonnverbrannte Mann mit der Hacke, die Kornschwinger, die Erdarbeiter, der prophetische Säemann, die tragische Wäscherin, die bescheidenen Schafhüterinnen, die Frau mit den Hühnern, die schweigsamen mähenden Bäuerinnen, dass diese ganze bedürftige Schar mehr aus einer litterarischen Beeinflussung durch die famose De-

finition Labruyeres als durch das lebendige Gefühl für die Scholle selbst geboren sei? Gesetzt den Fall, es wäre so, so würde das Verdienst Millets, dem Labruyere die Augen geöffnet hätte, keineswegs verringert werden, er würde vielmehr in einen schönen Gegensatz zu seinen Vorgängern kommen, die in ihrem Abscheu vor jedem Realismus sich vor dem gellenden Trompetenstoss der Wahrheit die Finger in die Ohren stopften. »Man sieht eine Art wilde Tiere über das Feld hin verbreitet, Weibchen und Männchen, elend, blutarm und ganz sonnverbrannt, an die Erde gekettet, die sie durchstöbern, mit unbesiegbarer Hartnäckigkeit umkehren; sie haben etwas wie eine artikulierte Sprache, und wenn sie sich auf ihre Füsse stellen, so zeigen sie ein menschliches Antlitz — und es sind thatsächlich Menschen. Sie ziehen sich nachts in Höhlen zurück, wo sie von Schwarzbrot, Wasser und Wurzeln leben; sie ersparen den andern Menschen die Mühe des Säens, Feldarbeitens und Erntens, Beschäftigungen, die für die Gewinnung des Lebensunterhalts unbedingt nötig sind. Sie verdienen deshalb, dass man ihnen das Brot, das sie erarbeiten, nicht gänzlich vorenthält.« Diese schneidende, düstere und grausame Schilderung erschien im Jahre 1668 und ist, ohne in unsern Augen irgend wie mit den Verdiensten Millets zu thun zu haben, im Gegenteil ein niederschmetternder Beweis für die cynische Verlogenheit der Maler, die der Einträglichkeit halber fortfuhren, den Bauern in den Sumpf ihrer eigenen Völlerei zu ziehen und ihn mit ihrer eigenen Verderbtheit zu besudeln, wo sie doch die Wahrheit kennen mussten. Durch ihre Feierlichkeit und ihren Stil — Eigenschaften, die man freilich erst gestern an ihnen entdeckt hat — durch ihre klassische Form hätten die Landleute des Träumers von Barbizon leichter das »Grand Siècle« erobert als den Beifall der Epoche, die sie entstehen sah und die so ganz besonders des Stiles und der Feierlichkeit entbehrte. Die Erscheinung des Millet'schen Bauern ist ein so ausserordentliches Ereignis, das Streben nach einer Ursprünglichkeit erscheint inmitten der Fäulnis, die über alles hereingebrochen war, so gigantisch, dass man heute die Erklärung beliebt, der Meister habe in den »Episoden der Bibel«

nach Stoffen gesucht. So sucht man in der Weite nach dem, was im Gegenteil ganz nahe war, in seinem Herzen. Die epische Haltung der Milletschen Bauern wird auch nur für die einer litterarischen Erklärung bedürfen, die noch nie, wenn sie auf der Landstrasse oder über die Heide gingen, vor einer hohen Luft die dunkle und monumentale Silhouette eines Bauern gesehen haben. Raum verschafft, das hat Millet den Bauern und die grossen Horizonte, vor denen seine deklamatorische und synthetische Geste sich bald in breiter Bewegung entfaltet, bald ruhig bleibt, gleichsam in einem schwebenden Aufatmen, wie ein Vogel, der lange gefangen war. Der Bauer hat die Freiheit seiner breiten Schultern wieder erhalten, er kann ruhig seine Muskeln spielen lassen, ohne Furcht etwas zu zerbrechen, wie damals, als man ihn in Conditorläden sperrte und ihn zu vorsichtigen kleinen Bewegungen zwang, um ihm gute Manieren beizubringen. Und zum erstenmal in der Malerei geschieht es, dass der Bauer sich gierig auf die Scholle stürzt. Der Impuls hierzu ist ihm unbewusst gekommen, aus dem geheimen Grund seines Wesens heraus wie der Trieb zu einem Verbrechen, dessen Ausführung von unbekannten Vorfahren her in ihm keimte. Nicht die von diesen Vorfahren, die wir kennen, die widerlichen Trunkenbolde oder die lasterhaften kleinen Schäfer haben ihm das Beispiel der Arbeit auf der Scholle gegeben. Man müsste schon weiter zurückgehen, so weit, dass eine Vererbung wenig Wahrscheinlichkeit mehr hat, nämlich zu den ägyptischen Malern, die vor langen Zeiten Leute beim Feldbau darstellten. Wir ziehen vor zu glauben, dass ein verbrecherischer Instinkt in diesen Leuten ist; es muss der Hass sein, der macht, dass die Feldarbeiter sich so wild auf die Scholle stürzen, auf die furchtbare Bettlerin, die so herb ist, und mit der man bitterer kämpfen muss als mit dem Meer. Ihre Arbeit ist ein hasserfülltes Ringen, das ewig dauern wird. Sie quälen den Erdboden mit ihrer Arbeit und was er Schönes hat, das ist ihnen feindlich, so merzen sie die Blumen aus und machen die Bäume hinterlistig sterben, wenn sie nicht mit Axtschlägen ihnen zu Leibe gehen und so ihre Lust büssen dürfen. Sie fallen wütend über die hohen Aeste her, die die

Flur beschirmen und begrenzen, die ihnen aber den befruchtenden Sonnenschein stehlen; die mächtigen Wurzeln dieser Bäume sind ihnen wie unzählige Arme und Hände, die den mühsam untergegrabenen Dünger für sich stehlen möchten. Wenn die Bauern die Erde lieben, so thun sie das auf die Art der üblen Kumpane, die einer Frau anhängen, weil sie ihren Unterhalt mit ihr machen. Gewiss, es giebt gewisse sentimental anregende Beziehungen zwischen dem Bauern und der Erde. Wie die Bäume die eigentlichen Sprösslinge der Flur, die mit der eigensten Essenz des Erdbodens genährt sind, in guter und feuchter Gegend gross und kräftig, in trocknem Boden kränklich, dürr und knorrig werden, so ist es auch mit den Bauern; alle ihre Kleidung nimmt, man möge thun, was man wolle, die Farbe des Erdreichs an — solche und andere sentimental zu deutende Anzeichen lassen vielleicht den Schluss auf eine gegenseitige Zuneigung als notwendig erscheinen. Doch ist das grade Gegenteil der Fall. Wenn der Bauer die Farbe der Scholle trägt, so ehrt er sie damit nicht etwa wie ein feudaler Ritter seine Dame; er trägt die Livree des Bodens wie ein glühendes Eisen, das um seinen Körper gepresst ist und sein Fleisch verzehrt. So kann man auch aus den Sprüchen, die der Hof-Besitzer über die Thüren seiner Wohnung malt, eher den Hass als die Liebe lesen. Dem, das man hasst, kann man sich ebenso gut unterwerfen, als dem, das man liebt. Aber selbst die Unterwerfung ist hier nur eine anscheinende; der Kampf zwischen den beiden Feinden dauert immer fort. Die Liebe nun ist längst nicht so dauerhaft, als der Hass und wenn die Bauern Liebe für die gefühlt hätten, die sie unterjochen wollen, und die sich hartnäckig gegen jeden Angriff verteidigt, und die in jeder Nacht und in jedem Winter, wo sie notgedrungen in Ruhe gelassen wird, neue Kräfte zum Kampf sammelt — wenn sie die Scholle geliebt hätten, wären sie längst ermattet. Die Erde ihrerseits hasst ebenso den Bauern, der sie quält; und das ist nur gerecht. — Das Ideal einer »Mutter Erde« existiert nur für Poeten und Träumer. Nicht Unterwerfung ist es, was den Bauern so ruhig und stumpf erscheinen lässt, sondern nur Ermattung. Die Geschöpfe Millets sind müde, müde der ewigen aufgezwungenen Arbeit,

die ihre Kräfte erschöpft; — wie etwa ein Liebhaber müde und degoutiert sein wird, der seine Geliebte nur mit Ohrfeigen und Püffen zwingen kann, still zu liegen, damit er den Akt der Befruchtung vollziehen möge. ☞ Zuweilen wohl mag er in einer zwitterhaften religiösen Stimmung beim Nachklingen des »Angelus«, oder beim Läuten der Vesperglocke weich werden. Doch wird seine Seele in dem glorreichen Kampfe, der mit gleicher Energie auf beiden Seiten geführt wird, nie schwach werden. Der Hass verfünffacht die Qualen des Leidenden; denn man leidet nur geduldig für das, was man liebt. Und diesen Hass fand Millet beim Bauern heraus, und sein Mitleid wurde gross für die, die der Erde mit Gewalt das Brot entreissen müssen, und die die Erde hasst und sie wie in einem Höllenkreis sich in dem mühseligen Zirkel ihres Tagewerks abhetzen lässt, wie unter der Last einer unbekannten grossen Schuld. Die geniale Synthese des Meisters schreit nicht nach Revolution und fordert nicht Gerechtigkeit und Gleichheit. Seine grosse und passive Seele liess ihn nicht die Faust ballen. Aber mit aller Beredsamkeit, mit unerschöpflicher Anteilnahme verlangt er gebieterisch Mitleid und Erbarmen für die an die Scholle Gefesselten. ☞ Es ist seit so langer Zeit konventionell, von der Liebe des Landmanns zur Scholle zu reden, ein so ewig abgeleiertes Lied, ein so offenbarer Gemeinplatz, dass man schon davon hätte reden müssen, nur um ihn zu widerlegen. Man beutet ihn wie eine Art Erzgang aus für alle möglichen Plattheiten und Sentimentalitäten. Das ist seit Millet bis auf diesen Tag nicht anders geworden. In der Malerei unsrer Zeitgenossen geht der Bauer entweder mit der larmoyanten Miene der Bretonen umher, mit einer gerührten Frömmigkeit, die vom »Abendläuten« und aus den alten Romanzen herstammt, oder man stellt uns seine Gestalt wie mit einer eigenartigen Beschwörungsformel streng, kalt und photographisch vor Augen, wie dies z. B. Bastien Lepage that. Jene Bauern mit ihrer zweifelhaften Frömmigkeit beteuern gleichsam fortwährend ihre Unterwürfigkeit und käuen die Ehrlichkeit ihrer alten Sitten wieder. Alter Lügner! — Die alten Damen werden noch daran glauben, sie, die sich vor den wilden und dunklen Gestalten

Millets entsetzen, sie, die sich vor dem Namen Emile Zolas in den verborgensten Beichtstuhl flüchten, denen Balzac noch nicht seine Seele gezeigt hat. (Balzac selbst, der doch vor keiner Analyse zurückschreckte, gesteht, dass er sein Buch »Die Bauern« während acht Jahren wohl hundertmal weggelegt und wieder aufgenommen habe.) Doch giebt es auch noch andre Leute, die auf jene Lüge hereinfallen. Eine ganze gutmütige und ältliche Kundschaft verlangt nur diesen süss-dünnen Thee. Lebt doch in der Seele unseres Bürgertums, wenn auch der Dreck des wirklichen Lebens sie noch so sehr angespritzt hat, eine unwiderstehliche Neigung zur Rührseligkeit, und wie in den alten Haus-Höfen die Fenster über allen heimlichen Gemeinheiten und Scheusslichkeiten, die dort passieren mögen, geschlossen bleiben, sich aber beim ersten Ton des klagenden Troubadours und seiner schmachtenden Romanze öffnen, so erwacht und regt sich die Seele der Menge beim Refrain, der den »Abendstern« anseufzt, beim Anblick der »Bretonischen Bäuerinnen«, bei den verliebten Dingen, die sie flüstern, bei den »Offenbarungen« der Lerche, die zwitschernd zum Himmel steigt. Die Bauern von Bastien Lepage, deren Sinnlichkeit im frischgemähten Heu erwachte, werden nie mehr wieder dahin zurückkehren. Jetzt sieht man die beiden jungen Leute an einer Hecke stehn, stumm, verlegen und ein wenig dümmlich, und sie stellen das dar, was man so »die Liebe auf dem Lande« nennt. Und dann sehe man den »guten« Vater Jakob, der aus dem Walde zurückkommt mit seiner Last — nichts als kleine Zweige. Vor ihm her läuft sein Töchterchen und pflückt Blumen! Balzac hat also gelogen, als er versicherte, man könne in den Holzbündeln die sie heimschleppen, zehnjährige zu Knüppeln geschnittene Eichen finden. Diejenigen Bauern nun, die ihren Stolz und das Gefühl von der Grösse ihres Elends noch nicht abgelegt hatten — ein Gefühl, das ihnen erst von ihren letzten Vorfahren überkommen war, diejenigen, die nicht auf dem grossen Markt unsrer Kunstausstellungen um Erbarmen gebettelt hatten, das man jedem schenkt, der »Haltung« und Religion hat, die wurden müde und erschöpft in dem täglichen Einerlei der Feldarbeit, und wurden ohne Charakter und Empfindung dargestellt, sie, die eigent-

lich Befestigenden und Erhaltenden, starben vor Entkräftung hin, eine strenge und sterile Objektivität bildete sie so ab. Trotzdem war der rechte Bauer in der Malerei noch nicht erschienen: Man hätte es einen Augenblick glauben können, als der Bauer von Millet sich beim Erwachen aus den früheren Trinkgelagen und dem Traumzustand, der ihnen folgte, aufreckte und in einem merkwürdig vereinfachten und unbekannten Aufputz sich an die Arbeiten begab, an die niemand mehr dachte, und die man bei näherer Betrachtung als die Pflege erkannte, die die Erde nötig hat, um Früchte hervorzubringen. Denn mit der Länge der Zeit erkannte man die Emphase dieses Bauern, man analysierte die Empfindung, die er hervorrief, den Eindruck eines Wesens, das sich immer angesehen fühlt und sich infolgedessen nicht ganz natürlich giebt; und es drängte sich uns der Gedanke auf, dass die Wahrheit, die er brachte, wohl eine Wahrheit sein möchte, wie sie auf dem Theater erzeugt wird, d. h. eine vergrösserte, übertriebene Wahrheit. Es stellte sich heraus, dass den Geschöpfen Millets eine gewisse Befleckung durch theatralische Gebärden anhafte. So musste man für den Bauern fürchten, dass die künstliche Atmosphäre der »Bretter«, die Uebertreibungen in seinem Gebahren, der übermächtige Effekt seiner plastischen Deklamation ihn mehr verbrauchen müsse, als der Feldbau selbst. Damals ging Camille Pissarro, um das zu entdecken, worin sein eigentliches Wesen zum Ausdruck kam, er sah ihn selbst, die Linien seiner Kleidung von vornherein richtiger an; und bei näherer Forschung erkannte er besser die wahre Gestalt der Bauern. Pissarros Landleute haben den traditionellen, imposant-heroischen Körperbau verloren und lassen vermuten, dass die erhabene Formenschönheit, in der sich ihre Vorgänger verkörperten, wohl nur eine Lüge sein mochte, oder alles in allem eine Ausnahme; sie begnügen sich mit anderen Formen, die knorriger, verwickelter, entstellter, mehr im Zusammenhang mit den mageren, mehligen Bissen ihrer Nahrung sind. Sie lieben weniger erhabene Posen, sind knechtischer, weniger auf äussere Wirkung bedacht. Zum erstenmal fühlt man ihre wirkliche Atmosphäre, unter deren Ungnade sie leiden und deren oft recht hitzige Liebkosungen sie geduldig

tragen. Diesmal entwickelt sich uns das Bild des Bauern in der wirklichen Niedrigkeit seiner Arbeit, er zeigt sich uns in der Intimität einer weniger episodischen Umgebung, weniger dekorativ und mehr wahr, und mit solcher Macht vor uns heraufbeschworen, dass er das Wesen, was sich in ihm regt, mit einer gewissen Inbrunst als sein eigenes bekennt, es sozusagen an sein Herz drückt; — hier haben wir es mit einer so grossen Treue und Uebereinstimmung von Darstellung und Wirklichkeit zu thun, dass es scheint, als habe der Bauer diese neuen Bilder nach sich selbst geschaffen. Sie sind eben nun ausgewandert aus den nackten Gegenden, wo das Genie eines Schöpfers sie hatte auftauchen lassen, und heute arbeiten die schweren Kerls auf einen weniger dramatischen Boden, mit dem sie enger verbunden sind. Sie sind instinktiv dahingekommen, wohin sie gehörten, wenn sie auch überall ein wenig versucht hatten, sich niederzulassen. Endlich haben sie die Scholle entdeckt, wo die Ursprünglichkeit ihrer Arbeiten mit der Naivität der Umgebung harmoniert, und geduldig, einfältig, lassen sie die Erdarbeit in dem Rang der bescheidenen Beschäftigung, die sie ist, und geben ihr nicht die Bedeutung einer Epopöe, die man ihr zuerst hatte beilegen wollen. Sie werfen sich gierig auf die Arbeit, bewaffnet mit ihrem immerwährend, wie sie selbst, ursprünglichen und grausamen Ackergerät.* Die Erde verliert in unseren Gegenden täglich etwas von ihrem tragischen Aussehen und entwickelt sich zu einer mehr sanfteren heiteren Grösse. Eine neue Umgebung bildet sich; die Einführung der Versicherungspolice hat gründlicher das alte »pittoreske« Aussehen der bäuerischen Um-

* Bald nachher stellte Laermans, der Brabanter Meister, die physischen Deformationen dar, die ihr Beruf mit sich bringt, und die wie ein lebendiger und beweglicher Protest gegen die Härte dieses Berufes sind. Er führte sie bis in die Vorstädte, wo ihre Schreie gegen die Stadt aufstiegen, um sich mit dem Geschrei aller derer zu vereinigen, die unter der übermässigen Ausnutzung ihres Körpers oder Geistes leiden. (Als die vorliegende Studie geschrieben wurde, hatte Laermans noch nicht seinen Bauerntypus geschaffen, und die wenigen darauf bezüglichen Zeilen hier sind später eingeschoben.)

gebung untergraben, als unsere leuchtendsten Theorien, unsere hitzigsten Schilderhebungen. Sie hat in einem Handumdrehen auf dem Lande das Moderne eingeführt, skrupellos, wie etwa der Bauer, der rasch, ohne Gewissensbisse, sein armseliges Häuschen anzündet, um sich ein neues schöneres aufbauen zu können. Man möge in die entlegensten Dörfer gehen, die man kennt, in Nester, die sich hinter Wäldern und Hügeln wie hinter einer Leibgarde verstecken, heute führt statt der bucklichen unwegsamen Pfade von ehemals, die etwas feindselig Abschreckendes haben mochten, eine tadellose weisse Chaussee grade auf sie zu, von freundlichen Bäumen zu beiden Seiten flankiert. Die moderne Zeit wird diesen Weg gehen; ausgeladen aus den Lokaleisenbahnen, die nahe genug dem entferntesten Flecken sind, so dass sie, ohne grosse Ermüdung, den Weg zu Fuss machen kann. Das ist die einzige Verspätung, die sie auf ihrem Wege erleiden wird. Wenigstens, wenn sie sich nicht auf halbem Wege, bei der traditionellen Wegschenke aufhält. Auch diese ist nicht mehr der mächtige Hof von früher, die Farm, um die herum grosse Felder liegen, die weit entfernt von einem und dem andern Dorf ist, wo jeder Vorübergehende sich aufhält und die Pferde unter den grossen schattigen Linden ausruhen. Würde man sie in dem kindlich naiven Hause von jetzt wiedererkennen, das lustig und rosig voraus verkündet, was das neugestaltete Dorf weiter unten sein wird? Das Moderne macht sich dort breit; die undisciplinierten Häuser von früher stehen korrekt in einer Reihe. Alle Häuser sind unbarmherzig in Reih und Glied gedrängt, und sie, die so merkwürdig verschieden angemalt waren, sind jetzt alle überein ziegelrot, neu und rosig. In ihrer Mitte erhebt sich pomphaft die Schule; lächerlich pomphaft, ebenso wie die bäuerliche Bildung, die der zerrissene Lump von ehemals sich in ihr holt. Sie, die früher den Schatz der einfältigen Legenden und des Aberglaubens verwaltete, hat sich jetzt in einem gewissen Parvenüstolz dermassen aufgebläht, dass sie Blut schwitzen könnte, das Blut der Eifersucht von Dorf auf Dorf; und indem sie ihre mächtige Nebenbuhlerin, die Kirche, übertreffen möchte, platzt sie ordentlich vor Geschwollenheit. Der ver-

kommene und bemooste Zaun, der die Kirche in früheren Zeiten, umhegte und den Friedhof umschloss, ist auch verschwunden. Dieser Zaun kroch rings herum, wie ein dunkler Wurm, grösser als die andern, und wenn Sonntag Nachmittag Katechismuslehre war, ritt der lärmende Kinderschwarm in schönen Kleidern auf dem abschreckenden symbolischen Ungeheuer herum. Ist es vergessen? Heute hat man überall das gleiche Gitter, hinter dem die neue Kirche so gross scheint, dass sie eine Unmenge Nahrung verbrauchen musste, um aus dem kleinen unscheinbaren Stall von früher das zu werden, was sie ist, und dass man vermuten muss, sie esse alle Toten auf, die um sie her begraben liegen. Und über den grossen Platz weg die ganze Länge der Feldwege entlang, sitzen neue Bauernhöfe; sie beschützen sorgfältig die schönen rosigen und kostbaren Ziegelsteine unter der hohen Koppe ihres beschnittenen Strohdachs; in allen Oeffnungen sind tadellos rechteckige, gleiche Thüren und Läden. So ist der Bauernhof mit der strengen Einfachheit seiner Linien, der köstlichste Gedanke einer köstlichen Kindernaivität geworden! Die malerischen Gemäuer sind wohl tot, die pittoresken Ruinen aus Stroh und Lehm. Durch Mangel an Pflege, werden auch die verschwinden, deren man sich noch nicht mit Gewalt entledigt hat, wie es den alten Verwandten geht, die man nicht weiter ernähren mag, weil sie unnütz geworden sind! Das Moderne hat alles dies vertilgt. Die wilden Strähne der ehemaligen Strohdächer haben sich in die schönen blutroten Dachziegel von heute verwandelt; sie lassen ihre schöne rote Farbe auf's neue von der Sonne brennen, die rote Farbe, die so sehr glänzt und schreit, wie sie nur schreien und glänzen kann, erhöht noch durch das komplementäre Grün, das zum Rot passt wie eine sehnlichst erwartete Braut. Andererseits werden die Feldmaschinen viele ursprüngliche Geräte vertreiben, die der gegenwärtigen Umgebung noch ihren Charakter verleihen; sie werden auch die physischen und professionellen Unförmlichkeiten des Bauern beseitigen; und diese fortwährende Umwandlung der Umgebung zur Gesundheit, die sich ebenso gut auf dem Lande wie in der Stadt entwickelt, wird viel Hässliches, das bis jetzt andauernd und unvermeidlich war, wegschaffen.

Ein noch nicht veröffentlichtes Gedicht von Clemens Brentano (Faksimile.)

Güte kömmst du nicht viel suchen,
Güte nicht, das ferne ist dir nah,
Kommt das Schöne, ach so Manchen!
Ei wie kommst du so verwandelt!

Traurig ging ich still den Garten,
Güte wie so du nicht wissen,
Wo das Herz so liebt und schmachtet,
Weiß kein Aug' so viel zu küssen.

Eins — zwei — drei — willst du nicht kommen
Wie ich fasse dich, ich will dich nehmen,
Weil du so dein Glück vorübergehst,
Dass nicht fassen will mich binden.

Aber Liebe ist so gewesen,
Hat sie mit dem Rücken angesehen
Nun will sie, wenn du [illegible]
Du ist an dein Busen [illegible]

Endlich will es Abend werden,
Wird es dann wohl gehen Deinem,
Ganzheim, die sich wieder sehnen,
Wird gehen wie sonst Einsamkeiten,
Endlich will es Morgen werden,
Wenn die Morgen wieder scheinen,
Ganzheim, wenn die Welt sich spiegelt,
Wie gespenstig im frühen Nebel

Tausend gute Menschen kennen,
Tausend Menschen brauchen
Ihre Mutter, ihren Mutter,
Einen Menschen nur für mich

Die so schwachen Augenblicke,
Absolut still in Malabaimen,
Und für einzig schönsten Dank,
Den sie mir mit Gastfreiheit.

Drei alte Holzschnitte unbekannter Herkunft aus der k. k. Hofbibliothek in Wien.







AN DEN FRUEHLING.

Der Park steht unbewegt und glänzt und duftet.
Am blauen Himmel segeln majestätisch
in grossen Intervallen weisse Wolken,
schneeigen stolzen Riesenschiffen gleich.
Auf allen Wegen, auf den Rasenflächen,
auf den Bosquetten, auf dem Tang des Sees,
der Teiche, auf den überschwemmten Wiesen,
die die Gemarkung dieses Parkes bilden,
hat heut die Sonne Gold und Glück verschüttet.
Balsamisch küsst sie die geborstnen Wunden
der Birkenrinden, und mit stillem Lächeln,
in dem ein zärtliches Geheimnis schlummert,
trocknet sie aller kleiner Blumen Thränen.

Die wenigen Menschen, die wohl dann und wann
an meiner Marmorbank vorübergehen,
sind so voll Andacht und so froh bewegt,
dass ich an Kinder denken muss, die laut
zum erstenmal in dunkler Kirche beten
und singen sollen und vor Furcht erzittern,
bis sich die grauen Wolken plötzlich teilen,
und alles, Altar, Schiff und die Empore
voll Sonne ist, und GOTT dem Kind ersteht.

Auch ich, der auf der alten Marmorbank,
der blaugeaderten, die goldnen Stunden
des Nachmittages wie ein Kind verträume,
auch ich bin ganz mit Frömmigkeit erfüllt.
Ich falte meine Hände, und ich lausche . . .
Die hellen Zweige der Syringen knistern,
auf Sand und Kies erklingt ein schneller Schritt.

Er nähert sich, kommt näher, immer näher;
und wenn er vor mir hält, wird alles still . . .

.

Kaum siebzehnjährig ist er. In die Haare,
die dunkelblonden, hat ihm irgend wer
von Anemonen und von wilden Veilchen
ganz lose einen schmalen Kranz geflochten.
Der steht ihm schön und mildert mir sein Lächeln,
das ernste Lächeln eines reifen Knaben,
der von dem Leben schon zu viel erfuhr.
Die Augen liegen tief, mit leichten Schatten
darunter, und der innerliche Blick,
von einem dunklen Blau, das häufig wechselt,
ist keusch und trotzig, von demselben Ernst,
mit dem die roten Lippen lächeln können.
Sein Angesicht, das ich wohl oft im Traume
gesehen habe, ist von herber Schönheit
und unvergesslich. Aelter scheints zu sein,
als dieser Leib, der zart und mager ist,
von feinstem Gelb und kindlich anzuschauen . . .

.

Er steht und sieht mich lange lächelnd an.
Bist Du der Frühling, Knabe? will ich leis
ihn fragen und ihm meine Hände reichen;
doch meine starre Zunge löst sich nicht.
Ich fühle, wie der herbe Wohlgeruch
des jungen Leibes näher mich umfächelt,
sein Atem über meinen Haaren geht . . .

Und ganz erfüllt von ihm schliess ich die Augen
und dulde, wie er mit den kühlen Händen
mir meine Schläfen presst und lange, saugend

die zitternden gesenkten Lider küsst
und mich verlässt
.
Ich bin aus einem guten Traum erwacht.
So froh und leicht schreit ich den Heimatweg
und singe kleine Lieder ohne Sinn.
Die guten Menschen sehen alle staunend
und fragend auf mich oder lächeln gar —
sie wissen nicht, weshalb ich selig bin:
Der Kuss des Frühlings ist in meinen Augen.

Friedrich Perzynski.

ANMERKUNGEN.

Zu unserm Bedauern hat sich im Oktoberheft beim Abdruck des Bergwerks von Falun insofern ein grober Irrtum eingeschlichen, als man vergessen hat, zu bemerken, dass es sich um ein Fragment, einen ersten Akt handle. So handelt es sich auch nicht um drei Aufzüge, wie fälschlich gedruckt, sondern um drei Auftritte. Wir bedauern diesen Irrtum, durch den die Lektüre des schönen Werkes, in der Form wie es jetzt gedruckt ist, in ungünstigem Sinne beeinflusst wird, aufs äusserste.

IN dem Gedicht „Da Dämmerlicht aus Zweig und Zweigen lacht“ von R. A. Schröder im Novemberhefte muss es am Schluss heissen: „Komm' süsse Nacht,“ nicht „Komme“ etc.

DAS Brentanosche Gedicht, das wir im Faksimile bringen, haben wir durch die Güte des Herrn Prof. Ludwig Geiger in Berlin erhalten. Das Gedicht das noch nie veröffentlicht wurde, drucken wir hier noch einmal ab.

Heute kömmst du nicht lieb Liebchen,
Heute nicht, doch harr ich deiner,
Komm doch schnelle, eh es nachtet,
Ei wie kannst du so verweilen.

Traurig späh ich aus dem Fenster,
Heute wirst du nicht erscheinen,
Wo das Herz so liebt und strebet,
Vieles Liebchen dir zu teilen.

Eins — zwei — drei — willst du nicht kommen
Sieh da hast du's, ich muss weinen,

Weil du so dein Glück versäumest,
Wer nicht hören will muss leiden.

Aber Liebe ist so sparsam,
Dass sie mit den Schmerzen geizet
Nur mir fehlst du, wenn du fehlest,
Da ich nur dein Fehlen leide.

Täglich will es Abend werden,
Sind es denn nicht jene Saiten,
Herzlein die sich wieder regen,
Seid gegrüsst ihr Lieblichkeiten,

Täglich will es Morgen werden,
Wirst du Morgen wieder schweigen,
Herzlein, wenn die Welt sich reget,
Sei gegrüsst im frommen Streite.

Tausend gute Nacht mein Liebchen,
Ich will einen Traum bereiten
Ohne Vater, ohne Mutter,
Einen Traum nur für uns beide.

Sieh so sprachen Orgeltöne,
Abends still in Melodeien,
Und zu wichtig schien die Sache,
Um sie dir nicht mitzuteilen.

WIR haben dem ersten Bande der Novellen-Ausgabe, die nunmehr zugleich mit dem Merlin erschienen ist, eine Vorrede beigegeben, die wir an dieser Stelle zum Abdruck bringen müssen. Sie lautet: Wir möchten dem vorliegenden ersten Bande der Novellen-

Ausgabe, der zugleich mit dem ersten Band der Merlin-Ausgabe erscheint, einige einleitende Worte voranschicken. Es handelt sich bei der Novellen- und Merlin-Ausgabe nicht um eine neue Species der sogenannten Klassikerausgaben. Die Herausgeber der Insel beabsichtigen vielmehr die Neu-Veröffentlichung einer Reihe von Werken, die, wenn sie auch nicht gerade Curiosa genannt werden können, doch eine gewisse Eigentümlichkeit des Inhaltes oder der Form an sich haben, die einen eigentlichen Genuss nur wirklich kunstverständigen Litteraturfreunden zugänglich und die Verbreitung solcher Werke in einen weiteren Leserkreis von vornherein als ausgeschlossen erscheinen lässt — infolgedessen sie auch selbst zu ihrer Zeit nur eine bedingte Kennerschaft und Anerkennung genossen haben und zum Teil heutigen Tages fast nicht mehr bekannt sind. Ein Bedürfnis nach Neudrucken solcher Art, die sich bemühen, auch nicht allgemein geschätzte wertvolle Dichtungen früherer Zeit der Vergessenheit zu entreissen, indem sie sie durch eine vornehme und solide Drucklegung teils einer allgemeinen Beachtung zuführen, teils wenigstens auf eine weitere Frist vor materieller Vernichtung bewahren, ist — das verhehlen die Herausgeber sich keineswegs — vorläufig wohl nur bei einer geringen Anzahl von Kunstfreunden vorhanden; die Berechtigung aber zu einem solchen Unternehmen möge man in der eigentümlichen Lage unserer Litteratur suchen, deren wertvollere Produkte — besonders bei uns in Deutschland — fast alle an einem ähnlichen Mangel lebendiger Popularität leiden, dessen Ursachen so mannigfacher und verwickelter Natur sind, dass uns hier zu ihrer Untersuchung Raum und Zeit fehlt, der aber, wie er einerseits unsere litterarisch-produktiven Kreise von dem eigentlich treibenden Leben unserer Zeit in mancher Beziehung mehr fern hält, als wünschenswert sein dürfte, andrerseits bei denen, die sich überhaupt ernstlich mit der Kunst beschäftigen ein grösseres Wohlgefallen und Verständnis für Kunstwerke von etwas absonderlicher und der grossen Masse nicht sofort einleuchtender Grösse geweckt und erzogen hat, als es in früheren Zeiten vorhanden sein mochte, zumal da heute von der gebildeten Welt eine Menge moralischer Bedenklichkeiten, die früher bei

jeder Kunstbetrachtung massgebend sein mochten, als Vorurteil erkannt und abgethan ist. Man muss also unser Unternehmen wohl als zeitgemäss gelten lassen, indem es nach seiner Art von dem vermehrten Kunstfundus unserer Tage Zeugnis ablegen will. Wie anregend aber auch ein Wandeln auf den weniger betretenen Pfaden der älteren Litteratur für unsere heutige Produktion sein kann, das brauchen wir hier wohl kaum auszusprechen; überdies könnte es auch aus den vorstehenden Bemerkungen genügend erhellen. Für die Auswahl und Anordnung sind allerdings nur der Geschmack und das Urteil der Herausgeber verantwortlich, doch hoffen wir, dass diese beiden sich und ihre Arbeit selbst rechtfertigen werden. Wir haben die beiden Serien nach den beiden zuerst erscheinenden Neudrucken von Goethes Novelle und Immermanns Merlin die Novellen- und die Merlin-Ausgabe genannt. Erstere wird Werke in ungebundener, letztere Werke in gebundener Rede enthalten. S.

Der Franzl. Fünf Bilder eines guten Mannes. Von Hermann Bahr. (Im Wiener Verlag. 1901.)

Es ist vielleicht nicht der richtige Augenblick, über ein Buch zu schreiben, wenn Einem die Augen davon voll Thränen stehn. Wenn man gerührt und ergriffen ist, kann man wohl nicht objektiv sein. Wie könnte man auch über einer Sache stehen, von der man unterworfen worden ist? Trotzdem möchte ich den Lesern der Insel von diesem Buche sogleich berichten. Ich bin so voll davon, dass ich es nicht zurückhalten kann. Und dann: gute Bücher sind so selten; da soll man wirklich nicht zaudern, denen davon Mitteilung zu machen, von denen man hoffen darf, dass sie gerne von einer guten Sache Mitteilung erhalten. Wenn ich sage: der Franzl von Hermann Bahr ist ein gutes Buch, so meine ich das nicht bloss und auch nicht vornehmlich im artistischen Sinne, sondern ich meine es ganz einfach so, wie man sagt: das ist ein guter Mensch. Es ist ein Buch voll Güte. Ein guter Mann ist darin mit so viel Liebe und Kraft gezeichnet und das Bild ist so schön und

ganz ausgeführt, dass man wirklich die Empfindung hat, lebendig von ihm berührt zu sein. Hat man das Buch gelesen, so ist man nicht bloss litterarisch um einen Kunstgenuss bereichert, sondern man hat dasselbe volle und schöne Gefühl, wie wenn man im Leben eine wertvolle Bekanntschaft gemacht, ein grosses, gütiges Herz kennen gelernt hat. Als ich das erste Mal Hans Thomas Haus verliess, hatte ich dieselbe Empfindung wie jetzt, als ich dieses Buch schloss. Mir scheint, dieses Gefühl ist doch noch mehr wert, als die blosse künstlerische Genugthuung, wenn es auch ganz gewiss wahr ist, dass darin kein ästhetisches Argument liegt. Aber wir sind der interessanten Scheusale müde und haben nachgerade genug verworrene und vergiftete Seelen (man möge ruhig auch an meine Stilpe denken) kennen gelernt, sodass wohl Alle, die selbst nach Gleichmass und Ruhe, nach einem Leben voll Klarheit und Liebe streben, einem Dichter Dank wissen werden, der es unternommen und vermocht hat, einen Menschen von grundgütigem Wesen zu schildern, der weder durch Laster, noch durch Krankheit interessant ist. Dieses Gefühl des Dankes und der Freude wird sich noch erhöhen, wenn wir diesen guten und starken Menschen als ein besonders wohlgeratenes Stück unsres deutschen Volkstums ansprechen dürfen. So ist es hier. Dieser Franzl, keine Erfindung Hermann Bahrs, sondern der oberöstreicher Bauerndichter Franz Stelzhamer, ist ein herrlicher ganzer deutscher Mann und zwar von der süddeutschen Art seines besonderen Heimatsgaues mit dem eigenen österreichischen Einschlage. Wer Freude am deutschen Wesen jeder Sonderart hat, muss die fünf Bilder dieses Mannes mit einem Gefühle von fröhlichem Stolze betrachten, und er wird stärkere vaterländische Regungen dabei empfinden, als bei noch so ehrlich gemeinten patriotischen Gefühlsergüssen, obwohl in diesem Buche von Deutschtum mit keinem Worte die Rede ist. Auch von Heimatskunst redet dieser Heimatsdichter nicht. Zu seiner Zeit war dieses Schlagwort ja noch nicht in Umlauf gesetzt. Franzl hätte sich wohl auch nur darüber gewundert, wie sich ein Landbäcker darüber wundern würde, wenn von der Stadt aus der Ruf nach Bauernbrot ertönte, — er bäckt es eben und findet nichts

besonderes daran; ja, er wird den weissen Kaisersemmeln der Residenz sogar besondere Bewunderung zollen, und wenn er in der Stadt wäre, würde er Kaisersemmeln backen. Dabei ist es freilich gut, dass Franzl auf dem Lande geblieben ist, denn es ist allerdings etwas Schönes um das kräftige, schwarze Bauernbrot und um die frische, reine Dichtung des echten Menschen aus Bauernblute, der zugleich ein ganzer, bewusster Künstler ist. Wir wollen uns von Herzen freuen, wenn jenes städtische Schlagwort verklungen und dafür die schöne ländliche Sache selber gewonnen ist, ohne die wir uns eine ganze deutsche Kultur allerdings nicht denken können, da wir ja ein Volk von vielen in sich eigenen und reichen Stämmen sind. Wenn das neueste litterarische Schlagwort dazu hilft, hat es Anspruch auf den Dank aller aufrichtigen Freunde deutscher Kunst, obzwar es, wie das bei Schlagwörtern so der Brauch ist, ein wenig im Tone der Jahrmarktsausrufer verkündet worden ist, die ihre Salben und Mixturen als die einzig heilsamen anpreisen. Darüber darf man nicht böse sein. Es ist nicht immer bloss Schwindel und Aufdringlichkeit dabei, wenn auch freilich die Schwindler und Vordringlichen selten ganz fehlen. Aber wie seltsam berührt es doch, dass wir das erste Bild eines wirklichen Heimatsdichters und zugleich das erste moderne Werk einer echten Heimatskunst, d. h. einer Kunst, die ganz Liebe zum heimatlichen Wesen, ganz heimatliches Wesen selber ist, just dem Künstler verdanken, der den Ausmünzern und Verschleissern jenes Schlagwortes als der abscheulichste Stadtfex, Kunstgigerl und Modenarr verhasst ist. Wer weiss, ob die Gehässigen unter ihnen nicht behaupten werden, Hermann Bahr habe auch mit seinem Franzl bloss die neueste Mode mitgemacht, und sein Buch sei ein verabscheuenswürdiger Bastard aus niedriger Spekulation mit einem schönen Prinzip. Sie würden damit nur beweisen, wie wenig sie vom Wesen des Künstlers verstehen, und wie unfähig sie dazu sind, die Entwickelung einer sehr beweglichen und empfänglichen, aber immer auf die Kunst gerichteten Künstlerseele zu verfolgen. In Wahrheit ist es gar nicht erstaunlich, dass wir gerade Hermann Bahr dieses schöne Heimatsbuch verdanken. Bahr ist

keine in sich und aus sich starke Individualität, kein von vornherein fest bestimmter künstlerischer Charakter, in dem ein gewisser Gehalt von Ideen und Gefühlen und ein gewisses Formideal ein für allemal feststeht; er ist vielmehr eine jener äusserst wandlungsfähigen Künstlernaturen, deren Hauptgabe die Empfänglichkeit für Eindrücke von Aussen ist; die alles wittern, was in der Luft des Tages liegt; die aus Andeutungen des Lebens die ganze Folge der Entwickelung spüren und die, so lange sie jung sind, rastlos nur das eine Streben kennen, als Verkündende, wie als Schaffende mit dem Flusse des Werdens Schritt zu halten, ja diesen Fluss noch zu beschleunigen. So sind sie in der Jugend ganz Hingabe ans Neue, unermüdliche Experimentierer, ebenso schnelle Verwerfer wie Aufgreifer, leicht bestochen von neuem Glanze, verwegene Draufgänger und leichtsinnig wie junge Frauen von starker Vitalität und Liebeslust. Die Meinung der Welt ist ihnen gleich; sie wollen lieber frech als bieder heissen, und es macht ihnen mehr Spass, zu verblüffen, als zu befriedigen. An Eitelkeit fehlt es ihnen nicht, und sie haben deutliche Anwandlungen von Koketterie, aber nur der geborene Philister kann es übersehen, dass sie, so wankelmütig sie erscheinen, doch im Grunde ihres Wesens ein Unbeirrbares haben, das ist der Instinkt für das Künstlerische. Sie können sich an künstlerische Launen von thörichter Hinfälligkeit hängen, aber niemals werden sie sich an Unkünstlerisches wegwerfen. So kosten sie alle Sensationen aus, die die Kunst bietet, scheuen selbst Gifte nicht, wenn sie ihnen künstlerische Sensationen verschaffen, und gehen völlig im Strudel des Werdens auf, die echten Kinder einer fahrigen, unruhigen, zuckenden Uebergangszeit, in der allein solche Charaktere möglich sind. Fehlt derartigen Künstlerseelen, wie es nicht selten ist, jedes Gefühl für Mass und Ordnung, so verzetteln sie sich und ihre Gaben immer mehr und mehr, bis sie eines Tages leer und unfähig sind, harmonisch im Harmonischen aufzugehen, als welches schliesslich immer Schluss und Frucht jener suchenden Bemühungen ist. Sind sie aber im Grunde ihres Wesens gut bestellt, d. h. haben sie in sich die Kraft, nicht bloss in der Bewegung mit zu stossen, sondern auch in der Ruhe stätig am Ordnen

und Sichten zu helfen, so gelangen sie zu einer klar bewussten Herrschaft über sich selbst und werden ebenso tüchtige, fertige Männer, wie sie wilde und gährende Jünglinge waren. Mit Sicherheit kommen sie dann zu ihrem Eigentlichen, und alles, selbst das Tollste, ist ihnen nur gute Schule gewesen. Es sind im Grunde die typischen Künstler solcher Zeiten, die einzigen, die in solchen Epochen erspriesslich zu wirken vermögen, — wenn es die »besonnenen« Zeitgenossen auch nicht immer einsehen und anerkennen mögen, und wenn es sich auch manchmal ereignen mag, dass die Nachkommenden, die es nicht nötig hatten, so wild zu irren, sehr erstaunt und betroffen thun über so wunderliche Phänomene. Ein solcher Künstler also ist Hermann Bahr, — jetzt ein solcher in seiner reifen Zeit, und sein Franzl ist das erste Werk, das diese Reife, Ruhe und abgeklärte Tüchtigkeit ganz zeigt. Man darf zuversichtlich hoffen, dass es nicht das letzte dieser Art von ihm sein wird, — er hat ja so viele wilde Sachen gut zu machen, und, ehe sie es ihm glauben, dass er brav geworden ist, die steifgelenkigen Herrn Litteraturregistratoren, wird er uns eine ganze Reihe so unbestreitbar guter Bücher schenken müssen. Wir werden uns von ganzem Herzen darüber freuen. Vorher aber möchten wir den Franzl auf der Bühne sehen. Hier ist es ein echtes Volksstück, greifet zu! O. J. B.

Die Insel. II. Jahrgang. 1. Quartal Nr. 3. Dezember 1900.
Für den Inhalt verantwortlich: A. W. Heymel, München.

BEZUGS-BEDINGUNGEN

Abonnement vierteljährlich 6 Mark, halbjährlich 12 Mark, jährlich 24 Mark inkl. fester Einbanddecken mit Vorsatzpapier für jedes Quartal.

Einzelpreis der Monatsnummer: 2 Mark.
Einzelpreis des Quartalbandes: 8 Mark.

Auf starkes Inselpapier (Wasserzeichen Schiff) werden 50 Stück gedruckt. Von dieser Ausgabe kostet das Heft 3 Mark, das Abonnement vierteljährlich 9 Mark, halbjährlich 18 Mark, jährlich 36 Mark.

Vom ersten Jahrgang werden einzelne Hefte nicht mehr abgegeben, doch sind noch komplette Exemplare vorhanden, die bis auf weiteres noch zu dem ursprünglichen Preise (jeder Quartalsband 12 Mark, alle vier zusammen 36 Mark) abgegeben werden. Bei gleichzeitiger Erwerbung des ganzen (gebundenen) ersten Jahrganges der Monatsschrift und des (nur im ersten Jahrgange erschienenen) Mappenwerkes tritt wie bisher eine Ermässigung des Gesamtpreises auf 75 Mark (statt 90 Mark) für beide Publikationen ein. Für sich allein kostet das Mappenwerk nach wie vor 50 Mark.

Die Redaktion der Insel befindet sich in München Leopoldstrasse 4.

Unverlangt eingeschickte Beiträge werden nicht zurückgeschickt. Redaktionelle Gegenäusserungen erfolgen nur im Falle der Annahme.

DIE INSEL

Herausgegeben von Otto Julius Bierbaum / Alfred Walter Heymel / Rudolf Alexander Schröder.
Zweiter Jahrgang / Zweites Quartal / Januar bis März 1901 / Gedruckt in der Offizin W. Drugulin in Leipzig / Erschienen im Verlage der Insel bei Schuster & Loeffler Berlin S. W. 46.

INHALTS-VERZEICHNIS

Dramatische Werke.

Renard, Jules, Fuchs. Uebersetzt von Hugo von Hofmannsthal 287
Wedekind, Frank, Prolog zum Erdgeist. Tragödie in vier Akten . . . 351

Novellen, Erzählungen, Skizzen.

Behmer, Marcus, Märchen. Mit einer Zeichnung des Verfassers 349
Housman, Laurence, Blinde Liebe. Eine Geschichte aus den höchsten Kreisen. Sehr frei nach dem Englischen, übersetzt von Richard Dehmel. Mit zwei Zeichnungen von Laurence Housman 149
Scheerbart, Paul, Liwûna und Kaidôh. Ein Seelenroman 33
Schröder, Rudolf Alexander, Das wunderbare Gemälde. Eine chinesische Geschichte in deutsche Reime gebracht und Herrn Otto Julius Bierbaum freundlichst zugeeignet. Mit einer Zeichnung von Laurence Housman 194
Schur, Ernst, Die geschlossenen Augen auf den Grabhügeln der Fürsten . 21

Gedichte.

Dauthendey, Maximilian, Aus dem Buche: Herzlied 23
Dehmel, Richard, Zwei Menschen. Roman in Romanzen 129, 247
Bierbaum, Otto Julius, Eine sentimentale Reise in Versen 274
Brandenburg, Martin, Ueber den von allen Schosshündchens zu beklagenden Abschied eines artigen Joisie 176
Liliencron, Detlev, Freiherr von, Auf dem Schmeerhörner Aussendeich. Der neunzehnte Poggfred-Cantus 3
Schröder, Rudolf Alexander, Sinnspruch 101
Zwei Elegien: I. Fontainebleau. II. Michelangelo 105

Aufsätze. Abhandlungen. Verschiedenes.

Blei, Franz, Vier Grotesken. I. Das Beispiel des Gilles de Rais 187
Die ungewöhnliche Orchidee. Aus dem Englischen des H. G. Wells 265
Strindberg, August, Einige Geheimnisse der Blumen. Ein Versuch in Pflanzenpsychologie. Aus dem schwedischen Manuskript von Emil Schering . 114
Anmerkungen 141, 239, 361

Beigegebene Bilder.

Behmer, Markus, Porträt des Kaisers von China 102
Zeichnung 347
Callot, Zwei Kupferstiche nach Zeichnungen aus E. Th. A. Hoffmanns Prinzess Brambilla 259
Housman, Laurence, Zwei Zeichnungen 151
Zeichnung 196
Masanobu, Okumura, Zwei japanische Holzschnitte 15
Jossot, Zwei Zeichnungen 182
Vallotton, Felix, Zwei Zeichnungen 28
Zwei Zeichnungen 281
Zwei altdeutsche Holzschnitte unbekannter Herkunft aus der k. k. Hofbibliothek in Wien 124
Zwei Holzschnitte unbekannter Herkunft a. d. k. k. Hofbibliothek in Wien 234
Zwei japanische Holzschnitte 355

Die Insel

Herausgegeben von

Otto Julius Bierbaum ✲ Alfred Walter Heymel und Rudolf Alexander Schroeder

Zweiter Jahrgang, Viertes Heft. Januar 1901

Preis 2 Mark

Erschienen im Insel-Verlage
bei Schuster & Loeffler in Berlin und Leipzig

PRINTED IN GERMANY

DIE INSEL/ MONATSSCHRIFT MIT BUCHSCHMUCK UND ILLUSTRATIONEN/ HERAUSGEGEBEN VON O. J. BIERBAUM, A. W. HEYMEL UND R. A. SCHROEDER

II. Jahrgang. 2. Quartal, No. 4. Januar 1901.

INHALTS-VERZEICHNIS

Auf dem Schmeerhörner Aussendeich. Der neunzehnte Poggfred-Cantus von Detlev Freiherrn von Liliencron 3

Zwei japanische Holzschnitte nach Okumura Masanobu 15

Die geschlossenen Augen auf den Grabhügeln der Fürsten. Von Ernst Schur 21

Aus dem Buche: Herzlied. Von Maximilian Dauthendey. . . . 23

Zwei Zeichnungen von Felix Vallotton 28

Liwûna und Kaidôh. Ein Seelenroman von Paul Scheerbart . . 33

Sinnspruch von Rudolf Alexander Schröder 101

Porträt des Kaisers von China von Markus Behmer 102

Zwei Elegieen von Rudolf Alexander Schröder 105
I. Fontainebleau. II. Michelangelo.

Einige Geheimnisse der Blumen. Ein Versuch in Pflanzenpsychologie von August Strindberg. Aus dem schwedischen Manuskript von Emil Schering 114

Zwei altdeutsche Holzschnitte unbekannter Herkunft aus der k. k. Hofbibliothek in Wien. 124

Zwei Menschen. Roman in Romanzen von Richard Dehmel. Viertes Stück 129

Anmerkungen 141

HARVARD COLLEGE
JAN 28 1937
LIBRARY

DIE INSEL. Nr. 4.
JANUAR. 1901.

AUF DEM SCHMEERHOERNER AUSSENDEICH.
VON DETLEV FREIHERRN VON LILIENCRON.



S kam der Herbst, des Sommers Gluten bleichen,
Blatt fällt auf Blatt, vom Spiel im Winde müd,
Und sinkt, Addio! zu den andern Leichen.

Viel tiefer als des Frühlings sanfter Süd,
Als seine Lämmer, Veilchen, Nachtigallen,
Dringt mir der Herbst zu Sinnen und Gemüt.

Die Wälder stehn wie lauter Todeshallen,
Drin Sterbelieder rauschen und verklingen:
Zu Ende gehts mit deinem Erdenwallen.

Ah was, mein Herz, sei taub dem trüben Singen!
Der Sommer ging, du bleibst, und fliegst aufs neue
Im nächsten Frühjahr mit den Schmetterlingen.

Noch bist du jung, noch fühlst du keine Reue,
Wie sie in düstern Klosterzellen leidet,
Noch trotzt in dir die alte Lebenstreue.

Noch bist du viel vom Plärrertross beneidet,
Weil Gram und Elend dich nicht niederzwangen,
Dein Tanzfuss dich von ihrem Plumpschuh scheidet.

Halloh, ich will heut keine Grillen fangen.
Bertouch! Den Wagen vor! Ich will zum Deich!
Ans Meer treibt mich ein ungestüm Verlangen!

Mir winkt mein ewig neues Wasserreich!

Schnell ziehn mich meine Orlow-Traber fort,
Es klopft ihr Huf im Gleichklang auf den Klinkern,
Die Mähnen schüttern Beifall meinem Sport.

Ein leiser Zuruf, und in immer flinkern,
Graziösern Sätzen laufen meine Stuten;
Geschirr, Laternen, Lack und Räder blinkern.

Von Koog zu Koog und endlich sind wir »buten«
Im letzten angekommen, wo der Deich
Wie Festungsbollwerk widersteht den Fluten.

»De Butendiek,« der See- der Aussendeich,
Der Hort der fetten Marsch, der goldnen Aehre,
Legt zwischen Land und Meer ein Zwischenreich.

Er ragt am Horizont in Luft und Leere,
Wie eine lange Mauer scharf gerissen,
Und doch im Schleier einer Wundermäre.

Und immer näher eil ich den Coulissen
Des seltsamen Theaters Terramare,
Wo Land und Meer zugleich die Flaggen hissen.

Was ist denn das? Ich komme nicht ins Klare:
Ein Riesenedelweis an seiner Lehne?
Nein, Gänse sinds, die liebe Tafelware.

Der erste Regenpfeifer auf der Scene!
Tütvögel fliegen scheu und klagend auf;
Schon riecht das Wasser her! Sieh, wilde Schwäne!

Ich hemme meiner Pferde heissen Lauf,
Der Wagen hällt, ich springe aus dem Sitz.
Die »Krone« winkt. Ich stehe obenauf.

Holl Ebb! Nur ferne, fern ein Wellenblitz,
Holl Ebb, so weit wie meine Augen reichen;
Im Vorland Schafe und der Schäferspitz.

Und Schlick und Schlamm. Die Krabbenfischer streichen
Mit ihren Netzen langsam durch die Prile,
Ihr Schiffchen giebt der See ein mürrisch Zeichen.

Die Möven necken sich in zänkischem Spiele,
Die Buhnen strecken sich wie Finger vor,
Der Ebbe Sinken ist am letzten Ziele.

Der ewige Weststurm knattert mir ums Ohr;
Musik des Windes! Odins Gruss und Kraft!
Neptun, Tritonen singen mit im Chor.

Die Schwalbe flitzt vom Land her meisterhaft;
Als wollt sie mir die grauen Haare stutzen,
So nah macht sie mit mir Gevatterschaft.

Doch hui, der Wind wird gleich die freche putzen,
Pfeilschnell wirft er sie wieder hintern Deich,
Bis sie von neuem anfängt aufzutrutzen.

»Bischuern« regnets. Sonnenschein zugleich.
Und überm Ocean ein Regenbogen,
Erst voller Farben, bleicher dann und bleich.

Und unter ihm, weit, weit, die grauen Wogen,
Im Gischt, im Kampf die wilden weissen Kämme,
Und alles ist von Glanz und Gold umzogen.

Ein rotes Segel tanzt in dieser Schwemme,
Ein grosses weisses Segel tanzt dazu,
Grell fällt ein Streifen aus der Wolkenklemme.

Helldunkel, dunkelhell und ohne Ruh,
So tanzen dort die zwei im feuchten Saal,
Das eine Boot blitzt wie ein Silberschuh.

Aus schwarzen Ballen noch ein schräger Strahl,
Dann feiern Sturm und Regenguss ein Fest,
Die Fische halten ihre Königswahl.

Die Sonne hat ein wenig Hausarrest,
Da endlich sprengt sie wieder den Verschluss:
Genug! Vom Tag gehört jetzt mir der Rest!

Dem Abend schenkt sie ihren Scheidekuss,
Der Wind entschläft, ein Lüftchen kraust die Wogen;
Im Süden spannt sich, nun Ade Verdruss,

Just mitten übern Deich der Regenbogen.

Weit, weit in einer einzigen graden Flucht,
Liegt jetzt vor mir nach Norden und nach Süden
Der Aussendeich, nirgends die kleinste Bucht.

Und wenn mich auch die Engel vor sich lüden
Und mir bewiesen: »Sieh, der Deich läuft schief,«
Er streckt sich kerzengrad von Nord nach Süden!

Doch unten, unterm Regenbogen tief,
Ganz fern im Süden: quirlt dort eine Masse?
Lebendig wirds, wo eben alles schlief.

Was krabbelt da? Bald eine schwarze? blasse?
Verschwommne? klare Richtung? Seltsamkeit?
Was nähert sich auf meiner schmalen Gasse?

Nun schrumpft es ein, dann wird es wieder breit.
Sinds Menschen? Tiere? Wie sichs vorwärts schiebt!
Was springt denn vor? Fast wie zum Flug bereit!

Nun quetscht sichs eng zum Ball. Dann wie zersiebt.
Ich werd nicht klug aus dieser Quallengruppe.
Wie alles wieder auseinander stiebt!

Da springt ein Panther aus der Nebelsuppe.
Was? Endlich wird es meinen Sinnen klar:
Natürlich eine Tier- und Tänzertruppe.

Zwei Männer. Ihnen folgt ein Löwe gar
Und, hungerdürr wie durch die Winteröde,
Ein Wolf noch. Oder Wölfin? Sonderbar,

Mein alter Jägerblick verlässt mich schnöde.
Wer sind die Männer bloss? Der eine hinkt,
Der andere geht hochauf. Mein Blick wird blöde:

Das ist . . . ja . . . nein . . . ob mir das Tollhaus winkt?
Was? Hier im Dunst auf meinem Aussendeich,
Wo silbern, fern im Watt der Seehund blinkt:

Wie? Hier in meinem ewigen Regenreich,
Wo nie ein Oelbaum in der Sonne brannte,
Wo feucht die Birken tropfen, nebelweich,

Im Lande der Barbaren find ich — Dante?
Und neben ihm? Das ist doch nicht Virgil,
Der da herhumpelt an der Wasserkante?

Die Feder tsräubt sich meinem Gänsekiel:
Ich sehe Byron! — Arme Oberlehrer,
Euch schaudert wohl bei diesem Gaukelspiel,

Des klaren, zierlichen Virgils Verehrer!
Kann ich dafür? Er ist mir ennuyant,
Er ist mir komisch wie ein Pudelscherer.

Oh, jetzt erkenn ich all den bunten Tant:
»Das muntre Pardeltier,« des Löwen »Wuth«,
Der magern Wölfin gierigen Wünschebrand.

Und vor mir steht der Zug: Das all mein Blut
Zum Herzen stösst in wirbelnder Erregung,
Und ganz entstürzen will mir Mark und Mut.

Und mir entstürtzt auch jede Ueberlegung.
Nur, wie sichs ziemt vor so erlauchten Geistern,
Verneig ich mich mit ruhiger Bewegung.

Und warte, bis mich einer von den Meistern
Anredet, und inzwischen steh ich starr,
Kann aber meine Neugier kaum bemeistern.

Und fühle mich ein wenig hier als Narr,
Und warte weiter, wer den Speech beginnt,
Und komm mir vor, als wär ich ein Scholar.

Und Dante fragt mich finster: »Menschenkind,
Wer bist du?« Ich: »Du hast noch nie gelogen:
So geb ich Antwort dir aus dir geschwind:

Und wer durchs Leben ruhmlos hingezogen,
Der lässt nur so viel Spur in dieser Welt,
Wie in den Lüften Rauch, Schaum in den Wogen.«

Und Dante lächelt: »Wenns sich so verhällt,
Da will ich deinen Weg nicht weiter stören,
Langweilig ist mir solch ein fader Held.«

»Halt, bitt ich, lass mich eins noch von dir hören:
Du warst mit deinem Urteil oft zu strenge,
Das muss mich immer wieder sehr empören.«

Und Dante sprach: »Als ich noch durch die Enge
Der vollen Lebensgassen friedlos schritt,
Fiel mir am meisten auf im Volksgedränge:

Neid, Hass und Geiz, der Streber, der Bandit,
Bestechlichkeit, die Lüge und das Laster;
Ich sah, dass Gold allein den Sieg erstritt.

Jetzt, durch den Himmelsfensteralabaster
Seh ich den Menschen tiefer auf den Grund
Und denke milder, wie ein müder Raster.«

Hehr, hoheitsvoll, mit weichverschlossnem Mund,
So stand vor mir der edle Ghibelline,
Verherrlicht von des Lorbeers schmalem Rund.

Und vorwärts will der Vater der Terzine
Mit seinem Anhang weiter sich bewegen,
Ein Kaiser ohne Pomp und Paladine.

Doch flehend streck ich meine Hand entgegen:
»Bleibt noch ein wenig, eine Frage nur
Möcht ich dem grossen Lord zu Füssen legen:

Wo blieb dein Herz, wo find ich seine Spur?
Beim letzten Kampf vor Missolunghis Thoren,
Beim letzten Ausfall auf der Schwerterflur,

Da fiels in Türkenhand und ging verloren.
Wo liegt die Kapsel, wo ist ihr Versteck?
Verrätst dus mir, Balsam wärs meinen Ohren.«

»Mein Herz glitt aus der Kapsel auf dem Fleck,
Wos dem Hellenenhäuflein ward entrungen,
Und Berberhengste stampftens in den Dreck.

Ein schielender Tartar kam angesprungen,
Und hob das Kästchen, das von Silber ist,
Und brüllend hat ers als Trophäe geschwungen.

Dem fing es weg ein Kerl aus Carpovist,
Und diesem, ohne Namen wars und Zeichen,
Entriss es rasend ein Serail-Gardist.

Nach einer Stunde waren sie schon Leichen.
Dann sah die Nacht, in greller Mondeshelle,
Mit Dolch und Dulbend einen Neger schleichen.

Dem waren all die Toten eine Quelle,
Die Ringe sprudelt, Geld und andern Klang,
Und auch die Kapsel wechselt ihre Stelle.

Statt dass ihn schmückt am nächsten Tag der Strang,
Verkauft der Mohr dem Pascha seine Beute,
Der schleunigst seiner Fatme schickt den Fang.

Die sich in Suez bald des Schmuckstücks freute;
Dort war vernarrt sie in Count Whiskydeep,
Und ists vielleicht, ich weiss es nicht, noch heute.

Und schenkte diesem braven Herzenslieb
Manch Souvenir, auch jenen kleinen Schrein,
Der nun dem edeln Whiskydeep verblieb.

Doch ach, wer wirds dem Guten nicht verzeihn,
Er trugs, als einst ihm fehlten funfzehn Pfund,
Zu einem Wuchrer gegen Zins und Schein.

Es einzulösen sah er keinen Grund.
So hats nun Jbrahim in seinen Klauen
Und hält geduldig Haus mit seinem Pfund.

Bis ein Gelehrter kommt und will beschauen,
Was in dem Laden Seltnes ist am Platz.
Dem nähert sich der Jud mit Gottvertrauen:

Seht, Herr, in Herzform hier, ein hoher Schatz:
Darin lag König Chufus menschlich Herz,
Bei seiner Mumie lags im Bänderlatz.

Und der Gelehrte bebt vor Scham und Schmerz,
Und kaufts, his name is Mister Rapplepool,
Und führt es nach Old-England heimatwärts.

Er rubricierts, und steigt auf einen Stuhl
Und stellt es hoch ins Schränkchen Nummer Sieben,
Zum Stiefelknecht von Tong, dem Gross-Mogul.

Da ist das Kästchen nun bis heut geblieben,
Und ruht im Dunkeln, Darktown heisst das Städtchen,
Und: »König Chufus Herz« steht drauf geschrieben.

Drollig: In Darktown hatt ich einst ein Mädchen,
Oft ritt ich Nachts zu ihr durch Korn und Ginster,
Und küsste gern und küsste viel mein Käthchen.

Darktown bei London City und Westminster.
Wie hat mein England mir das einst verdacht
Und schneidet mich noch immer keusch und finster.«

So sprach Mylord, und hat dabei gelacht.
Und vor mir stand er leuchtend wie noch nie
Und schön wie Satan in der Sündennacht.

Und eine Tuba herrschte: Das Genie!
Und Lorbeerblätter schneiten um sein Haupt,
Da hör ich eine sanfte Melodie:

Bei König David hätt ich mich geglaubt,
So klingen zärtlich Flöten her und Harfen:
Beim alten David, als sein Stamm entlaubt.

Ein Schrecken schlug mich: Bin ich unter Larven?
Und dennoch Klänge einer andern Welt,
Die seeligen Brand in meine Seele warfen.

Denn hier: auf meinem kahlen Heimatfeld
Steht Beatrice aus der »Himmelsrose«
Und hat den ganzen Abend weit erhellt.

»Nicht Reif noch Schnee« kann der Apotheose
Enthüllten Glanz an Reinheit überstrahlen,
Wie mir erschien die lieblichste Mimose.

Die Feder sinkt, es ist nicht auszumalen,
»Errang ein Künstler je sein letztes Ziel?«
So bitt ich euch, erlasst mir diese Qualen.

Denn einen Pinsel braucht ich, einen Stil
Der einem höhern Stern entrissen wäre,
Wollt ich euch schildern dieses Märchenspiel.

Nur dass ich eines stümperhaft erkläre,
Und ich versuchs mit innerlichem Beben,
So schwankt im Wind die hochgeschossne Aehre:

Die Schleierschwingen Beatricens leben,
Vom letzten Flug noch angestrengt, und zittern
Wie überm Gartenteich Libellen schweben.

Und wie Libellenflügel silbern flittern,
Wenn Rast sie halten auf der Wasserrose
Und ihre Schatten kraus im See zerknittern.

Und Dante lehnte die mirakulose,
Die junge, reine Magd an seine Brust,
Die zu ihm trat aus Gottes ewigem Schoosse.

War sie dereinst auch meine Jugendlust?
Dies süsse Antlitz hab ich ja gekannt,
In jenem Drange, der uns kaum bewusst,

Der spät zurück uns bringt ins Kinderland
Und uns auf unserm schweren Lebenswege
Erinnerungshold in frühste Kreise bannt,

Und den wir hätscheln wie die Blumenpflege,
Die uns erfreut im rauhen Tagesreigen,
Oasenquell im Wüstensandgefege.

Der ersten Liebe scheues, blödes Schweigen,
Der ersten Liebe knospenhafte Blüte,
Wie sie unschuldig lacht aus Lilienzweigen.

Bis die Natur sie rücksichtslos versprühte;
Dann ists vorbei, das Rätsel ist gelöst,
Kein Engel wacht mehr, dass er sie behüte.

Doch was uns aus dem Paradiese stösst,
Wir wissens nicht, nur grausam wird uns klar,
Dass wir entheiligt wandern und entblösst.

Der Sphärenglanz erlosch. Das Dichterpaar
Bereitet sich zum Weitergehen vor,
Umringt wie früher von der Bestienschaar.

Noch stand der Abend vor dem schwarzen Thor,
Den letzten Dämmer grenzten graue Ringe,
Und aus den Wassern zogs empor und gohr.

Die Flut schwoll langsam. Eine Mövenschwinge,
Kaum noch erkennbar, zögert durch die Luft
Und rüttelt wild, als säss sie in der Schlinge.

Der Zug verliert sich schon im dichten Duft,
Noch seh ich Danten im Gespräch mit Byron,
Dann nimmt sie wieder auf die Geistergruft,

Wo sie sich ernst und würdevoll verschleiern;
Doch glüht lebendig ihre Ruhmespracht,
Und Kränze schmücken dankbar ihre Leiern.

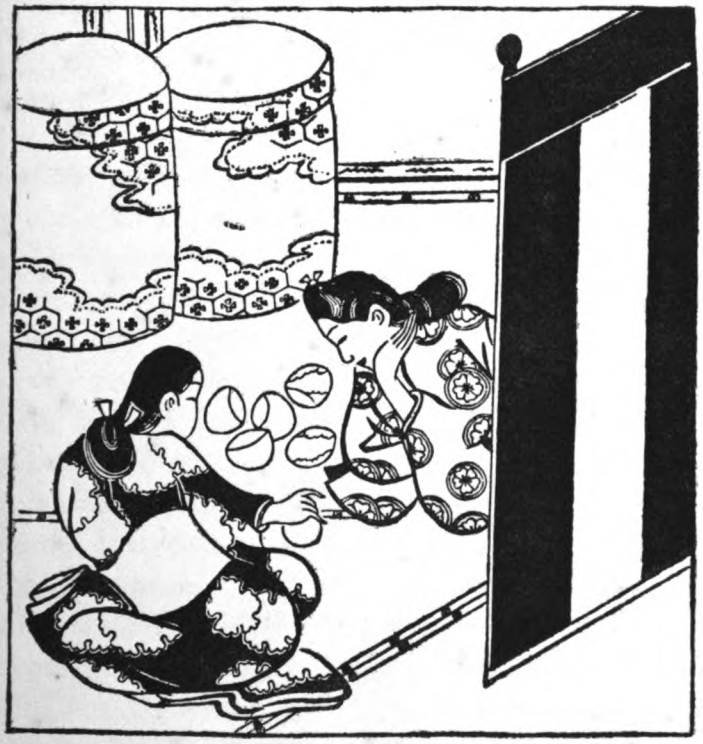
Genug! Der trübe Tag hat ausgewacht,
Sanft decken Rabenflügel Näh und Ferne
Und sargen mich in uferlose Nacht.

Hoch oben aber funkeln frech die Sterne.



ZWEI HOLZSCHNITTE NACH OKUMURA MASANOBU.





DIE GESCHLOSSENEN AUGEN AUF DEN GRABHUEGELN DER FUERSTEN/VON ERNST SCHUR.



S ist die Hauptstrasse der kleinen Stadt am Walde um die Zeit des sinkenden Abends — ein buntes Leben herrscht — ein allgemeines Ausruhen beginnt in den Häusern — — offen liegt das Innere vor dem Blick des Vorübergehenden — wer mit dem Strome zieht — wer müssig umherschlendert, findet sich in diese allgemeine Erholung, die alle Glieder löst, allmählig mit süsser Gewalt hineingerissen.

Ein Ausschnitt öffnet sich plötzlich vor den Augen — unsichere Umrisse bewegen sich — die jungen Mädchen und Frauen siehst du ihre Abendtoilette machen — sich waschen — sie lassen sich ihre Stoffe in lässigen Falten um den Körper legen — eine Schöne hockt vor dem grossen Spiegel und lässt sich ihr Haar kunstgerecht aufstecken, wir hören die Menge vorübergehen sich bewegen und schwatzen — — noch sind nur wenige Laternen angezündet.

Im Nebenhause sitzt ein Alter und verzehrt gelassen und zufrieden sein bescheidenes Abendessen — — die kleinen knarrenden Häuser gucken wie lauschige Plätzchen, wie etwas Ersehntes wie etwas Unruh stillendes, wie ewig bewahrte Winkel, wie heitere Ergötzlichkeiten aus dem Laube. Was bergen wohl, du verzerrter Träumer, diese geheimnistiefen Einsamkeiten für dich?

Zwei silberne Mandarinenenten erheben sich plötzlich aus dem nahen Flusse — — sie schweben schwer über der Menge. — Ihr helles Gefieder hat noch die Kraft zu strahlen — sie ziehen in gleichmässigem Schwunge darüber hin. Ihr Gekreisch tönt lange noch wenn sie auch schon entschwunden — dringlich — einbohrend — — als begehrten sie etwas immer Versagtes immer blutig Ersehntes.

Wie ein langer Strich ist ihr Schrei.

Verschiedentlich ruft man Vorübergehende an — — aus dem Innern der

Häuser schallt es — — man begrüsst sie — — wünscht sich alles Gedeihliche — — dann geht man weiter. —
Immer erhebt sich der dunkle Strahl deiner Wünsche. —
Ein müder Wanderer sitzt an verlassener Hecke und stopft seine Pfeife. Noch immer tönt das wilde Gekreisch der suchenden Vögel.
Ein Mann hat dicken heissen Brei vor sich stehen in einem breiten Napf — vor seinen gekreuzten Beinen — er schöpft mit einem runden Löffel daraus — schwenkt ihn ein paar mal in der Luft — streckt seinen Arm hoch über seinen Kopf, fast kerzengerade; dann lässt er es von oben in schwerem Strahl hinabrinnen; mit unglaublich wichtiger Miene giebt er sich seiner Beschäftigung hin — — immer wieder fliegt der Arm in die Höhe — er ist ganz vertieft in seine Aufgabe.
Die Mandelverkäufer hocken am Wege und preisen ihre Ware — oft erscheint ihnen etwas andres wichtiger als ihr Geschäft — der Wirbel der Belustigung bemächtigt sich ihrer — er kreist nun gleichmässig — findet wohl bald Ruhe.
Wasserträger schleppen ihre Krüge und balancieren sie geschickt, ohne jemand eine nasse Ermahnung zu teil werden zu lassen, durch das gleichmässige, ruhige Gewoge der Menge hindurch.
Eine Zeitlang leuchten und strahlen alle Lichter, ein helles Meer, ein Reichtum füllender Strahlen schwimmt über der Menge, die sich sachte verliert.
Die Blumen stehen hoch am Wege — mit langen Stengeln nicken sie am Wege, die vielfarbigen Blumen; und der Wind hebt sanft an; sanft begütigen will der erwachende Tröster, alle Qualen leichter machen.
Ein Gaukler springt auf einem Bein — er schwingt die Hände durch die Luft — seine Mienen sind bewegt — lachend verzerrt — lustig blinken seine Augen — — wenn er das Bein seitwärts hebt und im Kniee beugt — krümmen sich die Zehen energisch nach unten als wollten sie etwas packen. —
In seinen Bewegungen ist alles Kraft und tummelnde Lust.
Schwarzes Dunkel liegt nun dort — hinten im Walde — gutes tiefes friedliches Dunkel — — ein warmer breiter Strich.

Jedes Haus hat nun ein einsames Licht; doch keine Helle will sich dadurch verbreiten — wer nun noch geht, schlürft träge dahin — — mit verlassenem Schritt.
Alles ist in gleiche Farbe getaucht, die darüber liegt — — alles scheint in eine eigene Stille versunken. —
Nur oben vom Tempel her flutet ein strahlender Streifen — sechs Laternen hängen in gleicher Reihe, ein Wort tönt nur noch wie eine verschollene Weise, nun senkt sich ein leises Flüstern nieder, der weiche grosse Abend beginnt seinen stillen Gang in den Strassen und den Häusern. —
Es ist wie eine Umarmung — wie ein seliges Finden — wie ein Versinken. — Bald verlöscht auch das letzte Licht.

AUS DEM BUCHE: HERZLIED/ VON MAXIMILIAN DAUTHENDEY.

DIE Glocken läuten in den Stühlen, wenn sich der Mittag stolz erfüllt,
So läutet jubelnd mir das Blut, wenn ich Dich küsse und die Sehnsucht stirbt.

Ich war wie die erfrornen Bäume armselig und blind vor der Sonne,
Doch als unsere Blicke sich kreuzten, rauchte mein Herz.

Wie ein Stahl steckt mir Dein Blick in der Brust,
Ziehst Du ihn aus, muss ich verbluten und sterben.

Du blühst wie die Julirosen, mehr Rosen als Blätter am roten Strauch.
Ich kniee bei Dir, Dein Gärtner im Beet, die Sonne verbrennt ihn,
Doch pflegt er Dich mit den verbrannten Händen.

Bin nur auf die Erde gekommen, weil Du auf Erden bist, schöne Frau,
Bin nur auf der Erde geblieben, weil Du die Erde so schön machst.
Deine Augen sind mir Flügel, sie tragen mich tief und tiefer in Dein Herz.

Wer goss Wein in Dein Haar, dass es duftet und scheint?
Dein Gang ist lautlos und leuchtend wie der Gang der Sternbilder;
Die Wärme Deiner Augen geht Dir voran. Hörst Du, das Feuer nennt
Dich Herrin und Königin.

Warm von der Sonne geründet ist Dein Leib und vom Sommer genährt
wie die Aehre.
Wohl hab ich ein Bett geziert für Deinen Leib, aber wo find ich ein Bett
reich genug für Dein Herz?

Die Blumen bestaunen Dich und sterben für Dich und machen Andern
Platz, die Dich sehen wollen.

Meine Zunge wird heiss und beredt für Dich wie der eiserne Hammer
der Glocke.

Dein Leib ist reich gewirkt wie ein Feld voll Honig und königlicher
Blumen
Und kommt weich und heimlich wie der Mond in mein Bett.

Von Dir lachen noch meine Träume und bewachen Dich.
Und wie die Hähne kämpfen mit erhitztem Sporn,
So tödt' ich den, der Dich im Traum begehrt.

Mein Stuhl steht im Himmel, wenn ich an Dich denke.
Sitze bei mir und lege Deinen Schmuck in mein Herz,
Du sollst in meinen Augen Dich beschauen wie schön Du bist.

Dein Lächeln hat Hände und beschenkt mich reich.
Ich gehe vor Dir wie ein selig Gestorbener,
Mein Herz steht still und feiert.

Ein Feuer, das auf den Scheitern sich wiegt,
Liegt Dein Auge auf mir, meine Füsse sind Stahl, ich bin Dein Schatten,
Ich folge Dir ohne Ermatten und ohne Wahl.

Die Zeit blieb stehn seit jener Stunde,
Kein Zeiger rückte, keine Sekunde geschah, die Zeit blieb stehen, seit ich Dich sah.
Mein Blut entfloh mir, da ging ich in Nacht,
Ging sacht meinem Blut nach,
Schwer fand ich mich wieder;
Und seltsam des Mannes Geschick,
Ein Blick von Dir knickt ihm die Glieder.

Es fliesst dunkel ein Laut, Dein Blut und mein Blut,
Ich lausche und fühle schwer, umher ist Alles gross und gut.

Du bist vornehm wie die grauen Nachtigallen, die sich im Dunkel gefallen,
Verborgen wie die Veilchen die blauen, die im Grase knieen und nach Innen schauen.
Aber ein breiter Strahl stahl sich aus Deiner Brust,
Drinnen lebe ich ganz goldener Staub und Lust.

Von einem Thron purpurn und alt
Regiert sie mich, Deine junge Gestalt.
Die holde Gebärde und Augen hold
Fassen meine grobe Erde in Gold.

Du hast Dein Herz aus Feuer gebaut und tief,
Glühend schlief ich dort, wo noch Keiner schlief.
Zierliche Dinger sind Deine Hände, doch ihre Gaben wiegen schwer,
Mein Leben und mein Tod liegen bei Dir.

Die Welt war ein Theater alt und gut,
Sonn und Sterne hingen als Lampen dort;
Nun ist mir die Welt ein vergessener Ort,
Die Sonne wurde mein Tropfen Blut, die Sterne meiner Wonne Thränen.

Einst zerschlug mich die Einsamkeit wie dumm Holz Scheit um Scheit,
Unter Deiner Hand wurden die Wunden ein Traum,
Im gesunden Baum singen mit jungem Flaum Deine Vögel.

Dein Herz hat das Wort »Weh« sterben gemacht,
Du hast warme Aehren auf die Felder gestellt,
Du wirst süsse Trauben bescheeren
Und endlich den Schnee, der den Winter erhellt.
Das Jahr wächst freundlich aus Deinem Schooss,
Ich sehe staunend zu wie reich Du bist,
Und wie Dein Reichtum nie ruht.

Habe kaum noch Raum für alle Freude,
Und doch zeigt mein Blut Unruh und ein bös Gesicht,
Neigt sich nur die Falte Deines Kleides einem Anderen zu.

Morgen und Abend sind bunte Wände,
Frische Freuden reichen sich stündlich die Hände,
Keine Freude ist so reich als das weiche Bett unserer Liebe.

Wir gehen am Meer im tiefen Sand,
Die Schritte schwer und Hand in Hand.
Das Meer geht ungeheuer mit,
Wir werden kleiner mit jedem Schritt.
Wir werden endlich winzig klein
Und treten in eine Muschel ein.
Hier wollen wir tief wie Perlen ruhn,
Und werden stets schöner wie Perlen thun.

Ich schlug vom Weltenbaum ein Brett,
Und zimmerte Dir und mir ein Bett.
Die Betten wuchsen glühend zusammen,
Und drinnen wiegen sich lauter Flammen.

Nicht Eisen nicht Zeit kann die Betten je trennen,
Sie werden hell durch die Ewigkeit brennen.

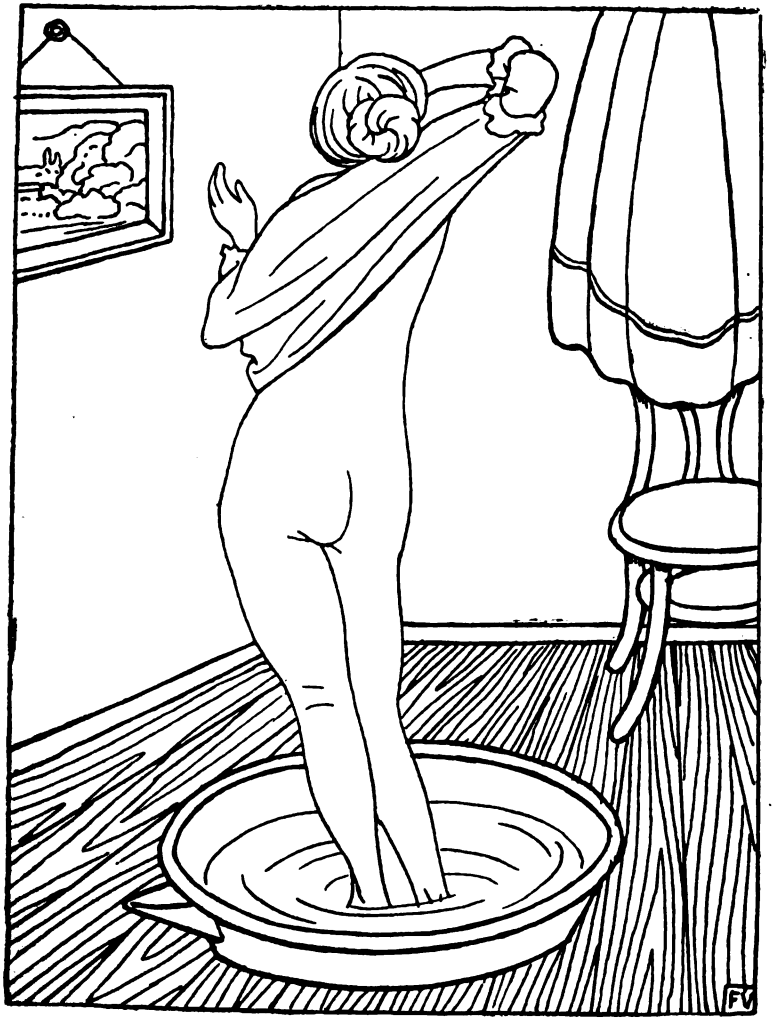
Im Grund Deiner Augen steht meine Welt auf dem Kopf.
Dort lächle ich meinen Feinden zu und küsse dem Tod die Finger.

Klopfe an mit dem warmen Hammer in Deiner Brust,
Es ist ein Schatz in meinem Meer, täglich ging ich hinter Dir her,
Sammelte Deine Worte und Deine Gebärde, zog Gold darum
Und versteckte sie unter roter Erde in einem roten Meer.

Sanft legte Dich die Liebe auf mein Bett
In deinem schönsten Kleid aus Scham und Blösse,
Und draussen kam die Nacht auf atemlosem Schnee,
Und auch Gottvater kam in atemloser Grösse.
Mit vollem Auge hat der Gott geweint, gelacht,
Du hast Dein Herz und Deinen Leib
Zur Krone dieser Nacht gemacht.

Zwei Zeichnungen
von
Felix Vallotton.


FV



LIWÛNA UND KAIDÔH/
EIN SEELENROMAN VON PAUL SCHEERBART.



S schneit Jasminblüten.

Und ich schwebe in dem Jasminblütenschnee ganz langsam, als hätte ich Zeit — viele tausend Jahre nur so hinzuschweben in duftenden Blüten. Betäubend ist der Duft und es ertönt unter mir lautes Gelächter — das wird immer stärker — so stark wie wildes Donnern.

Der lachende Donner wird aber bald schwächer und verhallt in der Tiefe.

Und ich höre nichts mehr von dem grossen Lachen.

Es verschwinden auch die Jasminblüten—die letzten fallen schnell hinunter.

Der Vollmond scheint mir ins Angesicht. Ich schwebe zwischen weissen, flockigen Wolken, die eben so vom Vollmonde beschienen sind wie mein Angesicht, höher und höher.

Es geht immerzu hinauf, und es geht so leicht; ich brauche nur die Fusszehen zu bewegen.

Der Mond wird kleiner und geht zur Seite als kleiner Stern.

Und dann sehe ich nur noch Sterne — über mir — unter mir — und überall.

Schwarz ist der Himmel, und die Sterne sind alle zu sehen — auch die kleineren.

Ich schwebe leicht durch die unzähligen schimmernden Sterne durch — weiter hinauf in die dunkleren Räume, in denen nicht mehr so viele Sterne leben.

Es ist da so kühl.

Und mir ist so, als schwebe was neben mir.

Es sind leichte, feine Gewänder — weisse — zarte.

Und ich frage leise:

»Wer ist bei mir?«

Und ich höre eine ferne Stimme sagen:

»Dein Weib ist bei dir — die Frau, nach der du dich gesehnt hast, so lange, lange Zeit.«

Und ich antworte still:

»Ich erinnere mich gar nicht mehr, dass ich mich mal nach einem Weibe oder nach einer Frau gesehnt habe. Das hab ich wahrhaftig beinah vergsesen.«

Im weiten, dunklen Himmel werden jetzt Farben wach.

Mit verwehten olivgrünen Wolkenschleiern beginnt es. Hinter den Schleiern entstehen dunkelgrüne Flecke, die rund werden und bald kleiner und bald grösser erscheinen. Und flockiges, rosa leuchtendes Gewölk sinkt von oben dazwischen und hängt bald wie zerzauste Watte da — so still wie alte Träume.

Aus allen Wolken fallen Bänder, die sich ringeln und immer dünner werden — so dünn wie Haare. Blond sind die Haare, sie verlieren allmählich das Krause und hängen sich in schlaffen Strähnen über die dunkelgrünen runden Scheiben, die starren Augen gleichen. Die olivgrünen Wolkenschleier schwanken, als wärens Schaukeln. Das rosa leuchtende Gewölk hängt dazwischen ganz ruhig. Die blonden Haare zittern vor den grünen Augen.

Neben mir sagt nun eine mir sehr bekannte Stimme:

»Weisst du immer noch nicht, wer bei dir ist? Blick mich doch einmal an!«

Ich drehe den Kopf und sehe eine Frau neben mir; sie hat grosse, meergrüne Augen. Ich weiss, wer es ist. Aber ich fühle keine Erregung; es wird nur noch stiller in mir.

Wir schweben oben durch das rosa leuchtende Gewölk zusammen empor — immer höher. Sie bleibt bei mir.

Und die Farben verschwinden unter uns.

»Ich bin nicht so, wie du denkst!« sagt sie da plötzlich.

Ich bewege heftig meine Fusszehen und fliege hinauf wie ein Pfeil; die Sterne sausen neben mir runter, als wenn sie fielen. Ich bin sehr ungeduldig.

Doch meine Begleiterin bleibt an meiner Seite. Ich fühls; es geht langsamer.

Aus dem nachtschwarzen Himmel tauchen abermals farbige Wolken heraus, diesmal sinds purpurrote und goldene Wolken; sie ziehen sich in langen Streifen rund um den Raum, sodass ich die Empfindung habe, in einem schwarz-roten-golden gestreiften Bienenkorbe emporzuschweben.

Ich drehe meinen Kopf meiner Begleiterin zu und sehe, dass sie anders aussieht. Ihr Gesicht ist mir allerdings wiederum sehr bekannt; heisse, braune Augen und rote Backen glühen mir wild entgegen.

Ich bewege wieder meine Zehen und schiesse oben aus dem Bienenkorbe raus.

Doch meine Begleiterin schwebt an mir vorbei, und ich erschrecke.

Sie ist jetzt so furchtbar gross und üppig wie eine Riesendame auf Jahrmärkten.

Sie schwebt dicht vor mir, und ich höre, wie sie leise sagt:

»So küss mich doch!«

Ihr Gesicht kann ich nicht sehen, ich sehe nur ihren breiten, weissen Nacken und zwei lange, braune Zöpfe, die auf einem gelben Seidenkleide hin- und herpendeln.

Ihr Kopf ist mit meinem Kopf in der gleichen Höhe, und ich komm ihrem Rücken ganz nahe und greife mit der Linken in ihren vollen Arm. Doch die Hand geht gleich durch ihren ganzen Leib, und die Riesendame lacht wie ein Kobold.

Und sie sagt lachend:

»Ich bin doch nicht aus Fleisch und Blut. Was fällt dir denn ein? Ich bin doch Liwûna. Und du bist doch Kaidôh. Weisst du das noch nicht?«

Ich muss lächeln und erwidre traurig:

»Also Kaidôh bin ich? Na ja, ich ahnte ja stets, dass ich was andres sei.«

»Natürlich!« ruft sie, »sonst könntest du doch nicht so fein fliegen. Wir sind beide aus sehr feinem Stoff; Luft ist plump wie Blei dagegen. Pass auf, was deine lustige Liwûna machen kann.«

Dabei dreht sie sich um, zieht aus der Rocktasche ihres gelbseidenen

Kleides zwei grosse Gewichte hervor, die viele Centner schwer zu sein scheinen, und hantelt mit den Centnergewichten, dass ihr die blauen Adern auf der Stirn und an den Schläfen anschwellen.
Ich frage sie, was das soll.
Da thun sich die Centnergewichte auf, und es fallen lauter Botokuden-regimenter mit Schornsteinfegern untermischt aus den Gewichten heraus. Die Kerls sehen so klein und drollig aus, dass ich herzlich lachen muss.
»Gefall ich dir jetzt endlich?«
Also fragt sie nun sehr rauh.
Und ich muss noch mehr lachen, bewege aber gleichzeitig wieder meine Zehen, um höher zu kommen.
Die Riesendame verschwindet unten, und ich denke mir, dass sie nicht so schnell fliegen kann — da sie ja so dick ist. Doch ich irre mich, denn ich fühle sehr bald, trotzdem ich mit rasender Hast höher steige, ihre Nähe wie zuvor.
»Du entfliehst mir doch nicht!« flüstert sie hinter mir — mit einer ganz anderen Stimme.
Ich drehe mich rasch um und blicke in ein kleines, feines, sanftes Gesicht mit grauen Augen, die so ernst und milde glänzen — wie ein guter Geist.
Und sie flüstert:
»Ich will so sein, wie du es willst. Ist dir das noch immer nicht genug?«
Es liegt so viel Sehnsucht in diesen Worten, ich werde weich und sage sanft:
»So schaff mir neue Welten — ganz neue, die ich mir noch niemals ausgedacht habe und auch gar nicht ausdenken kann.«
Und ich höre die Liwûna erwidern:
»Liwûna thut alles.«
Und dann verlässt sie mich.
In der Ferne höre ich sie rufen:
»Kaidôh! Kaidôh!«
Es wird alles dunkel und zuletzt ganz schwarz vor meinen Augen.

Das Schwarze bleibt lange.
Allmählich wirds aber drüben an einer Stelle heller, und ich sehe einen Stern — der sieht aus wie ein riesiger Diamant mit tausend feingeschliffenen Ecken und Kanten.
Und der Sterndiamant dreht sich um sich selbst.
Und seine Farben brennen.
Mächtige, prächtige Lichtkegel in allen möglichen Farben drehen sich zuckend und zitternd durch die schwarze Nacht.
Und die Farben brennen sich mir ins Auge, dass ich geblendet werde.
Diamantenbrand!
Ein buntes, ecken- und kantenreiches Farbenfeuer mit glitzernden Flächen, die sich immerfort durcheinander schieben.
Und die spitzen Funken sind so grell.
Ich muss die Augen zumachen.
Ich halts nicht aus.
Ich fühle, dass Liwûna mich fortzieht — ich bewege krampfhaft die Zehen.
»Du kannst das nicht aushalten,« sagt sie mitleidig.
Und ich werde sehr unruhig; Angstgefühle klemmen mir die Brust zusammen.
»Ich kann das nicht aushalten,« spreche ich tonlos nach.
Wir schweben weiter. Ich kneife die Augen fest zu; sie thun mir weh.
Und dann bitte ich die Liwûna, mir andre Welten zu zeigen, die ich wenigstens ansehen kann.
Sie redet mit sanfter Stimme lange Zeit auf mich ein, und ich wage es danach, wieder die Augen zu öffnen.
Ich schwebe in einem zerklüfteten, schwarzen Gebirge. Die steilen Felswände sind so hoch, dass ich oben Stein und Himmel nicht mehr unterscheiden kann. Der Himmel wird immer dunkler. Und unter uns ist alles sehr tief, und in der Tiefe ziehen sich graue Nebelstreifen wie Schlangen hin.
»Langsam!« ruft mir meine Begleiterin zu.
»Ich weiss,« fährt sie fort, »dass du etwas suchst, aber ich weiss auch, dass du noch nicht weisst, wie das aussieht, was du suchst.«

»Ja,« versetzte ich rauh, »ich weiss nicht, was ich suche. Dass ich aber etwas suche, das weiss ich. Ich suche?«

Es umweht mich kühlende Luft. Liwûna sehe ich nicht, ich fühle nur ihre Nähe — und das thut sehr wohl.

Da entdecke ich in der schwarzen Felsenwand einen Spalt, der hell ist. Ich nähere mich dem Spalt und blicke in ein grünes Wunderreich.

Lauter grüne Pilze! Sehr grosse Riesenpilze mit wunderlichen Pilzdächern — gezackten und gespreizten! Und auch viele kleinere Pilze in allen denkbaren Grüns. Viel giftiges und viel glänzendes Grün — helles und dunkles — totes Grün und ein Grün, das so voll echter Lebensgier ist. Diese grüne Welt kann ich ruhig anschauen. Das Auge wird beruhigt durch das viele Grün.

Kleine, weisse Elephanten mit hellgrünen Libellenflügeln fliegen emsig von Pilz zu Pilz. Und es strömt überall ein scharfes Licht aus dieser grünen Pilzenwelt. Die weissen, fliegenden Elephanten krümmen drollig ihre Rüssel, als wenn sie lachen möchten. Sie lachen aber nicht — ich kanns wenigstens nicht hören. Vielleicht lachen sie innerlich — wie die falschen Narren.

Ich wende mich ab und schwebe weiter durch eine grosse, schwarze Schlucht.

Die schwarzen Felsen sind nur ganz matt erleuchtet. Das Licht kommt aus der Tiefe, in der sich die grünen Nebel zusammenballen wie Fäuste. Oben sind keine Sterne. Der Himmel ist so schwarz wie die Felsen.

Ich möchte hinaus aus der schwarzen Schlucht. Liwûna will aber nicht. Sie hat jetzt ein so gelbes, glattes, hartes Antlitz, als wärs aus Elfenbein. Und sie zeigt mit der Rechten auf ein rundes Loch in der Felsenwand. Ich sehe durch und — wieder was andres.

Da drinnen ist alles bunt und glitzernd. Eine Glanzwelt! Blumen sinds nicht, Blätter auch nicht. Es sieht aus, als seien da Milliarden Schmetterlingsflügel durcheinander geschüttelt. Es sind aber keine Flügel, denn alles scheint sehr dick zu sein. Die blauen und roten Töne sind so verschiedenartig wie die violetten und gelben. Und sie sind gleissend hell

wie durchsichtiges Email, das ich so liebe. Und die Muster sind zierlich verschnörkelt mit krummen Hörnern und gekräuselten Bändern. Goldene Riesenkäfer kriechen über die Emailwälder. Die Käfer kriechen bloss nicht.

»Suchst du immer noch?«

Also fragt neben mir die Liwûna.

Und ich weiss nicht, ob ich noch suche.

Mir ist wie in einem wirren Traume. Ich habe so viel vergessen, und ich möchte doch so viel behalten.

Liwûna ruft drohend:

»Kaidôh! Kaidôh!«

Ich schrecke zusammen und taste mit den Händen um mich, doch ich fühle nichts. Auch der schwarze Stein lässt sich nicht anfühlen; die Hände gehen ohne Empfindung durch. Ich kehre der Glanzwelt den Rücken, bewege wieder die Zehen und schiesse in die Höhe — immer höher — aber aus der schwarzen Felsenschlucht komme ich nicht raus. Plötzlich giebts einen Krach, und auf allen Seiten fällt was runter, und ich habe das Gefühl, dass alle schwarzen Felsen in die Tiefe fallen.

Und ich blicke in eine Spiegelwelt.

Lauter Spiegelwände! Grade und krumme Spiegel — in verschiedenen Winkeln stehen sie zu einander. Oben sind auch Spiegel kantenreich durcheinander gestellt — unten nicht.

Ich sehe Liwûna in den Spiegeln viele tausendmal. Sie hat noch ihr Elfenbeingesicht — grüne Augen funkeln darin. Sie starrt mich an allen Ecken und Enden wie eine richtige Medusa an.

Neben der Liwûna erblicke ich ein anderes Wesen.

»Das ist Kaidôh!« sagt sie neben mir.

Kaidôh sieht ernst aus und hat eingefallene Augen, die grau sind, vergrämt und ruhelos umherschweifen wie die Augen der Diebe.

Kaidôh nickt der Liwûna zu und spricht zu ihr in all den tausend Spiegeln.

Was spricht Kaidôh?

Seine Stimme tönt hell und splitternd — es ist aber nur eine einzige Stimme.

Er sagt langsam und hört sich dabei:
»Das Glück ist stets in dem Andern. Deswegen müssen wir der Andre werden. Wir müssen nach dem Andern suchen. Wenn wir suchen, ohne zu wissen, was wir wollen, so suchen wir immer ein Andres — das ist das Unbekannte — das Fremde — das ist es, was wir herbeisehnen. Und wir sehnen uns nach der grossen Ueberführung. Für gewöhnlich verstehen wir uns nicht. Es ist jedoch kein einfaches Hinübergehen — wir müssen hinübergeführt werden — ins Andre hinübergeführt werden — von dem Geist, der uns immer begleitet. Das Eigene müssen wir vergessen — aus uns herauskommen — nur dadurch kommen wir in uns hinein. Eine sehr drollige Geschichte — aber auch eine sehr ernste — so schauerlich ernst wie der Unsinn, der uns als Wahrheit erscheint. In den Spiegelwelten sehen wir die Wahrheit im Unsinn und auch den Unsinn in der Wahrheit. Alles ist verzerrt und verschoben — Fratzenreich! Aber so ist immer die Welt, wenn sie sich uns von sehr vielen Seiten zeigt. Wir müssen sie im ganzen fühlen — fühlen im ganzen.«
Liwûna führt den Kaidôh fort, streichelt seinen Kopf, der ihm weh thut — so furchtbar weh. Kaidôh weint — weint.
Liwûna weint mit — in allen Spiegeln.
Und sie führt ihren Kaidôh weiter durch die schwarze Schlucht, die wieder da ist — durch die schwarze Felsenschlucht, in der keine Sterne leben — in der nur ein graues Dämmerlicht heraufdringt aus der Tiefe — aus den Nebeln, die da leuchten.
Und die Liwûna führt ihren Kaidôh hinunter in das stille Nebelreich, in dem die grossen Schläfer träumend schlafen.
Das Reich der Schläfer ist sehr, sehr gross. Sie liegen unten unter den Nebeln mitten in der freien Luft — umhüllt von feinen, perlgrauen Schleiern. Die Nebel bilden den Himmel der Schläfer. Sie liegen neben- und untereinander — aber berühren thun sie sich nicht. Die Luft ist ihr Bettzeug. Die feinen, perlgrauen Schleier hängen schlaff wie die Zweige der Trauerbirken, einige Schleier zittern und bewegen sich, als würden die Körper von tiefen Seufzern durchzogen.

Es schlafen da Riesen und Zwerge und Wesen mit seltsamen Gliedern, Tiere mit tausend Köpfen und Kinder mit einem Kopf, der grösser ist, als ihr Leib. Alle schlafen und träumen — einzelne schnarchen ein bischen — doch nicht zu laut. Zuweilen bewegt sich ein Fuss oder ein Arm. Lange Haare hängen an manchem Haupt — und die Haare bewegen sich — ganz wenig im Takte, wie die langen Perpendikel alter Uhren. Es ist so still im Reiche der Schläfer.

Und die Liwûna erzählt ihrem Kaidôh von den Träumen der Schläfer, und sie führt ihn dorthin, wo Kinder und Knaben träumen. Und die Beiden legen sich über den Träumenden genau so in die Luft wie die Kinder und Knaben.

Und leise flüstert die Liwûna:

»Alle, die hier im Nebelreiche liegen, hatten soviel geträumt — ihr ganzes Leben hindurch. Im Traume schwebten sie durch viele Sonnen, Monde und Sterne. Dann aber kam eine Nacht, in der sie nicht mehr von all den Glanzwelten träumten. Ihre Freude am Traumleben war zerstört — von einer unsichtbaren Hand. Und die Nacht wurde finster. Sie lagen da in banger Pein, und ihnen wurde so schwer. Sie fürchteten sich auf einmal vor einer schweren Stunde; ihnen war so, als käme das grosse Schweigen heran. Und sie hatten Angst vor dem grossen Schweigen — Angst vor dem grossen Sterben. Und dann dachten sie an die ersten Jahre ihres Lebens — an Eltern, Freunde und Frauen — an Kinder und Greise — an alte Möbel und alte Stuben, die gar nicht mehr da waren, oder zerfielen, wie altes Gemäuer am Meeresstrande, wenn die grossen Wogen unaufhörlich gegenschlagen. Und die Gedanken an das Vergängliche machten so schwer; die schweren Hände wollten noch was greifen — aber sie wussten nicht, was. In der Finsternis nur bleiche Angst und Herzenskrampf.«

Und dem Kaidôh wird zu Mute, als träume er noch einmal einen langen Kindheitstraum; in dem Traume entwickelt sich alles sehr schnell, der Träumende wird älter und anders, und empfindet zugleich, dass er das Aelter- und Anderswerden nur träumt.

Und die Liwûna fährt leise fort:

»Und da packte die Traurigen, als die schweren Stunden allnächtlich wiederkehrten, ein neues Empfinden an. Sie näherten sich langsam dem grossen Geiste, der überall ist — auch in ihrer Brust. In seiner Nähe fanden sie ihre alte Traumruhe wieder, und sie vergassen ihre Angst und gaben sich in der geheimnisvollen Stille der Finsternis ganz dem Grossen hin, der keinen Namen hat — der das Ewige ist — der bleibt, wenn auch alles vergeht. Ging es dir nicht ähnlich, mein lieber Kaidôh?«

Ein paar Kinder öffnen unten ihre kleinen Fäuste und irren mit den kleinen Fingern durch die Luft.

Kaidôh träumt noch und empfindet das Verwirrende und Erschöpfende des Traumes; er möchte aufwachen, kann aber nicht — es liegt sich auch so gut und weich.

Es ist so still im Reiche der Schläfer. Kaidôh lächelt und nickt, er wundert sich, dass Liwûna so viel weiss, und während er von schwankenden Kornfeldern träumt, sagt er nachdenklich:

»Ja! Die Sehnsucht nach der zerstörten Vergangenheit ist die schwerste Sehnsucht; sie gebiert die bittersten Stunden der Wehmut. Und alles andre, was Liwûna sprach, stimmte gut zusammen — wusste sie noch von mehr?«

Seine ganze Vergangenheit zog vor ihm vorüber.

»Ich weiss noch,« versetzte Liwûna schnell, »von deinem lautlosen Gebet.«

»Sei still!« sprach Kaidôh, »lass uns weiter schweben. Wir wissen nicht, ob wir die Schläfer stören — sie wollen doch weiter träumen.«

Und die Beiden erhoben sich, indem sie mit den Armen um sich griffen, reckten ihre Glieder und verliessen das Nebelreich — schwebten empor und weiter durch die schwarze Schlucht, in der die Dämmerung so schwer an den Steinen hing, wie die schweren Stunden, in denen alles zu Ende zu gehen scheint.

Kaidôh klagte über die Schwere.

Da wandte sich Liwûna zur Rechten und schwebte durch ein gewaltiges Felsenthor.

Kaidôh folgte.
Und blaues Licht umfloss die Beiden.
Das blaue Licht leuchtete wie Geisteraugen. Aber es umfloss nicht bloss Liwûna und Kaidôh — es hing sich auch an viele schwebende Köpfe, die wie blaue Schneeflocken aus der Lichthöhe herunterrieselten. Die schwebenden Köpfe waren auf der Schädelplatte sehr stark behaart, und alle hatten Vollbärte, die den ganzen Hals verdeckten. Und das blaue Licht hing an den Köpfen, als ob es sie herunterzöge.
Liwûna sagte, das wären lauter Denker — grosse Denker — weises Volk!
Und in den Haupthaaren der Denker fing es plötzlich zu brennen an; buttergelbe Flammen schlugen aus den Hirnschalen heraus, und durch die brennenden Haare entstand ein grosser Feuerregen — buttergelb war der.
Liwûna schwebte mitten in den Feuerregen hinein; die gelben Funken rieselten knisternd um die perlgrauen Gewänder, die so dünn erschienen wie feinste Schleiergebilde.
Kaidôh erschrak; er glaubte, die Liwûna müsste gleich Feuer fangen und brennen wie die Hirnschalen der Denker.
Und besorgt flog der Erschrockene zu Hilfe.
Doch seine Freundin wandte sich lächelnd um und meinte lustig:
»So ganz gleichgültig scheine ich dir also nicht mehr zu sein. Das freut mich. Aber Angst brauchst du meinetwegen nicht auszustehen. Mir schadet das Feuer der Denker ebenso wenig wie dir. Warum wunderst du dich nicht, dass wir gar nicht Feuer fangen können?«
Kaidôh gab keine Antwort, und sie flogen rasch durch die brennenden Köpfe durch in ein grosses Blumenreich.
Berauschender Duft steigt da den Beiden in die Nase. Der Himmel ist hell und weiss wie Kreide. Doch unten blühen Riesenblumen — so hoch wie Berge — Blütenkelche so tief wie Thäler — Staubfäden wie schwankende Leuchttürme. An einer langen Mauer hängen Weintrauben, die so gross sind wie dicke Bündel aufgeblasener Luftballons.
Ringsum ein Urwald aus Riesenblumen!
Glockenblumen, die grossen Tempelhallen ähneln! Rosenstengel, die

nicht von tausend Gorillas zu umspannen wären! Lilienkelche — so tief wie Kellergewölbe in alten Burgen.

Lauter farbenstrotzende Blumenwälder unter dem weissen Kreidehimmel! Sehr viele dicke Blumen haben Blütenblätter — die sind gemustert — wie zusammengeknotete Salamander und Schlangen. Manche Blüten bestehen aus riesenhaften Schmetterlingsflügeln — faltenreich geknillt, verbogen und verschoben sind die. Und alles ist schrecklich bunt und so sammetartig. Der Blütenstaub liegt an vielen Stellen so dick, dass er farbigen Schneemassen gleicht.

Eine Riesen-Gärtnerei!

Die schweben langsam über den grossen Blumen dahin und blicken immerzu staunend in die Tiefe.

Und erst nach geraumer Zeit brach Kaidôh das Schweigen.

»Früher,« bemerkte er, »kam mir die Welt fast immer drollig vor; ich musste über alles lachen. Und jetzt empfinde ich nicht den geringsten Lachreiz, obwohl diese Riesenblumen einen ernsten Eindruck kaum erzeugen. Wie kommt es, dass ich so wenig lache? Kannst du mir das erklären?«

Liwûna lächelte und sah recht zufrieden aus. Sie hatte jetzt hellbraune Augen und strohgelbe Haare. Sie erwiderte:

»Die Welt wäre sehr eintönig, wenn sie fortwährend drollig wirken wollte. Sei doch froh, dass sie dir mal anders kommt. Das Trübe ist so selten unerträglich, und es ist dabei so notwendig an der Pforte der Klarheit. Diese würde uns ohne jenes gar nicht als Klares zum Bewusstsein kommen. Und du weisst doch: nur das Klare lacht hell! Ich freue mich übrigens, dass du dich schon mit mir unterhalten magst. Aber das Lachen, von dem du vorhin sprachst, lernt man zumeist nur dann, wenn man lange Zeit von vielen verbissenen Möpsen umgeben ist — und das wird dann gar kein helles Lachen. Den Möpsen hab ich dich nun entführt — die siehst du nie mehr wieder — daher lachst du nicht mehr so — wie du's gewöhnt warst. Du hast es ja gar nicht nötig, über die Verbissenheit zu lachen; die liegt ja hinter dir.«

Liwûna lachte nach dieser Rede so laut und hell, dass aus allen Blütenkelchen ein tausendfaches Echo herausschallte. Das Echo war so fein und vielstimmig, dass die Beiden lange voll Entzücken dem Wohllaute lauschten. Und der stumpfe, weisse Kreidehimmel ward klarer.

Es tauchten unten aus der riesigen Blumenwelt alte Tempelruinen empor; sie gaben dem Gespräch eine andre Richtung.

»Sieh mal,« sagte Kaidôh, »hier entwickelt sich in mir wieder der Schmerz um die zerstörte Vergangenheit. Ich vermag es nicht, diesem Schmerze zu entfliehen. Es ist keine trübe Wehmut, die nur im eingebildeten Unmut weh thut — es ist echter, richtiger Schmerz.«

»Der wird dir wohl ganz dienlich sein.«

Also lautete Liwûnas Antwort.

Und Kaidôh hatte das Gefühl, als tasteten alle Weltwesen wie die Blinden in der Welt umher — alles schien ihm unsichere Tasterei zu sein.

Die Ruinen konnte er gar nicht überschauen — so gross waren sie. Sie waren auch stellenweise so überwuchert von Dorngestrüpp. Und er empfand es sehr schmerzlich, dass die Liwûna so schnell vor ihm weiterflog und sich gar nicht nach ihm umdrehte. Er hätte so gerne die Ruinen länger angesehen, um einen Ueberblick zu gewinnen. Es ging aber nicht; die Liwûna flog zu schnell.

Bald zogen auch weisse Wolken unter seinen Füssen vorüber und verhüllten die ganze Blumenwelt und alle Ruinen.

Als sich die weissen Wolken wieder auflösten, lagen mächtige schwarze Felsen unter ihnen. Und als sie nach oben blickten, waren auch oben schwarze Felsen.

Die beiden schwebten durch eine grosse schwarze Felsenhöhle, in der es immer dunkler wurde.

»Ein Blick in den Sternenraum,« rief Kaidôh, »ist doch das Grösste in dieser Welt. Warum, Liwûna, zeigst du mir keine Sternenwelten? Sind die alle zu gross für mich?«

Es wurde ganz dunkel. Und Liwûna war nicht mehr zu sehen. Sie rief aus weiter Ferne:

»Kaidôh! Kaidôh!«

Das klang so voll Jubel, dass er gleich hinstürmte; er bewegte dabei so heftig die Fusszehen, dass sie ihm weh thaten.

Als er wieder die Nähe seiner Freundin fühlte, hörte er sie leise rufen: »Duck dich, Kaidôh! Hier ist der Ausgang! Komm! Komm!«

Er folgte und sah plötzlich rauschende Lichtfülle und — unzählige funkelnde Sterne.

Und Kaidôh sah hinab — und unten glühten in grausiger Tiefe unzählige rote Sterne — die bewegten sich alle hin und her.

Und Kaidôh sah hinauf — und da drehten sich Sterne um sich selbst — die schimmerten so wie Perlen.

Und Kaidôh sah gradaus und rechts und links — und da wanden sich unzählige bunte Sterne durch den Raum — die hatten eckige kantige schlauchartige und linsenförmige Gestalt.

Und Kaidôh sah hinter sich und erblickte eine riesige schwarze Felswand — die ging nach oben, nach unten und nach allen Seiten der Fläche steil und grad als glatte Platte ins Unendliche.

Liwûna schwebte nicht weitab von Kaidôh. Beide liessen sich seitwärts wehen von einem sanften Himmelswinde.

»Jetzt kommt ein Stern ganz nahe vorbei!« rief die Liwûna.

Und es schwebte durch die Luft ein Stern heran, der wie ein plumpes Ungeheuer aussah — wie ein höckriger Schlauch. Eine ungeheure, unregelmässig nach allen Seiten aufgequollene Weltenmasse — mit kurzen bunten Rüsseln — bunten Raupen ähnlich! Wie Fühlhörner bewegten sich die Rüssel. Und dicke spitze Stachel bedeckten den ganzen Leib des Sterns. Einen Kopf hatte das Vieh nicht; wo man vorn den Kopf vermuten konnte, kam weisser Dampf aus vielen Löchern hervor. Aus einzelnen Rüsseln wirbelten ebenfalls weisse Dampfwolken nach allen Seiten. Der Dampf kam stossweisse und ging schnell auseinander.

Während das Ungeheuer vorüber flog, bewegten sich seine vielen Fühlhörner, die besonders auf den Höckern sassen, sehr heftig, als wenn sie die Nähe von feindlichen Wesen witterten.

Die plumpe Schlauchmasse, die sich in der Form immerfort veränderte und zuweilen einem zerknillten Kopfkissen ähnelte, drehte sich plötzlich um sich selbst und rollte sausend schnell davon, wobei sich viel weisser Dampf entwickelte, der wieder rasch auseinander ging.

Und Kaidôh wollte wieder seine Zehen bewegen — es gelang aber nicht. Er blickte hinunter — und — oh! — seine Füsse waren so tief, dass er sie kaum noch zu erkennen vermochte.

Kaidôh war grösser geworden — und seine Füsse und seine Zehen ebenfalls.

Er musste laut auflachen.

Doch Liwûna rief heftig aus:

»Kaidôh! Das finde ich nicht hübsch, dass du über deine Grösse lachst! Du hast doch immer grösser werden wollen! Und jetzt, da du's bist, ist es dir wieder nicht recht? Ich glaube, du bist sehr undankbar und sehr launenhaft.«

»Ich lache doch,« erwiderte Kaidôh, »nur über die Grösse meiner Fusszehen, die ich jetzt gar nicht regieren kann.«

»Die brauchst du auch nicht zu regieren,« versetzte die Liwûna, »lass dich nur von den Wandwinden treiben.«

»Was sind Wandwinde?« fragte Kaidôh, »ich verstehe nicht, was du unter Wandwinden verstehst.«

»Thu doch nicht so,« gab da die Liwûna spitz zurück, »als ob du Alles verstehen möchtest. Ich kenne dich! Sei still! Es kommen neue Sterne.«

Und die kamen auch näher — es waren lauter Glassterne.

Kaidôh brummte: »Sie wird dreist!«

Die Glassterne brummten ebenfalls — nur anders. Es waren nämlich viele hohle Sterne dabei mit Löchern, aus denen seltsame dumpfe Töne in die Weltlüfte drangen.

In den hohlen Sternen leuchtete ein grünes Licht, sodass sich die verschnörkelten Formen der Glasgebilde haarscharf vom schwarzen Welthintergrunde abhoben.

Manche Sterne ähnelten aufgeblasenen Fröschen, denen die Beine ver-

loren gingen — und andere Sterne starren Tintenfischen. Dazwischen drehten sich helle regelrechte Kreisringe, in denen viele helle Farben schimmerten. Auch schwebten in der Nähe Würfel und Oktaeder, deren Flächen glitzerten, als wären sie mit Phosphor bestrichen.

Liwûna sagte leise:

»Glaube nicht, dass das Alles Glas ist. Es sieht nur so aus.«

Und Kaidôh sah Millionen kleiner Tiere auf den Glassternen hin- und herkrabbeln.

Einzelne der Sterne funkelten so stark, dass dem Kaidôh all die Farbenspiele durcheinander gingen. Er konnte oft nicht folgen.

Drollig wirkten grosse Ketten, deren Glieder aus vielen vielkantigen blauen Säulen bestanden.

Jedoch Kaidôh bemerkte bald, dass seine Augen immer stärker wurden. Er fühlte, dass er nicht blos grösser, sondern auch anders wurde. Leider wusste er nicht, ob er Grund habe, sich über das Anderswerden zu freuen.

Liwûna schwebte weitab wie ein grosser grüner Schleierstern.

Und nun tauchten smaragdgrüne Balkensterne aus dem Dunkel heraus — die waren ganz mit grünen Wäldern bedeckt, die wie dunkles Moos auf den Balken sassen und wie Smaragde leuchteten. Kaidôh konnte erkennen, dass das grüne Licht unzähligen kleinen Häusern sein Dasein verdankte; die Häuser — die reinen Glühwürmer — lagen in den Wäldern so friedlich eingebettet — wie junge Katzen in Waschkörben — wenn es dunkelt und das Katzenauge funkelt.

Die grössten Balkensterne setzten sich aus sehr vielen Balken zusammen; die kleineren Balken waren fast alle in rechten Winkeln an die grösseren geleimt. Und die vielen rechten Winkel trugen so viel Berechnetes in sich, dass man glauben mochte, sehr fein ersonnene Weltwerkzeuge vor sich zu haben.

Kaidôh dachte in dieser Richtung und meinte dann zu sich selber sprechend:

»Wozu ich mir über diese Sterne den Kopf zerbreche! Man kann sich noch so sehr verändern — Etwas bleibt doch immer in uns: jene Genuss hemmende Denkerei! Aber sie wird wohl nötig sein — sonst würde man wohl öfters vor purer Seligkeit platzen.«

Doch die Gedanken waren bald verscheucht. Raketensterne sausten vorüber — fix wie Kometen — zischend und rauschend.
Wie unheimliche Feuerspinnen kamen sie angerannt — in ihren Beinen züngelten zuckende Glutquallen. Bunte Augen sassen den Raketensternen auf den Zehen. Einige Sterne ähnelten glimmenden Knochengerüsten — und andre wilden Aalen.
Sodann prasselten Feuergarben aus den Sternleibern heraus; blaue und grüne Feuertropfen flogen hinunter und hinauf. Lange gewundene Feuersäulen — Riesenfinger — bogen sich hinüber zu den blauen und grünen Feuertropfen und durchstiessen die, sodass sie wie Ringe auf die roten Feuersäulenfinger hinaufglitten.
Kaidôh fuhr oft erschrocken in die Höhe, da ihm das feurige Spinnengebein recht nahe trat.
Eine ungeheure wie Quecksilber zitternde Feuerschlange schloss den raschelnden Zug.
Der letzten Schlange sassen auch ein paar grüne und blaue Feuerringe auf dem Leibe. Dieser Leib — rotglühendes Eisen — wand sich und zuckte, als läg er in heissen irrsinnigen Fieberkrämpfen.
»Wenn man die Welt,« flüsterte Kaidôh, »nicht mehr wiedererkennt — dann ist wirklich Alles anders. Und ich erkenne diese Welt nicht wieder, denn ich habe sie noch nie gesehen. Ich erkenne mich nun auch selber nicht mehr.«
»Du wolltest doch,« fiel da lebhaft die Liwûna ein, »unter allen Umständen das Andere. Ich fühlte sogar, dass du das wolltest. Jetzt hast du das Neue und das Andere — und jetzt ist es wiederum nicht recht. Ich werde deine Wünsche bald unbeachtet lassen, denn du willst offenbar noch Etwas, von dem man sich nicht einmal im Traume eine Vorstellung machen kann. Was du sagst und empfindest, ist gar nicht wichtig für dich. Deine Gelüste sind dir selber ein Rätsel. Kaidôh fühlt nur, dass er gar nichts fühlen kann.«
»Das mag stimmen!« brummte der grosse Kaidôh.
Aber zum Weiterreden kams nicht. Unter ihnen schwebten schon wieder

neue Weltgebilde — die Schalensterne in allen möglichen Muschelformen mit krummen Schnäbeln.

In den Tiefen der vielen Schalen blitzte es wie von Brillantensplittern, und bei dem Blitzen bemerkte Kaidôh unter den krausen Rändern der Sterne ein tolles Weltgewürm, das grossen wackelnden Schornsteinen nicht unähnlich schien.

Und die Trompeten- und Trichtersterne gesellten sich mit den Schneckensternen auch zu den Weltschalen.

Das ward ein mächtiges Blasen und Brummen, Getute und Geschnarre und Gepfeife.

Wie Brummkreisel drehten sich die Trichter. Die Schnecken drehten sich ganz langsam — es waren nur die Gehäuse.

Und lange Glockenketten schaukelten und wackelten wie fliegende Guirlanden mitten durch, dass die andern Schalen ausbiegen mussten.

Das dumpfe Gebrumm der Glocken klang so alt, als stäken lauter längst verfallene Welten in den Glocken.

»Hörst du,« sprach Liwûna, »mit den Glockentönen steigt wieder eine alte Zeit in dir herauf. Ja, das Neue macht es nicht. Ich will dich verstehen. Dazu bin ich ja da.«

»Aber das Alte,« rief Kaidôh, »ist wieder so furchtbar schmerzhaft. Es lähmt die ganze Lebenskraft.«

»Es soll,« gab da leise seine Freundin zurück, »die Freuden dämpfen. Das Alte ist beim Weltgenuss so nötig wie das Gedankenspiel. Ist dir Beider Daseinsrecht nicht klar? Wenn dir die Erinnerungsschmerzen über den Kopf wachsen, dann musst du allerdings sterben. Das ist schon richtig. Doch mit jedem Tode sterben auch die Erinnerungen. Und ist das nicht auch gut? Wenn Etwas ganz stirbt — stirbt immer viel Schmerz zu gleicher Zeit mit. Ja — jedes Sterben ist eigentlich nur ein Sterben von Schmerzen.«

Kaidôh klatschte in die Hände und lachte, als verstände er auf einmal die ganze Welt von oben bis unten.

Und aus den Trichtern, Glocken, Schnecken, Muscheln und Trompeten

scholl wieder ein tausendfaches Echo, das ein Weltlachen war, empor in den endlosen Raum. Das Echo hing blos nicht ordentlich zusammen — als wärs ein Echo von Liwûnas Worten.

Die Wandwinde bliesen gegen die beiden leichten Riesengeister an, dass sie weiterflogen.

Liwûnas Grösse entsprach der des Kaidôh, sodass dieser seine Begleiterin lange anschaute; eine so grosse Dame hatte er noch nie gesehen. Sie hatte langes pechschwarzes Haar mit einem Rubindiadem, ihr Gesicht war weiss wie Marmor, und aus den schwarzen Augen strömte ein grosser Glanz, der auch die nackten weissen Arme ganz hell machte. Oefters flackerten die grossen Augen, als rasten grosse Sonnen drinn.

Die Schatten der beiden Riesengeister gleiten auf der spiegelnden Wand wie zwei fliegende Pfeile dahin.

Und rasselnd steigen aus der Höhe abermals Sterne herunter — durchsichtige Mühlenräder sinds! Sie drehen sich und lassen alle die eine Seite sehen; die Scheibe ist erst eiförmig — dann rund — und zum Schluss wie am Anfange.

Und aus den Radreifen schlagen keilförmige Scheinwerfer raus — blaue, gelbe und orangefarbige — die drehen sich durch den ganzen Himmelsraum, als wärens Speichen von Riesenrädern — farbige Speichen. Und die Speichen drehen sich so schnell, dass Kaidôh dem flirrenden Farbenwirbel nicht mit den Augen folgen kann.

Er dreht sich um — und erblickt in der grossen schwarzen Felsenwand, die überall glatt wie ein Spiegel ist — das Spiegelbild der Rädersterne. Im schwarzen Spiegel sind die blauen gelben und orangefarbigen Streifen gedämpft. Kaidôh kann nun Alles von dem bewegten Farbenbilde in sich aufnehmen — die Helligkeit nimmt allmählich immer mehr ab.

Und dann wirds wieder stiller in der Spiegelwand — andre Sterne erscheinen — Blattlappengebilde, die an vielen Stellen phosphorescieren — was ganz unheimlich in der schwarzen Spiegelwand wirkt.

Liwûna und Kaidôh sprechen über die verschiedenen Arten der Schwärmerei in kurzen abgebrochenen Sätzen.

Und nun folgen noch mächtige Wassersterne, deren Wogen nach allen Seiten hoch in die Höhe gespritzt sind — man könnte sie für Zinngebilde halten. Die Wassersterne sind aber nicht alle so wie Zinn — sehr viele sind rot wie Blut — zwei ganz grosse sind wie Gold.

Die beiden Riesengeister sprechen gegen die Felsenwand, ohne sich umzudrehen, vom Müdewerden. Dazu haben sie aber keine Zeit, denn jetzt wirds ganz bunt im Felsenspiegel — als schwebten Millionen Laternen durchs grosse All.

Kaidôh wird neugierig und wendet endlich den Kopf.

»Die Rauschlust kommt immer wieder!« schreit er wild — denn er sieht jetzt nicht blos die bunten Laternen — er sieht alle Sterne, die bisher vorbeizogen, noch einmal — auf ein Mal.

Kaidôh ist abermals noch viel viel grösser geworden — er blickt jetzt in einen gewaltigen Sternwirbel und erkennt Alles.

Die Trichtersterne und die Wassersterne — die Raketensterne und alle die andern wirbeln da im Raume herum, als führe ein Sturm durch Sonnenstäubchen.

Jetzt kann sich Kaidôh nicht mehr halten, er bewegt seine Zehen und will hinein in das glänzende schauerliche Sternenmeer.

Und er kann seine Zehen wieder regieren.

Und er stürzt sich in den Sternwirbel — und schreit — und schreit!!

Seine Brust dehnt sich weit aus, und ihm ist, als gingen all die vielen Millionen Sterne in seinen Leib.

Und er lacht wie ein Gott — und schreit — und schreit.

Liwûna kann ihm kaum folgen.

Und dem Kaidôh ist so, als setzten alle Sterne noch mehr Grösse an ihn ab — immer mehr — immer mehr!

Jetzt endlich fühlt er Welten in sich — Welten!

Und er bewegt die Zehen — und schiesst durch den Wirbel — und kreischt auf — in verrückter Seligkeit — und — und — weiss nichts mehr von sich.

Liwûna folgt ihm mit gesenktem Haupt und führt ihn hinaus aus dem Sternwirbel in eine kühlere Weltgegend.

Und langsam wird alles anders.
Und mir ist so, als wenn ich langsam erwache — aus wirren wüsten Träumen, und ich frage leise:
»War ich Kaidôh?«
Liwûna — das ungeheure Riesenweib neben mir — lächelte und nickte — und sprach sanft:
»Du bist immer noch Kaidôh!«
Und ich bebte, als hätte sie mir was Furchtbares gesagt.
Wir schwebten wieder im stillen Raume — aber die Sterne waren nicht rund — sie waren alle feine kleine Striche — nur wenige dickere Striche — nur wenige dickere Striche sah ich.
Kühle Lüfte wehten um meine Stirn — und ich wurde wieder ruhiger.
Die feinen kleinen Striche — waren wie Blut — und der ganze Himmel schwarz — wie die Felsenrand — die weit hinter mir liegt.
Ich suche was mit der linken Hand.
Liwûna lächelt und sagt: »Du suchst wieder was!«
»Ich suche!« sage ich.
»Ich will noch mehr — noch Grösseres!« fahre ich fort.
Und Liwûna bittet ihren Kaidôh, weiter zu fliegen.
Er fliegt weiter.
Und wieder neue, wieder andre Wunderwelten thun sich vor ihm auf; die sind aber etwas kleiner — denn Kaidôh ist im Sternenwirbel noch mehr gewachsen — ins Ungeheuerliche hineingewachsen.
Dem Kaidôh ist so, als wäre er in ein grosses Schneegestöber geraten. Es sind aber nicht Schneeflocken, die ihn jetzt umschweben — es sind grosse Sternwolken aus Schnee- und Eisgestirnen.
Kaidôh bemerkt, dass faltige dunkelviolette Sammetkleider seinen riesigen Körper umflattern. Liwûnas Gewänder sind wie Goldschaum und flattern ebenfalls.
Die Schneesternlüfte sind so kühl und beruhigend — und Kaidôh bedarf der kühlen Ruhe — ihm ist noch immer so, als tobten grosse Sternscharen durch seine Adern — und durch alle seine Knochen.

Wie kleine weisse Federn schweben die Sterne dem unermesslichen Kaidôh um Kopf und Brust.

»Das sind,« sagt Liwûna, »sehr leichte Welten, denn sie sind alle sehr alt. Die Sterne fliegen zuweilen wie ein grosser Vogelschwarm in die Höhe, und dann kommt es dem Kaidôh so vor, als flögen ihm rasende Eisklumpen an der Nase und an den Ohren vorüber. Seine Augen sind aber so scharf, dass er die verschiedenen Formen der Schneesterne, wenn sie weiter weg sind, wohl unterscheiden kann; er sieht auch viele Tiere auf den Sternen. In den Schneesternen glänzt viel blankes Eis, und die Eissterne sind an den Krystallspitzen meist mit Schnee umzogen, als wären sie verschimmelt.

Die Sterne haben viele turmartige Auswüchse und Zacken und Zinnen und alle nur denkbaren Formen, die aber gewöhnlich regelmässig sind wie die Krystalle.

Alle Schneesterne und auch die Eissterne verstehen es ausgezeichnet, dem grossen Kaidôh auszubiegen, sodass er garnicht mit den Sternen in Berührung kommt. Der Schnee verbreitet ein mattes schweres Dämmerlicht. Kaidôh hat immerfort das Gefühl, etwas vergessen zu haben — und dieses Gefühl macht ihn immer erregter, sodass er ganz heftig wird.

Liwûna lacht dazu und fragt spöttisch:

»Was suchst du denn?«

»Ich weiss es eben nicht!« giebt Kaidôh zur Antwort.

Da fliegt die grosse Liwûna an ihren Kaidôh ganz nahe heran und flüstert mit leuchtenden Augen:

»Ich weiss, was du suchst — du suchst das Weib, das dein Weib sein kann.«

Kaidôh zittert, ballt die Faust und schlägt der Liwûna ins Gesicht.

Doch der Schlag geht natürlich wieder durch, ohne zu schaden. Und die Liwûna lacht, dass es durch die ganze Frostwelt schallt.

Danach spricht sie milde:

»Die Wut gegen Andre beruht immer auf einer Wut gegen uns selbst. Du bist wütend, weil du nicht weisst, was du willst. Du weisst eben nicht, was du suchst. Warum fragst du mich also nicht? Warum musst

du gleich deine Wut an mir auslassen? Wüte doch gegen dich selbst!«
Ich schäme mich, denn die Worte trafen. Ich sage weich:
»Verzeih mir! Führe mich weiter durch das Labyrinth deiner Weisheit. Ich folge geduldig und werde mich schon noch zurechtfinden.«
»Das wirst du!« sagt Liwûna.
Und wir verlassen die Sternwelten, in denen so viel Schnee ist, schweben in einen finsteren Raum und bleiben Seite an Seite.
Kaidôh hat eine merkwürdige Empfindung, als ob die Liwûna ohne jede Unterbrechung auf ihn einspräche, ihm die Rätsel aller Welten erklärte — doch in einer Sprache, die ihm vollkommen fremd ist.
Er horcht eifrig in die Finsternis hinein und möchte verstehen, was er da in seltsamen Lauten hört — doch ihm wird Alles immer unklarer; nur das Unklare wird ihm klar. Und das schmerzt so, dass er aufstöhnt.
Er möchte so gerne lachen über das Alles — vermag aber nicht zu lachen.
Nur Liwûna scheint neben ihm zu lachen — das nützt ihm leider Nichts.
Die Finsternis ist so schwarz, dass Nichts zu sehen ist — kein Stern — Nichts.
Liwûna sagt leise:
»Du willst grössere Welten sehen — suchst du die? Willst du selbst grösser werden?«
Kaidôh wacht auf — wie aus einem hässlichen Traume und ruft »Ja! Ja!« Doch er hat nicht das Gefühl, dass Liwûna das Richtige getroffen habe — er fühlt nur, dass er in der Finsternis noch grösser wird — und sieht in der Ferne ein schwaches Licht — das rasch heller und heller wird.
Neuen Sternwelten kommen sie auch in der Finsternis näher.
Da wird Kaidôh grässlich heftig und so begehrlich — so gierig.
Ganz andre Sternwelten leben in dem neuen Licht — die sind die grössten — das Licht in der Ferne wird heller — da kommt aus der Finsternis ein Riesenleib hervor — und dieser Riesenleib besteht aus vielen Millionen bunter Sterne.
Der Riese hat Augen über den ganzen Leib und einen Kopf, der aus dunkelgrünen lodernden Flammenwelten besteht — Arme und Beine sind

unzählig und wie flüssiges zitterndes Gold — auf dem Perlen herumschwimmen; diese Perlen rollen auf den goldenen Gliedern in ewiger Unruhe.

Kaidôh hemmt seinen Flug und starrt den Sternriesen an — das ist das grösste Weltwesen, das er jemals sah. Kaidôhs Augen rollen so wild wie die Perlen — wie die blauen und roten Augen auf dem Rumpf des gewaltigen Sternriesen.

»Wir wollen,« spricht Liwûna, »über den Sternriesen hinüberfliegen. Der Weg ist weit. Folge mir!«

Und Liwûna fliegt rauschend voran.

Kaidôh kriegt einen Schreck, als sähe er plötzlich in ein Jenseits.

Liwûnas Rücken gleicht ungeheuren Gebirgsmassen, die mit Schnee und Eis bedeckt sind; Millionen von Schneesternen schleppt sie auf ihrem Rücken mit; die goldenen Gewänder sind kaum zu sehen; die schwarzen Haarmassen ihres Hauptes flattern oben, und sie wendet oben ihren Kopf zurück, und Kaidôh erschrickt nochmals — das riesige Gesicht ist braun, und hellblaue Augen strahlen wie zwei Riesensonnen unter Augenbrauen, die endlosen Wäldern gleichen.

Kaidôh will seine Fusszehen bewegen — das geht aber nicht — er schwebt ohne jegliche Körperbewegung der Liwûna nach.

Und nach einer langen Zeit, in ders immerwährend höher geht, blickt er hinab und sieht unter sich das grüne Flammenhaupt des Sternriesen — unzählige grüne Schlangensonnen winden sich da durch einander, und grüne Flammen schlagen heraus und brennen.

Kaidôh hebt den Blick und bebt — Welten öffnen sich vor seinem Blick — Welten — wie sie nie ein Sterblicher geschaut hat.

Liwûna schwebt neben Kaidôh. Und die Augen der Beiden schweifen trunken nach allen Seiten.

Zwölf grosse Sternriesen ragen da im weiten grossen Halbkreise hoch auf in den weiten grossen Raum. Auf einer Bank, die auch einen Halbkreis bildet, sitzen die Sternriesen und bewegen sich nicht.

Und die Bank besteht aus unzähligen Brillantsternen — deren gleissende

Farbenfeuer durch glitzernden Funkenregen durchsprühen und durchflackern — deren gleissende Farbenfeuer in langen Flammenkegeln tief aufglühen wie bunte Sammetblüten — deren gleissende Farbenfeuer mit heissem Strahlenglanz brennen.

Kaidôh wundert sich, dass sein Auge nicht erblindet; sein Auge ist wiederum anders geworden.

Und es sind so viele Brillantsonnen; die Rücklehne der Bank ist so hoch, dass sie oben fast endlos erscheint — eine im Halbkreise gebogene Riesenwand aus lauter Sonnen, die ungeheure sich langsam drehende Diamanten sind.

Und der Halbkreis ist so gross, dass die Wand nach allen Richtungen so weit entfernt erscheint. Ein Weltenrand!

Hoch oben bilden die blauen, roten und grünen und die andersfarbigen Farbenkegel ein bewegliches Dach; die bunten Kegel schieben und drängen sich durch- und über- und untereinander. Und die funkelnden Diamanten flimmern immerzu, denn die Sterne stehen nicht still. Das flackert. Das glüht. Das brennt.

Und auf der grossen Bank sitzen die Sternriesen — und die bewegen sich nicht.

»Dass sie sich nicht bewegen,« sagt die Liwûna, »kommt uns bloss so vor. Sie brauchen zu jeder Bewegung viele Tausend Sternjahre, und daher glauben wir, sie seien ohne Bewegung — wie totes Volk. Das ist natürlich ein grosser Irrtum! Wir dürfen nicht vergessen, dass alle Glieder der Sternriesen aus unzählbaren Sternen bestehen — lauter Sonnen sind — lauter grosse Sonnen mit vielen Millionen Monden. Die Sterne haben alle möglichen und denkbaren Formen — die können wir aber nicht mehr unterscheiden — die Entfernungen sind in dieser Gegend auch für grosse Riesen so entsetzlich gross.«

Liwûna sagt noch mehr, Kaidôh starrt mit offenem Munde die zwölf Riesen an. Er kann die grossen Gestalten gar nicht überschauen; wo ihnen der Kopf sitzt, weiss er nicht. Der Hauptteil des Rumpfes ist gross und breit und als solcher wohl zu erkennen. Aber jeder Rumpf sieht anders

als der nächste aus; die meisten scheinen aus goldenen und silbernen Wolken zusammengesetzt zu sein. Es gehen aber überall so viele blaue und grüne Adern durch, und es sind überall so viele perlbunte und stechende Augen, dass Kaidôh nicht weiss, wie er die einzelnen Teile der Riesenkörper nennen soll. Die Gliedmassen ähneln wilden Korallengewächsen, und Flammenäste stehen dazwischen — und grüne Pyramiden sitzen oben auf steilen Schulterbergen — neben schwarzen Hörnern und glühenden Haaren und Kugelgewächsen und Würfelketten mit bunten Bändern und langen goldenen Schlangenarmen.

Die Zwölf sind furchtbare Ungeheuer, in denen Milliarden tollster Sonnen brennen. Und diese wilden Weltgestalten sitzen da zum Scheine so still, als wären sie versteinert.

Kaidôh starrt die Sternriesen an mit gierigen Augen; er möchte die zwölf Grossen festhalten und nicht mehr vergessen; er ärgert sich, dass er nicht unzählige Augen hat wie die zwölf Grossen.

»Ob sie auch Kleider haben?« fragt er leise.

Doch Liwûna hört nicht, sie bittet ihn, sich einmal umzudrehen.

Kaidôh thut es und schaut in einen dunklen Raum, in dem unzählige eckige Sterne funkeln, die stellenweise ganz dicht zusammen stehen — aus Sternwolken.

»Die Sternwolken,« bemerkt die Liwûna, »sind auch Sternriesen — die kommen langsam näher.«

Kaidôh zieht den Kopf ein, als fürchte er sich vor den grossen Weltgestalten. Er kommt sich so klein vor wie ein Wurm, obgleich er weiss, dass er viele Tausend Schneesterne auf seinem Rücken trägt wie die Liwûna. Er wendet sich wieder zur Diamantenbank und sucht die karminroten Streifen an den Riesenkörpern zu zählen und findet sehr viele, sie sitzen immer neben helllila eiförmigen Flecken. Er glaubt, das seien besondere Sinne und lässt das Zählen. Seine Gedanken verwirren sich, und er bittet die Liwûna, ihn weiter zu führen.

»Führe mich weiter,« sagt er, »durch das grosse Labyrinth deiner Weisheit — ich finde mich da nicht zurecht.«

Liwûna bedeutet ihm, dass sie gradeaus unter der Bank durchmüssten, oben hinüber ginge es nicht.
Und Zähne klappernd schwebt Kaidôh dahin.
Und nach langer Zeit nähern sie sich den unteren Gliedmassen der Riesen und sausen dann an ihnen vorbei unter die Bank.
Kaidôh fliegt mit gekrümmtem Rücken — wagt kaum um sich zu blicken.
Unter den grellsten Brillantsternen, die dicht unter der Bank wie gläserne Maschinen rasseln und rumoren, sieht Kaidôh nach unten und entdeckt in der Tiefe grosse halbkugelförmige Hügel. Die Halbkugeln haben Farbenringe am unteren Rande, um die Mitte sitzen Sterne in Zickzacklinien drauf; als wären Perlen draufgestickt — so wirkt es.
Kaidôh will wissen, was das ist.
Liwûna sagt:
»Das sind die Schlafmützen der grossen Riesen. Die Schlafmützen fliegen bei jeder Ratssitzung unter die Diamantenbank. Es sind sehr viele Schlafmützen — nicht etwa zwölf.«
»Ist das,« fragt Kaidôh, »auch wirklich wahr?«
»Jawohl,« erwidert seine Führerin, »glaubst du etwa die Riesen hätten den Schlaf nicht auch mal nötig? du weisst wohl garnicht, wie wichtig der Schlaf ist.«
Kaidôh wagt nicht weiter zu sprechen.
Und nach langer Zeit kommen sie auf der Rückseite der Bank wieder ins Freie — in eine wunderbare duftende frische Luft.
Die beiden sind in einem drolligen Walde.
Sie fliegen durch ein buntes Gewirr von gewaltigen Aesten. Und jeder Ast besteht wieder aus unzähligen Sternen, die sämtlich Linsenform zu haben scheinen. In der Tiefe ballen sich grosse Nebelhaufen zusammen, die lilafarbig leuchten. Kaidôh weiss nicht, ob die Nebel ebenfalls aus Sternen bestehen. Und beim Nachdenken wird ihm so anders zu Mute — er muss lachen — und er fragt lachend:
»Du, sind das wirklich Bäume?«
Liwûna giebt ihm zur Antwort:

»Ja, ja — das werden wohl Bäume sein. Du kannst die Bäume auch für Riesen halten und die Riesen für Bäume. Mit deinem Wortschatz wirst du hier nicht viel ausrichten. Verstehen kannst du diese grossen Weltgestalten doch nicht — und wenn du noch viel mehr guten Willen — und wenn du noch tausendmal mehr Worte hättest. Gieb dir keine unnütze Mühe — mit Worten begreift man die Welt doch nicht. Wir wollen uns nichts vorflunkern. Sieh dir lieber die Formen der einzelnen Sterne an, aus denen sich diese sogenannten Aeste zusammensetzen. Die silbernen Aeste sind ganz mit Muschel- und Schneckensternen gefüllt.«
Und Kaidôh sieht sich alles genau an, und dabei schweben sie nach und nach aus dem Astgewirre raus und in eine tiefere Gegend hinein. Da schiessen sie durch flockige Nebelmassen hinunter und erblicken plötzlich unter sich einen Sternriesen, der lang ausgestreckt daliegt und zu schlafen scheint.
Der Riese schläft auch wirklich, er besteht aus lauter Kugelsonnen, die fortwährend ihre Farbe verändern. Ein flirrendes Farbengewirr! Es kann ganz schwach machen. Es huscht oft noch ein Schattenspiel durch das Opalgeflitter.
Wie ein grosses Segelschiff, das strandete, liegt der grosse Riese da. Was Segeln ähnt, schwankt immer auf und nieder. Liwûna macht darauf aufmerksam, dass die Segel aus lauter Blattwelten bestehen, und dann flüstert sie geheimnisvoll:
»Lieber Kaidôh, dies ist ein ganz junger Riese, der noch sehr klein ist; er wird grade gewiegt. Die Wiege sehen wir nicht, denn sie ist viel zu gross. Aber siehst du da drüben den grossen roten Ball herniederschweben? Siehst du, dass da viele Millionen roter Sonnen drinn sind? Siehst du das?«
Kaidôh bejaht die Frage, und Liwûna fährt fort:
»Das ist ein Blutstropfen von der Mutter des Riesen — die Mutter muss sich geschnitten haben — dort drüben die grossen Sternwolken gehören zum Leibe der Mutter. Doch stelle dir das Mütterliche ja nicht so einfach vor — ich will mich bloss kurz fassen. Na — diese Gesellschaft ist dir doch gross genug — nicht wahr, mein kleiner Kaidôh?«

Kaidôh bejaht auch diese Frage, schüttelt seinen violetten Sammtmantel, dass viele tausend Schneesterne rausfallen, und versucht, seine Zehen zu bewegen. Es gelingt ihm — und pfeilschnell gehts weiter — aber es geht ihm immer noch nicht schnell genug. Das Riesenland ist zu umfangreich. Nun sieht er unter sich ein langes, langes, goldenes Rohr — es besteht natürlich auch aus echten Sternen — aus lauter glitzernden, kantigen Sternen. Und er will wissen, was das ist.

»Das ist,« versetzt die Liwûna hastig, »die grosse Sturmmaschine. Wenn wir rasch an die Spitze des Rohrs gelangen, so können wir von der Sturmwolke gefasst werden — dann würden wir sehr schnell weiter kommen — was dir wohl sehr angenehm sein dürfte.«

Kaidôh nennt das Rohr eine Sternkanone. Sie schauen vorn an der Spitze in das Rohr hinein.

Indessen da giebts gleich einen donnernden Knall, und in einer brennenden Wolke sausen sie dahin, dass dem Kaidôh Hören und Sehen vergeht. Als ihm die Besinnung wiederkehrt, sieht er um sich alle Lüfte voll Wolken, und die Wolken jagen sich wie die Windhunde — es blitzt und donnert ohne Pausen — der Sturm heult und pfeift und knurrt und kreischt auf — Liwûnas goldene Gewänder flattern und rauschen und knallen und knirschen. Und dazu kracht es in einem zu, als gingen in jedem Augenblick viele tausend Welten platzend entzwei.

»Das sind,« erklärte die Liwûna, »die anderen Schüsse der Sturmmaschine. Durch diese Maschine wird die Luft der ganzen Gegend verbessert. Die Maschine gehört zu den berühmtesten Erfindungen des Sternriesenreichs.«

Und sie fliegen in Wirbelwinden — in Windhosen — selig dahin — wobei sie oft riesig rasch um sich selber gedreht werden.

Dem Kaidôh stockt beinahe der Atem. Der Weltendurchflieger weiss gar nicht mehr, wo er ist. Unter sich sieht er eine grosse, dunkelgrüne Fläche, die er für eine Wiese hält. Es ist aber, wie Liwûna erklärt, keine Wiese — sondern ein grosses, herrliches Meer, in dem ungezählte Billionen von Smaragdsternen das Wasser bilden.

Und aus dem sogenannten Meere ragen braune und türkisblaue Korallengebirge heraus. Das sind aber, wie Liwûna wieder erklärt, keine Gebirge — sondern Sternriesen, die wahrscheinlich baden.
Das Donnern hört sich wie die Brandung des Smaragdmeeres an, und die Blitze zucken wie Phosphorwolkèn — so schnell folgen sich die einzelnen Blitze.
Das Schiessen der Sturmmaschine will auch kein Ende nehmen.
Aber die Lüfte werden doch allmählich ruhiger; es geht ja so rasend schnell vorwärts.
Die Beiden steigen höher und höher wie Luftballons im Orkane, so dass das grüne Meer unten nach einer guten Weile nur noch wie ein zarter Schleier schimmert.
Und dann erblicken sie eine weite Pforte aus blauen Saphiren. Sie sehen vor sich nur die blaue Pforte, als ginge sie von einem Ende der Welt zum andern — sie bildet einen grossen Bogen; die Saphire sind ebenfalls Sternwelten.
Und sie fliegen durch die Pforte durch und in ein grosses Säulenreich hinein.
Die Säulen sind so umfangreich, dass die Beiden lange fliegen müssen, um an einer Säule vorbeizukommen. Die Säulen sind alle aus einem festen Stück gearbeitet und sind nicht wieder bewegliche Sterne.
Aber die Sterne fehlen auch hier nicht ganz; an vielen Stellen befinden sich die Sterne auf der Rinde der Säulen — sitzen da so drauf wie Pilze auf altem Holz — wie Schimmel.
Die Säulen sind gelb und leuchten, obgleich sie nicht glänzen und auch nicht durchsichtig sind.
»Wir sind,« sagt Liwûna leise, »in den Vorhallen der Riesentempel.«
»Haben die Riesen,« fragt Kaidôh, »auch Tempel? Wozu haben sie die Tempel?«
Liwûna antwortet nicht, sie schweben schweigend neben dem blitzenden Sternschimmel weiter — langsam von einer gelben Säule zur andern.
Es herrscht ein ziemlich dumpfes Dämmerlicht im grossen Säulenreich; das Säulenlicht ist nicht sehr stark.

Leise sagt die grosse Liwûna:

»Du wolltest grössere Welten sehen. Waren dir nun die Welten, die ich dir zeigte, gross genug?«

Und Kaidôh erwidert feierlich: »Das waren sie.«

»Aber,« fährt Liwûna fort, »deine Antwort klingt so, als wenn du mit einem neuen Aber weiter sprechen wolltest. Hast du das, was du suchtest, immer noch nicht gefunden?«

Kaidôh schweigt lange, und Liwûna unterbricht das Schweigen mit diesen Worten:

»Lieber Kaidôh, du bist still, und dein Stillsein ist so beredt. Das Grosse allein macht es auch noch nicht — das willst du sagen. Ich verstehe dich, und ich freue mich, dass du immer noch suchst.«

Kaidôh versteht ihre Freude nicht und fragt müde: »Was soll ich denn thun?«

Da sagt sie:

»Du musst dir einen Schmerz bereiten: steige noch einmal hinab in die Abgründe deiner Vergangenheit. Denk an einen Kugelstern, der sich immer drehte und dir gar nicht gefallen wollte, da er nur einen einzigen Mond als Begleiter neben sich hatte. Du warst auf dem Stern anfangs ein Kind und noch nicht so gross wie jetzt — lange nicht so gross. Erinnerst du dich da vielleicht an einen roten Dornbusch, der vor einem alten Fenster blühte? Die roten Blüten dufteten dir oft wie Marzipan. Weisst du das noch?«

Kaidôh denkt nach und schüttelt den Kopf; zwar thut ers nicht, doch ist ihm so, als thäte ers.

Liwûna fährt fort:

»Du hast so vieles vergessen. Man möchte beinahe glauben: Leben sei Vergessen. Aber ich weiss, du erinnerst dich trotzdem an den roten Dornbusch; hinter dem Fenster, in das er hineinblühte, stand eine alte Kommode aus Eichenholz mit zwei grossen, schwarzen Knöpfen zum Aufziehen der mittleren Schublade — weisst du noch? Perlmutter sass an den Knöpfen. Und neben der Kommode knietest du öfters.«

Die Sanftredende hält inne, und Kaidôh stösst rauh hervor:
»Jetzt soll ich mich in diesen riesigen Säulenhallen an alte Kommoden mit grossen, schwarzen Knöpfen erinnern! Nun ja! Ich erinnere mich ganz deutlich!«
»Warum bist du so grimmig?« versetzt die Liwûna, »neben der Kommode warst du doch nie so grimmig. Du fühltest dich dort einem Heilande nahe, und es wurde zu Zeiten alles in dir still. Den Heiland hast du bald vergessen. Aber an die stillen Stunden vor dem roten Dornbusch hast du noch oft gedacht. Und du hast dich oft nach ähnlichen stillen Stunden gesehnt. Und die hast du nicht gefunden. Kaidôh! Höre doch! Weisst du nun, was du suchst?«
Kaidôh horcht hinein in die Tempelstille und hört das Echo seines Atems. Und dann hört er sich leise sagen:
»Stille Stunden such ich! Aber ich habe doch keinen Heiland mehr.«
Hastig erwidert die Liwûna:
»Du musst eben einen neuen Heiland haben. Du wolltest immer grössere Welten sehen, und auch die grössten waren dir am Ende nicht gross genug. Dein neuer Heiland muss also grösser sein als alles Denkbare, nicht war? Und wer kann grösser als alles sein?«
»Nur der Geist,« antwortet Kaidôh, »der alles umschliesst — der alles selber ist — der Allgeist.«
Ein leises Summen wie von Bienen geht an Kaidôhs Ohren vorüber, die gelben Tempelsäulen leuchten, und er fährt leise fort:
»Sind das aber stille Stunden, wenn ich die Nähe des Allgeistes fühle — wenn ich mich in ihm fühle?«
Liwûna sagt nichts, er aber sagt laut:
»Nein! Das sind gewaltige Stunden. Ich glaube auch nicht, dass ich die stillen Stunden suche — ich suche die gewaltigen Stunden — in denen ich mich im Allgeist fühle — und den Allgeist in mir.«
Liwûna sagt wiederum nichts.
Und er fühlt plötzlich heisses Blut in seinen Adern, und ihm ist so, als ginge eine neue Kraft durch seine Sehnen, und er sieht schärfer gradaus,

und er glaubt, dass jetzt ein andrer in ihm auflebe — der neue Heiland — der gewaltige Allgeist.

»Eine gewaltige Stunde!«

Also schreit er laut auf.

Und er will die Arme heben und Fäuste aus seinen Händen machen.

Und er kann nicht die Arme heben, und er kann nicht Fäuste aus seinen Händen machen.

»Deine Gliedmassen,« flüstert die Liwûna, »sind ja viel zu gross geworden. Du bemerktest wohl noch nicht, dass du vor der blauen Pforte noch ein gutes Stück gewachsen bist. Du brauchst jetzt sehr, sehr lange Zeit zu jeder Bewegung.«

Er murmelt:

»Das also nennt man Grösse!«

Er sieht scharf gradaus durch zwei gelbe Säulen durch in die Finsternis.

Und in der Finsternis bewegt sich was. Und aus dem Bewegten schlagen hellblaue Flammen heraus. Und die Flammen bilden flackernde Buchstaben. Und Kaidôh kann die Flammenschrift lesen, obgleich ihm die Schrift ganz unbekannt ist. Und er liest:

»Bilde dir nicht zu viel ein! Der Geist des Alls, der mehr als alles Grosse ist, flüstert auch in dir. Aber er flüstert nur sehr wenig. Und das Wenige kannst du nicht einmal verstehen. Wer gleich den ganzen Allgeist in sich zu fühlen glaubt, stellt sich das Gewaltige allzu einfach vor; man könnte lächeln und lachen. Du kannst nur langsam fühlen, dass ein Allgeist da ist — mehr kannst du nicht. Sei still!«

Und die Schrift erlischt.

Und die Liwûna schwebt neben Kaidôh vorbei und aufwärts.

Und er sieht gewaltige Goldgebirge, in deren Thälern nur noch wenige Schneesterne schimmern — wie weisse Farbenreste.

Die Goldgebirge sind Liwûnas Gewänder.

Kaidôh steigt auch höher — und sieht in Liwûnas Antlitz — wie in eine grosse, bunte Landschaft — und in der funkeln zwei Augen ihn an — wie lichtbraune Sonnen aus Topasen. Und Liwûnas gewaltiger Mund

öffnet sich. Und sie sagt, während es über die weiten Gefilde ihres Gesichtes zuckt:

»Du bist doch gar nicht ein bischen neugierig. Weisst du, wer ich bin? Du hast noch nie danach gefragt. Hast du mich nicht verstanden? Ich bin doch deine Sehnsucht. Ich bin deine Körper gewordene Sehnsucht — so viel wie ihr Spiegelbild.«

»Daher,« giebt Kaidôh zurück, »bist du wohl so fabelhaft gross. Jetzt merke ich erst, wie mächtig mein Verlangen ist — wie rasend gross meine Gier wurde — meine Gier — nach dem Gewaltigsten.«

Und er denkt, dass er über Liwûna lächeln könnte, doch er kanns nicht — die Gesichtsmuskeln gehorchen ihm ebenfalls nicht mehr — er ist ja so masslos gross geworden.

Er sagt sich, dass wahrhaft grosse Riesen das Lachen gar nicht nötig haben. Und wenn man sich so was gesagt sein lässt, so ärgert man sich nicht mehr. Das hätte doch gar keinen Zweck.

Liwûna schwebt wieder an Kaidôhs Seite und macht ihm Enthüllungen; sie bietet ihm ein Spiegelbild von seiner Sehnsucht dar.

Er glaubt, er verstehe das alles, und hat eine Empfindung, als könnte er Liwûna durch und durch durchschauen. Dabei lernt er sich endlich selber kennen — bildet sich das wenigstens ein — glaubt, dass er nur das Gewaltige gesucht habe und klammert sich an dieses Wort, als wärs sein neuer Heiland.

Was doch so'n Wort macht!

»Ich suche die gewaltige Stunde!«

Mit diesen Worten schwebt Kaidôh gradezu weiter und müht sich ab, allmählich die Finger zu krümmen — was schrecklich langsam von statten geht.

Die Säulen sehen jetzt wolkig aus wie undurchsichtiger Bernstein, und blassrote Korallenketten, deren Glieder sehr unregelmässig sind, winden sich schraubenartig um die Bernstein-Säulen.

»Liwûna,« ruft Kaidôh, »du weisst, was ich will. Warum erfüllst du nicht meinen Wunsch?«

Die riesige Liwûna sagt müde:
»Diese Quälerei um des Gewaltigen willen! Als wenns nicht überall genug der Wunder gäbe! Als ob nur die schärfste Paprikatunke genieſsbar wäre! Es giebt doch noch sanftere Tunken! O Kaidôh — deine nie gestillte Lustgier hat dich so überreizt, dass jetzt nur noch das Schärfste bei dir zieht.«
Kaidôh wird furchtbar heftig — es hilft ihm aber nichts — alle seine Muskeln gehorchen ihm nicht.
Sie fährt sanft fort:
»Sollten dir vielleicht die stillen Stunden der grenzenlosen Gedankenlosigkeit helfen können? Ja doch! Auf einen Punkt starren und sich durch nichts ablenken lassen — macht auch schon mal selig. Weise die Geschichte nicht so leichthin von der Hand. Die unbeirrte Beschaulichkeit, die alles Denken nur als Stimmungshebel und Stimmungshobel aufkommen lässt, hat schon manchen Masslosen erlöst. Sehr heldenhaft sieht die Sache freilich nicht aus — aber sie erfüllt doch ihren Zweck.«
Kaidôh wird noch wütender.
»So hat mich noch keiner verhöhnt!« brüllt er auf.
Sie aber sagt freundlich:
»Glaube mir nur: Kinder der Einsamkeit sind alle deine Wünsche. O Kaidôh — warum willst du bloss noch das Gewaltige?«
Kaidôhs Zorn verraucht. Der Riese sieht seine Liwûna neben sich schweben und weiss nicht, was er von ihren Worten halten soll.
»Scherze nicht!« spricht er feierlich, »Du weisst, dass ich nicht anders kann. Wenn du meine Sehnsucht bist, musst du mir eine gewaltige Stunde schaffen können. Ich verstehe nicht, warum der Weg zum Gewaltigen so schrecklich weit ist.«
Sie schweben still zusammen weiter — immer zwischen den undurchsichtigen Bernsteinsäulen — die unzählig sind, wie die Tropfen eines Meeres.
Und Liwûna sagt zögernd:
»In den Stunden des Lebens, die wir gewaltig nennen könnten, glauben

wir oftmals, nahe daran zu sein, alle Rätsel der Welt mit einem Blick zu durchschauen. Es geht wohl was Grosses mit uns vor. Eine geheimnisvolle Macht scheint uns mit fernen Sternen zu verbinden — und uns auch hinter alle Sterne zu führen — und wir nehmen gern an, dass wir mehr sind, als sonst. Viele fasten und beten und kasteien sich, um zu solchen gewaltigen Stunden zu gelangen. Und die bleiben vielen dennoch fremd. Man muss sich eben führen lassen wie Kaidôh und warten können. Wäre der Weg zum Gewaltigen so bequem, so hätten wir gar kein Recht von einem ‚Gewaltigen' zu reden — denn es würde bald was Alltägliches sein — und das Alltägliche ist nicht mehr gewaltig. Man muss sich also ruhig führen lassen von seiner Liwûna — eine Liwûna kann doch jeder haben — nicht wahr, mein lieber Kaidôh?«

Kaidôh empfindet so was wie Eifersucht, ihm kommt aber diese Empfindung gleich sehr lächerlich vor — er würde lachen — wenn er das noch könnte — er bemerkt in seiner Aufregung gar nicht, dass Liwûna nur von ihrer lieben Schwester sprach.

Der stürmische Kaidôh will bloss noch mehr wissen — mehr von der gewaltigen Stunde, in der nach seiner Meinung der gewaltige Geist, der alles umschliesst, im Innern des Empfänglichen für ein paar Augenblicke auflebt und das ganze Dasein verändert.

Die Liwûna sagt still:

»Du sollst mehr wissen. Dazu habe ich dich hierher geführt. Es giebt hier im Tempel noch so manche Flammenschrift. Blick nur scharf gradaus — auf einen Punkt — dann wirst du schon was sehen.«

Und Kaidôh thut unwillig, wie ihm geheissen wurde, und er sieht plötzlich eine Wand von rot glühendem Eisen.

Und in dem rot glühenden Eisen entsteht eine Schrift aus flimmernden Opalen. Kaidôh kanns lesen und liest:

»Es umrauscht dich ein wildes Meer, und tausend Stimmen schreien dir die Ohren voll, und du verstehst nicht, was sie sagen. Sie sagen, dass alles, was lebt, nur eines will: es soll nur wieder eine andere Seite des Daseins aufleuchten. Und das Dasein ist ein Brillant mit unzähligen

Ecken und Kanten. Und alles, was lebt, steckt in den bunten Strahlen, die hinausleuchten in die tiefe Finsternis, in der alles, was lebt, aufflammen und vergehen soll. Es ist alles nur ein bunter Schein.«

Und Kaidôh sagt scharf:

»Es ist alles nur ein bunter Schein.«

Und die Schrift erlischt, und die glühende Eisenwand fällt in die Tiefe. Und dicht vor Kaidôhs Gesicht entstehen hampelnde Gliederpuppen aus hellgrünem Chrysolith — die bilden auch Buchstaben in der Luft — und bald steht da vor der Finsternis in hellgrüner Schrift:

»Wir möchten auch so gerne das Ganze umfassen, es ist nur so schwer. Wir denken daher in allem Ernste daran, uns mit einzelnen Teilen der Welt zu begnügen. Wir wissen allerdings, dass uns die Teile eines unendlichen Ganzen als solche ebenso unbegreiflich sind — wie dieses selbst. Indessen — du lieber Himmel! Halten wir, was wir gerade haben — obs nun Teile sind oder nicht. Man hat so doch immer noch etwas — wenigstens scheinbar! Es lebe die Kirsche!«

Und mit Geknatter zergeht das grüne Puppenvolk.

Kaidôh bedauert, dass er nicht mehr lachen kann — was doch so lustig war.

Und er blickt seiner Liwûna ins grosse Antlitz, und siehe! — ihr springen plötzlich die Zähne aus dem Munde heraus und bilden auf den roten Lippen eine weisse Glanzschrift — die da sagt:

»Du kannst aber den Grossen, der keinen Namen hat und viel grösser als alle Unendlichkeit ist, dennoch — fühlen. Es zuckt dir noch einmal eine Erkenntnis durch den ganzen Leib. Du wirst dann plötzlich nicht mehr hören und nicht mehr sehen wollen — denn du wirst zufrieden sein, als wenn du alles wüsstest. Und du wirst doch niemals sagen können, was du weisst und was du erkannt hast. Und es wird doch mehr als ein Traum sein. Und du wirst zufrieden bleiben — solange du dein Leben lebst.«

Und Liwûna verschluckt ihre Zähne.

Kaidôh sagt hastig:

»So sollte es möglich sein? Unser Leben könnte schliesslich nur aus gewaltigen Stunden bestehen? Wenn das möglich ist, so soll es wirklich sein — ich wills!«

»Was schreist du so!« bemerkt kalt die Liwûna, deren Zähne wieder an der richtigen Stelle sind, »glaubst du vielleicht, dass es sehr geistreich wäre, wenn in unserem Leben eine Stunde der andern ähneln würde — wie ein Ei dem andern? Immer wieder neu und anders müssen alle Stunden sein — auch die gewaltigen Stunden.«

»Dann,« versetzt Kaidôh barsch, »muss auch eine Stunde gewaltiger als die andere sein, und es muss eine gewaltigste geben. Und welche Stunde könnte nun die gewaltigste sein? Doch nur die, in der das Einzelwesen mit dem Allwesen ganz und gar verbunden wird. Und die Stunde nennt man die Todesstunde.«

Liwûna fragt sanft: »Suchtest du den Tod?«

Kaidôh hört nicht mehr — sein ganzes Wesen leuchtet auf in einem Gedanken — er denkt sich mit dem Geiste, der Alles ist und keinen Namen braucht, für ewig vereint.

Und alles, was den Kaidôh umgiebt, verliert jede Bedeutung für ihn — auch Liwûna verliert ihre Bedeutung für ihn.

Und sie fliegen in einen grossen Saal, in dem so viele duftende Rauchwolken sanft emporwirbeln, dass die Beiden von den Wänden nichts gewahr werden.

Sie sind in dem kleinen Saal des Schweigens, in dem jeder durch die duftenden Rauchwolken am Sprechen verhindert wird.

Sie fliegen lange Zeit, und Kaidôh versucht wiederum eine Faust zu machen.

Und nach langer Mühe gelingt es ihm, eine Faust zu machen — mit der rechten Hand — mit der linken gehts noch nicht.

Kaidôh freut sich und fühlt sich dem Herzen des Alls ganz nahe und möchte sprechen.

Er kann aber nicht sprechen — und fährt schweigend durch die Rauchwolken dahin wie ein Gewaltiger.

Und Liwûna findet einen Ausweg aus dem Saale des Schweigens.
Und sie schweben bald in freier Luft unter einer weiten Kuppel, die ganz aus Glas besteht.
Kaidôh schreit:
»Führe mich in den Tod. Ich will das Gewaligste. Ich will die Vereinigung mit dem Geiste, der alles ist.«
»Was weisst du;« versetzt die Liwûna, »von den gewaltigen Stunden des Lebens und des Sterbens!«
Und Kaidôh sieht seitwärts im dunkelvioletten Kuppelglase eine zitternde Schneeschrift — diese Worte:
»Wir wissen über Geburt und Tod so viel wie gar nichts und reden doch davon. Das ist die Macht des Unbekannten, die uns zum Reden reizt. Wer aber über Dinge redet, die er nicht kennt, wird leicht zum Schwätzer. O, hütet euch vor dem salbadrigen Geschwätz — wenns auch manchmal stürmisch klingt! Ihr könnt so leicht da drinnen kleben bleiben — wie die Fliege im Fliegenleim.«
Kaidôh will die Augenbrauen zusammenziehen und ein böses Gesicht machen; er hat ja noch nicht geschwatzt.
Während er ärgerlich sich abwendet und weiter möchte, schweben schaukelnde, bunte Laternen aus der Kuppelhöhe hernieder und bilden ein paar Beruhigungssätze.
Kaidôh buchstabiert und liest:
»Du brauchst keine Furcht vor dem Tode zu haben. Wer sich eins weiss mit dem Geiste des Alls, kann die Todesstunde nicht mehr fürchten, denn was sie auch bringen mag — sie bringt immer nur das, was der Geist, der alles ist, will. Das, was der Namenlose will, kann nicht unsre Sache sein. Wer sich, obschon er gar nichts weiss, mit dem Allgeist eins weiss, wird allzeit ganz ruhig sein — einverstanden mit allem, was geschieht. Todesfurcht kann nur der haben, der zu viel Freude an seiner Selbstherrlichkeit hatte.« Kaidôh schreit wütend:
»Ich habe doch keine Furcht vor dem Tode! Ich habe doch Sehnsucht nach dem Tode!«

Schauerlich hallen diese Wutworte durch die grossen bunten Glasgewölbe. Die bunten Laternen brechen klirrend entzwei und sinken in die Tiefe, die grau ist wie ein Wolkenbett.

Hastig spricht Kaidôh zur Liwûna, deren Gesicht sehr rot wurde:

»Warum höre ich kein klares Wort über die Todesstunde? Warum nicht?«

»Gelieber,« entgegnet die Rote schnippisch, »was du bloss zu verlangen beliebst! Man hätte viel zu thun, wenn man alle denkbaren Möglichkeiten, die beim Tode und nach dem Tode eintreten könnten, erörtern wollte. Und man würde doch nie zum Stande kommen. Eine Formel, mit der man alles lösen kann, findet man nicht — in der gewaltigen Welt.«

Dem Kaidôh wird so traurig zu Mute. Er glaubt, dass man ihn absichtlich missversteht. Er möchte vor lauter Unruhe beinahe weinen — kanns aber nicht. Er ist ja viel zu gross zum Weinen. So schnell sind seine Thränendrüsen nicht in Bewegung zu versetzen. Es ist nur ein Wunder, dass er immer noch sprechen kann.

»Du hörst nicht mehr auf mich!« sagt er bitter.

»Du hörst auch nicht mehr auf mich!« sagt auch sie bitter.

Und während sie weiterziehen, sehen sie sich die mächtigen Bogen der reichgegliederten Glaskuppel an von der sie natürlich nur ein kleines Stück sehen können, das keinen Begriff vom Ganzen erzeugt.

Und schillernde Paradiesvögel setzen sich auf eine hohe türkisblaue Scheibe, und auch diese bunten kleinen Vögel, von denen Tausende da sind, bilden eine Schrift — in verschiedenen Absätzen.

Der oberste Absatz lautet:

»Mit dem Prophetentum ist die Sache immer man mau. Jeder Prophete wird so leicht zum Hallunken. Weil aber auch diese von den gewaltigsten Dingen sprechen, so soll man ja nicht glauben, dass alles Gewaltige bloss qualmender Mumpitz ist. Alles Ernste will auch sein Widerspiel in seinem Gegensatze haben. Und die Hallunken sind doch so — spassig.«

Die Paradiesvögel zwitschern mächtig.

Der unterste Absatz lautet:

»Da das, was in der einen Gegend lebt, gleichzeitig immer noch wo anders lebt, müssen wir annehmen, dass alles Leben niemals im Einzelnen erstickt werden kann — es wird immer noch wo anders sein.«

Kaidôh wendet sich wieder ärgerlich ab, da er nichts davon versteht doch die Liwûna spricht schnell:

»Kaidôh, in der Mitte steht doch noch ein sehr wichtiger Absatz.«

Da steht nämlich:

»Die Sternriesen haben noch keinen ihrer Brüder sterben sehen und glauben nicht mehr, dass sie sterben könnten. Sie halten daher den Tod nur für eine Wesensverwandlung, die bei sehr unentwickelten Lebewesen eine Berechtigung hat.«

Kaidôh staunt darüber und wird verwirrt.

»Sagtest du nicht,« fragt er, »dass wir im Todestempel der Sternriesen seien?«

»Das kann ich,« erwidert sie, »nicht gesagt haben, denn bei den Sternriesen spielt der Tod gar keine Rolle. Die grossen Sternriesen verändern sich, ohne dabei gleich zu sterben. Die Inschriften, die du kennen gelernt hast, sind nicht für die Sternriesen. Wir befinden uns hier immer noch in den äussersten Vorhallen. Du würdest viele Sternjahre brauchen, wenn du dir von der Tempeleinrichtung, die sich in ungeheuren Tiefen befindet, ein ungefähres Bild machen wolltest. Das Sinnbildliche würde dir zudem ganz unfassbar bleiben.

»Dann komm raus!« sagt Kaidôh.

Das geht aber nicht so geschwinde.

Die Liwûna fliegt mit ihrem Kaidôh durch ein Perlkettenfenster in einen andern Saal. Und in dem ist die Kuppel so himmelhoch, dass Kaidôh müde wird bei dem Gedanken, da oben durch zu müssen.

Es ist still und geheimnisvoll ringsum.

In dem Saale sind nur ein paar Lichter sichtbar — das sind grosse Sterne, die an fernen Säulen leuchten. Die Säulen sind als solche gar nicht wahrzunehmen, da ihr Umfang viel zu gross ist.

»Wir müssen immerzu emporsteigen!« sagt leise die Liwûna.
Und sie steigen immerzu empor.
Ihnen ist so, als schwebten sie zwischen grossen dunklen Blasen in die Höhe. Die Blasen haben weichgebogene Lappenform; goldbraune und dunkelviolette Wellen schwimmen auf der Blasenhaut hin und her — wie auf Seifenblasenhaut.
Es ist ziemlich dunkel ringsum.
An der einen Seite wirds aber immer heller, die Blasen verschwinden, und ein kirschrotes Licht leuchtet den Beiden ins Auge. Vor dem kirschroten Lichte, das in einem Nebensaale zu leuchten scheint, sehen sie eine lange Reihe von schwarzen Säulen, die wie Knochengerippe wirken und doch wieder Buchstaben sind.
Da steht geschrieben in schwarzer Riesenschrift auf kirschrotem Lichtgrunde:
»Glaube nicht, dass es immer gut ist, wenn du oft zur Besinnung kommst. Viele verlieren dadurch ihre ganze Kraft und ihr ganzes Lebensglück, selbst das Todesglück kann dabei in die Brüche gehen.«
Kaidôh sagt kalt:
»Diese Worte gehen mich gar nichts an.«
Das Licht verschwindet, und die Schrift ist nicht mehr zu sehen.
Die Beiden steigen höher, und abermals wird ein Nebensaal hell — der strahlt in citronengelbem Licht. Und schwarze Säulenlettern sagen davor:
»Unsres Lebens Anfang und Ende ist uns verschleiert, dass wir glauben können, es gäbe Beides nicht. Unser Leben soll wohl ein Sinnbild der Unendlichkeit und Ewigkeit sein. Wir können unser Leben auch ein unaufhörliches Sterben nennen — wir werden immerzu was anderes. Wir sollen uns eben immer inniger ins Ganze einschmiegen. Und wenn wir das thun, wird unser Leben aus lauter gewaltigen Stunden bestehen.«
Da geht ein Zittern durch Kaidôhs ganzen Körper, und er spricht leise wie zu sich selbst:
»Ich aber will den Abschluss — ganz eins will ich sein mit dem Geiste,

der alles ist. Und so muss ich den Tod wollen — den Tod, der keine weitere Veränderung hinter sich zulässt.«

Mit einem krachenden Donnerschlag spritzt das citronengelbe Licht nach allen Seiten und verfliegt.

Es wird ganz finster, und dabei geht ein wimmernder Luftzug durch die Gewölbe. Der Luftzug dreht den Kaidôh um sich selbst und reisst ihn rasend rasch empor — immer höher — immer höher — dass ihm der Atem stockt — dass er denkt, die letzte Stunde seines Lebens sei gekommen — dass er aufjauchzt — und nun des grossen Augenblicks harrt — und die Augen weit aufreisst — um sehen zu können — mit einem Blick — das ganze All.

Und ein lilienweisses Licht springt auf und leuchtet auf allen Seiten. Und vor dem lilienweissen Licht steht in schwarzer Säulenschrift viele Male auf allen Seiten die grosse Frage:

»Was ist die Unendlichkeit?«

Und darunter steht:

»Kaum ein Finger des Unnennbaren.«

Und Liwûna schwebt mit ihrem Kaidôh durch einen goldenen Sternzackenkranz, der eine runde Oeffnung der grossen Tempelkuppel umsäumt, ins Freie hinaus — in einen braunen Nachthimmel, der mit weissen, schmalen, ovalen Sternen übersäet ist.

Draussen ist es kühl.

Und Kaidôh fühlt, dass ein starker Arm seinen ganzen Körper wagerecht legt, sodass er nicht mehr die weissen Sterne sieht — sondern nur noch die Kuppeln.

Die Liwûna neben ihm liegt auch wagerecht in der Luft mit dem Gesicht nach unten wie er.

Und so schweben sie empor rückwärts — also dass sie immer mehr von den Kuppeln und Dächern der Sternriesentempel sehen.

Die Beiden schwebten, während ihre Gewänder rauschten und knatterten, neben Türmen und Säulenhallen immer höher so schnell, als wenn die Beiden von Riesenmäulern, die oben Luft einsogen, hinaufgezogen würden.

Und dann liegt das ganze Tempelreich in aller seiner Herrlichkeit unter ihnen.

Kaidôh ist ganz berauscht von diesem gewaltigen Anblick.

In der Mitte thront ein Kuppeldach, das einer goldenen Riesenperle gleicht; das Gold windet sich in Schlangenlinien hin und her — gekörntes Gold, blankes Gold und getriebenes Gold.

»Das sind natürlich lauter bewegliche Sternriesen!« erklärt die Liwûna.

Die Goldkuppel ist von hellblauen und dunkelblauen Zackenringen umrändert. Die Ränder sind aber breit.

Ein Kranz von kleineren spitzen Silbertürmen umzäunt die Zackenringe.

Um diesen Mittelpunkt sind nun hellgrüne und dunkelgrüne Riesenwürfel herumgestreut — die liegen wie Steinfelder da — bilden aber gleichfalls einen regelrechten Ring — einen so breiten allerdings, dass es schwer fällt, ihn als solchen zu überschauen.

Und um die grünen spitzen- und kantengrossen Würfel hat sich ein breiter grüner Wolkenring gelagert. Der Wolkenring ist im Innern sehr unregelmässig und zeigt viele tiefe Thäler, in denen das Wolkengrün beinahe schwarz erscheint.

Und ganz breite funkelnde Glastürme ragen auf allen Seiten hinter den grauen Wolken in den Nachthimmel hinauf.

Und die Glastürme sind ganz hell, als wären sie sämtlich innerlich erleuchtet; an den vielen rechteckigen Kanten der Türme funkeln die Regenbogenfarben wie an Brillanten. Kaidôh kann nicht über die Türme hinüberschauen; sie steigen alle rechteckig als breite Massen auf, die sich oben nicht verjüngen; sie tragen auf ihrer ganz stumpfen Spitze auf ganz flachem Dach unzählige kleinere Türme, die wie Schornsteine aussehen und noch stärker funkeln, als die breiten rechteckigen Türme, die das Grundgemäuer bilden.

Kaidôh schwebt noch schneller aufwärts — immer höher und höher. Der Mittelpunkt — das sieht er nun ganz deutlich — leuchtet in seinem eigenen Licht. Die goldene Mittelkuppel leuchtet wie heftige Sonnen. Milder leuchten die blauen Zackenringe und ganz milde die grünen

Würfel; die silbernen Türme zwischen beiden glimmen nur so wie Phosphor im Dunkeln. Die grauen Wolken erhalten ihre Helligkeit von den grünen Würfeln und den Glastürmen.
Die ungeheuren Lichtmassen erscheinen in ihrer Wirkung so klein, da die Entfernungen so furchtbar gross sind.
Und Kaidôh gelangt allmählich in so ferne Höhen, dass er auch über die Glastürme hinwegsehen kann.
Und hinter den Glastürmen sieht er nun einen runden Reifen von gewaltigen Pyramiden — ein Diadem von gelben Topasen und lilafarbigen Amethysten, die sich abwechselnd folgen. Das Pyramidendiadem liegt weit hinter den Glastürmen.
Und der Pyramidenring wird wieder von Perlenfeldern umrahmt. Es sind aber schwarze sehr höckrige Perlen, zwischen denen vereinzelt wie Thränentropfen kugelrunde rosafarbige Perlen schimmern.
Und Kaidôh schwebt noch höher und empfindet das Ganze als grossen Tortenstern.
Hinter den schwarzen und roten Perlen recken sich aber noch in der Runde in regelmässigen Abständen sieben weisse Zungen vor, deren lange lange Spitzen hoch aufragen — wie die Spitzen der Schnabelschuhe.
Die spitzen Zungen sind weiss wie weisser Sammet und übersäet von vielkantigen dunkelrot glühenden Granaten; das Weisse herrscht aber wie Schnee leuchtend vor — so viele Granaten sinds nicht.
Neben den Zungen ist tiefschwarze Nacht ohne Stern.
Ein siebenzackiger Tortenstern liegt unter Liwûna und Kaidôh.
Von den Glastürmen sind nur die Kappen der balkenförmigen kleineren Türme zu sehen — die sprühen aber ihr buntes Licht in Scheinwerfern durch das Wolkenreich, sodass das auch zuweilen ganz bunt wird — bunter als alles Andre.
Der Wolkenring wechselt jetzt immerzu die Farbe — öfters ist er schwarz und weiss gestreift.
Auf den Spitzen der sieben weissen Schnabelzacken sitzen wie feine hohe Federsträusse blutrote Kometenschweife.

Durch die hochaufragenden weissen Schnabelzungen mit den weit hinaus ins Weltall steigenden Blutkometen erhält das ganze Tempeldächerreich von oben gesehen die Form einer seltsamen Himmelsblüte.

»Du hast wohl schon,« sagt Liwûna, »ganz und gar vergessen, dass du das Gewaltigste suchtest — nicht so, Kaidôh? Du wolltest dich mal mit dem Unnennbaren, der alles ist, vereinen. Das liegt nun hinter dir, nicht wahr? Du musst nicht so masslos in deiner Gier sein. Verbinde dich doch mit dieser Himmelsblüte!«

Kaidôh sieht die Tempeldächer noch lange an, lässt das Gold und das Silber, das Blau und Grün, die Würfel, Perlen, Pyramiden, Kometen, Granaten und die Wolken mit den bunten Glaslichtern so recht fest in seinen Augen wirken und erwidert dann langsam:

»Diese Himmelsblüte ist ein grosses Glanzwunder — aber sie umschliesst nicht alles. Sie zeigt die Mannigfaltigkeit der Welt in sehr stark vereinfachter Form mit vereinfachtem Farbenspiel; durch Regelmässigkeit ist alles vereinfacht.«

»Die Welt ist,« spricht da hart die grosse Liwûna, »so entsetzlich grossartig, dass sie selbst von Sternriesen nur in einem vereinfachten Sinnbilde zu erfassen ist. Bedenke nur, was schon alles aus der blossen Vermischung von Farben und Formen entsteht.«

»Ich empfinde,« fährt nun Kaidôh fort, »diese Tempeldächer als Bestandteile von Häusern. Und alles Hausartige hat für mich etwas Schneckenartiges. Dass selbst Sternriesen noch des Hauses bedürfen, verkleinert sie in meinen Augen um ein ganz Beträchtliches. Ich liebe es — ganz frei im All zu sein — ohne beengende Kräfte, die uns doch bloss die Aussicht ins All — ins Ganze — versperrt. Ich will nun mal im Ganzen aufgehen — und nicht in neuen Kapseln. Und daher fürchte ich, dass ich selbst dann, wenn ich mich mit dieser Himmelsblüte unlöslich für ewig verbunden hätte, genau dieselbe Sehnsucht haben könnte — wie bisher.«

Nach diesen Worten ist es still im weiten All.

Dann aber hört Kaidôh ein donnerndes Lachen neben sich.

Und er fragt verwundert:

»Kann Liwûna lachen?«
Doch das Lachen tönt so laut, dass seine Worte von dem Lachen verschluckt werden.
Und während des fortwährenden Lachens neben sich wird die Himmelsblüte kleiner und kleiner — ziemlich rasch.
Kaidôh steigt noch schneller empor.
Ihm ist dabei so, als drückten tausend Bleiwelten auf seinen breiten Rücken.
Und bald ist die Himmelsblüte nur noch ein bunter funkelnder Lichtpunkt, der sich allerdings sehr scharf von den andern weissen Sternen, die schmale ovale Form haben, unterscheidet.
Das Gelächter verhallt nach allen Seiten — geht unter in fernen Echos — die so bellen — wie Hunde bellen.
»Ist das deine Sehnsucht, die da so bellt?«
Also fragt neben Kaidôh eine spitze Stimme, er sieht aber seine Liwûna nicht neben sich und fragt traurig:
»Ist Liwûna fort?«
Und er hört die spitze Stimme sagen:
»Die Liwûna ist doch deine Sehnsucht«.
Gleichzeitig merkt er einen Druck oben auf dem Kopf — und er fliegt mit dem Kopfe vorn gradaus wie eine Lanze.
So blitzschnell gehts, dass ihm viele Kopfhaare ausgerissen werden.
Die schmalen ovalen Sterne, die so weiss sind wie weisse Greisenhaare, fliegen klingend rechts und links an dem grossen Kaidôh vorbei — wie Schneeflocken im Sturm.
Und er kommt in ein andres Reich, in dem ganz andre Weltgebilde leben.
Die Luft ist da heiss und flimmert — als flatterten überall kleine weisse Flügel.
Die Helligkeit der ganzen Gegend nimmt immerfort ab und zu — ab und zu — als flackerten grosse Lichter kurz vorm Erlöschen noch einmal mit aller Wildheit rauf und runter — rauf und runter.
Es lebten in der heissen Luft lauter geflügelte Drachen mit weiss glühen-

den Lichtleibern. Die Drachen schwebten nur so schnell dahin — wie weisse Glanzlichter auf Wasserwellen. Die weissen Flügel zitterten und die weissen Lichtleiber ebenfalls — und zwar so heftig, als befänden sich die Lichtdrachen in zuckenden Lichtkrämpfen.

Ohn Unterlass ging ein zitterndes Wetterleuchten durch die heisse Luft. Zuweilen sahs aus, als bestünden die Tiere nur aus weissen Nordlichtern; weissglühende Strahlensplitter flogen wie Pfeile hin und her.

Zuweilen spannten sich zackige Regenbogen aus Gelb und Olivgrün durch die ganze Himmelsgegend; die vergingen immer wieder so schnell — wie sie vorkamen.

Und alle diese fabelhaften Gestalten, deren Formen sich fortwährend veränderten, hatten nichts Körperhaftes, denn sie gingen alle blitzschnell durch einander durch, ohne sich zu schaden — als wären die weissen Lichtgestalten nur Schattengeister.

Und Kaidôh sauste — immer mit dem Kopfe voran — durch diese zuckende Glanzwelt durch und kam in eine Feuerwelt hinein.

Da loderten tausend rote, blaue und grüne Flammen knisternd, knackend und knallend nach rechts und nach links. Und die bunten Funken stoben empor und wirbelten mit rasenden Feuerstürmen in Kaidôhs Gesicht, dass der zusammenschrak.

Ein blauer Funkenpolyp tanzte wie ein Hampelmann dem grossen Kaidôh voran, als wenn er ihm den Weg durch das Flammenreich weisen wollte. Der blaue Funkenpolyp sprach in knirschenden Lauten, während ihm immer mehr blaue, Funken sprühende Glieder aus Brust und Hinterkopf herauswuchsen:

»Fürchte dich nicht, mein tapfrer Kaidôh? Ich bin deine tapfre Liwûna und führe dich! Ich bin ja immer dein Führer gewesen. Gefällt es dir hier? Ist dir diese Feuerwelt masslos genug? Du bist ja immer die verkörperte Masslosigkeit gewesen — demzufolge musst du dich doch hier wie zu Hause fühlen.«

Und der Funkenpolyp platzte knisternd auseinander und ging auf in der Flammenwelt.

Doch die Flammen wurden plötzlich alle blau.
Und Liwûna rief:
»Siehst du nicht, dass ich jetzt grösser geworden bin? Ich bin jetzt eine blaue Feuerwolke.«
Und die Feuerwolke ballte sich zusammen und erhielt die Form eines Igels; die blauen Stachel waren Stichflammen.
Die Flammenstachel leuchteten wie brennender Schwefel.
Der Igel sagte:
»Jetzt bin ich aufgegangen in dieser Feuerwelt. Das ist so gut wie ein Tod und eine Auferstehung. Das ist ein Beitrag zur Geschichte vom seligen Ende. Es kommt immer noch was nach. Man vereint sich nicht so ohne weiteres mit dem grossen Ganzen; man vereint sich immer bloss mit dem Grösseren und wird dann was Andres. So bin ich jetzt ein blauer Feuerigel geworden. So kann sich deine Sehnsucht verwandeln, die mal vor langer, langer Zeit einem Weibe nicht ganz unähnlich sah. Und deine Sehnsucht wird sich noch recht oft verwandeln. Und jedes weitere Ende wird auch gleich wieder ein seliger Anfang sein. Es ist eben alles endlos in der endlosen Welt — auch die Anzahl der Verwandlungsgeschichten, in denen sich das ganze Leben offenbart. Wie also sollte es eine endgültige Vereinigung mit dem All geben? Es giebt eben unendlich viele Vereinigungen mit immer grösseren Stücken vom All. Die Stücke werden aber nicht einmal die Unendlichkeit ausfüllen — in der giebts schon kein Ende. Entschuldige, dass ich beim Reden auch kein Ende finden konnte.«
Mit diesen Worten sank der blaue Feuerigel, während seine blauen Flammenstachel glitzerten wie lachende Email-Gesichter, in die Tiefe.
Und Kaidôh flog, als wäre durch den Fall ein luftleeres Weltloch geschaffen, so schnell mit dem Kopfe gradaus und im Bogen hinunter, dass ihm Hören und Sehen verging und er zu sterben vermeinte.
Er aber war bloss in eine märchenhafte Gaswelt geraten und kam gar bald wieder zu sich.
Er hatte jedoch die Empfindung, in der Gaswelt auf dem Kopfe zu stehen

oder mit dem Kopfe vorn runterzufallen; begreiflicher Weise fühlte er sich dadurch sehr beunruhigt.

Er versuchte, die Arme, die immer noch steif an seinen beiden Körperseiten hafteten, abzuschieben; seine beiden Fäuste waren noch immer fest zusammengeballt.

Das Abschieben der Arme schien allmählich zu gelingen.

Unzählige bunt schillernde Blasen flogen um Kaidôhs Kopf, und die Form der Blasen veränderte sich unablässig; bald waren sie schlauchartig, bald kantig, bald becherförmig und bald wie Fliederblüten.

Kaidôh konnte den ewigen Verwandlungen nicht mehr folgen.

Die Gasmassen gingen immer durch einander durch, ohne dass ihre Art dabei beeinflusst wurde.

Kaidôh sagte: »Das sind wohl gar keine Gasmassen.«

Oft schossen alle diese Welten in einen helleren Mittelpunkt und bildeten da ein funkelndes Kaleidoskop, das dann plötzlich wieder mit dumpfem Gepuff auseinanderflog.

Und unzählige Kometen, die aus festeren Luftstoffen zu bestehen schienen, schwirrten ausserdem noch überall durch.

Die Kometenschweife waren häufig so lang, dass sie die ganze Gegend als Glanzstriche durchquerten.

Ein paar sehr heftige Kometen drehten sich so rasch um sich selbst, dass sie währenddem grossen Lichtscheiten glichen und für Augenblicke alle Aussicht versperrten.

Und Kaidôh flog kopfüber durch alle diese Welten durch und glaubte, in einen endlosen Abgrund gestürzt zu sein; es gab gar kein Halten.

Da dringt ein Flüstern an sein Ohr, und er hört wieder die Liwûna sagen:

»Jetzt bin ich eine geflügelte Eidechse und durchsichtig wie reines Wasser.«

Und er sieht die Eidechse vor sich — durchsichtig ist sie wie Wasser — ihre Flügel aber sind so fein und zart, dass sie nur so wie Schatten hin- und herpendeln — wie ganz hellgraue Schatten.

Und die Liwûna sagt leise, während sie mit einem ihrer kühlen Molchfinger Kaidôhs Ohr berührt:

»Sieh da drüben das grosse Heer von himbeerroten Gasbällen — die sind drollig! Die werden dir was erzählen. Höre nur zu. Du wirst sie verstehen!«

Und Kaidôh hört, wie sie ganz deutlich im Chore sagen, während kleinere himbeerrote Bälle aus ihren Vulkanen herausspringen:

»Wir lassen immerfort neue Weltbälle entstehen. Aber untergehen thun die nicht. Sie verwandeln sich wohl — das bringt sie aber nicht um. Der Tod ist uns gänzlich unbekannt. Wir müssen uns sehr wundern, dass die Artveränderung in anderen Weltwinkeln durch das sogenannte Sterben vor sich geht. Wir kennen so was gar nicht. Und daher haben wir auch nicht die geringste Sehnsucht nach einer Auflösung. Die Veränderung unsres Wesens geht ja immerzu vor sich — sogar ohne unser Zuthun. Das Erzeugen neuer Weltgestalten ist uns schrecklich geläufig — aber das Vernichten und Vernichtetwerden wird uns wohl für alle Zukunft ein Rätsel bleiben. Es schadet das nicht. Es giebt ja so viele Rätsel.«

»Da hörst du es!« ruft die Eidechse vor Kaidôhs Augen.

Die himbeerroten Gasbälle, aus denen fortdauernd kleinere Gasbälle vorspringen, rollen puffend und piepsend an Kaidôh vorüber; und eine Kometenjagd schiesst ihnen nach. Die Kometen ähneln schaumartigen Silberkronen und sausen bald so schnell dahin, dass Kaidôh schliesslich den ganzen Himmel nur mit dickeren und dünneren Silberstreifen durchzogen sieht.

Liwûnas Eidechsenleib reckt sich und schrumpft zusammen — ihre Flügel sind bei dem scharfen Silberlicht unsichtbar geworden.

Die Kometen sind jedoch nach kurzer Frist verschwunden, und Kaidôh stürzt weiter kopfüber in einen riesigen Trichter, dessen Wanderungen aus ungezählten krallenartigen Gaspolypen bestehen — das sind unheimliche krötenbunte Sternwelten mit sehr vielen Radaugen, deren Speichen wie Phosphorquellen gleissen.

Kaidôh stürzt immer mit dem Kopfe voran nach unten und sieht, dass lange, zappelnde Polypenarme ihn umhalsen, und fühlt sich um sich selbst gedreht, grässlich rasch, und glaubt wieder, seine Todesstunde sei gekommen.

Und er will noch sehen, und er will noch hören.

Er sieht aber nur, dass alle diese Gaswelten mit den krötenbunten, zappelnden Krallen auf ihn eindringen, dass er glaubt, ersticken zu müssen.

Und er hört in seinen Ohren eine fremde Stimme — die tönt wie lauter kleine Silberglocken:

»Leben heist: vorhersterben. Sterben heisst: vorherleben.«

»Was vorherleben?« fragt Kaidôh.

»Das nächste!« tönt es wider.

Kaidôh denkt, ein Ungeheuer naht.

Er sieht was auf seiner Nase — ein dickes, schwarzes Tier ist es — mit zwei langen durchsichtigen Hörnern.

Das Tier sagt:

»Ich bin Liwûna! Und ich werde dich wieder in die richtige Lage bringen. Ich kann mich auch in kleinere Weltstücke verwandeln. Ich kann alles. Erkennst du nun, wie vielgestaltig deine Sehnsucht ist? Deine Sehnsucht ist wirklich nicht in einem fort sehr gross. Bilde dir das nicht ein. Ich werde nun zur Dampfwolke werden. Pass auf!«

Und Kaidôh sieht und fühlt plötzlich lauter heissen, weissen Dampf um sich. Er bemerkt, dass seine Fäuste schon weitab von seinen Körperseiten sind.

Und er nimmt wahr, dass seine Beine mit grosser Schnelligkeit durch die Welt fliegen, während sein Kopf stille steht.

Und der grosse Kaidôh hat die Empfindung, seinen Kopf wieder oben zu haben.

Und da sieht er ganz vergnügt in die Dampfwolken, die auf und abwirbeln — und Liwûna sind — was ihm unbegreiflich zu sein scheint.

»Sollte meine Sehnsucht ebenfalls unbegreiflich sein?«

Also fragt er sich selbst.

Und er hört aus den Wolken ein tausendstimmiges ‚Ja!' erschallen.
»Das klingt ja so,« ruft er nun erstaunt, »als wenn Liwûna aus unzähligen Wesen bestände. Ist meine Liwûna in der Mehrzahl da?«
Und wiederum tönt ihm das tausendstimmige ‚Ja!' um die Ohren.
»Was ist verständlich in dieser Welt?«
Also fragte flüsternd Kaidôh — der Riese. Und es wurde so kalt in dem weissen, heissen Dampf, und er sagte zusammenschauernd:
»Nur Narren denken über alles nach.«
Er wollte nicht mehr nachdenken.
Die Dampfwolken verzogen sich langsam, und ein gelbes, grelles Licht drang körperhaft wie Wasser von allen Seiten rieselnd auf ihn ein.
Und er fühlte wieder wohlthuende Wärme. Weiche Tropfen betupften seine Haut, sodass er wieder staunte — denn er hatte lange nicht so deutlich seine Haut empfunden.
»Du bist mitten in einer grossen Gassonne.«
So rief ihm zischend wieder mal eine Stimme zu, die er einmal gehört hatte.
Und er sah einen Schlangenkopf vor sich — der sprach kalt und lachend:
»Liwûna ist zur Knotenschlange geworden.«
Und er fühlte, wie ihr hellgrüner, ungeheurer Schlangenleib mit den vielen Knoten sich um alle seine Glieder wand und nur die Arme und den Kopf freiliess.
In Liwûnas hellgrünem Schlangengesicht war die Schlangenhaut so fein, dass Kaidôh die schwarzen Adern deutlich unter der Haut sehen konnte; er sah in den Adern das schwarze Blut dahinströmen wie wilde Wasserfälle; er unterschied sogar weisse Schaummassen in den schwarzen Fluten.
Die Schlange sagte ruhig:
»Du hast gehört und hast gesehen, dass ich in sehr vielen Gestalten dir erscheinen kann. Ich kann dir in unendlich vielen Gestalten erscheinen. Wenn deine Liwûna das schon kann, denkst du da, dass grosse Sterne das nicht auch können? O ja — sie können das. Jedes Stück Welt erscheint anderen Sinnen anders. Da das Erscheinen aber ein Sein ist, so

ist jedes Stück Welt auch immer wieder etwas andres, in jedem Augenblick — zu gleicher Zeit das Eine und auch alles Andre — alles, was es scheinen oder sein kann — ist es auch immer. Und was vom Stück gilt, wird wohl vom Ganzen erst recht gelten. Auch der Allgeist ist nur in unendlich grosser Mehrzahl zu denken. Und mit einem so unbegreiflich grossen Geiste willst du dich vereinen? Weisst du, wie dein massloser Wunsch zu behandeln ist? Ich dächte, Du könntest dir die Frage selber beantworten.«

Kaidôh sah, dass Liwûnas Schlangengesicht immer wilder blickte, ihre zwei grossen Augen wurden ganz weiss und traten weit vor. Die schwarzen Adern schwollen heftig an. Und der Riese Kaidôh hatte ein Gefühl, als würde ihm der ganze Rumpf durch den Schlangenleib vom Kopf getrennt — er fühlte seinen Rumpf nicht mehr — und glaubte, nur noch Kopf zu sein und weiter nichts.

Und ihm gingen die Gedanken ganz und gar durcheinander, und es befiel ihn plötzlich eine zuckende Angst — Angst vor dem Wahnsinn.

Und er rief laut:

»Liwûna! Liwûna! Ich will nicht mehr das Ganze. Es ist zu gross. Es ist zu viel. Ich will nur einen Teil — nur ein Stück von der Welt. Ich will nicht mehr das Gewaltigste.«

»Was willst du also?« fragte die Liwûna rauh.

»Ich will,« erwiderte der Kaidôh scheu, »eine vereinfachte Welt. Und mit der will ich zusammen eins werden.«

Und Kaidôh fühlte wieder seinen Rumpf unter sich — aber seine Fäuste schienen ihm noch weiter entfernt zu sein — seine Arme standen steif im rechten Winkel zum Körper.

»Eine einfache, gewaltige Stunde!«

Also schrie Kaidôh in grässlicher Angst.

Und die Kartenschlange verschwand.

Alles wurde dunkel.

»Ich will sterben,« flüsterte der grosse Riese, »denn das Leben ist zu schwer zu ertragen. Der rasende Wirrwarr ist zu gross. Man verliert

zu oft den Kopf, und alles wird sinnlos. Und ich sehne mich doch nur nach der gewaltigen Stunde — und die finde ich doch nur — wenn ich sterbe.«

Seine letzten beiden Worte klangen dumpf hallend durch die Finsternis, und ferne Echos riefen höhnisch zurück:

»Ich sterbe! Ich sterbe!«

Und er fliegt lange dahin, ohne jeden Gedanken — in der Finsternis.

Dann aber fühlt er, dass er nur mit Mühe weiter kann. Er muss stehen bleiben.

Er versucht, die Fäuste aufzumachen und die Finger auszuspreizen, als wenn er Halt suchen möchte — da er ja keinen Boden unter den Füssen fühlt.

Und er kann die Fäuste aufmachen; es geht so ganz allmählich.

Und ihm ist so, als hänge er in der Finsternis.

Und er weiss nicht, wo er ist.

»Ich wusste,« sagt er, »allerdings niemals, wo ich war. Das weiss ja keiner. Daran muss man sich gewöhnen.«

Winde pfeifen um seine Ohren.

Und bald braust ein Sturm heulend durch die finstre Welt.

Es dröhnt in der Ferne, als würden gewaltige Schlachten geschlagen, und es knattert, als platzten grosse Granitsterne entzwei. Und dazu pfeift es gellend in keifenden, hohen Tönen. Und es knallt und faucht und stöhnt und rasselt. Und es knistert, als flögen brennende Funken durchs All. Und dann bricht was Grosses zusammen, dass Milliarden Scheiben durcheinander splittern.

Und bei alledem ist es stockfinster.

Und dem Kaidôh wird das Sturmgetöse unerträglich, er ruft weich:

»Liwûna! Das ist zu viel. Mach den Sturm einfacher! Mach ihn zur Musik mit Melodien, denen ich folgen kann.«

Und der Sturm wird zur Musik mit langen, weichen Tönen.

Unzählige Geigen erklingen und wiegen sich und schaukeln sich und schwirren, und die Töne dehnen sich aus und schwellen an und jubeln

auf und klagen und summen und ziehen wieder hinaus in die Ferne in langen Zügen — in die Unendlichkeit hinein.
Und Kaidôh wird von so vielen Empfindungen bestürmt, dass er sie nicht auseinanderhalten kann, und unter dem Wirrwarr der Empfindungen ebenso leidet wie unter dem rasenden Sturmgepolter.
Der grosse Riese glaubt, die Musik wolle die Unendlichkeit auflösen, er aber kann alles Unendliche nicht mehr ertragen. Er flüstert wieder wie zu sich selbst: »Auch das ist zu schwer für mich!«
Und dann sagt er, wie die Geigenwinde immer weiter anschwellen und ihn immer weiter fortzuziehen suchen: »Liwûna, gieb Worte dazu!«
In der dunklen Ferne sieht er einen langen, dünnen Stab — gebildet aus lauter blutroten Rubinen — auf- und niedersteigen — auf- und niedersteigen — wie ein Taktstock.
»Das ist ein Scepter!« hört er die Liwûna neben sich sagen.
Er wundert sich nicht, dass sie das neben ihm sagt, während doch das Scepter so weit weg ist. Er will nur noch Worte hören.
Und er hört Worte.
Viele Männerstimmen singen.
Das Erste versteht er nicht — es ist ein vielstimmiger Gesang — und sehr gedämpft ist er.
Wie sie aber lauter singen, versteht er — diese Verse:

Wir mussten neulich so furchtbar lachen:
Ein Alter sprach so voll Herzeleid;
Er wollte die herrlichsten Verse machen
Zum Lobe der tiefen Unendlichkeit.
Ihm aber gelang nicht das kleinste Gedicht,
Und dazu schnitt er noch ein Gesicht,
Als wenn die Unendlichkeit böse wär.
Ach Alter, wo kamst du eigentlich her?
Mach dir doch nicht das Leben so schwer.
Was machst du bloss für Sachen?
Man muss ja so furchtbar lachen.

Die Geigen summen weiter, doch die Töne schliessen sich nicht mehr zu Melodien zusammen.

Liwûna sagt:

»Du hörst nur Kopfnaturen in der Finsternis.«

Kaidôh denkt an die schlafenden Sternriesen und findet es seltsam, dass er selbst so lange ohne Schlaf durch die Welt schwebte. Er vergleicht das Sterben mit dem Einschlafen, wird aber durch ein Trompetengeschmetter aufgestört. Helle Hörnerklänge jubeln dazwischen. Die Geigen sind nicht mehr zu hören.

Mit einem Male wirds still, und tiefe Männerstimmen sprechen im Chor:

Diese ganze Welt ist nur sein Alltagsmantel,
Und wir alle sind nur schlechter Zwirn.

Tausend Echos hallen die Worte auf allen Seiten wider. Und es erklingen helle Glocken in einer lustigen Klimpermelodie. Dem Kaidôh kommt das Geklinge so bekannt vor. Tiefe Frauenstimmen singen dazu:

Du kannst die ganze Welt verstehen,
Wenn du vermagst, sie schweigend anzusehen.
Doch rufst du dabei mal: Ich habs!
So kriegst du einen derben Weltenklaps.

Kaidôh will lächeln, denn er sieht ja nichts.

Er bleibt finster.

Die Glocken verstummen.

Eine tiefe Bassstimme, die so knarrt, spricht vertraulich in Kaidôhs nächster Nähe:

Umfangreich sind die Weltengräber,
Aber wen verblüfft das noch?
Jeder schneidige Alldurchstreber
Findet unten doch ein Loch
In dem grossen Grabestrichter.

Es bleibt nach diesen Worten ein fernes Brummen, wie von Bienenschwärmen in der Finsternis, und Kaidôh denkt wieder an den Schlaf und möchte träumen. Und er träumt von weiten Wunderländern, die

er noch nie gesehen hat, und ihm ist plötzlich so, als offenbare sich ihm plötzlich das ganze Allwesen, und es durchrauscht ihn; es wird ihm alles so klar — traumklar.

Da weckt den Träumer ein zwitscherndes Flötengedudel, und lachende Kinderstimmen singen zu den Flötentönen:

Gross ist das Weltensein!
Alles gehört hinein.
Gestern noch kam ein Kind,
Schrie wie ein wilder Wind,
Pries den ganzen Weltenlauf,
Blies sich dabei drollig auf,
That, als läge jede Note
Fein seciert auf seiner Pfote,
Und sprach von einem Wunderland,
Das allen Wesen unbekannt,
Als wärs fürwahr sein Vaterland.
Wir sagten: So — so — so!
Du bist recht zauberfroh!
Und das Jenseits war seine Mütze,
Das Bekannte nannte er Pfütze.
Kindchen, lass das Schreien bleiben,
Sonst wird dich ein Floh vertreiben.

Und die Flöten dudeln — und entfernen sich nach allen Richtungen.

Es steckte eine Marschmelodie in den Versen.

»Köpfe können doch nicht marschieren!« sagt Kaidôh.

Er wagt es nicht, noch einmal zu träumen.

Tiefe Frauenstimmen sprechen im Chore:

Dunkel bleibt uns immer was.
Doch es giebt ein Träumen
Ueber allen Räumen.

Nachdem die Echos auch diese Worte lange nachgehallt haben, ist das Bienengebrumm abermals zu hören.

Es wird etwas heller.
Dumpfe Pauken dröhnen in der Ferne, und Trommeln rasseln wie Ketten, und zu dem Getöse singen viele Stimmen schreiend durcheinander:

Jede tolle Narrenpein
Wird ja wohl notwendig sein.

Diese Verse werden siebenmal wiederholt, und die Stimmen — es sind lauter Knabenstimmen — schreien jedesmal lauter, sodass der Gesang schliesslich zum Gekreisch wird, das schliesslich in Gewimmer umkippt und dann plötzlich weg ist.
Und nun wirds allmählich hell.
Und Mondlicht umfliesst den grossen Kaidôh.
Es wird so still, dass Kaidôh sein Herz klopfen hört.
Mit weit ausgebreiteten Armen dreht sich der Riese langsam um sich selbst.
Und er sieht in der Runde in sieben tiefe Schluchten, in denen Nebelschatten geisterhaft auf und nieder gleiten. Im Mondenschein glänzen die Nebel wie bewegte Schleiergebilde — wie geisterhafte Rauchgewänder.
Hier ist alles so ruhig wie auf einem Friedhof.
Zwischen den Schluchten liegen grosse Bergnasen im hellen Mondenschein — Gletscher, die aus unzähligen Sternen bestehen.
»Ich fürchte vielleicht doch nur das Stille!« flüstert Kaidôh, und seine Augen irren über die Mondscheinpracht, und er geht auf in dieser Glanzwelt, in der die Geheimnisse des ganzen Alls zu schlummern scheinen.
Er vergisst sein ganzes Leben.
Und nach einer Weile spricht er fragend:
»Die gewaltigen Stunden des Lebens — sollten sie immer stille Stunden sein?«
Die Bergnasen sind ihm so nahe.
Und nun sieht er die Gletscher in zitterndem Zauberschein — so glanzreich.
»Irrsinnige Schönheit!« flüstert er zaghaft.
Und er wagt nicht zu atmen. Er dreht sich langsam, ohne es zu wollen Und seine Augen verlieren sich in den glänzenden Gletschern, die hoch

aufragen — und seine Augen verlieren sich in den Schluchten, die tief hineingehen in Nebelreiche.

Und aus den Nebeln der sieben Schluchten kommen nun sieben grosse Walfische — sie schwimmen in den Nebeln, als wären sie im Wasser. Schwarz und weiss schachbrettartig karriert ist das Fell der Walfische. Wie sie mit den grossen dicken Köpfen aus den Schluchten heraus sind, heben sie die Schwänze hinten hoch auf, sodass ihre Leiber krummen Schwertern nicht so unähnlich sehen.

Und nun sprechen die Walfische im Chore, während sich Kaidôh noch immer langsam mit ausgebreiteten Armen um sich selber dreht:

Ja, nun wollen wir singen das lange Lied,
Das so still wie ein Schwan durch das Weltmeer zieht,
Unser Lied von der sternraumentrannten Zeit
Mit der weithinflammenden Ewigkeit.

Das klang so dunkel und schwer, als hätten die grossen Tiere grosses Leid zu tragen.

Nach einer längeren Pause, in der sich Kaidôh nicht mehr dreht, flüstern die Tiere — geheimnisvoll wie Mondscheinnebel:

Morgen, Heute, Gestern
Sind drei liebe Schwestern,
Aber nicht die Ewigkeit.
Wir aber wollten zum Herzen des Lichts
Und da die Ewigkeit umfassen.
Urplötzlich aber begriffen wir nichts
Und mussten alles Denken lassen.

Der Riese horcht und schaut die Tiere lange an, deren weisse Hautquadrate heftig leuchten im Mondenlicht, während die schwarzen dunkler sind als alles andere.

Sodann spricht ein Walfisch allein — seine Stimme dröhnt so wie tausend rauhe Bässe:

Als langes wüstes Träumen
Erschien uns alles Leben.

Stumpf wie altes Weltgewürm
Schwammen wir nun ohne Worte
Durch den langen Himmelsraum,
Kamen so an eine Pforte,
Deren weite Schallgewölbe
Auf Säulen ruhten, die aus Glas bestanden
Und blitzten, dass wirs überall empfanden.
Als wir nun sehr bald bemerkten,
Dass die Schläge sich verstärkten,
Riss uns die Geduld — wir schimpften;
Unsre dicken Walfischfelle brannten.

Nach diesen sehr kräftig gesprochenen Versen räusperten sich die Wale, wackelten bedächtig mit den hinten hoch aufragenden Schwanzflossen hin und her und sprachen — abermals im Chore:

Und mit vielen Donnerworten,
Die wir itzo singen werden,
Brüllten uns die Säulen an.

Dröhnend sprach hiernach der Walfisch mit der rauhen Bassstimme:

Es sangen die Säulen!

Und im mächtigsten Posaunentone sangen die Walfische, was die Säulen gesungen hatten:

Also scheuert Ihr nicht ab
Eure Weltnatur.
Diese Pforte sei für euch
Starres Sinnbild nur
Und ein Jenseitsgruss.
Denn hier geht es zu den Weltgesichtern,
Die auch hinter allen Räumen lachen,
Und auch hinter allen Farbenlichtern
Leben aus den Sehnsuchtsträumen machen.
Zwar zu der Jenseitsherrlichkeit
Kommt ganz allein die Weltenzeit.

Die geht so leicht durch diese Pforte
Und weilt an manchem Wunderorte;
Sie hängt beinah an jeder Weltallsfalte,
Nicht nur an der, die sich mit Sternen schaukelt;
Sie ging nach vielen Seiten,
Ohne zu verschwinden,
Und pflegte fortzuschreiten,
Ohne wegzugehen.
Die in Räumen sich befinden,
Werden niemals das verstehen.
Es schwebt die leichte Unbekannte
Nicht über dem ganzen Allgewande,
Doch hat sie viel davon gesehen.
Wollt ihr das Ganze sehen, seht ihr nichts.
Wollt ihr das Ganze hören, hört ihr nichts.
Ihr schwimmt im räumlichen Faltenschoss
Und wisst von Formen und Farben bloss.
Und die andren Höhen, Weiten und Tiefen,
Die im Allgewande wachten und schliefen
Und weder Höhen, noch Weiten, noch Tiefen sind —
Für euch sind sie nicht da.
Ihr wisst nicht, was geschah.
Was wisst ihr von dem Ganzen?
Mit dem könnt ihr nicht tanzen.
Doch hier vor unsrer Säulenpforte
Entwickelt sich ein Ahnungsspiel
Von andrer Sinne Sehnsuchtsziel.
Atmet doch in jedem Augenblick
Noch manches andre Weltgeschick,
Das weder Lichter noch Schatten kennt
Und nicht vom Einen zum Andern rennt.
Und jede selige Stunde

Wird von dem Ahnungsspiel durchglänzt,
Dass eure Sehnsuchtsallkunde
Sich licht- und schattenlos ergänzt.
Ja, nur Zeit und Ewigkeit
Stehn mit einem Bein in andren Sphären,
Des Gewürmes Wenigkeit
Soll in Sehnsucht sich verzehren
Und ein Ahnungsspiel gebären.
Diese Pforte sei für euch
Starres Sinnbild nur
Und ein Jenseitsgruss
Von der Allnatur
Mit den Faltengebilden
Aus den Rauschglanzgefilden.

Nach diesem langen Gesange rufen die Wale sämtlich, als wär ihnen ein Stein vom Herzen gefallen:

Schluss!

Es steckte viel Trutzigkeit in diesem kleinen Wort.

Und die sieben Wale im karrierten Fell kommen mit ihren dicken Köpfen dem Kaidôh in Brusthöhe ziemlich nahe, sodass die Köpfe einen Kranz um seinen Oberkörper bilden. Während sich nun Kaidôh mit ausgebreiteten Armen um sich selber dreht, streichen seine Hände, ohne dass ers will, über die Köpfe der Wale.

Und die Wale sinken nach dieser Berührung langsam in die Tiefe, in der ein blutrotes Rubinmeer funkelt. Die blutroten Rubinen sind natürlich lauter grosse Sterne.

Kaidôh kann nicht den Kopf bewegen und sieht so nichts von dem Meere. Er hört nur unten die Wale noch einmal singen.

Der Gesang klingt so lächelnd.

Die Wale singen:

Nun schwimmen wir wieder ohne Begehren,
Wir ahnen der Welten Sehnsuchtsziel —

Und wollen uns gar nichts weiter erklären,
Wir bleiben beim grossen Ahnungsspiel.
Und thun wir auch manchen Skorpionen leid,
Wir sind doch die Weisen — im Narrenkleid.

Es hallt lange in den Schluchten nach.

Die Wale tauchen im Rubinmeere unter, und klatschend schlagen die Rubinwogen über den schwarz und weiss karrierten Leibern zusammen. Ein Brausen steigt empor und weckt in den Schluchten dumpfes Donnergetöse.

Kaidôh reisst weit seine beiden Augen auf, dass sie leuchten wie Phosphorsonnen und aussehen, als sähen sie Unsägliches.

Der Mondschein zergeht. Oben im Himmel erscheinen viele Sterne. Und ganz hinten über den sieben Schluchten erscheinen sieben ungeheure Sternriesen mit Raketenarmen und unzähligen Köpfen, die goldene Hörner haben, und bunte Brillantenaugen. Die Leiber der Riesen sind goldene und silberne Astknorren, um die sich Opalschlangen winden. Und alles funkelt und glitzert. Die blauen und roten und grünen Sternfarben brennen gewaltig in die Nacht hinauf.

Die Bergnasen und die Schluchten sind dunkelbraun und nicht sehr hell.

Kaidôh sagt leise: »Nun will ich das Letzte!«

Da spricht der Sternriese, der zuerst erschien:

Ja! Wir Grossen preisen nie das Letzte,
Denn das Letzte giebt es nicht.
Wen das Unbegreifliche verletzte,
War noch nie ein Rauschgedicht.

Kaidôh versucht, seine Arme zu heben, und will damit sagen, dass er auch das Unbegreifliche empfangen wolle mit weit offenen Armen.

»Es muss aber doch einen Abschluss geben!« ruft er heftig beim Armheben aus.

Und der zweite Sternriese erwidert ihm:

Das Unaufhörliche durchlacht' auch diesen Raum,
Und nur ein Farbenspiel ist jeder Todestraum.

Kaidôh bemerkt, dass die Sternriesen ganz einfach sprechen — trotz ihrer vielgestaltigen Körper. Und er fühlt, dass ihm die einfache Sprache der Sternriesen so wohl thut — er wollte ja das Einfache.
Nun wird ihm die ganze Welt immer einfacher.
Und er will nur noch das, was doch geschieht.
In seiner Nähe weilt wieder seine Liwûna. Wohl sieht er sie nicht, jedoch er fühlt sie wie einen kühlen Luftzug, und sie spricht feierlich:
»Jetzt kann ich dich verlassen.«
Und sie thut, wie sie sagte.
In der Ferne hört er sie noch einmal in schweren Tönen rufen:
»Kaidôh! Kaidôh!«
Er will sie noch einmal sehen und ruft:
»Liwûna!«
Indessen — nur Echos antworten in der Ferne.
Wie die Echos nur noch ganz schwach aus der weiten Ferne über die Berge herübertönen, spricht Kaidôh still zu sich selbst:
»Ist Liwûna ein Echo geworden? Ein Allecho? Ein Sehnsuchtsallecho?«
Und er denkt über die Sehnsucht nach und möchte wissen, ob ihre Macht so weit reicht wie Zeit und Ewigkeit.
Und der dritte Sternriese giebt ihm Antwort — in leichten Worten — diesen:

Nur wo immer viele Dinge
Gründlich sich verändern sollen,
Fühlt die Sehnsucht sich zu Hause.
Ist der Wandel der Erscheinung
Gründlich eingeleitet worden,
Macht die Sehnsucht, dass sie fortkommt.

Kaidôh hebt seine Arme höher und versucht, die Finger noch immer weiter auszuspreizen — ihm ist, als würden sie immer länger.
Und er fühlt sich so frei.
Er spricht nach ein paar stillen Augenblicken hart und deutlich:
»Der Schatten ist fort. Nun ist alles einfach. Ich bin allein.«

Und der zweite Sternriese flüstert, dass es zischt:

Doch glaube nicht,
Dass dies das Letzte sei.
Dem Letzten folgt
Noch immer mancherlei.

Aus den Schluchten dringen Töne an sein Ohr, die er nicht versteht — sie sprechen von Tod und Einsamkeit — von rasendem Rausch und festlichem Zusammenbruch. Und die Töne stören den grossen Kaidôh; er empfindet, dass er bereits in seiner gewaltigen Stunde lebt — und er empfindet gleichzeitig schmerzlich, dass dem Gewaltigen noch etwas fehlt — dass es noch nicht voll ist — dass ers noch nicht vollendet nennen kann.

Er hebt die Arme höher und höher.

Es wird heller auf den Bergnasen und in den Schluchten, die den grossen Kaidôh wie Radspeichen anmuten.

Und der fünfte Sternriese brüllt heftig:

Es giebt auch keine vollendeten Sachen;
Die Kugeln drehen sich zu viel,
Die Weisen müssen zu viel lachen.

Ein Ahnungsspiel entwickelt sich vor Kaidôhs Augen; er bildet sich ein, Geister zu bemerken und diese Geister mit Sinnen wahrzunehmen, die er bislang nicht gekannt und nicht besessen hat. Und er hat die Ueberzeugung, tiefer ins All blicken zu können, und es durchzuckt ihn: er erkennt in der Tiefe des Alls einen grossen Riesen, der ganz allein da sitzt und sich nicht rührt. Und er hält diesen einsamen Riesen für die grosse Ruhe, die da kommen soll in dem Reich, das weder Licht noch Schatten kennt. Und er bildet sich trotz allem wiederum ein, das Ganze verstanden zu haben.

»Er ist allein und ruhig!« sagt Kaidôh.

Aber der sechste Sternriese brüllt wie ein Donnerwetter:

Auch in jenem Jenseits,
Das wir hinter Licht und Schatten wissen,

Ist die grosse Welt kein Ruhekissen;
Das Unaufhörliche kann nie vollendet sein.
Durch Schlaf und Tod gehts nur zu neuer Lebenspein
— Aber auch zu neuer Lebenslust —

Kaidôh hebt die Arme ganz hoch, dass sich seine Hände hoch überm Kopfe beinahe berühren.

Er wartet auf einen Augenblick, der gewaltiger ist als alle andern.

Die Sternriesen verblassen allmählich.

Die Bergnasen kommen noch näher.

Der siebente Sternriese spricht — mit abgewendeter Stimme:

Wo du auch hinüberfliehst,
Niemals kommst du an das letzte Ziel;
Preise jede Welt und auch die Sterne.
Alles, was du hier so siehst,
Ist ja nur ein feines Lichterspiel,
Eine grosse Wunderweltlaterne.

Und Kaidôh fühlt, während die Bergnasen immer näher und näher kommen — auf seinen Fingerspitzen und auf seiner Kopfhaut einen scharfen Druck.

Und er fühlt Boden unter seinen Füssen.

Rauschende Lichtfülle bricht hernieder und macht die Bergnasen und die Schluchten ganz hell — so hell, wie's tausend Sonnen kaum vermögen.

Kaidôh ist nicht geblendet: er sieht seine Welt in einem neuen Licht.

Die Bergnasen sind keine Gletscher mehr, es sind bunte Fliesenterrassen mit bunten Wasserfällen und bunten Springbrunnen, mit Blumenhecken und spiegelnden Teichen, mit Turmkanten, Galerien, Säulenhallen und blanken Treppen.

Ein glänzendes Fliesenreich!

Da sind keine Häuser, die Kaidôh nicht mag, da sie an schwerfällige Schnecken und Schildkröten erinnern.

Und doch bildet das Ganze ein grosses Bauwerk mit sieben Terrassennasen und mit sieben Terrassenschluchten.

Und Kaidôh jauchtzt.
Diese Welt ist einfach.
Mit dieser einfachen, glänzenden Terrassenwelt kann er sich verbinden — mit all den bunten Fliesen, die so einfach sind, kann er Eines werden.
Und er wirft den Kopf ins Genick — das geht langsam nur — doch es geht.
Die Sternriesen sind unsichtbar.
Der Himmel ist dunkelblau und so voll leuchtender Strahlenglut — wie ein ewiges Rauschdach.
Und Kaidôh sieht oben aus seinen Fingerspitzen weisse Flammen herausflackern.
Und er fühlt, dass seine Hände brennen.
Und er jauchzt.
Er fühlt seine Hände nicht mehr — er fühlt Fliesenterrassen.
Und seine Arme brennen.
Und es brennt seine Stirn — und er sieht nicht mehr mit seinen alten, grossen Augen.
Unter seinen Füssen fühlt der brennende Kaidôh Eiseskälte — das Rubinmeer ist gefroren.
Weisse Flammen lodern um Kaidôhs ganzen Leib.
Aber nun beginnt ein neues Sehen und ein neues Fühlen für den grossen, lodernden Kaidôh — er sieht mit Fliesenaugen in die hohe Welt — und er fühlt mit den sieben Terrassennasen.
Während sein Riesenleib in hell blitzenden weissen Lichtflammen verbrennt, verbindet er sich mit den sieben Terrassennasen und mit den sieben Terrassenschluchten.
Und er schaut anders in die hohe Welt — als ein buntes, einfaches Fliesenrad.
Und die Eiseskälte unter seinen Füssen zerfliesst — er geht ganz auf in dieser vereinfachten Welt.
Die Bergnasen mit den Schluchten erwachen zu einem neuen Leben — und ihnen ist so, als hätten sie lange geträumt.

Und das ganze Rad dreht sich und funkelt — und schwankt nun mit den sieben Sternriesen zusammen hin und her — hin und her — hin und her.

Das ganze Rad dreht sich und funkelt.

Die Sternriesen drehen sich langsam mit und funkeln auch.

Und das Rad schwankt mit den sieben Sternriesen zusammen hin und her und schwebt dann so weit hinüber in die Nacht hinein, dass die ganze lichtrauschende Weltblüte bald so klein erscheint — — .

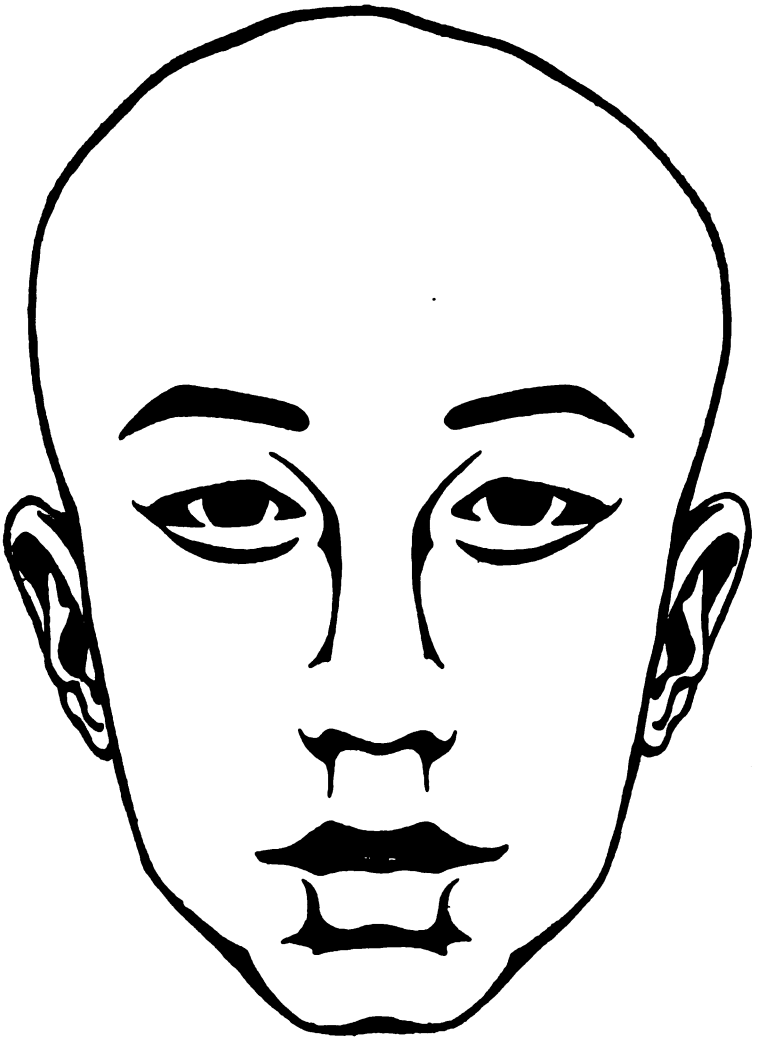
SINNSPRUCH.

Weise, die euch Weises sagen,
Dürft ihr, Freunde, nicht befragen,
Wie das recht gemeinet sei.

Seht, die Weisesten auf Erden,
Wenn sie's Euch erklären werden,
Ist es nichts als Narretei.

R. A. SCHROEDER.

Porträt
des Kaisers von China
von
Markus Behmer.



B.

ZWEI ELEGIEN VON RUDOLF ALEXANDER SCHROEDER.

I. Fontainebleau.

Nicht von der Macht, nicht von Grösse reden wir, der Mund
Müsse verstummen, der verwegenen Atems
Ruhm noch zu künden vermeint, und das Erhabenste
Mit blechernen Tönen geredeten Worts aussprechen will,
Oder mit groben Zeichen die Einfalt des Herrlichsten
Deuten möchte, und vergeblicher Mühe sich
An Alles wagt; denn Ehrfurcht ist dem Geschlecht
Fern, da Grösse auch nicht mehr
Geistig sich zeigen will, und die bändigende
Gewalt nicht mehr ihren Sitz offenbar hat vor dem Volk,
Und das Schöne nur noch von der Vergangenheit
Abgeblassten Zimmern uns anlächelt.
— Nicht das wollen wir verkünden, wie du mächtig warst,
Und wie alles verstummte um dich, ausser dem Ton
Des Gehorsams — wir sahen ein Trauriges,
O Gewaltiger, ein Betrübtes sahen wir,
Als dein Tag plötzlich verdunkelt wegsank,
Und die Sonne fortging und der goldene Kranz
Mit Rost anlief, und die eherne, sie,
Die unsägliche Göttin, wegschreitend zu andern Feldern hin,
Das Glück, sich wandte. — Eisernen Schritts
Wandelt es; und wir wissen nicht, wo
Die Füsse stehn, und wen die Hände ergreifen;
Ob zu Thronstühlen auf oder in Lustgärten
Oder in Häuser der Macht sie einen setzen,
Oder zusammengedrückt unsere Freuden alle

Wegnehmen und töten, wie ein Mann wol
Achtlos ein Lebendiges zerdrückt oder wegnimmt;
Und wo in die Wolken hinein der Blick des Ernsthaften
Gerichtet steht, wissen wir nicht; wie sollten wir
Die Wege kennen, die unsre Gebietenden
Wandeln?
Wenn aber plötzlich
Das Sicherste sich aufthut und das Gegründete
Wankt, und Erz wie Glas
Aufbricht, sind wir erschrocken; und der Waltenden
Sorge um uns scheint uns gering und der bitteren
Fährnisse bedrohlicher Kampf so nah,
Dass wir gebundenen Schrittes kaum das Nächste noch
Ersinnen mögen, oder thun; in Fernen hin,
In Fernen aber, wo sonst die einzige
Lust unsrer Seelen blühte, die am Entferntesten
Und Unfasslichen immer sich ergötzt,
Denken wir dann nicht mehr; und unser Herz
Wagt kaum die angeerbten Güter
Oder die Hand des nächsten Freundes als eigen sich
Zu nennen; denn, der alles besass, erscheint
Arm nun; und das Besondere ist
Von seinem Stuhl gewichen — das Ausgezeichnete
Weicht immer, ach, immer vor Abend in die Vergessenheit.

Zu Klagen also sollten wir
Herabgestimmten Tons einzig noch
Die Lippe regen, Schauenden gleich, die des täglichen
Lichts Versinken unter die helle Flur
Ansahen, und nun weinen, weil überall
Der Glanz weggegangen ist und die liebliche
Farbe des Tags und das Gold der Fröhlichkeit?

Klagen sollten wir, dass nun die Oede
Und nächtliche Betrübnis den ganzen Himmel her
Kam mit einem Male, die Dunkelheit,
Unrühmlich und ohne Leben?
Ach, selbst von Felsbergen her, die langhälsigsten,
Die schlanksten Späher zum Westen hingewandt
Rufen in die Thäler weinenden Lauts:
Die Sonne ist
Nun auch hier weggegangen und ihre letzten selbst,
Die Grüsse, immer matter zuletzt sind sie
Auch weggeschieden und wir haben nun nichts,
Wonach wir schauen sollten, die glänzenden
Augen, von ihrem Strahl glänzend,
Sollen nun nur noch weinen und unser Mund
Nach so unerträglicher Botschaft
Verstumme zum Schluchzen und unsre Seele sei
Unerfreulich und einsam wie der Schatten und die Nacht.

Vor Zeiten aber der Dunkelheit
Blühte ein Lächeln auf, ein Lächeln, unsterblicher
Als alle Thränen und Seufzer. Du lächeltest,
Als der Sieg bei dir war, und die Besuchenden
Stolz waren und mächtig, und Huldigung
Wie ein Wind dir die Stirn
Anblies, und in Fernen hin,
Ferne Tage mit deutendem Flügelschlag
Dein Adler dir voranflog, und in den Fängen ihm
Beute und Kraft war, und Unsterblichen gleich
Du mit Menschen spieltest, wie mit Leblosem
Der Meister spielt.
Was hier die Kühnheit gethan,
Steht ewig.

Und das Gedächtnis an deine Freude
Ist wie ein Mond in der Nacht unsrer Einsamkeit.
So sei Verehrung da und schweige die Trauer,
Weil deiner Tage Glanz auch über das Grab her leuchtet
Und über Bergen des Unvollendeten
Deine Grösse wie ein Himmel steht.



II. Michelangelo.

Vor Tagen wohl kam Jugend und der lebendige
Liebreiz zur Erde nieder, als die aufblühende
Noch voll Kraft war, ungestört, die erhabene,
Nicht geschändet durch die unzähligen
Füsse Missachtender, als ewig noch
Die Lust der werdenden Tage anzudauern schien,
Und Alter nicht und Sorge des Todes und
Enttäuschung den Blick der Bewohnenden
Deiner Felder und Städte, o Mutter, so getrübt
Und ihre Wünsche so hart gemacht und die frühe Gier
So zerreissend, dass sie nach allem auf
Langten, ungebärdiger Hand und hungriger
Zähne, die Wissenden um Elend und die Schmach
Kranker Tage und Armut und Verlassenheit.

Vor Tagen auch wohl stiegen des goldnen Ruhms
Kinder von heimatlichen Höhn
Der Sonne nieder und ihre strahlenden
Glieder lebten unschuldiger Lust; und heute noch
Ist eine Sage bei unsern fernesten,

Dämmerhaften Halbtagen geblieben von
Schönheit der Erstgeborenen und dem Glanz
Göttlicher Augen, die von Vergangenheit
Unbeschattet auch in die Zukunft hin
Wie in Felder der Lust und Licht ohne Abend
Sahen, und deren unbefleckter Mund
Worte verkünden durfte, die uns jetzt wol
Geheimnisvoll dünken — ihnen aber
Waren sie ohne Verhüllung schön, wie die Blumen und das Licht.

Alles auch, o Alles ist
Schön gewesen einst, der Verwegenste
Nicht, möchte auch nur den Schatten
Heraufbeschwören von dem, was einst Glanz war,
Lebendiger Glanz; o Schönheit, die wir alle
Mehr als die andern Dinge lieben, Schönheit war
Da überall lebendig; und unser Schönstes,
In verborgenen Träumen vielleicht selten nur
Aufsteigend oder wandelnd — Gestalten und Namen — das Schönste auch,
Alles, was wir ersinnen möchten, Phantasien,
Sind nicht gleich dem Abdruck einer Sohle,
Die achtlos über den purpurnen
Boden der ersten Tage, den warmen noch,
Von aufgebrochener Liebe feucht, den purpurnen
Boden hinwegschreiten mochte; — Ein Nachhall nicht
Von dem Wohlklang der schönen Tage ist
Alles, was Herrliches unser Ohr
Sich erzählen möchte.
Zerrissene Saiten
Tönen noch mehr Erinnerung
An weggeklungene Harmonie, als unser Herz
Von Wundern und lebendiger Freude träumen mag,

Die einst leibhaftig einhergingen, über denselben wol
Denselben Grund, der uns Herberge ist — aber wie?
Nicht denselben; denn alles ist
Ohne Sinn jetzt verstellt und wie eines Greisen
Ausgetrocknetes Gesicht unschön und verwest; — es wollen nur
Die Adern noch nicht stocken; und das masslose
Leben geht immer noch hindurch;
Und wir leben noch;
Aber die Tage, jugendlich, die lebendigen
Sind nicht mehr.

Warum nur so,
Warum blieb das Alles
Uns nicht; und unser Verlangen
Hat kein Ziel, und niemals wird
Das lebendig, was immer doch
Alle zittern macht, wenn ein Hauch nur,
Ein Wind kommt von Kraft und ein jugendliches
Atmen sich regt im Kreise der Sinnenden?
Keiner ist
So von Arbeit und angeerbter
Mühsal voll, dass er nicht einmal
Auch nach Sonne sich
Gesehnt hätte, wenn der Abend kam.
Warum
Ist uns das Goldene alles fern, und wir sind
Gefangenen oder Sklaven gleich, die unlöslichem
Zwang widerwillig gehorchen — sie sehen wol
Fern über ihrem Angesicht die Lust
Der Geniessenden stehn und den Glanz der Freude; doch sind
Bei ihnen Not und Kargheit; und das Seufzen
Ist ihren Tagen so vermischt, wie Wasser

Dem Boden. — Warum
Alles dies sei, o Freunde, das ist ernst;
Und wir wollen nicht dem unleidlichen Schwarm,
Der gräulichen Gefieders durch die Luft
Vergeblich streicht, den nutzlosen Klagen
Noch andre hinzufügen.
Wir kehren uns
Zu uns selber und suchen in der Halbzeit
Noch so viel Licht, als man Abends finden mag,
Und schweigen — es sind vielleicht
Andre Tage noch bereit, wo Sehnsucht
Nicht mehr so ohne Sinn ist.

Wir Klugen
Sind nun so zufrieden
Und wissen hier und da
Noch etwas Lustbarkeit. —

Dann aber
Ergreift uns Schauder; und die reissenden
Schmerzen wachen auf; und alles
Blutet auf, wie Wunden
Aufbrechen, alter Zeit; wir sind ergriffen,
Wenn einer aufsteht, und die unbändige
Gewalt ergreift ihn und reisst ihn aufwärts,
Dass er alles wieder nehmen will, was einstmals
Besitz und Herrschaft war den Bewohnenden
Der Erde; alles sollte ihm
Frisch aufgehn; und von der Vergangenheit
Immer festgeschlossenen Pforten möchte er
Die Riegel abthun und verwegensten
Arms das Schönste

Aus den Prachträumen alter Lust
Herauflangend sich
Und alle wieder erfreuen.
O, sehen wir
Dies, so sind wir
Den Weinenden wieder gleich, die zuerst
Sahen, wie sie verwaist seien,
Und wie das Land nunmehr von allen
Gästen verlassen der Vorzeit, göttlichen,
Einsam und traurig sei. Wir
Sind den Weinenden gleich, wir weinen,
Weil alles umsonst war, umsonst,
Was wir thaten und suchten; es kam
Nie ein Gott zu uns.

Nicht also, nicht so! — Noch leuchtet der Tag des Herrlichen,
Und noch immer häuft er kühn
Auf Felsblöcke Felsen und Berglasten
Auf den getürmten Grund und reisst
Viele mit sich empor;
Des weiten Lands
Ausblick öffnet sich; und in die Fernen hin
Geht der Blick des Sehenden — doch sieht er
Immer den Trost noch weit und die Botschaft kommender
Lichttage, und unverdrossenen
Schwungs hebt er wieder die Hand und möchte selbst
Die Wohnung stürmen der Gebietenden.
Da
Geht auch seine Kraft nicht hin; und der alles that,
Um etwas Freude zu haben, Wonnen besserer Art
Als die nachgetäuschten, unsere, wankt doch zuletzt

Und wird lahm; denn auch von den höchsten her,
Den Gipfeln erscheint sie niemals,
Die Schönheit. Die ist wohl
Weit gegangen, als sie vor Zeiten
Uns verliess und lässt sich nicht
Erreichen. Da sind
Unkräftig Gebet und Zorn. Liebe
Sehnt sich umsonst.
Es sind Einige
Von Sehnsucht wie rasend, und, was sie thun,
Ist gross — o, was sie wollten, war
Ein Traum von Grösse; und — das sehen wir —
Wir sind zu kleinen Werken verdammt; und die Sonne ist nicht mehr
Feurig und lächelnd, wie sie über Seligen einst,
Den Söhnen der Kraft — Väter möchten wir
Unwürdige sie kaum nennen — den Herrlichsten,
Aufging und niederging; und des Jubels war kein Ziel.

EINIGE GEHEIMNISSE DER BLUMEN/ EIN VERSUCH IN PFLANZEN-PSYCHOLOGIE VON AUGUST STRINDBERG/ AUS DEM SCHWEDISCHEN MANUSCRIPT VON EMIL SCHERING.

ZWEI Frühlinge, zwei Sommer, zwei Herbste bin ich in dem botanischen Garten von Lund gewandert; vom ersten Versuch des Schneeglöckchens mit seiner eigenen Lebenswärme die Kältemischuug der Schneewehe zu bekämpfen, bis zu dem der Zeitlose mit ihren an blaugefrorene Hände erinnernden Blüten die Barfröste des Herbstes zu schmelzen. Dieser Garten hat mich mehr als andere gelehrt, weil beinahe jede Ordnung hier fehlt; wenigstens scheint die Abwesenheit von System und Klassificierung diesem eingehegten Lustgarten den Charakter eines Stückes Natur bewahrt zu haben, wo die Pflanzen auch etwas von ihrer Persönlichkeit, ihren Launen, Neigungen und Liebhabereien haben behalten dürfen. Die die auf Steingrund gedeihen, haben zusammen wohnen dürfen ohne Rücksicht auf Klasse, Ordnung, Familie. Die die das Wasser lieben, dürfen sich beim Bache oder Teiche treffen; die welche die Sonne verehren, bekommen freies Land, und die Freunde des Dunkels haben Schatten erhalten. Es giebt nicht bloss Freiheit sondern auch Schönheit, und was mehr ist Barmherzigkeit in diesem Paradies, wo die stummen, geduldigen, leidenden Freunde stehen müssen, still, in Regen und Wind, in Hitze und Kälte, ihr Schicksal auszuharren, ihre Geburt, ihr Wachstum und ihren Tod! — hier jedoch auf eine für jeden am wenigsten unangenehme Art.

Niemals habe ich im lebenden Bilde Jussiens bekannten Satz bestätigt gesehen: dass die Pflanzen sich nicht in einer Kette entwickelt haben, sondern dass das Ganze ein Netz ist. Und bisher sind ja auch alle Systeme gestrandet, von Linné's bis Le Candolle's; Linné's zuerst von allen. Nimm zum Beispiel Blüten einer Gurkenpflanze; man findet fünf Staubfäden und bringt das Kraut unter Pentandria. Aber bei näherer Betrachtung sind von vier

Staubfäden zwei und zwei zusammengewachsen — das ist diadelphisch — unglücklicherweise ist der fünfte Staubfaden frei, und damit ist die Pflanze unmöglich in ein System zu bringen — würde unmöglich sein wenn sie nicht männliche und weibliche Blüten getrennt hätte, aber auf dem selben Stande, weshalb die Gurke zu Monoecia gezählt wird. Ebenso: Valeriana officinalis, welche zu Triandria gehört, hat ein Geschwister Valeriana dioica, das monoecisch oder zweihäusig ist.

Das Ganze geht auf ein Ungefähr, eine Pflanze ist überall ein wenig zuhause, und ist durchaus nicht so klassenbewusst wie die Systematici glauben. Dasselbe ist der Fall in den so genannten natürlichen Systemen, die auf »wesentliche« Charaktere gegründet sind, obgleich niemand den Begriff unwesentlich definieren kann. So führt die Botanik der schwedischen Staatslehranstalten das Kraut Alpenviole (Cyclamen Europaeum) unter Dikotyledonen und der Familie Primulaceae an. Nun ist jedoch mit Cyclamen der eigentümliche Fall, dass es ohne Herzblatt keimt, und dass die zuerst entwickelte Wurzelscheibe direckt ein Krautblatt schiesst. Diese Wurzelscheibe scheint also als das Prothallium der Kryptogamen zu fungieren, und das Kraut könnte eine Symbiose von einem Kryptogam und einem Phanerogam heissen, so ungereimt es auch lauten mag.

Eine grosse scheinbare Unordnung scheint zu herrschen, aber ein unendlicher Zusammenhang, und da wir aus Gleichheiten schliessen, nicht aus Ungleichheiten, so will ich auf eine Sammlung Gleichheiten aufmerksam machen, die die Spuren eines unterbrochenen Zusammenhanges in der universellen Unordnung zeigen.

Es giebt eine kleine liebenswürdige Erscheinung in der Pflanzenwelt die Pyrola genannt wird. Die hat ihren Namen von der Aehnlichkeit der Krautblätter mit den Blättern des Birnbaums erhalten. Wie wesentlich auch Krautblätter für den Bestand und das Erkennen einer Pflanze sind, so müssen wir sie doch für unwesentlich und äusserlich in der Systematik halten. Lasst uns denn zu einem inneren Kennzeichen gehen, etwas das nicht physisch ist sondern wirklich unphysisch wie der Geruch, welcher ja das Allerinnerste oder die chemische Zusammensetzung angiebt. Pyrola

uniflora riecht wirklich wie die feinste Kanelbirne. Bedeutet das etwas? ... Die für die es nichts bedeutet, weise ich das Ziel zurück zum Physikalplan und betrachte die Blütenteile beider Pflanzen. Sowohl Pyrola wie Pyrus (communis) haben ihre Blütenteile auf der Zahl 5 aufgebaut. Die Kelche sind fünfteilig, die Kronen fünfteilig, die Pistillen haben fünf Male, die Ovarien fünf Räume. Die Staubfäden bei Pyrola sind 5×2, bei Pyrus 5×4, also fünfzählig. Das sind doch wesentliche Gleichheiten, oder nicht?

Nun fügt es sich daneben so dass Pyrus in unseren Tagen unter die Familie Rosaceae oder Rosengleiche gehört. Der alte Prae-Linnéaner Tournefort muss ein Auge gehabt haben für die Aehnlichkeit der Pyrola mit der Rose (und folglich mit der Birne,) denn er bringt die Pyrola zu denselben Rosaceen!

Dass die Frucht der Pyrola eine Birne simuliert, und dass die ganze Haltung der Pyrola (besonders der Retundifolia!) pyramidenförmig ist wie die des Birnbaums, ist etwas, das nur für das Künstlerauge Wert besitzt.

Es war ja Gleichheiten zu suchen von zwei entfernten Sphären, einem kleinen Waldkraut (Kraut, obgleich es einen Baumstamm und ewiggrünes Laub hat!) und einem grossen Obstbaum. Und als Verwerfung der Methode pflegt man gegen mich anzuführen, dass es »Gleichheiten überall giebt, wenn man nur sucht«. Aber das ist just meine Meinung auch, und ich weiss nicht, wie man uneinig sein kann, wo man einig ist.

Ich will jetzt zwei Vorstellungen einander nähern, die doch entfernter sind, nur zum Versuch. Wer mit dem Auge des Künstlers eine lange, grüne Schlauchgurke betrachtet, die auf schlechter, kalter Erde gewachsen ist, hat wohl bemerkt, wie die Frucht einer gewissen Kaktuspflanze gleicht. Die Gurke ist grün wie der fragliche Kaktus, gerillt wie der Kaktus und kriegt Warzen mit Haaren darauf — — — wie der Kaktus. Kann eine Frucht einem ganzen Gewächs gleichen? Ja, sie kann wohl, da sie es faktisch thut! Aber der Zusammenhang? — Wenn der Zoologe alle Glieder zwischen der Schildkröte und dem Schwimmvogel aufweist, will ich mich für verpflichtet ansehen, alle Uebergänge zwischen einer Gurke

und einem Kaktus anzugeben. Während ich auf den Zoologen warte, will ich mich mit einigen Andeutungen eines existierenden Zusammenhanges ergötzen. Nach Fries' System gehören Kukurbitaceen und Kakteen sowohl zur 7. Klasse Fauciflorae wie stehen unmittelbar nebeneinander, sodass die Gurkenpflanzen die Familiennummer 54 und die Kaktuspflanzen 55 haben. Damit haben wir die beiden ein tüchtiges Stück genähert. Weiter: der Kaktus gehört zu Icosandria nach Linné, und (merkt S. Almquist in seinem Lehrbuch an) bei den Gurkenpflanzen ist der Blumenboden schalenförmig ausgebreitet, wie bei der Klasse Icosandria (wohin der Kaktus gehört). Füge ich hinzu, dass die Gurke nunmehr für eine Beerenfrucht angesehen wird, und dass die junge Kaktusfrucht, auch eine Beere, einem jungen Kürbis gleicht, so wird der Abstand wieder ein Stück vermindert. Aber das schlimmste Stück bleibt noch übrig, die Gurke war ja eine Frucht, und das Kaktusfleisch ist keine Frucht, auch kein Blatt, sondern die Bekleidung des Stammes, denn der Stamm in einem Kaktus ist oft holzartig mit Jahresringen. Von einem Goethe, der glaubte, dass Blüte und Frucht nur Metamorphosen von Blatt wären und Blatt metamorphosierter Stamm, würde also der Uebergang von Stamm (des Kaktus) zu Frucht (der Gurke) nicht für ungereimt angesehen. Für den der Zeit hat, alle Glieder in der morphologischen Kettenrechnung aufzustellen, die hier erforderlich sind, bitte ich daran erinnern zu dürfen, dass die Euphorbien (die mexikanischen) mit ihren kaktus- und gurkenähnlichen Stämmen, und die Sedumarten mit ihren kaktusgleichen Stämmen und gurkengleichen Blättern (vgl. Sedum aere) mit in die Analogiekette (oder das -netz) eingehen müssen. Und damit genug! für diesesmal.

Wenn man von der echten Kastanie spricht, verbittet man sich gewöhnlich jede Verwechslung mit der Rosskastanie, die ein ganz anderer Baum sei, die einer ganz anderen Klasse und einer ganz anderen Familie angehöret. Dass die Früchte, die doch der Endzweck des Baumes sind, einander komplett gleichen, das ist nichts Wesentliches für den Botaniker. Was die Natur vereinigt hat, scheidet der Botaniker, und bei flüchtigem Be-

trachten scheint wirklich die echte Kastanie mit ihren zweihäusigen unbedeutenden Blütenkätzchen und ihren ganzen ungefingerten Blättern eine ganz andere zu sein als die Rosskastanie mit ihren leuchtenden Blütenspitzen und siebenfingrigen Blättern.

Viele Jahre ist mein Gedanke abgeschreckt worden diese Verwandte einander zu nähern, bis ich eines Tages als Maler die Natur makroskopisch zu betrachten begann. Nun wohl, ich hatte bei Promenaden am Genfer- und Vierwaldstätter See die eigentümliche Art der echten Kastanie bemerkt, am unteren Teil des Stammes in Zweige auszuschlagen und bei einem gewissen Alter, gleichsam müde, diese Zweige zum Ruhen auf den Boden zu legen. Dieser rein persönliche Charakterzug setzte mich in Stand im Winter die echte Kastanie zu erkennen, wo ihr das Laub fehlte.

Die Jahre gingen; ich befand mich in Paris, wo ich den Luxembourggarten für meine Morgenpromenade reserviert hatte. Drei Sommer ging ich da, und konnte meine Bäume ziemlich auswendig. Eines Abends im Barwinter entdeckte ich hinten im Englischen Garten einen entlaubten alten Baum der mit den Ellbogen auf dem Boden lag und in dem ich eine echte Kastanie erkannte; und ich erstaunte, dass ich einen solchen Baum nicht in meinem Garten bemerkt hatte. Als ich mich dem Baume näherte, sah ich zu seinen Füssen welke Blätter der Rosskastanie, und auf einem Zweige sass noch eine Frucht als materieller Beweis. Dieser rein individuelle Zug öffnete meine Augen für eine existierende Verwandtschaft zwischen den beiden Bäumen. Es war wie wenn im Leben ein Mensch durch eine Gebärde seine Verwandtschaft mit einem anderen verrät. »Die Ellbogen auf dem Boden«, diese Gebärde gab mir den Wink und ich behielt sie im Gedächtnis.

Die Jahre gingen und das Alter näherte sich. Das Auge begann seine Schärfe für Details zu verlieren, aber sah statt dessen Zusammenhänge. Ich ging eines Sommers in Lundegård; sah aus einem Gebüsch den Endspross einer jungen echten Kastanie eine siebenfingrige Hand hervorstrecken, genau mit derselben Geste wie die Rosskastanie deren Blätter sie simulierte. Bei näherer Betrachtung fand ich, dass am Ende des Zweiges die Blätter

zusammengerückt waren und eine Rosette bildeten, nicht ungleich den Blättern der Rosskastanie. Dass die Blätter der Rosette diesmal sieben waren, muss wohl für einen Zufall gehalten werden, wenn er auch besonders glücklich für mich war.

Als ich gleich darauf, in demselben unvergesslichen Lund, am Bahnhof die Rosskastanie traf, die Pavia genannt wird (glaube ich), und fand dass bei der Art die Blattzipfel die umgekehrte Ei-Keilform von Aesculus verlassen und die lancettgleiche, gesägte von Castanea angenommen hatten, da ward ich von der Verwandtschaft der beiden Bäume überzeugt, trotzdem der eine sieben (6 und 8) Staubfäden hat und zu Heptandria gerechnet wird, der andere bis zu zwanzig Staubfäden hat und zu Monoecia gehört.

Kehre ich zurück zum Botanischen Garten von Lund! Gleich links hinter den Pforten steht ein Gehölz echter Kastanien, die sich zu Riesenbüschen entwickelt hatten. Das lancettgleiche, gesägte, schöne Laub bildete lange meine Freude, und ich konstatierte mit Vergnügen, dass die Büsche dieselben Gebärden mit den Zweigen machten wie mein alter Baum im Luxembourggarten. Aber dann wurde es Herbst und sieh: meine Kastanien trugen Eicheln! Was war das? Die Namenplatte die ich früher nicht bemerkt hatte, klärte mich über den Betrug auf. Die Pflanze hiess nämlich Quercus Castaneafolia, das ist Eiche mit kastaniengleichen Blättern. Dass eine Eiche ihre Verwandtschaft mit der Kastanie durch die Form der Blätter zeigte, das war ja zu erwarten, aber dass der Habitus der Kastanie, ihre Art zu sein, das was mit einem Worte nicht ausgesprochen oder definiert werden kann, wiederkam, das deutet auf die Gegenwart von etwas Persönlichem — das ist das Wort! — das mit dem verglichen werden könnte, was man bei dem Menschen Charakterzug nennt.

Diese Charakterzüge verraten immer, wo sie sich offenbaren, den inneren latenten Zusammenhang, wie entfernt er auch sein mag. So simuliert die moderne Blattpflanze Philodendrum die Alge Laminaria; das Kryptogam Marsilia gleicht einem vierblättrigen Oxalis, sogar dessen Früchten, wie beide an die Schnecke Cyprea erinnern. Ophioglossum sucht mit

Erfolg einem Arum oder einer Calla zu gleichen. Myrrhis odorata schlägt ihre ersten Blüten wie ein Farn aus. Die Laub- (Nadel-) punktierung der Lärche weckt die Vorstellung von einer Salisburia oder einem Adianthum. Der Wallnussbaum schlägt wie eine Erbsenpflanze, ocacia, aus; die »Kicherbeere« des Wachholders ist eine morphologische Veränderung, die der Blüte von Thuja oder dem zweiten »Blatt« von Lycopodium gleicht. Die Buche schlägt aus wie die Linde. Die Dolde von Valeriana gleicht der des Holunders und beide Pflanzen haben starke Aehnlichkeit. Euphorbia peplus imitiert Chrysosplenium. Wenn die Blätter der Erbsenpflanze platzen, simulieren sie Erbsenblüten, später auch die Erbsenscheide. Die Umbellata Eryngium maritimum imitiert eine Distel, worauf jeder Anfänger hineingefallen ist.

Besonders bei den Alpenpflanzen und Meeralgen kann man diese Doppelgängerei spüren. So hat Campanula Thyreoidea sich in den ganzen Habitus von Verbascum montanum gekleidet, dass man versucht wäre diese beiden für gegenseitige Kreuzungen zu nehmen. Ranunculus Pyrenaeus hat das Blatt von Plantago alpina. Polygala Chamabuxus gleicht Buxus. Daphne Cneorum hat das Blatt einer Euphorbie. Limaria alpina besitzt die Blüte von Cypripedium calceolus. Geranium Acontifolium zeigt die Blätter von Aconitum. U. s. w.

Von den Meeralgen gleicht der Blasentang einem Kaktus, aber partiell auch einer Cycas. Delesseria sanguinea besitzt das Blatt der echten Kastanie. Polysiphonia Byssoides und Dasya coccinea simulieren Heide. Griffithsia kann für ein Gras passieren, Halopithys giebt sich den Anschein ein Kiefernbusch zu sein, der sich bei einer Ueberschwemmung vereinfacht und angepasst hat; Chylocladia ovalis spielt Euphorbia, Corallina officinalis ist nacktes Fichtenreisig gleichwie Gelidium, Lomentaria artientiata hat sich in eine Mistel verkleidet; Delesseria sumosa lässt die Verwandtschaft mit der Eiche durchscheinen; u. s. w. in Unendlichkeit.

Was enthält dies mit den Meeralgen? Sind sie bloss Skizzen, die die Mutter Meer für das kommende Geschlecht einer höheren Organisation entworfen hat? Oder sind sie bloss Schatten, Schemen von

höheren Pflanzenformen denen es bei einer universellen Ertränkung geglückt ist im Meere das Leben zu behalten, indem sie sich vereinfachten? Ich will jetzt einen Schritt zurückgehen und Anknüpfung suchen an die eigentümlichen Manöver der echten Kastanie die Blätter der Rosskastanie zu simulieren, durch einen Kunstgriff der an die Fingerfertigkeit des Zauberers erinnert. Es geschah im vorigen Winter dass ich einen gepressten Zweig der Schuppenbirke zu sehen bekam und dass ich ihn für ein Trifolium nahm. Er hatte nämlich am Endspross die Blätter zu drei und drei gruppiert, so dass sie einem Klee glichen. Ich schlug Trifolium in einer illustrierten Botanik auf und fand Trifolium campestre verwirrend gleich der Schuppenbirke, auch in Hinsicht auf die Blütenstellung, die bei genannter Kleeart dem Kätzchen (oder Zapfen) der Birke gleicht. Woher nun diese Geneigtheit der Schuppenbirke zu der 3-Zahl, wo die Pflanze vier Staubfäden und ein Ovarium mit zwei Räumen hat? Ein Blick auf das weibliche Kätzchen der gewöhnlichen Birke offenbart einen Teil des Geheimnisses; das Kätzchen hat nämlich Schuppen die dreiteilig sind, dreifingrig wie das Blatt von Trifolium. Dies würde ja ein rein morphologisches Phänomen sein, aber es war ja etwas Unerklärtes (Occultes!) das wir suchten.

Bei einer Wanderung in der Natur einige Zeit später, als ich den Winterhabitus der Bäume observierte, merkte ich dass eine junge Birke im Endspross ihre noch steifen Kätzchen in Gruppen von drei und drei vorschob, ganz wie die Schuppenbirke, welche kein dreifingeriges Blatt hat, durch einen einfachen Hokuspokus so thut als hätte sie es!

Was enthält dies? — Weiss nicht! ist es ein bewusstes Schelmenstück der Natur oder nur der Ausdruck einer immanenten Energie mit unbewusster aber klarer Absicht?

Schliessen wir mit ein paar Fragezeichen??

Genug, alles fliesst in einander über, und in der Natur giebt es keine reinen Gegensätze. Der Mensch hat Nadelbaum von Laubbaum unterschieden, und der Botaniker hat die Pflanzen in Angiospermen und

Gymnospermen eingeteilt. Dadurch ist zum Beispiel die Birke in Gegensatz zur Fichte gekommen, obgleich sie einander so nahe stehen und vielleicht darum gegenseitig Gesellschaft suchen wie die Kiefer die Erle sucht*.

Wenn man »oberflächlich« eine junge entlaubte Birke betrachtet, sieht man, dass sie die Pyramidenform sucht wie die Fichte, dass ihre Zweige die Geneigtheit haben, einen Kranz zu bilden wie die Fichte. Wenn die Fichte alt wird, hängen ihre Zweige herunter, wie die Aeste der alten (Hänge-)Birke. Reisst man von der weissen Rinde einer Birke etwas ab, so zeigt sich eine schwarze Borke, die der dunklen der Fichte nicht ungleich ist. Die Birke führt in gewissen Gefässen Zucker und die Fichte führt Harz, aber im Frühling ist das junge Birkenlaub harzig, und die Bienen, die von den Fichten Harz holen (wenigstens in Oesterreich), transmutieren wohl das Harz zu Zucker.** Wennn man die weisse Rinde verbrennt, bekommt man den schwarzen Kienruss, welcher schwarz wie der Theer der verbrannten Fichtenwurzel ist.

Alles dies wird von den Botanikern unwesentliche Gleichheiten genannt: lasst uns denn einige wesentliche anschauen. Beide Bäume haben die Blüten in Kätzchen, welche schliesslich Zapfen werden, und beider Staubfädenzahl ist vier oder das Vielfache (die Fichte acht.) Beide haben männliche und weibliche Kätzchen getrennt, aber auf demselben Stande. Dies ist kolossal wesentlich! Aber dann bleibt noch übrig, dass die Birke zu den Angiospermen gerechnet wird, obgleich sie ein Gymnosperm wie die Fichte ist, eine von den vielen Widersprüchen des Lebens, die die wissenschaftliche Botanik noch nicht gelöst hat.

Der letzte Einwand: ein Laubbaum kann doch nicht einem Nadelbaum

* Die Erle in Wintertracht hat den ausgebreiteten Habitus der Kiefer, und weitere Aehnlichkeiten können ausgeführt werden als ein geeignetes Uebungsproblem. Der Verf.

** Die Fichte führt im Cambialgewebe ein Glukosid (Zuckerart), genannt Koniferin; dieses wird weiterhin ein Terpentin und dann ein Harz.

gleichen? — Doch? Denn die Ornäsbirke hat bereits ihre Blätter so tief gesägt, dass sie auf der Grenze zur Nadel stehen.

Wenn wir jetzt mit einer Proportion aus Euclid schliessen würden, die so lautet: die mit einem und demselben gleich sind, sind untereinander gleich, so könnten wir beweisen, dass die Fichte in gewissen Hinsichten einem Klee gleich ist. Denn die Fichte ist in gewissen Hinsichten, wesentlichen und unwesentlichen, einer Birke gleich; und eine Birke ist einem Klee gleich, also ist die Fichte in gewissen Hinsichten einem Klee gleich. So unendlich ist der Zusammenhang in der scheinbaren grossen Unordnung.

Zwei altdeutsche Holzschnitte unbekannter Herkunft aus der k. u. k. Hofbibliothek zu Wien.





ZWEI MENSCHEN

Roman in Romanzen von Richard Dehmel.

(Fortsetzung.)

Blinder Schreck.

Es schwebt ein Klingen übers Eis,
wie ferne Frühlingsstimmen leis.
Blafs starrt der See; auf blitzenden Eisen
fassen sich, fliehn sich zwei Menschen und kreisen.
Jetzt kommt der Mann in scharfem Bogen
vor das Weib herumgeflogen
und fafst sie fester und bäumt im Sprung:

Halt! — Gelt, Frau Fürstin, das wär ohne Schwung:
vom Schlittschuhlaufen zum Strümpfestopfen,
vom Radfahren zum Steineklopfen,
das wär doch gar zu harte Bahn?
Ja, du: ich lief durch manchen Wahn,
als mich das Jugendblut noch trieb,
mit offner Hand an jedes Herz zu stürzen,
bis mir am eignen Herd nichts übrig blieb
als wenig Fleisch mit viel Gewürzen.
Zwar: mir ist Mancher zugethan,
so in der Welt, der wohl was opfern würde,
beehrt'ich ihn mit dieser Bürde;
aber — — Er läfst sich rückwärts kreisen.

Blafs starrt der See. Sie folgt. Die Eisen
blitzen schriller übers Eis.
Sicher folgt und fragt sie leis:

Und wenn's für dich nun keine Bürde wäre,
Steine für deine arme Herrin zu klopfen?
Und wenn's für mich nun eine Würde wäre,
Strümpfe für meinen reichen Herrn zu stopfen?
Und wenn ich wähnte: das ist kein Wahn,
so ganz bin ich dir zugethan —
und bin dir auch ganz aufgethan —

Sie schreit wild: Lukas! — ein Knall, ein Sprung,
hoch hat der Mann sie an sich gerissen,
es donnert unter ihren Füſsen,
es klafft — er bäumt mit ihr im Schwung:
es ist nur ein ganz schmaler Spalt —
zwei Menschen lachen, daſs es schallt.

Nach langem Frost.

Nun scheinen selbst die Blumengewinde
der indischen Kissen voll Frühlingssehnen;
am Fenster schmilzt die letzte blinde
Eisblume unter hellen Thränen.
Ein Mann sieht die barocken Ranken
mehr und mehr durchsichtig schimmern,
gleiſsend Gold in Silber flimmern,
er sitzt in drückenden Gedanken.
Er senkt noch tiefer Stirn und Ohr,
er hat ein Weib am Herzen liegen,
mit Augen, die zur Sonne fliegen,
sie flüstert, glüht an ihm empor:

Und heb mich wieder so herrlich hoch,
und trag mich fort, o trag mich fort!

Und wären die Berge noch so hoch,
ich will dir folgen an jeden Ort,
ich will dir Alles, Alles hingeben!
Verkauf mein letztes bischen Schmuck,
nimm mir mein Eigenstes, nimm mir's Leben,
nur fort, nur fort aus diesem Druck!
Und wenn wir's bis zum Bettelstab bringen,
und wenn wir verlumpen, herrgott, und verdrecken,
dann wird's wohl überall noch gelingen,
eine Schachtel Zündhölzchen zu erschwingen
und den nächsten Wald in Brand zu stecken,
und selig will ich mit Dir zusammen
wie eine Hindufrau stehn und flammen!

Sie lächelt seltsam; er sieht es nicht.
Sie hebt das Haupt — sie sieht ein Gesicht
heiss von bebenden Narben zerrissen,
das starrt auf die gleissenden Fenster und Kissen
mit dem Ausdruck eines Steins,
der zerspringen will, und spricht

mühsam: Und dein Kind? — Und — meins? —

Da sinkt ihr Haupt in seinen Schooss;
zwei Menschen weinen fassungslos.

Die grosse Liebe.

Der Himmel scheint blutunterlaufen.
Fern graut die Grosstadt her; zwei Menschen sehn
die Türme hoch in dunkler Rotglut stehn,
die Stadt raucht wie ein Scheiterhaufen.

Ein Weib lehnt an der Fensterborte,
düster, wie aus Erz gebaut.
Der Glanz macht ihre braune Haut
glühender als eine Braut.
So hört sie eines Mannes Worte:

Dein Herr Gemahl? Nein: der ist nicht im Wege.
Er hat ja Augen, und kann noch welche pachten.
Und träf'er mich in seinem Gehege,
ich würde ihn mir sehr höflich betrachten:
Hoheit, Sie dürfen mich verachten,
Sie dürfen, wenn Sie's wagen, mich töten —
ich würde vielleicht sogar vor ihm erröten,
das ist ein Vorgang der Natur,
mein Körper ist arg tierisch — — nur:
mein Geist ist über meinen Nöten!
Ja, Lea: begreifst du, was das heifst:
ich will getrieben sein vom Geist!?
Erst wenn der Geist von jedem Zweck genesen
und nichts mehr wissen will als seine Triebe,
dann offenbart sich ihm das weise Wesen
verliebter Thorheit: die grofse Liebe.
Du bist noch nicht so zwecklos mein:
du willst noch mich, ich soll noch dich befrein:
dies blinde Kind aus fremden Lenden,
es scheint uns immer zuzuschauen,
ob wir nicht sein Vertrauen schänden —
und siehst du: Das, jawohl, das macht mir Grauen!

Er bebt; er zerrt an seinem Bart.
Das braune Weib wird bleich, wird rot.
Dann sagt sie leise, mühsam, hart:

Das Kind, vor dem dir graut, ist tot — —

Zwei Menschen schweigen wie erstarrt.

Ins Freie.

Der Mond bescheint ein steinernes Portal,
durch kahle Zweige eine feuchte Schwelle,
die Zweige leuchten wie aus Stahl,
zwei Menschen stehn in einer Grabkapelle.
Der Mond legt Schatten auf ein totes Kind,
nur seine beiden offnen Augen glänzen;
sie glänzen wie die Blumen aus den Kränzen,
bleich und blind.
Sie glänzen bleicher als der Vollmondschein,
ein Weib höhnt in die Nacht hinein:

Ich hatt ein Kind, und nicht von Dir,
ich steh in Freiheit neben dir,
ich bin erlöst, wenn Du, wenn Du es bist!
Ich bin die Fürstin Isabella Lea,
die auf dem Weg der Liebe gen Himmel ist —
ich, Mutter Isis, Mutter Gäa,
die willig ihre eignen Kinder frißt,
der irdischen Gerechtigkeit entrückt —
ist nun mein Gott, mein Lucifer, beglückt??

Sie wankt; sie hat die Augen zugedrückt.
Ein Mann legt ihr die Hand auf Stirn und Haare.
Er spricht — sein Blick verschlingt die dunkle Bahre:

Das Kind, das du getötet hast,
war meiner Seele nicht die Last

auf unsrer Wallfahrt zu der Freiheit,
die Einheit schafft aus aller Zweiheit.
Aber du hast mich tief verwandelt;
du hast für mich aus einem Geist gehandelt,
der nichts mehr will als klar am Ziele ruhn —
komm! — Und —: ich weifs jetzt, du kannst schweigen.
Ich habe manches in der Welt zu thun,
Lea; und Das — nun ja, das wird sich zeigen.
Im übrigen, Madam: es wohnen
noch Krüppel genug auf Fürstenthronen!

Er küfst ihr Stirn und Augen, wie zur Weihe;
zwei Menschen wenden sich ins Freie.

Scharfe Luft.

Hellblauer Himmel mit weifsen Streifen
läfst alle Saatfelder grüner prangen,
und den Bäumen am Wege mufs wohl ein Bangen
vor den mächtigen Rofsschweifen
des Windes durch die Knospen wehen:
sie zittern. Aber zwei Menschen gehen
ruhig einen Wiesenrain hinan,
einem Weibe erwidert ein Mann:

Mein Töchterchen? — Hm — sonderbar:
sie sagte — sie meinte wohl dein Auge und Haar:
du siehst ganz schwarz aus, ganz schwarz und heifs,
aber inwendig seist du wohl weifs.
Nun stehst du wieder, wie zur Erstarrung geneigt;
Lea! sieh um dich! sieh, wie Alles sich ändert:
wie jeder Baum sein Wachstum klarer zeigt,

wie's lichtbegehrlich aus Spitze an Spitze spritzt,
wie er das Eine, das alle zackt und rändert,
mit eigner Perlschrift greifbar ins Leere ritzt:
dann preist dir jedes Hälmchen im Feld
den Geist der körperlichen Welt,
dann sagt dir jeder Lebenshauch:
wie du dich giebst, so bist du auch!

Er stutzt — sie lächelt ins Blaue hinein,
sie steigt still über den Wiesenrain,
sie bricht sich einen Knospenzweig ab,
sie hebt ihn wie einen Zauberstab:

Wenn ich nun aber nach jenen Wolken weise,
die unter der Sonne den Abendhimmel streifen,
und nun im Geist nach Morgenländern reise,
dann mögen sie noch so eigen anders schweifen,
die ganze Landschaft versichert mir:
wie du mich nimmst, so bin ich dir!

Sie stutzt — er weist still über die Wiesen:
die sehn noch aus wie abgeweidet,
die Wolken werfen Schatten wie Riesen.
Zwei Menschen merken, was sie scheidet.

Erhörungen.

Die Lerchen jubeln, daſs die Sonne scheint;
bis in den Wald herüber klingt es leise.
Hell vor sich hin erwiedert eine Meise:
ich fühl's, ich fühl's, wie lieb, wie lieb sie's meint.
Die Finken sind verstummt: ein Rappe schnaubt

und schüttelt sein Geschirr. Zwei Menschen streichen
dem edlen Tier die dampfend heifsen Weichen.
Nun reckt das Weib ihr dunkles Haupt:

Als du vorhin so kerzengrad anhieltest,
fiel mir ein Traum ein, den ich gestern träumte.
Es war, als ob du fern die Laute spieltest;
ich stand am Meer, in dem die Nacht noch schäumte.
Da kam, auftauchend mit dem Morgenrot,
gerudert von zwölf tiefgebückten Herren,
die Kronen trugen, ein gewaltiges Boot;
ich sah die Herren wie an Ketten zerren.
Am Steuer aber, über ihnen, frei,
stand Einer, der war nackt, und glänzte, und —

sie stockt; der Rappe, zitternd, stampft den Grund,
sie zittert mit — sie hören auf zu streichen,
der Mann nimmt ihr das Wort vom Mund:

Und Er, der Glänzende, gab dir ein Zeichen
und kam mit seinem Lautenspiel herbei.
Und Du, du mufstest ihm die Hände reichen
und folgtest ihm und seiner Melodei.
Und wenn du staunst, wieso ich alldas weifs,
dann staune auch, wieso dies Tier mitbebte,
als meine Seele so in deiner lebte,
wie seine Haut in unsrer Hand so heifs.
Und staune, Seele, was dich so beschwingt,
dafs du die Meise zwitschern hörst: ich bin's!
und was dich lerchengleich zu jubeln zwingt!
und wie's dich wieder wie als Kind durchdringt,
das Glück folgsamen Eigensinns!

Die Lerchen jubeln, daſs die Sonne scheint;
zwei Menschen ahnen, was sie eint.

Endlich.

Fern in jungen Birken spielt der Wind,
scheint das scheue Frührot anzuschüren;
von der zarten Glut umglänzt beginnt
eine Mühle sich zu rühren,
rosig schauert das grüne Feld.
Wo der altersgraue Park sich lichtet,
unweit einer Grabkapelle,
grüſst ein Weib ins Freie, Helle,
blitzt ein Stahlrad auf, blitzt und hält,
schwenkt ein Mann die Rechte, heiſs hochgerichtet:

Frühling! — endlich! — wie drängt das, mitzuthun!
Mir war, als müſst ich über dies frische Meer
mit meinen blauen Segeltuchschuhn
wie die Schwalben hin und her!
Und dann so stillstehn: fliegende Blicke werfen!
wie alle Sinne sich an einander schärfen!
man wird bis in die volle Brust
seiner Gotteskraft bewuſst,
und selbst aus Grabesfinsternissen
lacht es: All Heil, Welt! dies neue Gewissen.

Weithin grüſst sein Blick ins Freie, Helle,
und — nun will er auch das Weib begrüſsen,
da — sie blickt auf die Kapelle:

Ich weiſs nur Eins, und geb's auch Dir zu wissen:
mir lacht dein Weltall gar zu bunt:

mir ist mein Herz, hier dies mein Herz, zerrissen,
und wär so gern, o Gott wie gern, gesund!
Und quälte das Deinen Gott auch nur zum Teilchen
wie Mich, du küſstest dir die Lippen wund
und heiltest, heiltest mich! ja schau nur! und —
ach, Lukas, sieh: das erste Veilchen!

Sie steht auf Einmal ganz beglückt,
daſs er, entzückt, sich bückt, es pflückt,
es ihr an Herz und Lippen drückt
und wie ein Junge lacht dazu — .
zwei Menschen lassen Gott in Ruh.

Ins Licht.

Durch offne Fenster, lautlos, glänzt die Nacht;
es regt sich nur das Licht der tausend Sterne,
und Frühlingshauch und dunkelblaue Ferne,
und manchmal eine Fledermaus auf Jagd,
und Atemzüge, unterdrückt und schwer,
voller Spannung, mehr und mehr.
Jetzt rauscht ein Seidenglanz und bricht den Bann,
ein Weib drängt sich an einen Mann:

Lukas! was liegst du wie vom Alb gedrückt,
als ob du nichts von meinem Dasein fühltest!
Meinst du, mich hat die Zukunft nicht bedrückt,
wenn du mich Tag für Tag für Tag hinhieltest?!
Und jetzt, wo dieser Druck mich fast erstickt —
Du! — Lukas?! — Wenn du — wenn du mit mir spieltest —

Sie schüttelt ihn, ihr Augenglanz wird hart;
er starrt hinein, wie vorher in die Ferne.
Und wieder regt sich nur das Licht der Sterne,

die Jagd der Fledermäuse, und sie starrt,
sie starrt wie er, will drohen, da wirkt sein Bann,
sie zuckt, sie nickt, sie lacht ihn traumhaft an,
und traumhaft geht sein Wort ihr zu Gemüt:

Fürstin, ich will nichts halb. Ich will dich sehn,
in ganzer Schönheit, ganzer Häßlichkeit.
Ich will vor dir, du sollst vor mir bestehn,
vom Alb der scheuen Ahnungen befreit,
ich will die nackteste Befreiung.
Wenn dann die Male deiner Mutterwehn
dich nicht dem Gott in meiner Brust verleiden
oder dem Tier in unsern Eingeweiden,
will ich nach so viel Sehnsucht und Kasteiung
nicht wie ein Nachttier mich mit dir vergehn:
ich will mit dir ins Licht der Menschlichkeit —
sei bereit!

Er küßt sie wach, er drängt sie sanft zurück,
sie sitzt und sinnt, wie über Raum und Zeit,
zwei Menschen beten für ihr Glück.

Still.

Und lichter als der lichte Tag im Zimmer
und immer lichter schauert ein Geflimmer
von Kerzen über helle Blumen hin.
Still schwimmt um silberblau gestickte Kissen
der Duft des weißen Flieders, der Narzissen,
und durch die Bläue, durch die Blumen hin
zittert die Luft, als ob sich Herzen rühren:
zwei Menschen stehn — noch tönen still die Thüren —
mit Augen, die den Himmel nahe spüren,
entblößt bis zu den Hüften da,

ein Mann mahnt: du! — ein Weib haucht: ja.

Still sinkt ihr Arm von ihren braunen Brüsten,
die Lichter schauern immer schimmernder;
sein Blick erbebt, als ob sie lodern müfsten,
die Blumen atmen immer flimmernder.
Die Sterne an den silberblauen Wänden
erstrahlen wie in keiner Nacht so blank,
still nestelt sie am Goldband ihrer Lenden,
sein Körper spannt sich unter innern Bränden
wie eines Tänzers straff und schlank.
Still schaut sie auf, er mufs die Augen schliefsen,
still rauscht ein Flor zu Boden, er will sehn —
er sieht nur, wie zwei Augen Licht ergiefsen,
zwei dunkle Augen, die ihm zugestehn
— still —
was er will:
er will sie ganz mit seinem Blick erkennen,
er sieht sie ganz nach seinem Blick entbrennen,
er will nichts mehr als stehn und stehn
und still in ihre Seele sehn,
er steht und mufs die Hände heben,
als blende ihn das ewige Leben,
und dunkel rauscht der Weltraum — da

mahnt sie ihn: du — da haucht er: ja —

und alles rauscht tief innerlich,
zwei nackte Menschen einen sich.

Ende des ersten Teils.
Fortsetzung im übernächsten Heft.

ANMERKUNGEN.

ZU DEN FESTEN DES LEBENS UND DER KUNST.

DARAN brauchen wir wohl nicht mehr ungläubig zu zweifeln, dass wir in einiger Zeit ein Theater haben werden, das aus unseren Wünschen und Hoffnungen für die Kunst sich formte nach unserm Willen und Bedürfnis. Wie sonst, so muss sich doch auch hier diese Aenderung vollziehen, dass Kunst sich uns nicht mehr als das gemeine Leben vorstelle, sondern als das ganz Andere, das vom Leben nichts weiter braucht als die tausendfachen Möglichkeiten, es individuell zu ändern, zur entzückenden Groteske oder zum weisesten Tiefsinn zu übertreiben. Ueber nichts in den Künsten ist — das öde Litteratengewäsch der Heimatkunst ausgenommen — in den letzten zwei Jahren so viel gesprochen und geschrieben worden, als über das Theater, und wie gar schlecht es sei. Nun beginnt aus dem bloss kritisch-klagenden Verhalten ein deutlicher Wille zum Andersmachen sich abzuheben. Hermann Bahr hat sich viel um das Theater bemüht; aber er ist wie die schlechtgezogenen Jagdhunde, die wohl nicht die Witterung für das Wild verloren haben, aber jedem Wild nachhetzen und jedes apportieren — so läuft er sich oft den Atem aus, und die Beute ist doch — wenn sonst auch reich — für das neue Theater gering. Bierbaum hat hier mit seinen Spielen mehr gethan, was deutlicher wird, wenn man die dazukomponierte Musik beiseite lässt, die als die — besonders in ihrer neueren Gestaltung — eindringlichere Form die andere um ihre Wirkung bringt. In der Gugeline und in der Vernarrten Prinzess sind die Worte nur die leisen (ohnedies schon musikalischen) Begleiter der Gebärden — und die Offenbarung menschlicher Körperschönheit in Tanz und Schreiten und Ruhe, in verhüllter stärkrer Nacktheit und im Reichtum der Gewänder, — diese Bewegung des Körpers, wie sie von psychischen Vorgängen erregt wird dünkt mir auf dem Theater das allein Wichtige zu sein, auf dem Theater wenigstens, das wir gerne möchten. Nun hat Peter Behrens,

der vom Malen herkommend durch die Künste schreitet und alle als die Eine stark und gross empfindet und denkt, dem neuen Theater einen Plan gezeichnet. Man soll da nicht die Garderoberäume suchen, ja nicht einmal das, was man sonst die Bühne nannte, deutlich sehen wollen — wäre das Behrens selbst gelungen, hätte er sich nicht aufgehalten, darüber zu schreiben, er hätte dann gleich gebaut und gespielt. Aber mit dem Wenigen, das er sagt, hat er viel getroffen und festgelegt, denn sein Weniges ist nicht das Geringe, sondern das, worauf es ankommt. Und was in Zweifeln oft hin- und hergesprochen wurde: die Möglichkeit — die ist nun so ausgereift, dass zum neuen Theater nur mehr das Nebensächliche fehlt. Ich habe auch oft gehört, es fehle das, was man da spielen soll. Und auch Antworten, die auf die dramatischen Künste von Aeschylos bis Hoffmannsthal und Maeterlinck hinwiesen. Die raschen Helfer mit den Stücken dachten dabei wohl meist an dieses Gräuel einer »Musterbühne« — ach, die Deutschen sind so erzieherisch und gelehrig! — und die Pfadsucher des neuen Theaters wurden darüber unwillig, weil sie schon den Moder der Historie witterten und den Staub der archäologischen Ausgrabungen. Ich meine nun, es ginge auch ohne die Historie, dass man z. B. die Lysistrata spielen kann, und ein Theater, das dies nicht vermag, wäre eben das neue Theater noch nicht. Man muss diese Komödie ja nicht echt griechisch spielen — das ist sie auch doch nur für die Gymnasiallehrer; man kennt die Zeichnungen von Beardsley zur Lysistrata und so könnte man sie spielen, stilisiert auf ihr groteskes Element, das ein ganz ausser- oder überzeitliches ist. Ich bin der Meinung, dass auch unsere jungen Dichter, die so gerne redselig werden, weil das heutige Theater nur Gelegenheit zum reden giebt, darin ganz von selber mässiger werden dürften, wenn sie ein Theater sehen, dass die sinnliche Schönheit der Körperbewegung vor jene andere der Worte setzt. So werden wir mit dem neuen Theater schon auch die Dichter haben; denn wenn das eine uns zu schaffen so nötig ist, dass wir es schaffen müssen, dann lebt ja diese schöne notwendige Lust zu dem Neuen auch in den Dichtern mit der gleichen schöpferischen Stärke. Doch wir wollen leiser darüber

sprechen, mit halber Stimme, wie im Zimmer einer Wöchnerin, die ein Kind gebären will. Und wir wollen die Augenfarbe des Kindes bestimmen, wenn es zur Welt ist. Haben wir es nicht entsetzlich mit der »neuen Kunst« erlebt, dass die Snobs beider Geschlechter nun hinter ihr und vor ihr herlaufen und dem armen Ding ganz bang machen mit ihrem Geschrei? Ist nicht das Schönste an der neuen Kunst die schöne Tafel unsrer neuen Wünsche? Auf den andern Tafeln, auf die wir unsre Kunst schreiben wollen, sind doch nur ein paar Kritzelstriche und gar nicht tief eingeschrieben. Darum sollen wir ruhiger darüber sprechen, unser starkes, schönes Wünschen hüten und uns nicht sinnlos und arm machen, indem wir unsern eigenen Most austrinken, dass dann nichts für Wein bleibt. Lieber Peter Behrens, die Tubenbläser in glühenden Gewändern sind ja herrlich, aber müssen wir denn den Kunstjubel unseres Herzens gleich für Posaunennoten setzen? Machen wir ein Theater, spielen wir so schön wir es uns träumen, aber: machen wir ein Theater! Beweisen wir es nicht zuerst. Kein Stil hat sich damit in die Welt begeben, dass er sich zuerst als nötig bewies. Er kam so, dass es keiner merkte, wie er kam, und einige ihn erst dann erkannten, wenn er schon wieder weg war. Aber das ist schliesslich Historie, und die will uns für die angenehme Ungewissheit des Werdens eine fröhliche Gewissheit geben. Vielleicht ist es mit dem Stil in unserer Zeit des weiteren Wissens und Erkennens der Dinge anders, und bei den Deutschen ganz besonders so, weil sie durch ihren Kulturmangel auf ein eklektisches Beurteilen und Benützen gewiesen sind und so eher aus dem Kopfe schaffen, wo andere glücklichere Völker (wie die lateinischen) es aus ihrem und ihrer Väter Erleben heraus thun, aus der Tradition ihres Blutes. Die deutsche Kultur! Behrens hat sie mit Sehnsucht vergeblich gesucht, doch brauchte er sie, und da schuf er sie: aus seiner Sehnsucht. Denn es ist sein Schmerz wie unsrer aller, dass wir wie Fremdheiten zu unserm Stamme sind, wenn wir von dem Simpelsten, das uns mit ihm verbindet und von der gemeinsamen Sprache absehen. Wir haben keine Traditionen, wir haben nur Persönlichkeiten, die mit sich beginnen und mit sich schliessen, und die wir mit unserem etwas thörichten

Persönlichkeitskultus noch mehr isolieren. Und was zwischen dem Einzelnen und dem Stamme verbinden sollte, das trennt nur: die Litteraturgeschichte, die allgemeinen und speziellen Aesthetiken und eine verkommene Kritik, die in billigem Witz ihr tägliches Dasein traurig behauptet. Und weil wir deutsche Künstler Fremdheiten unserm kulturlosen Stamme sind, haben wir den Europäer erfunden. Peter Behrens will aber deutsch sein, im grössten eigenwilligen Sinne, er macht den deutschen ein herrliches Kompliment und überreicht ihnen die deutsche Kultur, geboren aus der neuen Kunst. Ich weiss nicht, was die Deutschen mit diesem königlichen Geschenk anfangen werden, ich glaube nicht einmal, dass sie damit etwas anfangen können, abgesehen von den schon erwähnten Snobs, die nun wohl bald sich auch als im Besitz der deutschen Kultur erscheinen werden. Sonst kulturstarke Völker schicken sich an, den Boden ihrer nationalen Traditionen zu verlassen. Selbst bei den Franzosen kann man davon Symptome wahrnehmen. National wird ein politisches Schlagwort, und die es gebrauchen, sehen sich eigleich, ob sie es französisch, englisch oder deutsch aussprechen. Nicht als ob die Völker nicht ihre spezifische Eigenschaften beibehielten. Frägt sich nur, ob diese immer Faktoren einer neuen Kultur sind. Und das spezifisch Deutsche hat sich in hervorragender Weise als kulturfeindlich erwiesen: der Gelehrte und der Persönlichkeitskultus. Es ist nun wie ein letzter Versuch, der mit diesem Volke gemacht werden soll, für welchen Versuch Behrens die Kunst vorschlägt, die Kunst als die grosse Synthese allen Könnens, wovon ein Symbol das Theater sein soll. Daran ist nicht mehr zu zweifeln, dass wir ein Theater für uns und unsre Wünsche haben werden, auch daran nicht, dass manche davon eine schöne Wirkung haben werden, die ihnen die Illusion einer Kultur verschafft. Aber eine deutsche Kultur wird es nicht geben auf dem Kunstwege, das liessen sich die Deutschen nicht einmal von Goethe gefallen.

Franz Blei.

Der Engelwirt, eine Schwabengeschichte von Emil Strauss.

Es ist nicht übermässig schwer, einen Charakter zu malen, und nicht übermässig schwer, eine Handlung zu erfinden. An solchen, die des ersteren fähig sind, war unsere poetische Litteratur zu keinen Zeiten arm und in der gegenwärtigen dürfte es am wenigsten daran mangeln: man geht hier mit grosser Sicherheit dem Vagen, Unbestimmten und auch dem Grellen, Uebertriebenen aus dem Wege und schafft Gestalten, die durchaus in einen gewissen individuellen Raum und eine bestimmte Epoche gehören, deren materielle Lage, Glaubensumstände und Bildungsstand uns mit hinlänglicher Deutlichkeit an die Hand gegeben werden: ja es entzieht sich sogar das Drama nicht einer äussersten provinziellen Bestimmtheit bis in die Färbung und das Vocabular seines Dialoges.

In der Novelle ist es schon nur den besseren Produkten gegeben, auch durch eine Handlung etwas zu wollen: sich dem reinen Abspinnen des Zuständlichen zu entziehen, ohne in die gesuchte und kleinliche Pointierung einerseits, in die anekdotische Begebenheit andererseits zu verfallen. Welche letztere nur in den Händen eines besonderen Talentes mit den Charakteren zu einer wahren Einheit verschmelzen kann.

In der Novelle aber, die wir hier anzeigen wollen, ist das weitaus Höhere erreicht: Charakter und Handlung sind nicht unter äusserer Gewalt in Eins geschmolzen, sondern sie stehen im tiefsinnigsten und harmonischesten Zusammenhang. Es widerfährt einem Menschen, was ihm widerfahren musste, weil er handelte, wie er handeln musste. Indem er sein Glück zu fassen meint, bekommt sein Schicksal ihn zu packen, und während wir atemlos dem Verlauf eines Abenteuers zuzusehen meinen, entfaltet sich uns ein menschliches Wesen. Die schöne Novelle hat ihre Wurzeln in provinzieller Beengtheit; das wunderbare Schauspiel, wie sich Weltwesen und Menschenwesen berühren und namenlose Gewalten für einen Moment dazukommen, dem beengten Einzelnen ins Auge zu sehen, bildet ihre Blütenkrone. Hier ist ein Buch, das genug Kunstwerk ist, um sich eines sehr starken Gehaltes an Stimmung und souveräner Sicherheit als eines untergeordneten Schmuckes zu bedienen. Hofmannsthal.

DIE INSEL. II. JAHRGANG. 2. QUARTAL NR. 4. JANUAR 1901.
FUER DEN INHALT VERANTWORTLICH: A. W. HEYMEL,
MUENCHEN.

DIE INSEL. Nr. 5.
FEBRUAR. 1901.

BEZUGS-BEDINGUNGEN

Abonnement vierteljährlich 6 Mark, halbjährlich 12 Mark, jährlich 24 Mark inkl. fester Einbanddecken mit Vorsatzpapier für jedes Quartal.

Einzelpreis der Monatsnummer: 2 Mark.
Einzelpreis des Quartalbandes: 8 Mark.

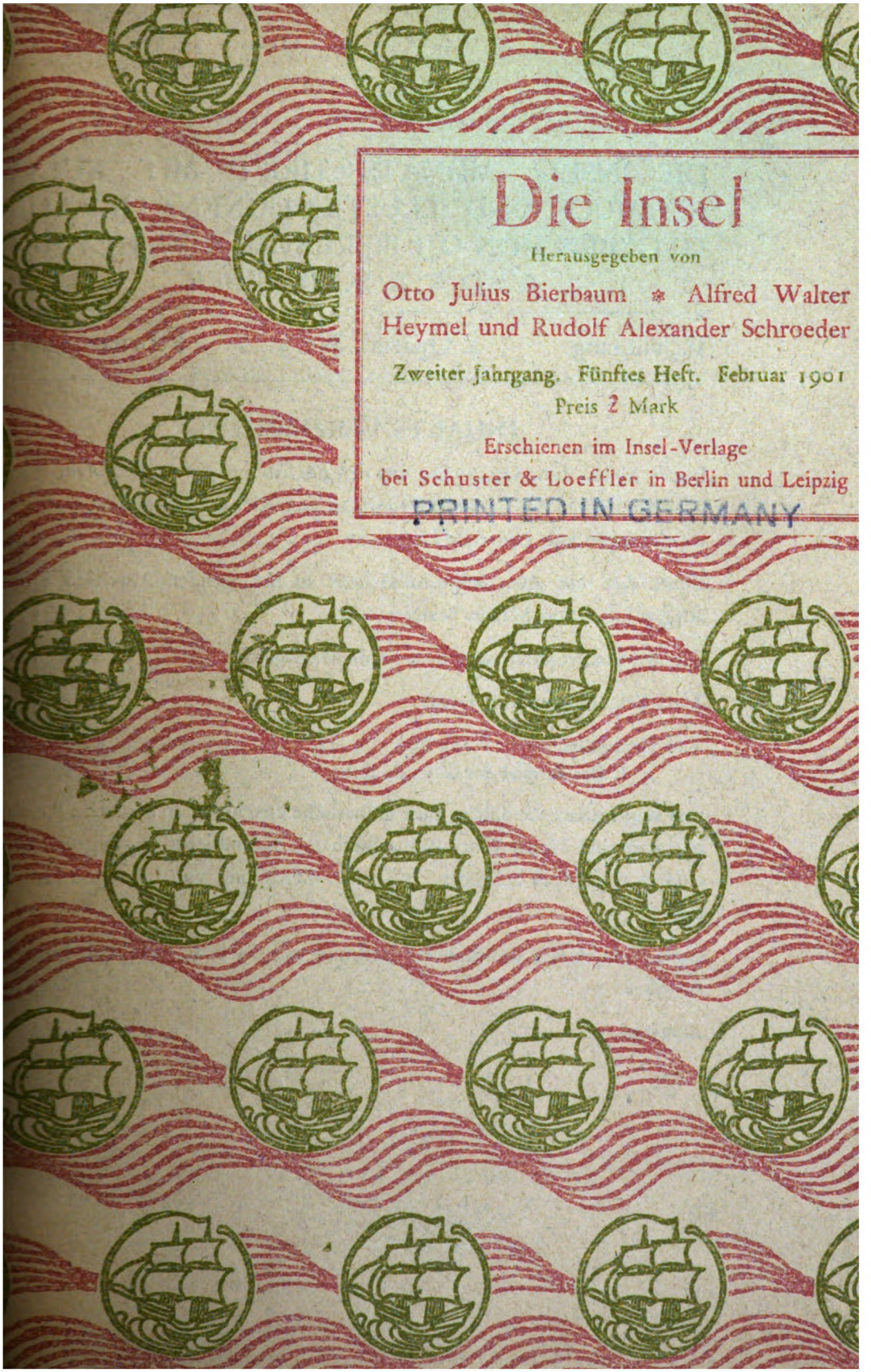
Auf starkes Inselpapier (Wasserzeichen Schiff) werden 50 Stück gedruckt. Von dieser Ausgabe kostet das Heft 3 Mark, das Abonnement vierteljährlich 9 Mark, halbjährlich 18 Mark, jährlich 36 Mark.

Vom ersten Jahrgang werden einzelne Hefte nicht mehr abgegeben, doch sind noch komplette Exemplare vorhanden, die bis auf weiteres noch zu dem ursprünglichen Preise (jeder Quartalsband 12 Mark, alle vier zusammen 36 Mark) abgegeben werden. Bei gleichzeitiger Erwerbung des ganzen (gebundenen) ersten Jahrganges der Monatsschrift und des (nur im ersten Jahrgange erschienenen) Mappenwerkes tritt wie bisher eine Ermässigung des Gesamtpreises auf 75 Mark (statt 90 Mark) für beide Publikationen ein. Für sich allein kostet das Mappenwerk nach wie vor 50 Mark

Die Redaktion der Insel befindet sich in München Leopoldstrasse 4.

Unverlangt eingeschickte Beiträge werden nicht zurückgeschickt. Redaktionelle Gegenäusserungen erfolgen nur im Falle der Annahme.





Die Insel

Herausgegeben von

Otto Julius Bierbaum ✻ Alfred Walter Heymel und Rudolf Alexander Schroeder

Zweiter Jahrgang. Fünftes Heft. Februar 1901

Preis 2 Mark

Erschienen im Insel-Verlage

bei Schuster & Loeffler in Berlin und Leipzig

PRINTED IN GERMANY

DIE INSEL/ MONATSSCHRIFT MIT BUCHSCHMUCK UND ILLUSTRATIONEN/ HERAUSGEGEBEN VON O. J. BIERBAUM, A. W. HEYMEL UND R. A. SCHROEDER

II. Jahrgang. 2. Quartal, No. 5. Februar 1901.

INHALTS-VERZEICHNIS

Blinde Liebe. Eine Geschichte aus den höchsten Kreisen. Sehr frei nach dem Englischen des Laurence Housman von Richard Dehmel. Mit zwei Zeichnungen von Laurence Housman 149

Ueber den von allen Schosshündchens zu beklagenden Abschied eines artigen Joisie von Martin Brandenburg 176

Vier Schlussstrophen aus einem ähnlichen Gedicht 180

Zwei Zeichnungen von Jossot 181

Vier Grotesken. Von Franz Blei 187

I. Das Beispiel des Gilles de Rais.

Das wunderbare Gemälde. Eine chinesische Geschichte in deutsche Reime gebracht und Herrn Otto Julius Bierbaum freundlichst zugeeignet von Rudolf Alexander Schröder. Mit einer Zeichnung von Laurence Housman 194

Zwei Holzschnitte unbekannter Herkunft aus der k. u. k. Hofbibliothek zu Wien 234

Anmerkungen 239

HARVARD COLLEGE
JAN 28 1937
LIBRARY

BLINDE LIEBE/ EINE GESCHICHTE AUS DEN HOECHSTEN KREISEN/ SEHR FREI NACH DEM ENGLISCHEN DES LAURENCE HOUSMAN VON RICHARD DEHMEL/ MIT ZWEI ZEICHNUNGEN VON LAURENCE HOUSMAN.





BLINDE LIEBE.

WIE soll ich diese rührende Geschichte blos erzählen, daſs meine zarte Leserin sich nicht die Augen ausweint über die Leiden, von denen ich berichten muſs! Es dürfte inderthat das Beste sein, ich sage gleich im voraus, daſs Alles ein wonniges Ende nimmt.

Ich habe also zu berichten von den Aengsten, mit denen ein König und seine Königin sehr viele Jahre lang durch eine böse Fee geplagt wurden, und das aus keinem besseren Grunde, als weil der König seiner hehren Frau Gemahlin unentwegt ergeben war. Ammisaunza, so hieſs der edle König, verehrte seine Frau Gemahlin so unendlich, daſs er die Schönheit anderer Frauen nur wie durch einen dicken Schleier sah. Nie, seit sie auf dem Throne saſs, hatte er sich einfallen lassen, einmal ein Paar verbotene Augen ein wenig näher zu betrachten, geschweige von verbotener Lippen Süſsigkeit zu kosten. So liebten sie sich tadellos jahraus jahrein und waren sehr zufrieden mit dem Leben, nur Eines machte ihnen manchmal Kummer: ihre Liebe wurde immer reifer, aber sie wollte durchaus kein Früchtlein tragen. Vergebens wurde die Staatswiege in jeder Sylvesternacht frisch vergoldet.

Da, eines Tages um die Pfingstzeit, erschien besagte Fee bei Hofe. Sie wurde, wie sie das gewohnt war, mit groſsen Ehren aufgenommen. Sie konnte nämlich mächtig zaubern, und ihre Schönheit war noch mächtiger; wenn sie ihr wildes schwarzes Lockenhaar schüttelte, dann konnte Keiner sie betrachten ohne Gefahr für Leib und Seele. Nur Ammisaunza blieb ungerührt. Und grade dadurch vielleicht geschah das kaum Glaubliche: die Fee verliebte sich in Seine Majestät. Das wäre nun noch nicht das Schlimmste gewesen; aber die böse Fee war nicht zufrieden mit dieser einfachen Sachlage. Sie liebte den König so anspruchsvoll, daſs sie beschloſs, nicht eher weiter zu reisen, als bis sie ihn erobert hätte.

Sie that also Alles, um den erwähnten dicken Schleier des hohen Herrschers ein wenig zu lüften. Wohl zwanzigmal des Tages kreuzte sie seinen

Weg, die Stirn in Demut vor ihm neigend, um seines Herzens königlichste Regung zu entfachen; aber Seine Majestät bemerkte es nicht. Sie kleidete sich immer strahlender und liefs kein Schmuckstück unversucht, das seinen Blick an sie fesseln konnte; aber Seine Majestät bemerkte es noch immer nicht. Bis sie sich endlich soweit vergafs, ihm ihre Liebe offen zu bekennen, und obendrein noch Erhörung verlangte. Der edle König war natürlich äufserst indigniert. Er sagte ernst und würdevoll: Schämt Euer Herrlichkeit sich nicht, so zwischen zwei ehrsame Leute zu treten, deren jahrelange Tugend respektiert zu werden verdient?! — und damit liefs er sie stehen. Die Fee war sprachlos und verliefs den Hof. Sie schien so spurlos verschwunden, wie sie gekommen war.

Aber noch in derselbigen Nacht, als Ammisaunza sich eben zum Schlummer zurechtgelegt hatte, fühlte er Lippen auf seinem Gesicht, die er für die der Frau Königin hielt, und rückte das nötige Stück beiseite, um ihrer freundlichen Annäherung die gebührende Ehre zu erweisen. Nur wunderte Eines ihn im Stillen: Warum küfst sie mir nicht den Zipfel meines rechten Ohres? fragte er sich; denn dies war das gewohnte Verständigungszeichen seit der Vollziehung ihrer Hochzeit. Darum zog er ein wenig das Haupt ein und sprach: bist Du's, mein liebes Eheweib? Und als er darauf keine Antwort erhielt, sondern nur neue und wärmere Küsse, da fafste er den weisen Gedanken: Jetzt werde ich sie meinerseits küssen, aber gleichfalls nicht auf den Zipfel des Ohres; wenn sie mir dann nicht ihr Mifsfallen kundgiebt, dann weifs ich ganz genau, dafs sich ein Fremdes eingeschlichen hat. Also küfste er sie behutsam inmitten ihrer linken Wange.

Und wirklich: sie nahm keinen Anstofs daran. Sie wurde nur noch zärtlicher. Da setzte König Ammisaunza sich im Bette hoch und machte Licht an. Er wünschte endlich zu wissen, in welcher Gesellschaft er sich befinde. Aber zu allerhöchstseinem Erstaunen fand er sich ganz allein auf seinem Lager. Der König überlegte. Er wollte völlig sicher gehen. Also nahm er den Leuchter vom Nachttisch und begab sich in das Schlafgemach der Königin. Ihre Majestät schlief tief und friedlich, mit jenen ergreifenden Atemzügen, die von der Ruhe des Gewissens zeugen. Warlich,

mir war eine Anfechtung nahe, ein böser Traum hat mich versucht — dachte der edle König und zog sich wieder leise zurück. Aber sobald er das Licht gelöscht und sich von neuem zurechtgelegt hatte, fühlte er abermals neben sich Eine, die mit den Lippen ihm schönthun wollte.

Doch weiter wollte es Ammisaunza diesmal bei Leibe nicht kommen lassen. Entrüstet hielt er sich, den Schlummer Ihrer Majestät der Königin bedenkend, die Nachtmütze vor den gefährdeten Mund und sagte mit gedämpfter, von sittlichem Ernst bewegter Stimme: Wer du auch seist, Versucherin, hebe dich von mir, du ruchloses Weibsbild! — Auf einmal ertönte neben ihm, ganz sanft, die Stimme der bösen Fee. Er indeſs that, als kenne er sie nicht, und sagte noch entrüsteter: Will Sie wollüstige Person wol schweigen! schämt Sie sich nicht, mich bis in meine ehrwürdigsten Appartements zu verfolgen?! — Die Fee jedoch schien sich durchaus nicht zu schämen, sondern erwiderte unverhohlen, sodaſs den König ein Grauen beschlich: Verstelle dich nicht, o Ammisaunza! Liebe hat Scham, aber schämt sich nicht. Dein gutes Weib soll Nichts von mir merken; ich kann für sterbliche Augen unsichtbar sein. Komm, habe Mitleid mit meiner Leidenschaft! zeige dich gnädig und spiele mit mir!

Da setzte Seine Majestät getrost die Nachtmütze wieder auf und sagte mit gewohnter Fassung: Man wolle sich nicht in mir irren, bitte! Wenn Euer Herrlichkeit die Laune stachelt, Sich einer Dirne gleich aufzuführen, so will ich als erfahrener Herrscher kein Wort mehr gegen dieselbe sagen. Nur muſs ich dringend darum bitten, nicht grade Mir durch Dero Verrücktheit meine dem Volkswohl höchst nötige Nachtruhe zu rauben, widrigenfalls ich unverzüglich dieselbe selbst unterbrechen müſste, um meine rechtmäſsige Ehegattin geziemend davon in Kenntnis zu setzen! — Denn selbstverständlich hatte der edle König nicht das geringste Mitleid mit der bösen Fee.

Und nun entpuppte sich diese in ihrer vollen Boshaftigkeit. Ah, Ammisaunza, du Tugendhafter — rief sie und lachte lautlos dazu — weil du so schamlos zu mir geredet hast, will ich mit Meiner Art Scham dich strafen! Wisse: die Königin, die dort schnarcht, wird einer Tochter das Leben

schenken, die soll unsichtbar sein ganz und gar; kein Härchen von ihr soll zu sehen sein — bis zu der Stunde, o Ammisaunza, wo Dero Verrücktheit sie stacheln wird, sich einer Dirne gleich aufzuführen! — Und damit verschwand sie, noch immer lachend.

Der König versuchte mehr als einmal, sich nochmals zum Schlummer zurechtzulegen; aber die furchtbare Drohung der Fee liefs seinem erschütterten Blut keine Ruhe. Noch ehe der Morgen zu grauen begann, erhob er sich gramvoll von seinem Lager, machte aufs neue das Nachtlicht an, bekleidete sich mit einem Schlafrock und lenkte wiederum seine Schritte in das Gemach der Königin. Sie schlief noch immer tief und friedlich. Leise lüpfte er mit der Linken den oberen Zipfel ihres Deckbetts und musterte besorgt den Taillenumfang Ihrer Majestät; aber er konnte nichts Aufsergewöhnliches wahrnehmen. In diesem nachdenklichen Augenblick erwachte die hehre Herrscherin. Der seltsame Zeitpunkt des königlichen Besuches, verbunden mit dem verstörten Ausdruck, den das erleuchtete Antlitz zeigte, bewirkte dafs sie ihn eilends fragte: was ist dir, Ammisaunza, mein Teurer? — Der König stellte zunächst den Leuchter aus seiner Rechten auf einen Stuhl; dann zog er den Schlafrock fester zusammen, setzte sich auf die Randung des Himmelbettes und seufzte tief. Er schien durchaus keine Worte zu finden.

Erst als die Königin ihn beschwor, sich ihrer landesmütterlichen Rechte zu entsinnen, liefs er sich mit geziemenden Pausen den unheilvollen Sachverhalt abringen. Nur Eines war und blieb ihm unmöglich vor ihren sittenreinen Ohren auszusprechen: das war die Bedingung der bösen Fee, unter der die zukünftige Prinzessin eines Tages sichtbar zu werden drohte. Die Königin mochte noch so sehr bitten und das Bettlaken mit Thränen benetzen, Ammisaunza blieb fest und sprach feierlich: O Königin, hier ist heiliges Land! verlange nicht das Unerhörte zu hören! bete vielmehr mit mir zum Himmel, dafs dieser Tag nie eintreten möge! — Da löschte Ihre Majestät das Licht und barg sich schweigend an seine Brust. Nur noch gedrückte Stofsseufzer bezeugten, dafs eine starke Gemütserschütterung unter dem königlichen Betthimmel vor sich ging.

Es war etwa neun Monate später, als unter dem nämlichen Betthimmel drei Wirkliche Geheime Ober-Medizinalräte um Ihre Majestät versammelt standen. Die Königin weinte bitterlich bei dem Gedanken an das Wesen, das wie ein Geist aus ihrem Schooſs geboren werden sollte. Da ertönte plötzlich ein zarter Schrei, ohne daſs etwas zu sehen war, und nunmehr wuſsten die Anwesenden, daſs sich der Bannspruch der bösen Fee, dem man in wissenschaftlichen Kreisen bisher sehr zweifelnd begegnet war, wirklich soeben erfüllt hatte.

Bei Gott ist leider kein Ding unmöglich! bemerkte der älteste Obergeheimrat, während der König allerhöchsteigenhändig nach einer Gegend hintastete, wo er das unsichtbare kleine Leben vermuten durfte. Alsdann versetzten die beiden andern Geheimräte es nach der neuesten Bademethode in einen daseinswürdigen Zustand, konstatierten daſs hochdasselbe belustigt strampelte, und übergaben es Ihrer Majestät der Frau Königin. Diese schloſs es an ihre Brust, bedeckte es mit zärtlichen Küssen, befühlte es vom Kopf bis zu den Zehen, und wenn sie auch noch immer weinte, wegen der ungestillten Sehnsucht ihrer Augen, erklärte sie doch mit mütterlichem Stolze, daſs noch kein Kind zur Welt gekommen sei, das von den Härchen über der Stirn bis zu den Polsterchen unter den kleinen Sohlen liebreizender hätte gewachsen sein können.

Bald darauf wurde zur Taufe geschritten. Niemals, seit Gründung der christlichen Kirche, hatte man eine so spannende Feierlichkeit erlebt. Denn natürlich sah auch der Hofprediger, so sehr er die Augen auch hob und senkte, Nichts von dem Kindlein, das er gen Himmel hielt, und Alle zitterten bei dem Gedanken, wie leicht er es fallen lassen könnte, und daſs es beim Suchen wahrscheinlich zertreten werden würde. Der ganze Hofstaat atmete erleichtert auf, als das Prinzesslein endlich wieder am Busen der hohen Frau Mutter ruhte. Der Name, den es erhalten hatte, war Ili, d. h. Geheimchen auf deutsch.

Ich müſste dicke Bände voll schreiben und meine zarte Leserin noch banger zu erregen befürchten, wenn ich getreulich berichten wollte, mit wieviel Aengsten der Ueberwachung, des steten Verlierens und Wieder-

findens, die Wickelkindmonate ausgefüllt waren. Und gar erst von dem Augenblick an, wo Prinzess Ili erst laufen konnte, nahm sie ihr Leben in ihre höchst eigenen Händchen, und that wonach ihr das Köpfchen stand. Bald war sie hierhin, bald dorthin verschwunden; denn wenn es nicht grade in ihrem erlauchtigsten Willen lag, sich irgendwie mündlich bemerklich zu machen, war sie für menschliche Augen unauffindbarer als eine Stecknadel im Heuwagen. Wenn etwas durch ihre Berührung erst warm geworden war, wurde es unsichtbar wie sie selbst; Kleid, Schuhe, Schmuck, Alles an ihr verschwand, sobald sie's ein Weilchen getragen hatte. Und als sie allmählich dahinterkam, wie grofse Freiheit sie dadurch besafs, machte sie noch mehr Gebrauch davon, indem sie nach Herzenslust alles belauschte, was man auf Erden belauschen kann.

Trotzdem, oder vielleicht auch deswegen, wurde sie artig auf ihre Art: ein bifschen neckisch, ein bifschen verschwiegen, aber gnädig zu jedermann — und nur zuweilen ein bifschen traurig, weil keiner recht mit ihr spielen konnte. Dann merkten manchmal die Leute bei Hofe, wie sie vor einem der grofsen Kristallspiegel stehen blieb und leise mit sich selbst flüsterte; doch liefs sie sich niemals darüber aus, ob sie sich selber sähe, ob nicht.

Da sie nun immer artiger wurde — auf ihre eigene Art wiegesagt — ersann sie endlich auch ein Mittel, sich Andern geräuschlos bemerkbar zu machen. Sie nahm sich vor, stets eine grofse Wachskerze mit sich zu tragen, und immer, wenn sie entdeckt sein wollte, sie anzuzünden. Natürlich, sobald sie die Hand um die Kerze legte, verschwand diese; aber die Flamme, weil sie den Docht nicht berührte, brannte Allen sichtbar. Also, wenn frei in der Luft ein Licht auftauchte, dann wufste Jeder: da kommt Prinzess Ili.

An ihrem elften Geburtstagsmorgen trat das Prinzesschen vor Ihre Majestät die Frau Mutter hin und fragte nach einigem Zögern: Liebe Mutter! würde es dich wohl sehr beglücken, wenn du einmal ein Schnipselchen von der sehen könntest, die seit zehn Jahren für dich unsichtbar ist? — Ach, mein arm Herzeblatt! jammerte die schwergeprüfte Königin; wie

sprichst du doch so unverständig! du bist ja verzaubert von einer bösen Fee! — Ich komme mir garnicht so arm vor, Mutter! erlaubte sich allerhöchstderen Töchterlein einzuwenden; und gar so böse hat es die Fee vielleicht garnicht gemeint mit mir! — Ihre Majestät überlegte schon, ob man nicht trotz des Geburtstagsmorgens den kleinen Unverstand etwas zurechtweisen müsse; aber da schnipste es zweimal leise unter dem blassen Licht in der Luft, und etwas fiel schimmernd in der Frau Königin Schooſs. Und weil es sich losgelöst hatte von der Prinzessin, und als es nicht mehr warm von ihr war, wurde es sichtbar wie andere Dinge; und die Frau Königin sah auf einmal ein ganzes Bündelchen tiefschwarzer Locken. Die hatte Klein-Ili sich abgeschnitten, damit ihre Mutter, der sie sehr gut war, doch wenigstens eine Ahnung bekäme, was für ein schönes Mädchen sie sei.

Aber seit diesem Geburtstagsmorgen wurde sie immer zurückhaltender. Nur wenn man sie einfach um ihre Meinung befragte, gab sie mit freundlicher Offenheit so eigentümliche Antworten, daſs sie dem hohen Elternpaare zuweilen fast zu verständig erschienen. Wo lernst du nur alle diese Dinge? konnte der König Ammisaunza sich eines Tages nicht enthalten, die nunmehr siebzehnjährige Tochter mit väterlicher Würde zur Rede zu stellen; du hast doch niemals Verlangen nach Büchern gezeigt! — Ich blase mein Licht aus, erwiderte die Jungfrau; dann kriege ich Dinge zu sehen, die man aus Büchern nicht kennen lernt. Ich weiſs allerlei, wovon du nichts ahnst. Wenn ich erst älter geworden bin, will ich dir manches ins Ohr sagen, wodurch du noch gnädiger wirst regieren lernen! — Der edle König geruhte zu lächeln. Aber ihm war tiefernst zu Mute.

Seine Majestät vermochte sich leider nicht länger zu verhehlen, daſs die Prinzessin dem Alter immer näher kam, vielleicht sogar bereits darinnen stand, in dem die tückische Drohung der bösen Fee sie jeden Tag heimsuchen konnte, und daſs es Gottes Vorsehung versuchen hieſse, wenn man sie weiter so frei herumgehen lassen wollte, ohne die Garantieen, die man bei einem sichtbaren Menschen sich in Bezug auf sittlichen Lebenswandel

zu schaffen vermag. Also beschloſs das hohe Paar, sich ohne Aufschub nach einem geeigneten Freier umzuthun, und lieſs alsbald an alle Höfe der Christenheit, soweit sie als ebenbürtig erachtet werden durften, die zweckentsprechenden Einladungen ergehen. Es kamen auch viele edle Prinzen, die trotz der Kunde von dem so eigenen Wesen der Königstochter die sichtlichste Geneigtheit zeigten, ihrer vermutlichen Schönheit zu huldigen und sie gemäſs den Wünschen des allergnädigsten Elternpaares in fernere leibliche Obhut zu nehmen; sogar ein Kronprinz war darunter. Aber das schweigsame Licht in der Luft schien Allen solche Scheu einzuflöſsen, daſs selbst die Prinzen der Nebenlinien sich nicht bewogen zu fühlen vermochten, von einer Prinzessin Besitz zu ergreifen, deren Thun nur von Gottes Auge vollkommen kontroliert werden konnte.

Zwar wenn sie zuweilen auf eine Frage ihr leises bestimmtes Urteil gab, war Jeder bezaubert vom Reiz ihrer Stimme, und selbst der Kronprinz muſste erleben, daſs ihm die Konversation danach stockte. Dies Stocken indessen war stets so gründlich, dass Keiner, den es betroffen hatte, sich einer dermaſsen bezaubernden Antwort nochmals vor Zeugen aussetzen wollte; weswegen sich nach und nach alle entschlossen, der dringenden Staatsgeschäfte halber bei nächster Gelegenheit Abschied zu nehmen. Dann schien sich jedesmal in der Luft, sobald die Thür sich hinter den edlen Prinzen schloſs, ein fast lautloses Kichern zu regen, sodaſs in dem König Ammisaunza der unumstöſsliche Verdacht aufstieg, die böse Fee sei unsichtbar immer zugegen und weide sich an der Vereitelung seiner vortrefflichsten sittlichen Schutzmaſsnahmen. Schlieſslich begann der erfahrene Herrscher es fast schon ernstlich zu bereuen, daſs er dem Anliegen der rachsüchtigen Schönheit damals so undiplomatisch begegnet war; aber in seiner bewährten Weisheit muſste er sich zugleich gestehen, daſs diese Reue, wie ernst sie auch wäre, um seine besten Mannesjahre zu spät eintrete, und immer gramdurchfurchter verneigte er sich vor den sich höflichst empfehlenden Freiern.

ZUR selben Zeit diente im königlichen Palais ein armer Junker, ein Freiherr v. Rily, bei der Leibgarde Seiner Majestät als Leutenant. Es muſs gesagt werden, daſs dieser junge Mann, mit dem ich meine zarte Leserin aus Gründen der historischen Wahrheit zu meinem Bedauern nicht verschonen darf, über höchst glückliche Anlagen verfügte, Leibes wie der Seele. Leider aber machte er nicht denjenigen ernsten Gebrauch von ihnen, der sich für einen gewöhnlichen und nicht einmal wohlsituierten Freiherrn grundsätzlich geziemt haben würde. Statt seine Begabung höheren Ortes gefällig und würdevoll geltend zu machen, gefiel er sich darin, eine durch nichts gerechtfertigte sorglose Vergnügtheit zur Schau zu tragen und seine Tugenden geflissentlich zu bemänteln. Wenn ihn sein Wagemut einmal antrieb, irgend ein Heldenstück zu verrichten, so gab er sicher nachträglich vor, eine Wette sei der Anlaſs gewesen; und wenn er jemandem eine Gutthat erwies, dann hüllte er sie in einen Spaſs. Natürlich war das nicht der Weg, um sich den Beifall seiner Vorgesetzten zu erwerben, und allgemein prophezeite man ihm eine entsprechend schlechte Carrière.

Trotzdem — bei aller schuldigen Ehrerbietung darf ich aus den erwähnten Gründen zu meinem Bedauern auch dies nicht verschweigen — nahm Prinzess Ili seltsamerweise ein stetig wachsendes Interesse an diesem absonderlichen Gebahren; und bald verging kein Tag, an dem sie nicht mehrere Stunden lang in der Umgebung des Junkers weilte, wohlverstanden nachdem sie zuvor das Licht ihrer Kerze ausgelöscht hatte, und fraglos nur um zu ergründen, warum dieser Jüngling so hartnäckig sein Bestes vor den Leuten verbarg. Selbst angenommen aber, daſs sie noch andere törichte Dinge hätte an ihm erforschen wollen, so darf nicht übersehen werden, daſs die erlauchtigste Prinzessin durch die Verzauberung der bösen Fee immerhin einigermaſsen berechtigt war, gewisse wesentliche Punkte der menschlichen Beschaffenheit mit anderen Blicken zu betrachten, als es bei sittsamen Jungfrauen ihres Alters im allgemeinen üblich sein dürfte.

Denn da sie niemals Grund gehabt hatte, sich wegen ihres eigenen Körpers

und der ihm anhaftenden Gliedmaſsen vor irgend einem Menschen zu schämen, so konnte sie sich naturgemäſs auch die Betrachtung fremder Gliedmaſsen nicht als ein sündiges Ergetzen anrechnen. Also ging sie denn Tag für Tag von den ihr leider zu wenig natürlichen Hofleuten weg, über den Schloſshof, bis zu dem abgelegenen Gartenhäuschen, in dem der Freiherr einquartiert war; dort nahm sie heimlich irgendwo Platz und beobachtete ihn und freute sich an ihm.

Gleichwie man vom Abendwind angenehm erregt wird, ohne ihn doch zu sehen, weil er den Duft von Blüten mit sich bringt, so ward nun bald auch Junker Rily durch Prinzess Ilis Kommen bewegt. Er hatte solchen Spürsinn dafür, daſs sie schon nach der ersten Woche ihm nicht mehr, wie sonst jedem Menschen, selbst ihrer erhabenen Frau Mutter, unbemerkt nahetreten konnte. Sie mochte noch so leise kommen, und noch so behutsam ohne Licht: er merkte sofort, daſs sie da sei. Und wenn er auch, seiner Gewohnheit nach, von seinen Gefühlen nichts zeigen wollte, so sah sie doch jedesmal deutlicher, wie ihm die Lust, ihr noch näher zu kommen, jählings das Blut ins Gesicht trieb.

Bei ihrer gnädigen Gesinnung konnte sie gegen diesen Zustand nicht lange unempfindlich bleiben, und als sie das nächste Mal zu ihm kam, bedeckte sie plötzlich sein Gesicht mit ihren Händen und flüsterte: Du lieber, stiller, stolzer Mensch du! was sagst du denn nie ein Wort zu mir?! — Und als Herr v. Rily verwirrt zurückgab: was soll ich denn sagen, du Unfaſsbares! — da lachte sie leise und neckte ihn: Oh, nur die Wahrheit, du Ungeschickter! du schämst dich wohl gar einzugestehen, wie gerne du mich anfassen möchtest! — Und dabei klopfte ihr unsichtbares Herz so dicht an dem seinen und so stürmisch, als wollte es hinein zu ihm.

Dem armen Junker fiel selbstverständlich ein, wie hoch sie über ihm stand in der Welt, und welcher Abgrund sie von ihm trennte, wenn anders er nicht die heiligsten Güter der guten Gesellschaft gefährden wollte, und deshalb — was freilich bei seiner Gemütsart nicht eben überraschen kann — hielt er sie doppelt fest an sich gedrückt und brach in die ebenso unsinnigen wie etikettewidrigen Worte aus: Ach Ili, ich möcht'

dich ewig so halten! — Unerklärlicher Weise fand die Prinzessin Gefallen an seiner Exaltation, sodaſs sie aufs neue zu lachen geruhte und ihm zu wiederholten Malen seine flaumbärtigen Lippen küſste. O Rily, beliebte sie zu jauchzen, du kannst mich nicht sehen und willst mich doch haben?! — Du kannst mein Herz ja auch nicht sehen, erwiderte der verwegene Junker, und kennst es doch und willst es haben!

Da küſste sie ihn noch zärtlicher, und löste ihr Haar auf und sagte innig: Komm, lerne auch mein Gesicht so kennen! — Sie nahm seine Hände und legte sie sanft auf ihre noch niemals gesehenen Augen. Junker Rily erschauerte über und über, als er die langen feinen Wimpern in seinen Handflächen zucken fühlte. O sag mir, wie fühlst du mich? fragte sie bebend; bis jetzt hat noch kein menschlicher Mund von meiner Schönheit zu mir gesprochen! — Der Junker bewegte tastend die Hände, wie ein Blinder der liest, und murmelte trunken:

Deine Augen thun wohl wie der Schatten im Sommer. Deine Lippen sind warm wie die Rosen im Juli. Um deine Wangen ringeln sich deine Haare, als möchten sie meine Finger umranken, und deine Augenbrauen berühren sich. Ich lege den Finger in dein Ohr und fühle dein Blut bis unter mein Herz. Ich habe dein Gesicht schon gekannt, als ich noch kindlich durchs Haidekraut lief und hinter den Birken die Waldfee suchte. Ich schlieſse die Augen und sehe dich.

Ich müſste abermals dicke Bände voll schreiben, wollte ich einigermaſsen ausführlich berichten, wie die Prinzessin sich unter dem Bannfluch der bösen Fee nun immer mehr durch die Narreteien des pflichtvergessenen Leutnants umgarnen lieſs. Oft kam sie sogar des Abends zu ihm, und nahm keinen Anstand sich an sein Bett zu setzen; und wenn er einmal, vom Dienst ermüdet, zufällig bereits im Schlafe lag, weckte sie ihn mit ihrer lieblichen Stimme. Dann war Herr v. Rily skrupellos genug, ihr obendrein noch vorzuschwärmen, es kreisten Sonne, Mond und Sterne um sein Lager. Und wenn er vor dem Palais die Nachtwache hatte, wartete er bei den Kletterrosen, die unter den Fenstern von Prinzess Ili die ganze Mauerwand bedeckten, bis sie mit ihrem Licht oben winkte;

dann schwang er sich an dem Spalier zu ihr hoch und brachte ihr stets die roteste Rose mit, und hing dann oben am Fenstersims, von ihren Armen und Lippen gehalten.

Weil sie indessen nicht lediglich Küsse tauschten, sondern auch viel mit einander flüsterten, konnte es endlich gottlob nicht ausbleiben, daſs eine alte scharfohrige Frau sie hörte, die von dem edlen König Ammisaunza zur Ueberwachung seiner so unglückselig verzauberten Tochter angestellt war. Dies alte Weib also lieſs sich am nächsten Morgen zu Seiner Majestät ins Sprechzimmer führen, und meldete dorten unter vier Augen, daſs sich zuweilen nach Mitternacht im Schlafzimmer des erlauchtigsten Fräuleins die Stimme eines Mannes vernehmen lasse, und ein Geräusch wie von Vögeln, das aus dem Rosenspalier am Fenster zu kommen scheine.

Als König Ammisaunza das hörte, erfaſste ihn ein solcher Sehrecken, daſs er all seine sittliche Würde auf einige Zeit beiseite setzte und sich die folgenden Nächte hindurch hinter eine geheime Tapetenthür stellte, um allerhöchsteigenohrig zu prüfen, von welcher Art die erwähnten Geräusche seien und wie man dagegen einschreiten könne. Und wirklich, in der dritten Nacht muſste der edle König mitanhören, daſs seine Tochter sich hastig vom Bette erhob und leise das Fenster öffnete, und daſs sich Jemand das Rosenspalier zunutze machte, und wie dann sogleich ein Geräusch begann, das nur von Küssen herrühren konnte. Und dieses Geräusch war so anhaltend, daſs sich dem König die Haare sträubten, vor Furcht was noch weiter erfolgen könnte. Also beschloſs er, unverzüglich seinem Vaterzorn freien Lauf zu lassen, stieſs die Tapetenthür auf und schrie: du schamlose Bübin, was treibst du da! — Aber im nämlichen Augenblick bekam er so einen Stoſs vor die Brust — oder genauer ausgedrückt, vor die erlauchtigste Magengegend — daſs seine geheiligte Person, vollkommen dem Gleichgewicht entsagend, sich eilends auf den Fuſsboden setzte und eine Weile dort sprachlos verharrte.

Denn Herr v. Rily, wohl in der Meinung, irgend ein niedriger Horcher wolle die Ehre seiner Prinzessin antasten, hatte sich nicht erst Zeit ge-

nommen, das Antlitz Seiner Majestät gewissenhaft zu recognoscieren; sondern leichtfertig wie er war, hatte er den besagten Stoſs mit solcher blinden Gewalt geführt, daſs er fast selber vom Fenster stürzte und nur durch einen geschickten Sprung mit heilen Gliedern zur Erde kam. Da aber Seine Majestät den Frevler sehr wohl erkannt hatte, so nützte seine Geschicklichkeit ihm nichts, und tagsdarauf erfuhr man durch die hauptstädtischen Zeitungen, daſs der von jeher übel berüchtigte Freiherr v. Rily, Leutnant der königlichen Garde, gefänglich eingezogen sei und wegen hochverräterischen Vergehens demnächst vor das Kriegsgericht kommen werde. Bei den Antecedentien des Leutnants konnte dies niemanden Wunder nehmen oder zu Nachforschungen bewegen, und dadurch wurde zum Glück verhütet, daſs Näheres über den peinlichen Vorfall in die sozialdemokratische Presse gelangte.

Nichtsdestoweniger fühlte der edle König sich keineswegs im Herzen erleichtert. Zwar hatte er nach dem verwegenen Angriff auf sein erhabenes Gleichgewicht mit tiefer Befriedigung konstatiert, daſs seine Tochter noch unsichtbar war; aber die Angst, sie könnte da eines Morgens stehen, leibhaftig mit all ihren Körperteilen und mit der entblätterten Blume des sittlichen Adels, verlieſs ihn keinen Augenblick mehr. Sie ist bereits auf dem besten Wege! sagte er sich in Einem fort; und wenn die Wände auch Ohren haben, so haben dieselben doch keine Augen, wenigstens nicht im Hinblick auf sie. Was soll ich ehrsamer König nur thun, um nicht in meinem eignen Palais mein Fleisch und Blut entwürdigt zu sehen! — Da, mitten in diese schwere Bedrängnis, fiel wie ein Stern aus dem Füllhorn der himmlischen Gnade die Botschaft von einem neuen Freier, den man bis dahin noch garnicht in Rechnung gezogen hatte. Es war ein regierender Herzog aus sehr altem Hause, und es verlautete mit Bestimmtheit, Seine Hoheit sei ganz captiviert von der Vorstellung, einmal den seltenen Reiz zu kosten, den eine unsichtbare Schönheit seines Erachtens garantiere.

Der edle König Ammisaunza begoſs diese Nachricht mit Freudenthränen. Nicht nur, daſs der Herzog bereits in jenen reiferen Jahren stand, die eine

tugendhafte Ehe von vornherein wahrscheinlich machen, sondern man rühmte auch allgemein den reichen Erfahrungsschatz Seiner Hoheit, ganz zu geschweigen der vielen andern Regententugenden, die sich zum Wohle der unerfahrenen Königstochter in seinem Busen vereinigt fanden. Und da sein Herzogtum überdies nicht allzu beträchtlichen Umfanges war, stand auch in diplomatischer Hinsicht nach keiner Seite hin zu befürchten, daſs durch die Personalunion das Einvernehmen der Groſsmächte über das europäische Gleichgewicht im Erbschaftsfalle gestört werden könnte. Demnach, als in der That von Seiten des Herzogs die Anfrage eintraf, ob er des hohen Genusses teilhaftig zu werden hoffen dürfe, dereinst von Seiner Majestät als Dero Eidam umarmt zu werden, lieſs Ammisaunza ihm huldvollste Grüſse entbieten und fügte ein allerhöchsteigenes Handschreiben mit der entsprechenden Einladung bei. Zur innigen Freude des edlen Königs und Ihrer Majestät der Frau Königin stieg Seine Hoheit dann auch in Bälde mit groſsem Gefolge bei Hofe ab, u. a. mit seinem vertrautesten Leibarzt und einem eigens für seine Nerven konstruierten Elektrisierapparat.

TROTZ all dieser Sorge um ihre Wohlfahrt verharrte inzwischen die Prinzessin bei ihrem bedenklichen Lebenswandel. Sie ging noch öfter als sonst ohne Licht aus und brachte dem staatsgefährlichen Junker die verbotensten Dinge ins Gefängnis: Feilen, Strickleitern, Geld und Rasierzeug, sogar einen Dolch und einen Revolver, damit er sich mit Gewalt oder List der gerechten Strafe entziehen könne. Anstatt aber die Gelegenheit wahrzunehmen, vielleicht noch irgendwo auſser Landes ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu werden, war Herr v. Rily so anmaſsend, seinen Richtern durchaus seine Unschuld beweisen zu wollen, und lehnte jeden Fluchtversuch ab. Natürlich geriet er dadurch erst recht in eine hilfsbedürftige Lage. Denn nachdem er vergebens acht Tage lang auf seine Vernehmung gewartet hatte, wurde er in geheimer Sitzung, wie es die Rücksicht auf das Staatswohl und auf die Disziplin erheischte, ungehört zum Tode verurteilt und bis zur Vollstreckung dieses Urteils in

eine so engvergitterte Zelle gebracht, daſs selbst für den schlankesten Gardeleutnant keine Möglichkeit des Entkommens war.

Seltsamerweise schien Prinzess Ili nicht im geringsten durch alldas bekümmert. Zwar meinte ihre hehre Frau Mutter, welche zuweilen unversehens das Boudoir ihrer Tochter betrat, einmal ein leises Geräusch zu vernehmen, als fielen Thränen auf eine Tischplatte; aber da unmittelbar darauf ihr unsichtbares Lachen ertönte, muſste es wohl ein Irrtum gewesen sein. Jedenfalls schien ihr die Werbung des Herzogs ein wahres Vergnügen zu bereiten; denn als Seine Hoheit sich vor ihr verbeugte, beleuchtete sie sein würdiges Haupt sehr eingehend mit ihrer Kerze, und sagte, sie fühle sich wirklich geschmeichelt. Tiefgerührt drückte das hohe Elternpaar, ihr im Geheimen Alles verzeihend, dem künftigen Eidam beide Hände und that in Eile die nötigen Schritte zur feierlichen Begehung der Hochzeit.

Indessen drang dem gefeierten Gaste allmählich doch ein Geflüster zu Ohren, die seltsame Braut sei im Grunde durchaus nicht so willfährig, daſs man bei der Unmöglichkeit, sie ohne ihr Licht überhaupt zu entdecken, sich ihrer in Ruhe werde erfreuen können. So kam es, daſs bei dem nächsten Familienabend Seine Hoheit ein merkliches Rheuma zeigte und im Verlaufe der Unterhaltung auch jene dringlichen Staatsgeschäfte berührte, die einen gewissenhaften Regenten zuweilen plötzlich nachhause rufen. Der edle König Ammisaunza lieſs vor Bestürzung beinahe die Theetasse fallen, zumal er wiederum neben sich das fast lautlose Kichern zu hören glaubte, das ihm die stete Gegenwart der bösen Fee immer mehr verbürgte.

In seiner Verzweiflung entschloſs er sich, den Herzog nach Tisch beiseite zu nehmen und ihm Mitteilung von dem zu machen, was er bisher noch vor Jedermann, selbst Ihrer Majestät der Frau Landesmutter, die vielen Jahre hindurch verheimlicht hatte: unter welcher zweideutigen Bedingung die Fee ihm Aussicht gelassen habe, daſs seine Tochter einst sichtbar werden könne. Seine Hoheit, aufs äuſserste interessiert, lieſs sich zunächst den ganzen Hergang nebst der Bedingung noch Einmal erzählen. Dann,

während ein tief mitfühlendes Lächeln seine erfahrenen Lippen umspielte, sagte er mit vibrierender Stimme: Euer Liebden wolle nicht länger besorgt sein! man möge doch diese mechante Fee in ihrer eigenen Schlinge fangen! Wenn Dero Weisheit bewirken wollte, daſs Dero Tochter mir in der Nacht, bevor wir die heiligen Ringe wechseln, willig ihr keusches Schlafgemach öffnet, so glaube ich garantieren zu dürfen, daſs sich die fragliche Bedingung in allen Ehren erfüllen wird. Es ist sans phrase Christenpflicht, die liebe, schändlich verfolgte Unschuld zum Hochzeitstage sichtbar zu machen.

Dem schwergeprüften edlen König fiel eine Zentnerlast vom Herzen. Er drückte den würdigen Schwiegersohn einmal ums andre an seine Brust, und sie vereinbarten definitiv, daſs die Vermählungsfeierlichkeiten schon in der folgenden Woche stattfinden sollten. Aber sein väterliches Gemüt geriet nun erst auf den Gipfel des Kummers. Kaum hatte er sich zur Ruhe gelegt, als ihn das furchtbare Bangen befiel, seine Tochter möchte ihm doch noch zuvorkommen und anderweit den Schritt begehen, der sie zum heiligen Stande der Ehe dann dauernd untauglich machen würde. Denn wenn sie jetzt plötzlich sichtbar würde, konnte dem Herzog nicht zweifelhaft bleiben, was vorher dazu geschehen sein muſste, und selbstverständlich war dann die Aussicht, sie standesgemäſs zu verheiraten, für alle Ewigkeit dahin.

Den ganzen nächsten Tag über, und wieder bis in die Nacht hinein, befand sich König Ammisaunza in diesem beklagenswerten Zustand. Endlich, auf seinem schlaflosen Lager, als er sich schon den Wachsstock anzünden wollte, um Ihre Majestät die Frau Königin gleichfalls in Alles einzuweihen, kam ihm wie eine Erleuchtung von Oben die wahrhaft erlösende Idee, dem Herzog das Zimmer der Prinzessin bereits am folgenden Tage zu öffnen, natürlich erst gegen Mitternacht, und zu derselben Stunde das Urteil an dem gefährlichen Leutnant vollstrecken zu lassen. Mit dem Entschlusse, am andern Morgen die Hinrichtungsordre zu publizieren, lieſs er den Wachsstock unangezündet und gab sich selig dem Schlummer hin; seit Jahren hatte der edle König keinen so ruhigen Schlaf genossen.

Der Abend des folgenden Tages kam; Prinzess Ili schien fröhlicher denn je. Nur als man am Familientisch das neueste Regierungsblatt mit sämtlichen allerhöchsten Erlassen in schweigender Ehrfurcht herumgehen liefs, zitterte einen Augenblick ein wenig das blasse Licht in der Luft; dann aber lachte sie fast übermütig. Nachdem man sich vom Thee erhoben und allerseits huldvollst empfohlen hatte, begleitete der König seine Tochter mit immer hoheitsvolleren Schritten bis an die Thür ihres Schlafgemaches und sprach dort in ergreifendem, von tiefer Rührung verschleiertem Tone:

Mein liebes Kind! Ich glaube dir nicht erst beweisen zu brauchen, dafs ich von jeher dein Bestes im Auge hatte. Thue also, was ich dir sage, damit es dir wohlgehe und du lange lebest auf Erden. Siehe, ich werde mit eigener Hand dein Zimmer von aufsen abschliefsen, und wer heute Nacht dich besuchen sollte, der mufs meinen eigenen Siegelring tragen, widrigenfalls er ein Staatsverbrecher und gottvergessener Schandbube ist. Trägt aber derselbe meinen Siegelring, so habe ich selber denselben an seinen Finger gesteckt, und dann willfahre diesem in Allem, was er auch immer von dir verlangt, so voll und ganz, als wenn ich selber dasselbe verlangte. Dann wird Gottes Gnade sichtbarlich werden und die Verzauberung von dir nehmen, die dich seit Kindesbeinen umstrickte; und keine böse schamlose Fee wird dir die Freude mehr rauben dürfen, dafs Jedermann dich betrachten kann. Und höre, was ich dir hiermit verspreche, bei meinem gesalbten Haupte schwöre ich dir's: wenn du nach soviel gramvollen Jahren nun deinen alten Eltern den Trost bereitest, dafs unsre Augen dich morgen früh in holder Scham erröten sehen, dann sollst du dir von mir wünschen dürfen, was immer dein Frauenherz begehrt — ich will es dir geben, bei Meiner Ehre, und wär's die Hälfte von meinem Königreich! —

Und damit liefs er die Unsichtbare, sein gramdurchfurchtes Antlitz senkend, in ihr jungfräuliches Zimmer treten und zog den Schlüssel hinter ihr ab. Dann ging er sinnend zu der alten Aufwartefrau, die so vertrauenswürdig zu lauschen verstand, und sagte ihr leutselig ins Ohr: Wenn die Prinzessin sich ausgezogen hat, so nehmen Sie schleunigst ihre Kleider, auch Schuhe

und Strümpfe, mit aus dem Zimmer, damit sie nicht etwa zu fliehen versucht. Und ebenso schleunigst schliefsen Sie dann — hier haben Sie den Schlüssel — das Zimmer von aufsen hinter sich zu und bringen mir denselben zurück! — Und in der That, als Prinzess Ili das Licht ihrer Kerze ausgelöscht hatte, nahm ihr die brave alte Frau sämtliche Kleider vom Bettstuhl weg, sodafs sie nur ihr Hemd anbehielt, und schlofs dann doppelt von aufsen ab. Und etwa eine Stunde später, als in dem Palais Alles dunkel war, begab sich König Ammisaunza zu den Gemächern des Herzogs hinüber.

Einen Augenblick stutzte er vor der Thür, weil er ein schauriges Schnurren vernahm. Doch bald erkannte der lauschende Herrscher, dafs Seine Hoheit sich elektrisierte, und hochbefriedigt wartete er, bis der gewissenhafte Eidam sein Nervensystem geordnet hatte. Hierauf umarmte er ihn schweigend, drückte ihm erst seinen Siegelring und dann den Schlüssel in die Hand, und mit verständnisinnigem Blick ihm eine gute Nacht wünschend, verschwand er eiligst.

INZWISCHEN war aber die Prinzessin, sobald sich die Schritte der braven Alten im Korridor verloren hatten, leise von ihrem Bett aufgestanden und hatte jenes Fenster geöffnet, an dem sie so oft von ihrem Junker zur selben Stunde geküfst worden war. Da stand sie nun einsam im blofsen Hemde und atmete zaudernd den Rosenduft der stillen warmen Sommernacht. Es war, als ob sie eine Stärkung daraus schöpfte; und wie von Zauberkraft getrieben, schwang sie sich über das Fensterbrett und kletterte das Spalier hinab, bis ihre nackten Füfse unten das frische grüne Gras berührten.

Sie huschte über den dunklen Schlofshof, bis zu den tiefer gelegenen Höfen, wo die Gebäude des Marstalls begannen. Der Ziehbrunnen ragte in die Luft wie ein verstümmelter Wegweiser. In den gefüllten beiden Eimern, die auf dem Rande stehen geblieben waren, schwankte das schwarze Wasser und Mondlicht. Als sie noch einmal danach zurücksah, fuhr plötzlich eine graue Hand über den Spiegel des einen Eimers, und

ein entsetzlich bleicher Kopf sperrte den Mund auf nach den Tropfen, die glitzernd um seine Kinnbacken spritzten. Ihr war, als hätte sie den Tod vom Wasser des Lebens schlürfen sehen.

Am westlichen Vorsprung des Festungsturmes mufste sie einige Stufen hinunter. Da brannte im Schatten des Mauerwinkels das trübe Licht einer Handlaterne, und zwei Soldaten mit Hacke und Spaten machten daneben eine Grube. Prinzess Ili blieb stehen und starrte hinein. Die Erde, die ausgeschaufelt wurde, rollte auf ihre nackten Füfse. Die Grube war schon grofs genug, dafs grade ein Mann darin liegen konnte. Es wird bald Mitternacht schlagen! sagte der eine der Grabenden. Sie faste schaudernd ihr Hemd zusammen und eilte weiter. Sie kam an die Gefängniswache. Sie huschte zwischen den beiden Posten, deren geschulterte Gewehre im Gaslicht des Thorbogens funkelten, unhörbar durch; und endlich stand sie vor der Zelle, in der Junker Rily sein Schicksal erwartete.

Sie drückte sich an die Wand des Ganges, und bat sich selber um Geduld. Sie wufste, bald mufste der Wärter kommen und ihm die Henkersmahlzeit bringen; sie zitterte. Als sie ihr Ohr an das Thürschlofs legte, hörte sie drinnen ruhige Atemzüge. Und Prinzess Ili freute sich, dafs dieser unbotmäfsige Mensch in dieser Stunde noch schlafen konnte. Da kam der Wärter und brachte das grausige Mahl. Er öffnete leise die schwere Thür, um den Gefangenen nicht zu wecken, und setzte das Geschirr auf den Tisch. Und dabei seufzte er unwillkürlich, dafs ein so kräftiger junger Mann sich so strafwürdig vergangen hatte.

Während er noch so stand und mitleidig war, safs Prinzess Ili schon auf dem Stuhl neben dem Bette des Herrn v. Rily und sah in sein schlafendes Gesicht. Und kaum war der Wärter zur Zelle hinaus und hatte wieder abgeschlossen, als sie die Lippen des Schlafenden ihren Namen flüstern hörte. Da bückte sie sich und legte ihr Haupt neben das seine auf das Kissen, und küfste ihn, wie man Blumen küfst. Und da legte sich sein Gesicht an das ihre, gleichwie ein Blütenblatt an das andre, und eine wachwerdende Stimme sprach: Bist du's denn wirklich, Ili, Meine?

Ich bin's, Ri! gab sie bebend zurück, und obgleich nun Jener völlig erwachte, entblödete er sich nicht zu bemerken: ich wuſste, daſs du kommen würdest. Auf einmal fuhr er heftig zusammen, denn heiſse Thränen fielen auf seinen Mund, und auf dem Kissen wurde ein Blutfleck sichtbar. Bist du verwundet, Li? stammelte er. Wer hat es gethan? fragte er wild. Sie aber umschlang ihn mit beiden Armen, und er spürte ihr Lachen, als sie erwiederte: Die Rosen, die du heraufstiegst zu mir, die thaten's, als ich hinabstieg zu dir! — Da umschlang auch der Junker die Prinzessin, und er fühlte, wie dünn bekleidet sie war. In diesem Augenblick schlug es Mitternacht draufsen, und Waffengeklirr kam die Treppen herauf, und dröhnende Schritte näherten sich. Und Prinzess Ili sagte sich, daſs die Minute gekommen sei, wo sie von ihrer Verzauberung den gnadenreichsten Gebrauch machen könne.

Und ehe ihr Junker noch recht wuſste, was sie bezweckte und wie ihm geschah, war sie zu ihm ins Bette geschlüpft und hatte sich ganz auf ihn hingelegt. Vom Mund bis zu Füſsen bedeckte sie ihn, und indem sie noch ihre dichten Locken bis über sein Haar ausbreitete, flüsterte sie, fest an ihn gepreſst: Rühre dich nicht, damit dein Körper ganz warm von mir wird und unsichtbar! Und da knarrte auch schon der Schlüssel im Schloſs, und die Wachmannschaften stieſsen die Thür auf — und sahen nichts als ein leeres Bett und eine verlassene Zelle. Sie suchten noch unter dem Bettgestell nach, dann stürmten sie schreiend und fluchend hinaus, der Gefangene sei zum Teufel gegangen, und verteilten sich eiligst nach allen Seiten, um ihn womöglich noch einzuholen. Herr v. Rily, dem an der Brust seiner Herrin zum Sieden heiſs geworden war, begann am ganzen Leibe zu zittern, und während es draufsen stille wurde, klopfte sein Herz so laut wie ein Specht. Laſs mich los, mein Himmlisches! bat er flehend; laſs uns fliehen, sie haben die Thür aufgelassen.

Nein — hielt sie ihm flüsternd und lachend den Mund zu — bleib nur im Nest, du wilder Vogel! Wenn du jetzt mit mir ausfliegen wolltest, dann würden sie dich sehen und greifen. Morgen früh wird die Thür auch noch offen sein, dann aber wird niemand mehr vermuten, daſs du

noch hier in der Nähe bist, und ich kann dich verkleiden und mit dir fliehen. Und als nun der Junker noch heftiger zitterte, küſste sie ihn und sagte beklommen: Du bist auch garnicht ruhig genug. Zur Flucht muſs man ruhig, ganz ausgeruht sein. Komm, lege dich still in meine Arme und laſs uns erst zusammen schlafen. Da legte er sich in ihre Arme, und plötzlich seufzte er tief: ach Ili — und darauf seufzte sie tief: ach Rily — und also schliefen sie zusammen.

Am andern Morgen in der Frühe, als König Ammisaunza vernahm, wie oft der Herzog das Bett der Prinzessin vergebens nach ihr abgesucht hatte, und als er überdies noch erfuhr, daſs Herr v. Rily verschwunden sei, kam er in groſser Hast nach der Zelle, ohne Begleitung und schlimmster Ahnungen voll. Und warlich, da lag der Junker und schlief, als ob er im siebenten Himmel wäre; und neben ihm Eine, so hold wie ein Mädchen und doch wie eine junge Frau. Die sah halb aus wie die Königin, d. h. wie sie ehmals gewesen war, und halb wie die böse schwarzlockige Fee; daher der König nicht zweifeln konnte, daſs er sein eigenes Kind vor sich habe. Und als er noch voller Bestürzung stand und sich die Sachlage überlegte, wachten die Beiden gleichzeitig auf und sahen einander entzückt in die Augen. Und siehe, auf einmal hob die Prinzessin die Hand zu dem schändlichen Junker hin und zupfte ihn am Zipfel des Ohres. Da ergrimmte der König Ammisaunza und schlug sich stöhnend die Vaterbrust; und da bemerkte ihn seine Tochter.

Einen Augenblick lag sie wie gelähmt, dann warf sie sich wieder über den Junker, in der Meinung, ihn unsichtbar zu machen. Als aber der starre Blick des Königs nach wie vor an ihr haften blieb, ging ihr ein Licht auf und sie rief: O Vater, siehst du mich wirklich leibhaftig?! — Ja, Dirne, ich sehe dich! mehr als zuviel! schrie Seine Majestät auſser sich; Dich mitsamt deinem zuchtlosen Buhlen! — Die Prinzessin errötete über und über, und der Freiherr wollte vor Wut aufspringen. Aber sie hielt ihn zu fest umschlungen, und indem sie sich mit dem andern Arm die Bettdecke bis ans Kinn hochstreifte, sagte sie lächelnd: lieber Vater — — Dann holte sie Atem und fuhr fort: Da du mich also

wirklich siehst, so wünsche ich mir als Hochzeitsgabe hier diesen meinen lieben Herrn Rily! Mit ihm will ich gern an den Altar treten — noch heute, wenn es dein Wille ist — und werde mich reicher dadurch fühlen als durch dein ganzes Königreich!

Da erinnerte sich der edle König, daſs er sein Wort verpfändet hatte, und er erkannte in seiner Weisheit, daſs unter den obwaltenden Umständen fraglos die sittliche Pflicht vorliege, dasselbe voll und ganz zu halten; und deshalb hört meine Geschichte jetzt auf. Hätte der König Ammisaunza von vornherein so ruchlos gehandelt, wie leider die meisten Ehemänner, und der bösen Fee gleich ihren Willen gethan, so wäre ich nicht genötigt gewesen, von soviel Sorge und Leid zu berichten. Dann aber wäre Prinzess Ili wohl überhaupt nicht zur Welt gekommen, und meine zarte Leserin nicht zu dem versprochenen wonnigen Ende.

Wer also bis hierher gelesen hat, dem muſs es wohl ernstlich gefallen haben, wie unentwegt der edle König den Pfad der Tugend wandelte. Und wem es nicht gefallen hat, der möge sich ruhig darüber entrüsten.

UEBER DEN VON ALLEN SCHOSSHUENDCHENS ZU BEKLAGENDEN ABSCHIED EINES ARTIGEN JOISIE/ VON BRANDENBURG.

KOMMT, ihr artigen Charmanten,
Mit den spielenden Plaissanten,
Und beklaget eure Noht:
Seyd betrübet, ihr Brunellen,
Nebst Amours und Forabellen!
Euer Joisie ist todt.

Lasset tausend Hündchens preisen,
Und wie etwas rares weisen,

Die ein Frauen-Zimmer liebt;
Dennoch wird die Frage fallen,
Ob es unter diesen allen
Zweene seines gleichen giebt.

Erstlich war ihm keine Schande,
Dass er von dem Vater-Lande
Nicht ein Bologneser hiess;
Weil das Glück, ihm liebzukosen,
Bey den edlen Vernau-Rosen,
Ihn die Welt erblicken liess.

Die Geburts-und Lebens-Stunde
Fiel, mit allerbestem Grunde,
In die schöne Frühlings-Zeit;
Denn sie muste prophezeyen
Von dem künftigen Gedeyen
Seiner lust'gen Artigkeit.

Was die Eltern anbelanget,
Hat er mit dem Ruhm gepranget,
Dass man von ihm sagen kann,
Wie er seine Vater kannte,
Welchen ehemals Servante,
Als die Mutter, lieb gewann.

Beyde wird man besser kennen,
Und vollkommen artig nennen,
Wenn man sich vor Augen stellt,
Wie der Wahrheit ähnlich scheine,
Dass ein Apfel insgemeine,
Nicht zu weit vom Stamme fällt.

Weisslich waren seine Glieder,
Aber dennoch hin und wieder

Etwas bräunlich untermischt.
Seine Munterkeit im Scherze,
Hat in Wahrheit manches Herze
Zum Vergnügen angefrischt.

So viel ungemeine Gaben
Wollten einen Titel haben,
Der sich reimte mit der That;
Dieses ist der schöne Name,
Da ihn eine kluge Dame
Joisie genennet hat.

Unter dreyen, die gebohren,
Ward dies Hündchen auserkoren,
Und des Glückes Favorit,
Da im Gegentheil die andern
Mussten nach dem Dorfe wandern,
Wo man ihren Vater sieht.

Alle Tugenden zu loben,
Wird nothwendig aufgeschoben,
Denn es fehlet an der Zeit;
Doch nur etwas zu berühren,
Und die grössten anzuführen,
Heisset Pflicht und Schuldigkeit.

Kann die Dankbarkeit auf Erden
Sonsten kaum gefunden werden;
War sie doch sein grösster Ruhm.
Muss die Treue sich verkriechen;
Hatte sie doch Joisiechen,
Gleichsam als ein Eigenthum.

Denn man sahe dieses Hündchen
Nimmermehr ein viertel Stündchen

Ausser dem gewohnten Schoss,
Da es konnte sicher liegen,
Und beständig mit Vergnügen
Lebens Unterhalt genoss.

Niemand wird dawider streiten,
Dass es auch zu allen Zeiten
Die Zufriedenheit geliebt,
Und sich freundlich angestellet,
Da hingegen mancher bellet,
Wenn man ihm zu wenig giebt.

Seine Künste zu erzählen,
Mögten wohl die Worte fehlen,
Wenn er etwas mehr geleb't;
Aber die gethane Reisen
Muss ein jeder billig preisen,
Der nach Ruhm und Ehre streb't.

Hamburgs Welt-berühmten Gassen
Hat er neulich sehen lassen,
Dass er schön und artig sey;
Diesem Zeugniss aus der Ferne
Leget auch von Herzen gerne
Lüneburg sein Votum bey.

Aber muss wohl auf der Erden
Etwas angetroffen werden,
Welches lange dauern kann?
Joisiechen hats erfahren;
Denn nach zweyen viertel Jahren
Nahte sein Termin heran.

Eben warens dreymal sieben,
Die wir im Oktober schrieben,

Als er unvermuthlich starb,
Und sich in dem schönsten Garten,
Die Verwesung zu erwarten,
Eine kühle Gruft erwarb.

Kommet also, ihr Charmanten,
Mit den spielenden Plaissanten,
Und beklaget eure Noht;
Seyd betrübet, ihr Brunellen,
Nebst Amours und Florabellen!
Euer Joisie ist todt.

VIER SCHLUSSSTROPHEN AUS EINEM AEHNLICHEN GEDIHCT.

Man raubt mir ohne Schuld mein Leben,
Rief Kaiser Titus, als er starb;
Und Ratzeburg wird Zeugniss geben,
Dass Amourettchen so verdarb.
Ein Nascher bleibt oft ungerochen,
Wie gern er was verbot'nes frisst;
Da nur ein Beinchen, nur ein Knochen,
Das ihm den zarten Hals durchstochen,
Der Tod von Amourettchen ist.

Doch stirb nur, holdes Amourettchen,
Stirb, weil es so dein Schicksal heisst.
Genug, dass dich dein Sterbe-Bettchen
Nicht gänzlich von der Erde reisst.
Sind deine Glieder schon verdorben,

So blühet dein Gedächtniss doch.
Denn wer der Damen Gunst erworben,
Ist, wenn er stirbt, nur halb gestorben;
In ihrem Herzen leb't er noch.

Ein Widder trug einst güld'ne Wolle.
Die gab man für was rares aus;
Man schrieb ihn in der Sternen Rolle;
Man hieng sie in ein Götzen-Haus.
O schriebe doch die klüg'ste Feder
Diess Hündchen auch den Sternen ein,
So wie sein ausgestopftes Leder,
Auch sonder Blut und ohn Geäder,
Uns soll ein ewigs Denkmahl seyn.

Wol uns, die Wünsche sind gerahten;
Der ganze Pindus reg't sich schon;
Man singt von Amourettchens Thaten
So gar auf Rostocks Helicon.
Mir aber, dem das Glück zuwider,
Mir, der ich mühsam reimen kann,
Mir schläg't die Furcht den Griffel nieder.
Denn hier sind so viel Schwanen-Lieder,
Wer hört der Gäsen Schnattern an?

ZWEI ZEICHNUNGEN VON JOSSOT.





VIER GROTESKEN/ VON FRANZ BLEI.

I. DAS BEISPIEL DES GILLES DE RAIS.

Κλεπτης τελειος.
'Αριστοτελης, 'Εθικη.
Φονεργατης τελειος.
F. B. Opera omnia T. IX. P. 871.

1.



ILLES war der erstgeborene Sohn des Guy-Montmorency-Laval aus der Marie de Craon, die eine Schwester des grossen Du Guesclin und eine Enkelin der Jeanne la Folle war. Gilles' Vater wurde von Jeanne la Sage, dem Familienhaupte der Rais (die sich später Retz nannten) adoptiert, wodurch er selber ein Rais und Erbe ihres grossen Besitzes wurde. Gilles kam auf dem festen Schlosse Machecoul in der Bretagne 1404 zur Welt. 1415 stirbt sein Vater, und da sich die Mutter bald wieder verheiratet, übernimmt der Grossvater Jean de Craon die Erziehung, das heisst, er giebt dem dreizehnjährigen Gilles vor allem eine Frau, die aber bald stirbt, wie auch die zweite, die eine Rohan war. Mit der dritten, Catherine de Thouars macht er 1420 Hochzeit. Mit 17 Jahren zieht Gilles zum erstenmal an der Seite seines Grossvaters in den Krieg; es ging gegen die Penthièvres für Jean V., den diese in Ketten hielten. Mit 25 Jahren wird er bei der Krönung Charles VII. in Rheims Marschall von Frankreich und darf ein Lilienband im Wappen tragen. Er kämpft vor Orleans und Paris mit grosser Tapferkeit — er liebte die Einzelkämpfe — an der Seite der Jeanne Darc, deren Ritter zu Dienst er ist, einer der ersten Barone Frankreichs. Michelet (Histoire de la France, T. V., p. 208 ff.) beschreibt ihn als von »bon entendment, belle personne et bonne façon, lettré de plus, et appréciant fort bien ce qui parlaient avec élégance la langue latin«. Dem Gilles de Rais gehörten von Jeanne la Sage die festen Plätze und Schlösser: Machecoul, Saint-Etienne-de-Mer-Morte, Pornic, Prinçay, Vue, Ile de Bouin und andere. Vom Stammhause seines Vaters

besass er die Herrschaften von Blaison, Chemillé, Fontaine-Milon und Grattecuisse im Anjon; dann Ambrières, Saint-Aubin de Toste-Lovuin in der Provinz Maine; und andere in der Bretagne. Von den Craons: das Kastell La Suze in Nantes, die Schlösser Briollay, Champtocé, Ingrandes, Sénéché, Laval-Botereau, Bénate, Bourgneuf-en-Rais-Voulte und andere; von seiner Frau: Tiffanges, Pouzanges, Chabanais, Confolens, Chateau-morant, Savenay, Lombert, Crez-sur-Maine »et plusieurs autres terres fort belles et leurs dependencies«. Gilles ist 29 Jahre alt und noch lange war nicht aller Lorbeer von den Bäumen geschnitten, denn ein Krieg fand nur im Beginn eines andern sein Ende. Aber der Marschall legt sein Schwert hin und geht auf seine Schlösser, für sich selber ein Herr. Die Chronisten jener Zeit, Monstrelet, Chartier, und Argentré aus der nächsten, erzählen Erstaunliches von seiner Lebensweise, die man mit Worten beschreiben möchte, die wie reichgestickte seidene Gewänder sind, die von selber stehen, in Sätzen berichten wie: Sardanapal gab seinen tausend Edlen ein Fest. — Gilles hatte seine eignen Soldaten, seine Priester mit einem von ihm ernannten Bischof, jenem Francesco Prelati, den er sich von Italien holte, um einen zu haben, mit dem er lateinisch sprechen konnte. Wenn Gilles mit seinem Hofstaat nach Nantes oder nach Angers oder nach Orleans kam, ritten ihm seine Herolde voraus, die nach Posaunenstössen ankündeten, dass »wir der vornehme und mächtige Baron Gilles de Rais, Marschall von Frankreich, Herr von (es folgen die Namen der Herrschaften) beschlossen haben, die Stadt mit unserem Besuche zu begnaden«. Und die Menge jauchzte, denn es gab Geldstücke und Theaterspiel und viel zu gaffen und zu staunen, Feste eine Woche lang. Theater und Musik waren in dieser Zeit seines Lebens des Gilles liebste Unternehmen. Er liess auf offenem Markte spielen, wo mit grossem Aufwand eine kunstvolle Bühne errichtet wurde, oft zwei Stockwerke hoch. Da ihm die Stücke seiner Zeit zu einfach waren und ohne Gelegenheit für Entfaltung grossen Glanzes, schrieb er selber andere, wie die Siège d'Orleans in 20000 Versen, die fünfhundert Menschen auf der Bühne brauchte und darin er selber in der Rolle des Gilles de

Rais eine Hauptfigur spielte. Den Versen seiner Stücke gab er weit geringere Aufmerksamkeit als den Kostümen seiner Schauspieler, die er echt liebte wie die heiligen Gefässe, die er zur Benutzung in dem Theater aus seiner Kapelle entnahm. Und nicht öfter als einmal durften die Komödienspieler diese kostbaren Kleider tragen — für eine zweite Aufführung liess er neue machen, denn seine Lust an neuen Einfällen des Luxus war so gross wie die andere, sein Vermögen zu verschwenden. Ein Schloss ums andere verkaufte er, die letzten rettete ihm der König selber durch ein Arrêt, das ihm verbot, auch diese zu veräussern. So war es nach wenig Jahren mit der Pracht vorbei; die Herolde verkündeten nicht mehr sein Kommen, und die Menge balgte sich nicht mehr um die zugeworfenen Geldstücke. Gilles blieb auf Tiffanges und lernte von Francesco Gold zu machen. Oder er schrieb alte Handschriften ab für seine Bibliothek, wie das Ovid Metamorphosen, für die er einen Einband fertigte aus weissem Saffian mit silbernen Ecken und einem silbernen Kreuz auf dem Rücken. Oder er mordete.

2.

Es muss hier ein Paragraph eingeschaltet werden, der eine Meinung über die Liebe enthält und wie dieses Wort thöricht und abscheulich in unserer Zeit gebraucht wird, in der es vornehmlich die Brunst der Paare meint, versteckt in sentimentaler Beschämung. In der guten Zeit fühlten die Vornehmen: Alles ist uns zu thun erlaubt — denn sie thaten dieses Alles in der ruhigen Sicherheit ihrer heitern Kraft, die keine Verwirrung kannte. Und dem geprügelten, in seinen Instinkten verwirrten Volke liessen die Herren — in Güte und um ihm aus dieser Not zu helfen — von ihren Dienern eine Moral machen, worin neben dem andern auch von der Liebe gehandelt wird, von der Liebe zum andern Geschlechte, von der Unkeuschheit und der Verirrung. Die Schönheit wurde διὰ δὲ τὰς πορνείας geschleift, d. i. durch die moralischen Gefühle. — Vielleicht ist das in den Ursachen und im historischen Geschehen anders und ganz anders; aber dies ist ohne Bedeutung, wie die thörichte Begierde des Er-

klärenwollens mit den Dingen fertig zu werden sucht, warum das so ist oder gar so sein muss. Ich möchte keine Bedeutung darauf legen, wie das so wurde. Genug dass es ist. Die Demokratie hat uns mit ihrer moralischen Betrachtung der Liebe ja zu vielen Sensibilitäten verholfen, ohne deren Last der Schmerzen wir nicht mehr leben zu können meinen; viele sagen, wir verdanken ihr gar die Seele, dieses Vermögen, ein Ding nach seinen Gefühlswerten zu schätzen, diesen trostreichen Dämmerort schwacher Leidenschaften und Muskel. Ich habe genug Leute umsomehr von der Seele ihrer Geliebten sprechen hören, je hässlicher des Mädchens Körper war, und welche diese Hässlichkeit nicht hinderte, sich zu einer schamlosen Umarmung erregen zu lassen. Zu diesem Schlusse wollte ich nur kommen — und man wird den Bezug auf den Helden finden —, dass die Liebe, die Liebe, nichts mit dem Geschlechte zu thun hat, dass man die Schönheit liebt. Nun lassen wir das. Ich will von Gilles fortfahren.

3.

ODER er mordete. — Das war nicht die Furcht vor Krieg, die das Volk der Bretagne im Frühjahr 1432 so erregte; denn in langen Jahren war es mit diesen Schrecken vertraut geworden. Es war auch nicht die Angst vor der Pest und dem grossen Sterben. Und es war der Schrecken so gross, weil man ihn nicht messen konnte, weil davor aller Trost und Sinn versagte. Man wusste nicht was es sei. Und erst glaubte man es überhaupt nicht, so furchtbar war es. Manche sprachen von einem Vampyr, der aber solche Gestalt angenommen, dass er nicht mehr auf das letzte Gebet des Opfers warten konnte. Hier war es heute und dort, weit weg davon, morgen. Tage, Wochen, Monate vergingen, dass man nichts von ihm merkte, bis es plötzlich wieder von Haus zu Haus, von Dorf zu Dorf ging; es war da! es war wieder da! denn wieder weinte eine Mutter über ihr verschwundenes Kind. Von sechs zu achtzehn Jahren waren die alt, die verschwanden als hätte sie die Erde verschlungen. Als es zum erstenmal, zum andernmal geschah, dachte man, la petite Marion oder le gars Jean hätte ein Unfall betroffen, seien in einen der

tiefen Ströme gefallen und ertrunken. Dann erst kam dieser grosse Schrecken, von dem die Chronisten berichten, als man sah, dass kein Haus der ganzen Gegend sicher war, dass kein Zufall den Schlag führte, dass er jeden treffen konnte. Man glaubte, der Teufel sei in Gestalt eines schrecklichen unsichtbaren Tieres auf die Erde gekommen, die Sündigen an ihren unschuldigen Kindern zu strafen. Dies dauerte Jahre lang. Acht Jahre dauerte es und hunderte von Kindern waren verschwunden und keines wiedergekommen zu erzählen. Da nahmen es Leute, die auf den Landstrassen leben, immer öfter wahr, dass immer, wenn es geschah, sich in der Gegend einer von Gilles de Rais Leuten aufgehalten hatte, Eustache Blanchet sah man, oder Henriet Griart oder Jean Rossignol oder Gilles de Sillé oder Hugues de Bremont oder Etienne Corillaut oder Robin Romulat oder diese Maffraye. Das waren Abenteurer, Dichter toller Verse, Priester aus Gilles' geistlichem Hofstaat, vom Galgen entkommene Soldaten. Nur den Gilles selber sah man nie; der blieb auf Tiffanges oder Machecoul, wohin man die Kinder brachte. Sie wurden mit Speise und Spiel ergötzt, köstlich gekleidet, bis die Zeit für sie gekommen war, dass Gilles sie tötete; mit dem Dolche that er es und langsam, sass bei dem Knaben und genoss das Sterben. Die schönsten Leichen küsste er und konnte sich von ihnen nicht trennen.

4.

IM Juli 1440 erliess der Bischof von Nantes eine Infamerklärung gegen Gilles; im September des Jahres erschienen die Bewaffneten des Bischofs in Machecoul, wo Gilles gerade war, um ihn zu fangen. Entgegen aller Erwartung ergab er sich lächelnd; denn es wäre ihm leicht gewesen, auf dem festen Kastell mit seinen guten Leuten Widerstand zu leisten. Er wurde nach Nantes auf den Tour neuve gebracht, in dem zwei Jahrhunderte später ein anderer Retz, der Kardinal, gefangen sass, und den auch die schöne Herzogin von Berry in diesem Jahrhundert traurig kannte. Das geistliche Gericht zuerst machte dem Gilles den Prozess wegen Teufelsverehrung, schwarzer Kunst, vielfachem Mord und Un-

natur. Die Akten darüber sind auf der Pariser Bibliothek für jeden zu lesen. Gilles erschien vor dem Gericht in Weiss, Gold und Scharlach, an der Brust unter seinem tiefschwarzen Barte hing eine heilige Reliquie. Die lange Reihe der Zeugen, die Mütter und Väter, die ihn des Mordes ihrer Kinder beschuldigten, beachtete er gar nicht, die Richter höhnte er. Viermal aufgefordert, den Eid seiner Unschuld zu leisten, weist er dies viermal zurück. Er beteuert, immer ein guter Katholik gewesen zu sein und es auch jetzt zu sein. Es ist zu bemerken, dass er im Morde nichts sieht, das Gott beleidigen könne, wohl aber im Meineid. Er erklärt den Richtern, dass er sich lieber hängen lasse, als vor ihnen etwas auszusagen oder gar sich zu verteidigen; er verlangt ein weltliches Gericht, kein geistliches, denn er habe nichts gegen Gott gethan. Die Inquisitoren schleudern den einzigen Blitz, den sie zur Verfügung haben, auf Gilles: die Exkommunikation. Dies verändert Gilles Haltung völlig. Die ewige Verdammnis schreckt ihn, der ohne die kleinste Furcht vor aller irdischen Strafe war. Am Tage, der seinem Ausschluss aus der Kirche folgt, anerkennt er das Gericht, gesteht die Morde und bittet, man möge die Exkommunikation widerrufen, was auch geschieht. Die Richter waren aber mit einem allgemeinen Geständnis nicht zufrieden; gute Leute aus dem XV. Jahrhundert, waren sie Freunde starker Aufregungen, wovon ihnen — dem Volke! — dieses Quälen des feinen Menschen nicht die geringste war. Gilles aber wollte nicht mehr sagen als dass er gemordet habe. Die Richter hiessen die Knechte nach den Folterwerkzeugen gehen. Gilles wird blass und sagt, was man von ihm verlangt, nicht aus Angst vor den Schmerzen der Daumenschrauben, aber aus Ekel vor der Gemeinheit dieser Dinge. Auf die Frage des Richters, wieso und durch wen er auf die Absicht seiner Verbrechen kam, beginnt er sein Geständnis (das sie ihm Stück für Stück herausreissen) mit den Worten: Mein eigner Gedanke trieb mich das zu thun. Es war mein eigner Gedanke, den ich nichts sonst zuzuschreiben habe als meinem eignen Verlangen nach Kenntnis des Bösen. Aus allen seinen Antworten klingt immer heraus: Quält mich doch nicht, ihr Tölpel, macht euer Ende.

Auf die immer wiederholte Frage der Richter, warum er dies that, antwortet Gilles: weil ich das Böse kennen lernen wollte. Es ist kein anderer Grund. Je vous ay dit de plus grans choses que n'est cest cy, et assez pour fair mourir dix mille hommes. Als er von Francesco Prelati Abschied nahm, sagte er ihm: Gott mit dir, Franciscus, wir werden uns in dieser Welt nicht mehr sehen. Ich bitte Gott um Geduld und Hoffnung für dich und mich und dass wir uns wiedersehen in der grossen Freude des Paradieses. Dann sprach er noch dreimal zu den Müttern und Vätern. Sein Stolz war weg, als man ihm seine Geheimnisse entrissen und sie jedermann gezeigt hatte.

Den Franciscus verbrannte die Inquisition, den Gilles de Rais das Hochgericht am 26. Oktober 1440.

DAS WUNDERBARE GEMAELDE/ EINE CHINESISCHE GESCHICHTE IN DEUTSCHE REIME GEBRACHT UND HERRN OTTO JULIUS BIERBAUM FREUNDLICHST ZUGEEIGNET VON RUDOLF ALEXANDER SCHROEDER/ MIT EINER ZEICHNUNG VON LAURENCE HOUSMAN.

WIDMUNG.

NICHT wahr, mein lieber Freund, Sie sind erstaunt,
Dass der, der sonst nur Tiefsinn raunt,
Ein neues Wunderkind, das schon mit jungen Jahren
Die Weisheit lehrte grauen Haaren,
Und sich in graulichen Gesängen
Beklagte wild, mit Trauerklängen,
Dass der auf einmal jetzt in Meister Wielands Stil
Treibt wunderlich ein Versespiel?
Ich hoffe nur, Sie sind nicht gar chokiert,
Dass ich es Ihnen dediziert,
Zu dem von fern
Ich stets emporgeblickt, als unsrer Dichtkunst Stern?

Es mag ja sein, die Zeit ist schlecht,
Und wie wirs treiben, ists nicht recht.
Ob wir modern, obscön und unverständlich,

Ob wir in alten Gleisen
Uns brav und fromm erweisen,
Am Ende ist der Reinfall unabwendlich.

Doch, wenn die Zeit auch alt und ausgelaugt
Den Dichtern nichts mehr taugt,
Und alles Neue ebensolcher Mist
Als alles Abgestandne ist,
Was hindert uns, in reinern Zonen
Nach Gusto und Gelegenheit zu wohnen?
Wir flüchten uns aus Tages Lärm und Streiten
Ins Paradies vergangner Zeiten
Und will der Tag uns hin und her zerspalten,
Dort lässt sichs nach Belieben schalten.
Und wir, wir können uns mit einigem Behagen
Zu flüchtigem Troste sagen:
Wer weiss, hätt' ich in jener Zeit gelebt,
Ich hätte das erreicht, wonach ich stets gestrebt:
Ein Quentchen wohlerworbenen Ruhm
Und Reinlichkeit in meinem Heiligtum.

Und doch, vielleicht ist dieses auch Betrug,
Und selbst für leichten Scherz sind wir nicht schwer genug;
Sind sie denn gar zu schlecht, die bunten Reimereien,
Muss Papa Wieland mir und müssen Sie verzeihen.


LH

DAS WUNDERBARE GEMAELDE.

I.

EINST lebte im Chinesenland
Ein Maler ohne Gleichen.
Er hiess — wie war er noch genannt,
Er, den kein andrer Pinsel konnt' erreichen?
Er hiess — nun, wie?
WI-O-WAR-MI. —
Ich schreib es nur, damit ihrs gleich vergesst,
Ihr, die ihr jeden Autor fresst,
Weiss er genau nicht zu erhellen,
Wo, Wann und Wie, und kann zum mindsten nicht
Die ganzen Klassiker zitieren
Und seiner Bücher Rand mit vielen Noten zieren;
Denn Sicherheit — auch im Gedicht —
Kann euch allein zufrieden stellen.
Man sagt, dass dem Wi-o-war-mi
Der Himmel alle Gaben lieh,
Die nur ein Maler kann verlangen,
Der sich mit der Natur zu kämpfen unterfangen.
So wundervoll war seiner Farben Schmelz,
Und der Contour so rein und zart gezogen,
Dass man geschworen hätte, dieser Pelz
Und jene Vögel, die dort flogen
Durch die bewegte Luft in buntem Zug,
Sie seien echt und nicht nur Kunst-Betrug.
Als er nun alt war, schuf, um seinen Ruhm zu krönen,
Der Liebling der sinesischen Camönen
Ein Meisterwerk von unerhörtem Reiz,
Ein Muster alles Schönen. Ihr verzeihts,

Wenn ichs ausführlicher beschreibe,
Denn wie der Strom vom Sprudel eines Quells
Kommt von der Tugend dieses Aquarells
Die ganze Sache her, die euch zum Zeitvertreibe
Ich jetzt erzählen will. — Das Bild war hoch und gross
Und stellte dar ein kaiserliches Schloss
In Mitten eines schönen Parks gelegen.
Nun hättet ihr die Bäume sehen sollen,
Die Rosenbüsche auch, die blütevollen,
Die kleinen Teiche bei den Kieselwegen,
Das Mauerwerk, das zierliche Gegitter,
Die schöngemalte Luft, das goldige Geflitter,
Womit die Sonne scheinbar alles malte,
Was hier auf Reispapier gefirnisst strahlte.
Im Hintergrund des Parks lag der Palast,
Von Porzellan gebaut nach der Chinesen Mode,
Und gleich dabei in blütenweissem Glast
Die allerliebste zierlichste Pagode —
Man hörte fast die Glocken klingen,
Die silberlicht
Und dicht an dicht
An den gemalten Giebeln hingen,
Und kurz und gut: Es fehlte nichts
An der Vollkommenheit des farbigen Gedichts.
Die Vögel all, die bunten Papageien,
Die Pfaun von aussen schön, doch hässlich, wenn sie schreien,
Die kleinen Affen hinter goldenen Stäben,
Sie alle waren da und schienen auch zu leben.
Nun fragt der Leser mich gewiss:
»War denn kein Mensch in diesem Paradies?«
Und ich erwidere: Nein,
Der Garten lag allein;

Und keine Menschenseel' war irgend zu erspähn,
Nicht mal der Abdruck eines Schuhs zu sehn.
»Warum?« Das müsst ihr wol Herrn Wi-o-war-mi fragen,
Ich kann es euch gewiss nicht sagen.
Herr Wi-o-war-mi hatt' an seines Werkstatt Wand
Das Bild zum trocknen aufgespannt,
Als seine Majestät, der Kaiser Ting,
Einstmals sein Atelier besuchen ging.
Es war schon dazumal im goldnen Reich der Mitte
Für Potentaten gute Sitte,
Dass sie mit offizieller Gunst
Begönnerten die Kunst. —
Da sah die Majestät das Bild, das an der Wand
Recht gross und breit vor ihren Augen stand,
Und ward erst heftig innerlich
Ergriffen, aber dann geriet sie ausser sich
Und sprach: Oh Wi-o-war-mi, grosser Mann,
Sag mir, ob ich dies Bild bekommen kann?
Du brauchst's natürlich nicht zu schenken,
Ich werd' dich anderweitig reich bedenken,
Und so und so —
Genug, ich wäre froh,
Dies hocherhabene Werk, das MICH selbst ganz entzückt,
In meine Kaiserburg zu sehn entrückt.
Der alte Maler lächelte ein wenig,
Verbeugte dann sich unterthänig
Und sprach: Erhabne Majestät,
Ich glaube nicht, dass das so geht,
Vielmehr, ich weiss genau, ich muss es selbst behalten,
Denn so ein Werk wie dies
Gemalte Paradies
Gelang selbst kaum den vielgerühmten Alten.

Der Kaiser — wie Monarchen nicht
Gewohnt sind, dass man ihnen widerspricht,
Drang weiter noch auf Wi-o-war-mi ein
Und wurde auf die Dauer fast verdriesslich,
Und bat so lange, bis der Maler schliesslich
Den Vorschlag machte — doch hier halt ich ein.
Denn recht bedacht — wie konnt' es möglich sein,
Wer glaubts? Erreg ich nicht Verdruss,
Wenn ich die fabelhafteste Geschichte
Mit dreister Stirn als Wirklichkeit berichte? —
Doch sei es wie es sei, die Sache ist passiert,
Durch Quellen aller Art accreditiert,
So dass mir jeder glauben muss. —
Drum fahr ich fort: Er lud den Kaiser ein,
— Erstaunt! — in den gemalten Garten einzutreten,
Er selbst ging ihm voran, der Kaiser hinterdrein —
Und der gemalte Park war nun nicht mehr allein.

II.

SIE gingen nun auf den gewundenen Wegen
Und den lackierten Stegen,
Die über Weiher voll von bunten Fischen führten,
Bis sie im Parkgehölz die kühle Luft verspürten; —
Und aus den Büschen scholl
Und schwoll
Zu Chören an das Lied der Nachtigallen,
Der Murmelbäche sanftes Fallen
Vermischte sich dem angenehmen Schall

Und spielte zärtlich mit dem Widerhall.
Auch lagen kleine Pavillons versteckt,
Von Rasengrün und Myrten überdeckt,
Und eine Wasserkunst von sieben Oreaden
Ergoss sich in melodischen Cascaden.
Es scholl verborgen oft ein Glockenspiel,
Auch hingen im Gesträuch voll Harmonie
Die Aeolsharfen; und wenn der Wind
Ganz lind
Darüber fuhr, so tönten sie.
Und manch ein Tempel stand bemalt und reich geschnitzt,
Mit Drachenköpfen seltsam und verschmitzt
Im Duft der bunten Blumenauen,
Und Fichtenhaine waren da zu schauen
Und Rasenbänke und geheime Grotten;
Und manch ein Echo schien des Gasts zu spotten,
Wenn der in angenehmer Ruh
Aufseufzte, seufzten sie ihm zu. —
Kurz überall war die Natur
Verschönt nach Regeln der Architektur.
Oh, welche Lust genoss der Kaiser Ting,
Als ihn dies Paradies umfing.
Er sah da Hirsche durch das Dickichts rennen
Und konnte in dem fernen Wald erkennen
Noch vieles Wild verschiedener Sorten
Und wilde Vögel aller Orten.
Und Wi-o-war-mi liess ihm nichts entgehn,
Was irgend wie und irgend wo zu sehn.
Zuletzt sprach Wi-o-war-mi so:
Erhabener Fürst, dein Knecht ist äusserst froh,
Dass du zu seinem Garten bist gekommen,
Doch, siehe auf, die Sonne ist verglommen,

Und Dämmerung
Mit leichtem Schwung
Hat von den Tiefen schon Besitz genommen.
Bald führt der Mond die Sternenschar heraus,
Dann wird es Nacht. Drum gehen wir ins Haus.
Und sieh, auf weiter Rasenfläche lag
Der Pallast, den wir schon beschrieben;
Und glänzte zauberisch im späten Tag;
Man hörte auch Musik von drüben,
Auch roch vom Saal
Man schon das Mahl,
Den Duft der eingemachten Tangs,
Die Haifischflossen frischen Fangs,
Den Hundebraten und die Riesenschnecken
Und was noch alles ein Chinesenmagen
Mit Wohlbehagen
Sich lässt als Leckerbissen schmecken.
Wir hören es mit Grauen,
Doch sie — sie lieben es und können es verdauen.
Auch sah man hinter Fensterstäben
Ein Glieder-Beben.
Das ist, so sprach Wi-o-war-mi,
Die holde Tänzerin — die kleine Li-u-ki.
Sie gleicht dem Rosenblatt,
Das ein geneigter Wind dir zugeblasen hat.
Und die dort, die den Vorhang lüftet,
Ist Ki-u-tscho, die wie die Lilien düftet.
Sie ist wie eine Lilie auf der Flut,
Auf der ein Colibri zu Mittag ruht.
Und dort, die dritte Schöne
Ist Ka-lei-tschau, das heisst die Tanz-Sirene.
Wenn die die Füsse hebt

Und schwebt
Im Tanz
Voll Glanz
Ist sie ein Lotos, der in Kaiserhänden bebt,
Ist eine Perle sie im Haar der Göttin Fich,
Und alle diese drei erwarten dich.
Mit ihnen noch dreitausend andere Frauen,
Auch alle schön zu schauen,
Doch so wie diese drei ohn alle Gleichen
Nicht angesehn,
Die sind so schön,
Dass selbst die holden Geister ihnen weichen.
Als dies der Kaiser hörte, roch und sah,
Sprach er zu Wi-o-war-mi: Ja,
Ich dächte lieber Freund, wir gingen nun
In das gemalte Schloss, um uns dort auszuruhn.
Gesagt, gethan. Herr Wi-o-war-mi schritt
Auch dieses Mal voran; der Kaiser der ging mit.
Die Thüre that sich auf. Als sie sich wieder schloss,
War Wi-o-war-mi drin im Haus und sein Genoss.

III.

UND nun verging die Zeit, die noch nie stille stand,
Und man vergass schon fast den Kaiser der verschwand,
Der Kaiser Ting, der einst, man weiss nicht wie,
Verschwunden war zugleich mit Herrn Wi-o-war-mi.
Jedoch das Bild, von dem wir erst geschrieben,
War wie am ersten Tage schön geblieben.

Ein Maler hatte jetzt es in Besitz
Von nicht sehr viel Talent doch gutem Mutterwitz.
Der malte so für Kunz und Michel
Im Genre Nathan Sichel;
Und das gefiel dem Mob
Und brachte ihm viel Geld und allgemeines Lob.
Es liess sein guter Ruf und seine Tantièmen
Viel Kunstbeflissene ihn zum Meister nehmen,
Und sah er einen, der nicht allzu tüchtig,
So that er auch wohl was für ihn:
Denn, dachte er, es ist ganz richtig,
Sich gute Helfer aufzuziehn.
Jedoch hat einer mehr Talent als ich,
So ist das nichts für mich.
So hatt' er einen denn in seiner Schüler Schar,
Der wirklich etwas überm Durchschnitt war,
Und dessen redliches Bestreben
Der wahren Kunst gewissenhaft ergeben.
»Der wahren Kunst?« Je nun, der wahren Kunst;
D. h. er wollte nicht nur blossen Dunst
Den Leuten vor die Augen malen,
Sie sollten auch für was Vernünftiges zahlen,
Er ging mehr auf den Kern der Sache,
Und er verachtete die blosse Mache. —
So hab ich denn mich expliziert
Und meinen Ausdruck richtig kommentiert —
Es möchten einige Tröpfe zwar
Noch jetzt behaupten, ich sei immer noch nicht klar —
Und ich erzähle fort: Es war der junge Mann
Gar sehr verachtet von Mi-a-no-wann,
Dem biedern Meister, den ich just erwähnte
Und der gemeinern Idealen fröhnte.

Der zwackte ihn
Und plackte ihn,
Und sagte oft: Nun seht nur diesen Tropf!
Er stellt die ganze Kunst noch auf den Kopf.
Er will nicht so wie ich den Pinsel führen
Und nicht genau nach Vorschrift kolorieren,
Er malt den Himmel gelb und malt die Wiesen blau
Und er verschmäht mein schönes Braun und Grau.
Wie abgeschmackt, wie manieriert,
Und wie abstrus pointilliert!
Der junge Künstler aber lachte
Und dachte
Für sich: Lass nur den Alten schmähn.
Und ging
Des Abends oft für sich allein
Hinein
In jene Kammer, wo das Prachtgemälde hing,
Von dem ich euch erzählt, das Wi-o-war-mi malte,
Und das noch unversehrt in alter Schönheit strahlte.
Wenns auch der Lümmel, der es jetzt
Besass, nicht sorglich hielt, war es doch unverletzt.
Kein Mausezahn zerriss das köstliche Papier,
Kein Fliegenschmutz war noch zu schaun allhier.
Der alles sonst benagt, der Zahn der Zeit, er liess
Von keinem Biss entweiht des Meisters Paradies.
Das nun betrachtete sich oft der junge Mann
Und sass davor, betrachtete und sann
Und dachte nur: Oh könntest du erreichen,
Dem Meister dieses Pinsels einst zu gleichen,
Nein, auch von Ferne nur
Die kleinste Spur
Von dem Genie des hohen Manns erwerben,

Du würdest gerne dann im Blütenalter sterben,
Und wär' nur einmal dir ein solches Bild geglückt,
Aus dem Vollendung wie ein Himmel blickt.
So liebte er ein Ding, das andere verachtet,
Wie jeder, der nach mehr als bloss Gemeinem trachtet.
Er wischte liebevoll an jedem Tag
Das bischen Staub hinweg, das etwa drüber lag,
Und zeichnete mit redlichem Bemühen
Die einzelnen Partien;
Denn, dachte er, bist du mal nicht mehr hier,
So hast du wenigstens doch die Copie bei dir.
So sass er andachtsvoll auch eines Tags davor
Und sieh! Wie seltsam kam ihm alles vor!
Er meinte fast den Duft der Blumen zu empfinden,
Das Wehn von sanften Winden
Kam wunderbar,
Und hell und klar
Hört er der Zweige Rauschen
Und konnte dem Gesang der kleinen Vögel lauschen.
Er sah die Wellen in den Teichen
Zum Ufer gehn, vom Ufer weichen,
Und aufstehn und versinken
Und durch die Fluren blinken.
Wie schimmerte die Sonne überall
Und Perlen und Kristall
Der Kaiserburg! Er hörte — fast erschrocken
Ob seiner Phantasien — den Ton der Silberglocken;
Und wie sein Herz nun vor Entzückung schwoll,
So rief er sehnsuchtsvoll:
Oh, Wi-o-war-mi, der dies Bild erschuf,
Ich weihte mich dem edelsten Beruf,
Den du, oh Meister, zur Vollendung brachtest,

Nun taste ich im Dunklen immerdar,
Wenn ich mich mühe, aber hell und klar
Scheint mir Vollendung hier aus deinem Werk entgegen;
Oh, zeige mir, dass du mich nicht verachtest,
Erscheine, Meister, mir, der du in deinem Werke
Noch lebst und wirkst in alter Stärke,
Erscheine mir, und gieb mir deinen Segen!
Und sieh — oh Wunder — aus dem porzellanenen Haus
Trat eine würdige Gestalt heraus
Und schritt durch die gemalte Gartenflur,
Trat aus dem Rahmen vor den Jüngling hin;
Und Wi-o-war-mi sprach mit mildem Sinn:
Ich sehe, Freund, du bist auf rechter Spur.
Du weisst den wahren Geist der Kunst zu ehren,
Drum, oh mein Sohn, erfüllt ich dein Begehren;
Und nicht nur dies. Ich werde wiederkommen
Und dir zu Nutz und Frommen,
Von dem, was ich zu meiner Zeit gekonnt
Soviel beibringen, als sich lohnt.
Und so geschahs. Bei jedem Abendschein
Schloss sich der Schüler in die Kammer ein.
Und dann, wie draussen nun die Sonne wich,
Erglänzte der gemalte Park aus sich;
Und wie bei Tag war alles licht und bunt.
»Woher das kam?« — Das ward mir selbst nicht kund.
Doch stehts in der chinesischen Geschichte,
Die ich getreulich euch berichte.
Und also wars. Es glänzte wunderlich
Das Bild wie Phosphor oder faules Holz aus sich.
Doch war sein Glanz ganz zauberisch zu sehn,
Wie Sonnenschein, nur fast noch mal so schön,
Als wenn der Sonne und des Mondes Scheinen,

Sich wollten hier vereinen,
Ein Schimmern war es holder Dämmernis,
Zwar ziemlich deutlich noch, doch etwas ungewiss.
Und Wi-o-war-mi führte dann herum
In seinem Heiligtum
Den andachtsvollen Jüngling, der entzückt
Sich glaubte in die Götterwelt entrückt.
Und alles sah er, was wir schon beschrieben,
Und was noch unerwähnt geblieben.
Nur von den holden Frauen sah er keine Spur,
Denn die dreitausend waren für den Kaiser nur.
Doch hielt der Meister sonst ihn hoch in Ehren
Und gab ihm weise Lehren,
Wie grosse Meister nicht mit jedem,
Nein nur mit dem Adepten traulich reden, —
Und durch die Korrektur,
Die unser junger Mann von dem Gespenst erfuhr,
Wuchs seine Kunst, bis er in Tag und Jahr
Zu hoher Meisterschaft gediehen war.

Der grosse Haufe, wie er immer ist,
Der alle Welt nach seiner Elle misst,
Belachte zwar noch eine Frist
Den jungen Mann
Und auch der thörichte Mi-a-no-wann.
Doch schliesslich — liegt sie auch oft weit —
Hat jedes Ding doch seine Zeit;
Und Tugend, noch so sehr versteckt,
Wird eines Tags entdeckt.

IV.

Es gab schon damals viele Kunstskribenten,
Die sich von fremden Kapitales Renten
Mit Wohlgefühl ernährten
Und hoch die Kunst, sich selbst am höchsten ehrten.
Die schnüffelten
Und büffelten
An Bilderschwarten,
In Schmökern aller Arten,
Und dünkten sich Gott weiss wie gross
Und prahlten überlaut, bis dass der dumme Tross
Ihr blechernes Geschrei für Weisheitsmünze nahm,
Und jeder dieser Herrn zu Amt und Würden kam.
Und was man weit und breit
In alter Zeit
Gemalt, gemeisselt und gebaut,
Mit Lupen wurde es beschaut,
Verstümmelt und gesammelt
Und in Museen eingerammelt.
Und über wahre Kunst und ihre hohen Ziele
Schrieb man gar viele
Dickleibige Bücher voll, dem Publikum
Gefielen sie, wie alles, was recht dumm.
Und welch Geschrei, wenn einer mal erkrittelt
Und ausgemittelt,
Das dies und das, nicht wie man sonst gedacht,
Von dem und dem gemacht,
Und jene Nagelspitz' an jenem Konterfei
Beweise, dass es nicht von Tintoretto sei.
Und wie bekämpften sich die edlen Herrn
Voll Wut und Neid! Um jeden Ordensstern

Gab es Krawall — man riss
Das Haar
Sich gegenseitig kritisch aus und biss
Mit Worten jeden tot, der andrer Meinung war.
Nur vor dem Publikum da zeigte exemplarisch
Man sich als Kaste solidarisch
Und folgte der Maxim aus unsern Tagen:
Getrennt marschieren, um vereint zu schlagen.
Wenn diese Edelen nun so
Nach allem ihre Krittlerzähne bleckten,
So waren sie doch äusserst froh,
Wenn sie einmal ein neu Talent entdeckten.
Und das geschah so jedes halbe Jahr,
Dann wurde dessen Ruhm gesungen,
Bis alle Welt davon durchdrungen
Und — bis es wieder aus der Mode war.
Doch liehen nicht umsonst die Herren ihre Kräfte
Für einen solchen neuen Ruhm.
Sie machten selbst dabei die glänzendsten Geschäfte
Und die Entrée ins Heiligtum,
Was für den künftgen Meister meist
Ein wenig teuer — die Patrone liessen
Sich was man so aus »Freundschaft« heisst,
Zu besserem Geniessen
Und Angedenken
Bald dieses kleine Bild, bald jene Zeichnung schenken.
Und wenn durch ihr Triumphgetose
Ihr Mann ein »Wert« geworden war,
Benutzten sie die Hausse,
Verkauften gegen baar
An eine Galerie, was ihnen dediciert:
Ein sicheres Geschäft, bei dem

Man sehr bequem
Und ohne alle Spesen profitiert.
Natürlich hiess es, der Verkauf an die Museen
Sei nur zu Nutz des Publikums geschehen,
Und so ersparten sie mit mancherlei Verbrämung
Sich selbst ihrer Geldgier die Beschämung.
Herr Mi-Mau war von dieser würdigen Zunft
Am meisten noch versehen mit Vernunft.
Ihm wars schon einige Mal gekleckt,
Dass er was wirklich Wichtiges »entdeckt«.
So war er denn die Würde seines Standes
Und Zierde seines Vaterlandes
Und Stern und Ehrenrose
Gelehrter Diagnose.
Der nun fand unsern jungen Mann
Im Atelier des Herrn Mi-a-no-wann.
Er sah bedächtig alles an,
Was der besagte junge Mann
Auf manchem Studienblatte
Gemalt, aquarelliert und abgezeichnet hatte;
Bei manchem Blatte trat er auf die Seite
Und hielt die Hände vors Gesicht
Und rückte es ins Licht
Und hielt es in die Weite
Und sagte einige Mal: Hm, hm, — sehr gut, ja, ja,
Zuweilen sanft begeistert: ah!
Und sprach zum Schluss
Mit äusserst würdigem Ton:
Mein Sohn,
Ein solch Talent wie Sie ist wirklich ein Genuss.
Der junge Mann errötete beglückt
Und Herr Mi-mau fuhr fort: Ja, ja ich bin entzückt,

Das ist ja wirklich ganz charmant.
Und wie, mein Freund, Sie sind noch unbekannt?
Das soll nun fürder anders werden! —
Er liess sich gleich — weshalb? Ach so, zum Angedenken, —
Ein halbes Dutzend Bildchens schenken
Und schrieb dann voll Begeisterung
Und Schwung
In jedem Abend-, Mittags-, Morgen-Blatt,
In jedem Magazin, Revuen für Land und Stadt,
In Monatsheften und Vereinsorganen,
Ins Leibblatt der Bureaukratie,
Quartalsschrift für Philosophie,
Centralblatt der Sozialdemokratie,
Salonblatt der Hof-Aristokratie,
Beamtenblatt für Post und Eisenbahnen,
Ins Wochenblatt fürs Militär,
Den Landwirtschaftler, den Veterinär,
Ins Kirchenblatt und in das Vaterland,
Ins Vierteljahrsblatt für den Brauverband,
Den Boten für die Obstkultur,
Verbandsblatt wider Unnatur,
Den Anarchisten und die Lesehalle,
Die Jugend, Hilfe, Kunst für Alle,
Dass unser junger Mann ein himmlisches Genie,
So wie noch nie
Zu künstlerischem Unterfangen
Eins aus den Händen der Natur hervorgegangen.
Was fand sein schriftlicher Applaus
An unserm jungen Künstler alles aus!
Die abgrundtiefe Mystik,
Erhabene Symbolistik,
Den tiefen Rausch geheimer Poesie,

Das übermenschliche Genie,
Den hehren Adlerflug der Phantasie,
Die urgewaltige Titanie
Und Symphonie
Von Linien und Tönen,
Und wie in schönen
Erhabenen Rhythmen hier ein Lied der Menschheitslust
Gesungen werde tief und unbewusst,
Und wie das Unter-Ich das Ueber-Ich bekriege,
Und doch das Ueber-Ich das Unter-Ich besiege,
Und wie das stolze »Ja« hier siegreich triumphiere
Und wie in süssem Duft
Hier Fleisch und Luft
Sich inniglich und künstlerisch vermählten
Und ihren Werdegang den Schauenden erzählten.
Und kurz und gut: Ihr seht,
Herr Mi-Mau ist ein Mann, der sein Geschäft versteht.
Und binnen vierzehn Tagen war
Es jedem Zopf in China klar,
Dass unser Freund die höchste Blüte
Im Kunstgebiete,
Und dass der junge Gott aus Mi-a-no-wanns Lehre
Der langgesuchte Pinselheiland wäre.

Doch dabei blieb es nicht. Er ward, wie sichs gebührt,
Als neuer Stern in die Gesellschaft eingeführt.
Und Madame Melinet,
Die dazumalig grösste Mäcenase
Lud mit Emphase
Ihn ein zum Thee
Und zum Diner.
Sie machte ein gewaltig grosses Haus;

Und die belle monde ging bei ihr ein und aus:
Ja, selbst Schlumbumbius
Des grossen Musikus
Noch grössre Witwe liess auf ihrer Assembleen
Sich öfters sehen.
So kam es denn, dass unser junger Mann
Und seine Kunst
Durch Madame Melinets besondere Gunst
(Sie war Herrn Mi-Mau heimlich zugethan)
Noch mehr an Boden und Kredit gewann.

Wer kennt nicht, ach, aus seiner Jugendzeit
Die Thees und Jours, die schauderhaften,
Wo Jung und Alt mit wässrigtem Behagen
Sich wechselsweis beschnackten und begafften,
Und wo beim Dampf gefüllter Nektarschalen
Man säuselte von Kunst und Idealen?
Weit besser sind die groben Fressereien,
Wo Wein und gutes Essen
Die Langeweile macht vergessen,
Und man bei Sekt und Austernsauce
Gemütlich wird und burschikos,
Und Dumme ihre Dummheit sich verzeihen.
Das schlimmste aber leidet man,
Wenn man als ein Genie verschrieen,
Dann drängen sie sich alle an —
Als wären deine Geistesgaben
Ein Leckerbissen nur für ihren Gaum gediehen,
Sie wollen alle etwas haben.
Die lieben Weiberchen sind meist
In ihrer Lüsternheit besonders dreist.
Nun, unser junger Mann, er machte alles mit

Und zwar mit möglichst heitren Mienen,
Wenn er auch manchmal drunter litt,
Und manches ihm absurd erschienen.
Er schrieb den lieben jungen Damen
Auf ihre Fächer seinen Namen;
Den Angejahrten sagte er,
Sie hätten Recht, die Kunst sei wirklich schwer,
Und das Fatale
Sei stets das Ringen mit dem Ideale.
Der Mütter Antlitz macht er strahlen,
Fand ihre Töchter er zum »malen«,
Und bei den Vätern zeigt' er sich erfahren
Im Punkt der Weine und Cigarren.
Und schliesslich, wie sich alles gab,
Fiel manch' ein Vorteil für ihn ab.
Zum Beispiel ein Porträt bei Herrn von Tschu,
Bei seiner Frau ein Rendez-vous;
Er ward sogar — oh Krone dieser Welt! —
Den Majestäten vorgestellt,
Und kurz: Man sang sein Lob in jedem Ton

Er war der Löwe der Saison.

V.

TROTZDEM jedoch blieb unser junger Mann
Noch in der Lehre bei Mi-a-no-wann.
Denn nicht wie hier zu Land, wo jeder — kaum gereift —
Gleich nach den Kränzen seiner Meister greift,

Und dem, der ihn das ABC gelehrt,
Noch eh ers wirklich kennt, den Rücken kehrt,
War es bei den Chinesen Sitte.
Im Reich der Mitte
Bleibt Schüler jeder, bis die festgesetzte Frist
Mit Tag und Jahr verlaufen ist.
Und sei der Lehrer auch talentlos wie ein Vieh,
Der Schüler aber ein Genie,
Es hilft ihm nichts, wenn er nicht abgesessen,
So wie ein jeder andrer seine Zeit
Gält es in China als vermessen,
Und als ein Zeichen höchster Eitelkeit,
Wenns einer mal probierte
Und sich ein Jahr zu früh als Meister etablierte.
Nun, diese Sitte ist recht schön,
Doch geht es ihr wie allen guten Dingen,
Die stets was Schlechtes mit sich bringen;
Und so ists auch für uns nicht angenehm zu sehn,
Wie unser Jüngling mit Bescheidenheit
Als Schüler tragen muss des Lehrers Neid.
Denn Missgunst frass an Herrn Mi-a-no-wann.
Oh — rief er öfters aus —
Dass meinen Schüler doch der Daus!
Ich bin durch ihn bald ein geschlagener Mann.
Schon jetzt verdunkelt dieses Knaben
Gestohlener Ruhm die Sonne meiner Gaben;
Und ist er erst aus meiner Werkstatt frei,
Ist es mit meinem Handel auch vorbei! —
Weil ihn nun solch ein Schreckgespenst erregte
Und Gram und Furcht ihn wechselsweis bewegte,
Dass er sein altes Wesen nicht mehr trieb
Und Tag und Nacht kein Stündchen ruhig blieb,

Und nicht mehr schlief, und wenn er wirklich schlief,
Ihn Träume quälten, sorgenschwer und schaurig,
Ward seine Miene bleich und traurig
Und seines Kopfes Haltung schief.
So sehr bekümmert war Mi-a-no-wann,
Der sonst ein Bonvivant und Lebemann;
Und sein Gemüt, das sonst verhältnismässig rein,
Ward jetzt vor Neid und Wut gemein.
Er wusste schliesslich nichts mehr anzustellen,
Und legte, wie in allen Fällen,
Wenn er um Rat und Trost verlegen war,
Die Sache seiner Gattin dar,
Die, 'ne geborne Rappelschnuss,
In grader Linie von Confucius
Entsprossen war, dem grossen Weisen
Und deshalb selbst als äusserst klug zu preisen.
Ihr Aeussres zeugte freilich nicht
Von ganz besondrer Gunst der Musen,
Denn knochenscharf war ihr Gesicht
Und etwas mangelhaft ihr Busen;
Doch ward als Politur für diese äussre Rauheit
Gar manche Tugend ihr, am meisten die der Schlauheit.
Von dieser machte sie denn auch
In unserm Fall Gebrauch.

Oh Weiberlist, was ist vor dir verschlossen!
Du hörst das Gras der Wiese sprossen,
Du riechst Verrat, der noch so fern geübt,
Indes du selbst verbirgst, was dir beliebt.
Die listige Frau Rappelschnuss
Bedachte hin und her, und kam zu diesem Schluss:
Der junge Esel, den die ganze Welt

Auf einmal für den ersten Meister hält,
Und der vor kurzem noch ein Spott der andern war,
Kam — soviel scheint mir klar —
Nicht durch sich selbst und nicht durch Mi-Maus Schreiberei
Zu seinem Ruf; es scheint mir fast, als sei
Ein wenig Zauberei
Hierbei
Im Spiel; mit rechten Dingen
Konnt sowas deinem Schüler nicht gelingen.
So roch Frau Rappelschnuss, die niemals fehlgeraten,
Auch dieses Mal den Braten;
Nur sollte sie mit ihren Geistesgaben
Hier ihrem Gatten eine Grube graben.
Doch dies nachher.
Sie riet nun ihrem Mann —
— Doch, warum blickt der Leser mich so an?
Und warum regt Erstaunen sein Gemüt?
Wol, weil die Dame gleich auf Zaubereien riet?
Nun, das ist nicht so schlimm. Die höhere Magie
Ist im Chinesenland
Ganz allgemein bekannt,
Und Jung und Alt benutzen sie.
Die Luft ist dort von Geistern so bewohnt,
Dass der Verkehr mit ihnen lohnt,
Und Occultismus
Und Spiritismus
Sind, wie bei uns das Kartenspiel, beliebt
Und werden mit Erfolg geübt. —
Europa freilich ist von Geistern etwas leer,
Drum fällt uns auch das Zaubern schwer.

Mi-a-no-wann, auf seiner Gattin Rat,
Beschlich nun früh und spat
Den guten Jüngling, der an garnichts dachte,
Und keinen Hehl aus seinem Wandel machte.
So kam der Lehrer allzu schleunig nur
Ihm auf die Spur
Und merkte, dass voll Heiterkeit
An jedem Tag zur selben Zeit
Er nach der abgelegenen Kammer ging,
Wo unter anderm auch der schöne Garten hing,
Und dass er dort geraume Zeit verblieb
Und ein Gespräch mit irgend jemand trieb —
(Man konnt es durch die Thüre nicht verstehn
Und in der Dämmerung durchs Schlüsselloch nichts sehn.)
Doch wusste man,
Dass unser junger Mann
Schon oft mit höchstem Lobe pries
Des Wi-o-war-mi Paradies
Und dass ers als ein Bild von höchstem Werte
Und über jedes Mass verehrte.
Auch sah Mi-a-no-wann, wie voller Glück
Sein Antlitz strahlte, wenn zurück
Aus jener Kammer er gekommen,
Von wo man das Gespräch vernommen.
Dies alles machte ihn bedenklich,
Die Sache schien ihm doch verfänglich;
Bis er auf seiner Gattin Wort
Sich eines Tags verbarg an jenem Ort.
Denn diese sagte so: Wenn etwa dort ein Geist
Den Schüler unterweist,
Kann dirs vielleicht durch Geld und Schmeichelei gelingen,
Auf deine Seite ihn zu bringen,

Sodass er sich von jenem Knaben wendet,
Und dir den Segen seiner Weisheit spendet.
Und jedenfalls, seis so, seis so,
Die Sache hapert irgendwo;
Du darfst nicht ruhn, bis du nicht eruiert,
Was dort Verborgenes passiert.

So hat Mi-a-no-wann, mit Lumpen zugedeckt
In einem Winkel sich versteckt
Und wartete — ein wenig doch beklommen —
Bis unser junger Freund, sein Schüler, sollte kommen.
Er hatte sich vorher noch alles angesehn,
Doch konnt er nichts Absonderlichs erspähn;
Auch schien das grosse Bild im Abendschein
Ihm nicht besonders schön zu sein,
Wie alles Schöne stets ein Rätsel ihm verblieb,
Weil seine Kunst er nicht als wahrer Künstler trieb.

VI.

NICHT lange wartete Mi-a-no-wann,
Da hörte er den jungen Mann
Schon auf dem Korridore gehn,
Und sah ihn gleich darauf auch in der Kammer stehn,
Und sah, wie er mit brünstiger Gebärde
Sich vor dem Garten warf zur Erde,
Und hörte, wie er tief
Aufseufzend rief:
Oh Meister, heut auch trieb mich mein Verlangen,

Dass wieder ich zu deinem Bild gegangen,
Erweise heute denn mir wieder deine Gunst,
Und alles, was du nun schon seit geraumer Zeit
Vom Mahle deiner hehren Kunst
Mir mitzuteilen gütigst warst bereit,
Oh gieb mirs heute auch, oh speise
Die Seele mir nach Götter Weise!
Erscheine wieder mir; denn ich gehöre
Mit allen Sinnen dir nur an,
Und wie du's jeden Tag gethan,
So segne mich auch jetzt durch deine Lehre.
Mi-a-no-wann war ganz perplex
Und dachte still: was will der Fex,
Wie kann man eine Landschaft haranguieren?
Das muss mich amüsieren.
Doch, siehe da, wie man euch schon erzählte
Am Anfang des Gedichts,
Phosphorescierte plötzlich das Gemälde
Im Schimmer zauberhaften Lichts.
Die Kammer schien sich seltsam aufzuhellen,
Lebendig wurden die gemalten Wellen,
Lebendig wurden Rosenbusch und Baum;
Und Herr Mi-a-no-wann befand sich wie im Traum.
Zwar selbst in diesem Glorienschein
Sah er den ganzen Reiz des Bildes noch nicht ein,
Wie jeder, der allein auf seinen Nutzen geht,
Von wahrer Schönheit nichts versteht;
Doch staunte er — soweit das ein Chinese kann —
Und sah das Ding mit offnem Munde an.
Um so gerührter ist der Dichter,
Da wieder sich das schöne Bild
In seiner ganzen Pracht enthüllt,

Und ungern leistete Verzicht er,
Es wieder alles sauber nachzumalen,
Was sich entdeckte in den Zauberstrahlen.
Die andern Dinge liessen ihn nur kalt,
Er machte, dass er bald
Zu Ende kam mit dem, das ihn gar oft gequält,
Wenn alles ganz genau der Reihe nach erzählt
Und dargethan sein wollte, selbst der Ruhm
Von Mi-a-no-wanns bessrer Hälfte lag
Ihm nicht so sehr im Sinn als der gemalte Hag
Und Wi-o-war-mis Heiligtum.
Und just um diese Zeit, wo er am Ofen sitzt,
Und durch die zugefrornen Fenster
Kaum sehen kann, wie rings die ganze Welt
In Reif und Frost erschauernd blitzt,
Und Bäume stehn wie magere Gespenster,
Und sterngeformter Schnee vom grauen Himmel fällt,
Wie phantasierte er nicht gern
Bei einer Tasse China-Thee,
Es schmelze plötzlich all der Schnee,
Und alles Grün sei da und Blumen nah und fern,
Und Sonne, wie sie hell im schönen Garten schien,
Der alle Künste buhlender Armiden
Weit übertraf, selbst Tiburs Himmelsfrieden
Und Tempes zartes Myrtengrün?
Doch hab ich von dem Bild euch schon soviel gesagt,
Dass sicher euch schon längst die Langeweile plagt.
Nur eins noch möchte ich erzählen:
Aus der ätherisch klaren Luft
Quoll mit dem süssen Lied der leichtbeschwingten Kehlen
Ein Himmelsduft
Und parfümierte mit der reinsten Narde

Die dumpfigte Mansarde·
Und selbst Mi-a-no-wann in seiner Lauerecke
Empfand, als ob er was sehr Angenehmes schmecke.
Dann aber tönte aus des Parks Bereichen
Melodisch hell ein Glockenzeichen.
Auf that sich des Palastes Thür,
Und Wi-o-war-mi trat herfür
Und ging bis an des Bildes Rand,
Ergriff den Schüler bei der Hand,
Um sich mit ihm auf manchem Pfad
Und am Gestad
Des kleinen Sees zu promenieren,
Und in gedämpftem Ton mit ihm zu konversieren,
Bis endlich in der süssen Frische
Der Rosenbüsche
Sich ihr Gespräch Mi-a-no-wannens Ohren,
Sie selbst sich seinem Blick verloren.

Gleich kroch Mi-a-no-wann, der Thor
Neugierig aus dem Winkel vor
Und lief zum Bild und hob das Bein
Und wollte in den Park hinein.
Doch fühlt er plötzlich sich gehemmt,
Sein Streben eingedämmt,
Und wenn er auch gesehn, wie Busch und Baum sich regten,
Und Luft und Wasser spielend sich bewegten,
So blieb doch jetzt, wie er auch das Papier befühlt,
Das Bild ein Bild.
So liess er schliesslich nach und sagte voll Verdruss:
Erwarten wir den Schluss.
Und da aufs neue er der beiden Wort vernahm,
Das langsam näher kam,

Verbarg er wieder sich, um zu erspähn,
Was weiter sollte vor sich gehn.

Kaum war er an den Ort gekommen,
Den er schon vorhin eingenommen,
Als es sich wieder in den Büschen regte,
Und unser Paar sich aus dem Bild hervorbewegte.
Oh, wie Mi-a-no-wann nun wieder lauschte
Auf jedes Wort, das Wi-o-war-mis Mund entrauschte.
Der sprach zum Schüler: Sohn, dir einzig und allein
Werd ich den Segen meiner Lehre weihn.
Denn wahrlich, diese Welt ist schlecht,
Kein Einziger weiss mehr was gut und recht,
Verwirrung herrscht und Unverstand
Und unsre Kunst geriet aus Rand und Band.
Ein Heer von Pinseln meint, sie könnten, weil sies sind,
Die Welt mit ihren Pinseleien
Nach Billigkeit erfreuen;
Und die lässt sichs gefallen, weil sie blind.
Wo Dummheit herrscht und Aberwitz,
Zieht sich der Weise gern zurück auf seinen Sitz.
Nur du mein Sohn — so schloss er mit Emphase —
Bist in der Wüstenei die blühende Oase.
Beschämt und froh schlich unser Freund hinaus
Und Wi-o-war-mi ging in sein gemaltes Haus.
Der Glanz entwich vom Bild, wie wenn die Sonne sinkt,
Und Dunkelheit aus allen Tiefen dringt,
Nur auf den Höhen lag noch kurz ein letzter Strahl,
Auch der verlosch, dann ward es dunkel überall.

Und dunkel ward es auch in Mi-a-no-wanns Brust.
Erloschen war die Sonne seiner Lust

Und Groll und Wut, und was noch sonst im Finstern brüte,
Kroch zu ihm her und kroch ihm ins Gemüte.
Oh Neid, aus dunklem Schoss der Lüsternheit gezeugt,
Und von Verrat und Wut, den Ammen, grossgesäugt,
Medusa du, vorm eignen Anblick grausend
Und drum in Finsternis und im Verborgnen hausend,
Und doch wie alles giftige Gezücht
Auf Opfer stets und Beute so erpicht,
Blutsauger du, der in verworfener Gier
Das Blut des Nächsten heimlich saugt,
Du Ungetüm, das wie ein reissend Tier
In fremden Leib die blutigen Krallen taucht,
Gespenst, das Wandrer auf des Lebens Bahn
Boshaft erschreckt, du missgeborener Wahn,
Der kleine Seelen bitter und vergällt
Zu taumelhaftem Hochmut schwellt,
Wo, wenn ein Edler sank, ein Hohes fiel,
Warst du, verruchter Neid, nicht mit im Spiel!
Von Abel an, wie manch ein Weiser und ein Held
Ward nicht durch deine List gefällt!
Und wo Verrat die Städt und Staaten stürzt,
Bist dus, der der verräterischen Brust
Den Trank der übel tollen Lust
Mit seinen schärfsten Giften würzt.
Die Könige kannst du auf ihrem Thron nicht leiden,
Und möchtest Gott sogar um seinen Himmel neiden.
Das Hohe willst du tief, Gegründetes vernichtet
Und musst doch dulden, dass man dich bedichtet. —
— So ist der Dichter, was die ganze Welt
Zersplittert und zusammenhält,
Das Meer, das Land, den Sonn- und Mondenschein,
Er fängt sie all im Netz von seinen Versen ein.

VII.

NOCH lang im dunkeln Zimmer sass
Mi-a-no-wann und frass
Den Brei, den ihm sein Ingrimm kochte,
Und den er garnicht schlucken mochte,
Und der geschluckt in Kopf und Kragen
Ihm regte manches Unbehagen,
So dass er unter vielem Stöhnen
Auf Racheplänen
Mit finstrer Miene brütete
Und wütete.
Doch wenn der Leser etwa denken sollte,
Dass Herr Mi-a-no-wann
Auf Mord und Totschlag sann,
So irrt er sich, denn wenn der gute Mann
Auch noch so grollte
Und schmollte,
So war er doch verhältnismässig schüchtern
Und von Verstande ziemlich nüchtern.
Er dachte nur daran, wie es wol anzustellen,
Dem Jüngling seine Freude zu vergällen.
Und als er, weil ihm selbst kein Einfall kam,
Zur Gattin seine Zuflucht nahm,
Sprach die: Wir müssen es auf jeden Fall
Vermeiden,
Das Bild etwa entzwei zu schneiden. —
Wer weiss, ob nicht mit fürchterlichem Prall
Der Geist
Dir dann zu Kopfe steigt, und dich zu Boden schmeisst,
Und dir das Leben raubt, wie es schon manchem Christen
Mit Geistern ist passiert. Hier gilts, ihn überlisten.

Drum höre, was ich ausgedacht:
In stiller Nacht,
Wenn alles schläft, auch er in seinem Haus,
Dann steigst du aus dem Bett heraus,
Gehst in die Kammer, malst bei einer Lampe Schein
Vor Thür und Fenster ihm 'ne Wand von Ziegelstein.
Dann kann er sich nicht mehr uns lästig machen
Und wir, wir können uns ins Fäustchen lachen.
So lautete Frau Rappelschnussens Plan.
Es sah so einfach sich und ungefährlich an,
Doch wie gar manches, das uns harmlos deucht,
Aus seinem Schoss ein schweres Unglück zeugt,
So wars auch hier. Die Dame Rappelschnuss
Hilft unserm Schwank zu einem trüben Schluss.

Mi-a-no-wann, wie sie es ihm gesagt,
Schlich sich denn wirklich in der nächsten Nacht
Mit einer Tube rot und einer Tube weiss
Und einer Tube Medium
Und Pinsel und Palett ins Sanktuarium
Und malte dort mit Fleiss
Und hübsch genau in aller Seelenruh
Die Thüren und die Fenster zu,
Ohn nur ein einziges zu verpassen
Und auszulassen.
Als er gemalt nun Stein um Stein
Mit ihren Fugen weiss und rein,
Und nichts sich im Palaste rührte,
Und er vom Bild her keinen Ton verspürte,
Ging er voll Heiterkeit ins Bett, allwo er tief
Bis in den hellen Morgen schlief.
Doch als nun wiederum am nächsten Abend

Die Dämmerung mit Tau und Rosen kam,
Die heisse Flur mit kühler Ruhe labend,
Und alles sanft in ihre Arme nahm,
Und ihre Flügel schon die Nacht herüberstreckte,
War ers, der wieder sich im Kämmerlein versteckte.
Denn wo wär nicht die Schadenfreude
Verbunden mit dem Neide?
So wollte er — und kicherte — erharren,
Des armen Schülers Ankunft, den zum Narren
Er jetzt nach seiner Meinung haben konnte,
Und den er, wenn nun auf sein Rufen
Der Geist nicht mehr erschien auf des Palastes Stufen,
Und die gemalte Flur sich nicht mehr hell besonnte,
Durch seine Gegenwart und Wissenschaft erschrecken
Und ihn bei Gross und Klein mit seinem Lehrer necken
Und so blamieren wollte,
Dass ihn kein Mensch mehr respektieren sollte. —
— Er rieb sich schon im voraus seine Hände
Und ahnte nicht das dicke Ende,
Das öfters kommt, wenn Frevlern Frevelthaten
Nach ihrer falschen Meinung gut geraten.

Der Jüngling kam nun bald; und wirklich klang kein Ton
Vom Bilde her, nachdem er den Sermon
Auf seinen Knieen, wie jedes Mal gesprochen,
Auch ward kein Licht gesehn, kein Duft gerochen,
Die Kammer blieb im Dunkeln ruhiglich;
Und Mi-a-no-wann war vor Wonne ausser sich.
Der Jüngling wars vor Schmerz und Staunen (was geschehn
Konnt er ja in der Dunkelheit nicht sehn).
Doch plötzlich hörte man aus des Palastes Hallen
Gewaltige Hammerschläge schallen.

Mi-a-no-wann! Wie fiel bei dem Getose
Das Herz dir in die Hose!
Und als die Schläge immer öfter prallten
Und fürchterlich wie ferner Donner hallten,
Und wie auf einmal aus 'nem Ritz
Der Ziegelmauer brach ein Strahlenblitz,
Da hielts ihn nicht und mit gesträubtem Zopf
Kroch aus der Ecke vor der arme Tropf.
Und siehe da, wie vor dem Blick der Schlangen
Ein Kolibri hält still, gefangen,
Und vor des Feindes ungeheurer List
Jedwede Hoffnung oder Flucht vergisst,
So wars mit ihm, ihn zog ein innrer Drang,
Geheimnisvoller Zauberzwang
Zu unserm Jüngling hin, der bei der Sache
Vor Schrecken fast die Sprache
Verlor, und liess an dessen Seite ihn
Vor dem Gemälde nieder knien,
Und zwang ihn dort sich zitternd zu verhalten,
Bis völlig ward die Ziegelwand zerspalten,
Und bis der wundervolle Schimmer
Sich wieder zeigte in Gehölz und Zimmer.
Und als die Mauer nun den wiederholten Schlägen
Des Hammers ganz erlegen,
Bewegten voller Würde aus dem Thor
Der Maler und der Kaiser sich hervor,
Der Kaiser Ting, der vor vielhundert Jahren
Auch in das Schlösschen zog, wie ihr es schon erfahren.
Und Wi-o-war-mi trat an des Gemäldes Rand
Und hielt 'nen Ziegel in der Hand
Und warf — hab hier auf alle Fälle
Dein Riechsalz, liebe Leserin, zur Stelle —

Und warf mit solcher Wucht dem armen Tropf
Den schweren Backstein an den Kopf,
Dass — wenn er von Natur auch ziemlich hart —
Sein Schädel durch und durch gespalten ward.

Oh Rappelschnuss, vergeht dir nun dein Lachen?
Du selber musstest dich zur Witwe machen.

VIII.

So traf Mi-a-no-wann ein grauses Strafgericht,
Und es erlosch sein Lebenslicht. —

Der alte Maler stand noch immer zornentglommen,
Und unser Jüngling schwieg beklommen;
Da trat die Majestät mit hohem Anstand vor
Und sprach zur Leiche: Siehst du, grober Thor,
Wenn Aberwitz und Dummheit neidgeschwellt
Zum Sturz des Edlen sich vereinen,
So bleibt dasselbe zwar zunächst ganz ungerührt,
Wie auch der Mond vom Mopse angebellt
Nicht unterbricht sein stetes Scheinen,
Und ruhig seine Herde weiter führt,
Doch wenn Verrat- und Gift-geschwollen
Die Hand ans Heiligtum ihr legt,
Erregt ihr selbst des Himmels Grollen,
Dass er im Blitz euch niederschlägt.
So ists auch hier geschehn, du dachtest
Schon, dass du uns zu nichte machtest,
Und prahltest

Schon vor dir selbst, dass du den Ausgang uns vermaltest.
Jedoch dein Plan war schlecht. Bliebs uns doch unbenommen,
Durch eine Hinterthür heraus zu kommen.
Wir thaten dieses nicht; dem Fürsten und dem Weisen
Ziemts überall höchst ehrenvoll zu reisen.
So brach man denn für uns ganz ohne Müh und Pein
Die noch nicht trockne Mauer ein.
Und nun liegst du getroffen vor dem Tempel
Der Kunst als warnendes Exempel.

Nachdem er dies gesprochen, ging
Der Kaiser Ting
Mit Würde wieder in das Schloss,
Wo noch mit all dem Mauerschmutz
Und der Beseitigung des Schutts
Beschäftigt war der Dienertross. —
Der Leser fragt mich nun gewiss:

Wie kommts, dass hier am Ende der Geschichte
Die Majestät noch einmal tritt zu Lichte,
Nachdem die ganze Zeit sie ungesehen blieb,
Und — weiss Gott was — im Zaubergarten trieb?
Konnt Wi-o-war-mi nicht, wenns überhaupt von Nöten,
Die obligate Rede reden?

Oh Leser, diese lange Apostrophe
Beweist, du seist kein Philosophe.
Vernehme denn den Grund und werde weiser:
Die Regel gilt noch heut: Der Unterthan
Ist still und leistet, was er kann,
Die Reden aber hält der Kaiser.

* * *

NUN will sich die Geschichte schliessen;
Doch wills, ich sehs an ihren Mienen —
Die holden Leserinnen
Und ihre Neugier bass verdriessen,
Dass ich nicht alles ausgeführt,
Was fernerhin passiert,
Was nach dem Tode von Mi-a-no-wann
Mit unserm jungen Mann
Und mit den Tänzerinnen zart
Und mit dem Kaiser und mit Wi-o-war-mi ward.
So hört denn kurz: Der junge Mann verschwand
Mit Wi-o-war-mi und der Majestät
Im Bild, das ruhig nun und glatt wie eine Wand
Für alle Zeit verblieb, bis endlich spät,
Als einst ein Aufstand war im Reich der Mitte,
Ein wilder Haufen ohne Zucht und Sitte
Auch in der Galerie, in der das Bild jetzt stand,
'Nen angenehmen Ort für seine Tobsucht fand.
Und vor der Wut antiker Boxerscharen
Konnt niemand unser Bild bewahren.
Doch wunderbar, wie eine Lanzenspitze
Das Bild ein wenig nur durchbohrt,
Geschahen allsofort
Die unerhörtesten und schaudervollsten Blitze;
Ein Donnern scholl, die Schar liess ab von ihrem Raube
Und machte schnell sich aus dem Staube.
Doch aus dem Bild entwickelte sich sich zart
Ein Silberrauch besondrer Art.
Den ganzen Park mit Bäumen, Schloss und Teichen
Sah man in diesem Rauch entweichen;
Und auf der Wolke unterm Rand
Sah Wi-o-war-mi man, der heiter lächelnd stand,

Und unsern Jüngling und den Kaiser Ting,
Die Tänzerinnen alle zart und lieblich;
Und all der bunte Dunst zog durch ein Fenster flink
Man sah ihn bald darauf am Horizonte trüblich
Als rosenfarbnes Abendwölkchen stehn;
Dann ward von aller Pracht nichts mehr gesehn.

Zuweilen nur, wenn Wandrer lange Zeit
In Wüstenstaub und Hitze sich gemüht,
Geschieht es, dass am Horizonte weit
Seltsam ein Wundergarten blüht;
Man glaubt sich in des Paradieses Nähe
Und eilt herbei, doch wie man näher eilt,
Hat sich das Trugbild in der Höhe
Schon wieder wolkenhaft zerteilt.
Fata Morgana nennt man dieses Phänomen
Und fabelt wohl, es sei der Aufenthalt der Feen,
Ihr aber, die ihr mir gelauscht, ihr wisst,
Dass es des Wi-o-war-mi Garten ist.

Zum Schluss nun wünscht der Dichter euch
Ein langes Leben, freudenreich,
Und dass vor Neid und falscher Freunde List
Euch Gott bewahre jeder Frist,
Und dass ihr, wenn euch Sehnsucht rein entzündet,
Den Weg wie unser Jüngling findet.
Denn: Wenigen ist ein Paradies die Kunst;
Den meisten ist sie blauer Dunst.
Nun liebe Hörer, regt zum Beifall eure Hände,
Denn wir sind wirklich jetzt am

ENDE.

Zwei Holzschnitte unbekannter Herkunft aus der k. u. k. Hofbibliothek zu Wien.





ANMERKUNGEN.

DIE beiden Trauer-Gedichte über den Tod zweier Schosshündchen sind aus einer alten Sammlung niedersächsischer Dichtungen von 1725, und sind von dem seiner Zeit sehr berühmten Martin Brandenburg verfasst. Man wird es wohl verstehen, weshalb wir diese beiden Gedichte, die in ihrer Mischung von freiwilliger und unfreiwilliger Drolerie ausserordentlich reizvoll sind, in das Februar-Heft, das auch in diesem Jahre einen genehm übermütig heiteren Charakter zeigt, aufgenommen haben. Wir werden im Lauf dieses Jahres noch verschiedene Beiträge aus dem erwähnten Sammelwerk bringen. Der vollständige Titel des zweiten Gedichtes, von dem wir nur die Schlussverse abdruckten, heisst:

Vier Schluss-Strophen aus
Das Ruhm-würdige
Amourettchen,
entworfen von Philaret.
oder der beklag'te Tod eines Schoss-
Hündchens.
Brandenburg.

Einer der Verse dieses unglaublich langen Gedichtes rief wegen einer Anspielung auf die Gefallsucht und die Toilettenkünste der damaligen Hamburger Damen eine poetische Controverse zwischen einer »Ermine« und »Philaret« hervor, die hier mitzuteilen, wir uns wegen des fehlenden Raumes leider versagen müssen.

WIR würden über die alten Holzschnitte, die wir in dieser Nummer bringen, kein Wort verlieren, wenn wir nicht — durch manche Erfahrung gewitzigt — vor der Urteilslosigkeit und dem bösen Willen unsrer Kritiker und Tagesblätter eine gewisse Scheu hätten. Wir er-

klären nun, um allen möglichen Angriffen von vorne herein zu begegnen, dass wir durchaus nicht irgend welche Sensationen durch das Stoffliche des zweiten Holzschnitts erregen, noch uns in irgend einer Weise das Ansehen genialer Rüpelhaftigkeit geben wollen. Der verständige Kunstfreund wird uns dankbar sein, wenn wir in dem einzigen deutschen Blatte, das sich ohne Rücksicht auf irgend welche anderweitige Bedenklichkeiten einer reinen Kunstpflege widmet, hier und da auch solche Dokumente alter oder neuerer Kunst veröffentlichen, die heutigen Tages in einer auf grössere Verbreitung und umfassendere Wirkung berechneten Publikation schlechterdings nicht am Platze wären.

IN der Revue blanche vom 15. Dezember schreibt Ernest Lajeunesse sehr schöne Zeilen über Oscar Wilde's traurige letzte Zeit in Paris. »Ein aufgeschwemmtes Phantom, eine enorme Karikatur, wie er sich so über einen manhattan oder ein grand whisky soda beugte und für schnell vorgestellte Neugierige, für Freunde, für irgendwen, immer wieder seine Improvisationen improvisierte oder seine etwas müden Paradoxe wiederholte. Eigentlich holte er nur für sich selber alle diese Geschichten wieder hervor. Er wollte sich einschläfern und aufwecken zugleich, sich überzeugen, dass er noch denke, dass er noch wisse. Und er wusste alles. Die Kommentatoren des Dante und ihre Kommentare, die Quellen des Rossetti, die Kleinigkeiten und die grossen Dinge, über alles das redete er eifrig wie ein Jüngling, worauf er lächelte mit seinem Leidenslächeln oder sich einem Lachen hingab, einem Lachen für nichts, das seinen Bauch schüttelte, seine Schweins-Kinnbacken und das Gold seiner armseligen Zähne. Langsam, Wort für Wort, in seinem Fieber einer stammelnden Arbeit, erfand er leichte Parabeln; die Geschichte von dem Herrn, der, nachdem er ein falsches Geldstück erhalten, mit dem illusorischen König zu streiten beginnt, dessen Bild er gesehen ... Aber es fehlte ihm, um es aufzuschreiben, der goldne Tisch des Seneca — und sein eigner ...

Er war auf dem Land gewesen und in Italien, er wollte nach Spanien und an die mittelländische Küste zurück: aber es gab nichts als Paris, das fast verschlossene Paris, das ihm nicht mehr bot als Spelunken, wo zu trinken, ein taubes Paris, ein ausgehungertes, hastiges Paris mit Congestionen dort und Bleichsucht da, eine Stadt ohne Ewigkeit und ohne Mythe. Jeder Tag brachte ihm Leiden: ohne Hof, ohne Freund fiel er in schlimmste Neurasthenie. Die Not peinigte ihn: die Pension von zehn Francs für den Tag, die er von seiner Familie bekam, erhielt keinen Zuwachs von den Verlegern: er sollte arbeiten, Sachen, zu denen er sich vertragsmässig verpflichtet hatte — und es ist ihm nicht möglich, vor drei Uhr Nachmittag aufzustehen. Aber er quält sich nicht mit Bitterkeit, er braucht sich auf: eines Tages legt er sich zu Bett mit der Vorgabe, in einem Restaurant durch Muscheln vergiftet worden zu sein: nur schwer vermag er wieder aufzustehen, mit einem Vorgedanken an den Tod, den er sterben wird. Da erzählt er alle seine Geschichten auf einmal: es ist das bittere und blendende Bouquet eines übermenschlichen Feuerwerks. Die ihn am Ende seines Lebens sahen, wie er da die Strähnen von Gold und gewebten Steinen abhaspelte, diese phantastischen Subtilitäten hörten, aus denen er seine Dramen und künftigen Gedichte schneiden und malen wollte, die da sahen, wie er das alles nachlässig und stolz wie nichts hielt und ihn seine letzten Worte husten und lachen hörten, werden die Erinnerung an ein trauriges und hohes Schauspiel von einem kaltblütigen Verdammten bewahren, der nicht ganz zu Grunde gehen will«. Wir werden im Laufe dieses Jahrganges verschiedene Arbeiten Wilde's veröffentlichen, die bisher in deutscher Sprache noch nicht erschienen sind. Blei.

Michael Kramer. Drama in vier Akten von Gerhart Hauptmann. (Berlin bei S. Fischer.)

WAEHREND der Fuhrmann Hentschel ein in seiner Art vollkommenes Meisterwerk ist, das man nur mit einem Gefühle herzlicher Bekümmerung über sich ergehen lassen kann (es sei denn, man betrachte

es lediglich auf seine technischen Qualitäten hin), so ist Michael Kramer eine unvollkommene, mit klar ersichtlichen Fehlern reichlich behaftete Dichtung, nach deren Genuss man das schöne Gefühl wahrhaftiger Bereicherung und Erhebung hat (es sei denn, man lasse sich durch die Mangelhaftigkeit einzelner Teile übermässig beirren). Wir dürfen hier zum ersten Male Gerhart Hauptmann als den Schöpfer einer reinen, grossen, in einem gewissen Sinne monumentalen Gestalt begrüssen, und wir thun dies mit um so lebhafterer Freude, als wir von der Empfindung erfüllt sind, dass der Dichter mit diesem Werke, mit dieser Gestalt bewusst seinen ersten Schritt in das Gebiet grosser Kunst gethan hat, auf dem wir bei seiner künstlerischen Kraft und Bedeutung Vollendetes von ihm erwarten dürfen. Es ist nicht das erste Mal, dass er sich bestrebt, aus der Enge der realistischen Genrekunst heraus in freiere Weiten, tiefere Gründe, höhere Sphären zu kommen, aber während dieses verehrungswürdige Streben ihn bisher vom Wesen seiner Begabung abführte und in ferne Gebiete lenkte, zu deren Beherrschung seine Mittel unzureichend sind, hat er sich diesmal nicht vom Mutterboden seiner Kraft entfernt und rein mit seinen Mitteln etwas wirklich Grosses geschaffen, indem er das Wesen eines bedeutenden Menschen ganz umfasste und künstlerisch in so starken Zügen schön hinstellte, dass wir endlich wieder einmal das Hochgefühl haben, zu sehen, wie die kostbaren Kräfte hoher Kunst sich an einem grossen Stück Leben siegreich messen. Die Gestalt des alten Kramer ist nicht das Werk brillanter Kleinkunst, sondern die Schöpfung eines Dichters. Sie ist nicht bloss beobachtet oder aus beobachteten Zügen konstruiert, sondern sie ist wirklich im Geiste empfangen und geboren aus den Tiefen schöpferischer Kraft. Darum interessiert sie nicht bloss als tadellose Figur, sondern sie strahlt alle die Kraft und Wärme einer starken Seele aus, die dazu nötig sein musste, ein solches Gebilde aus sich zu erzeugen. Man kann das kaum im Einzelnen nachweisen, aber wer nur überhaupt Sinn für das hat, was wir einzig Kunst nennen sollten: für das, was dem Genius geschenkt, der blossen Geschicklichkeit nie zu eigen wird, für das Entstandene, nicht Gemachte, für das Wunderbare, das nicht bloss Spiegel

der Wirklichkeit, sondern eine eigene Wirklichkeit ist, — der wird davor nicht nur das Gefühl künstlerischer Genugthuung, sondern ein Gefühl von Andacht und Beglückung haben. Es widerstrebt mir, angesichts dieser Gestalt, der ersten grossen Leistung Hauptmanns, von den Mängeln des Stückes zu reden, das in der Mehrzahl seiner Partien jener belanglosen Genrekunst angehört, die selbst in ihrer Vollendung kümmerlich wirkt. Man empfindet fast etwas wie Freude darüber, dass diese Partien vom Dichter nicht mit der sonst an ihm bekannten Liebe für den Kleinkram behandelt sind. Man möchte glauben, dass zuerst der wundervolle vierte Akt entstanden und das übrige mit einer Art Depoût hinzugefügt sei. Das wäre im Sinne des früheren Kleinmeisters Hauptmann ein schweres Vergehen gegen die Regeln des guten und sauberen Handwerks, aber der Schöpfer der Gestalt des alten Kramer darf sich dafür schon Absolution gewähren, wenngleich das Publikum gegen ihn entschieden hat.

O. J. B.

DIE INSEL. II. JAHRGANG. 2. QUARTAL NR. 5. FEBRUAR 1901.
FUER DEN INHALT VERANTWORTLICH: A. W. HEYMEL,
MUENCHEN.

BEZUGS-BEDINGUNGEN

Abonnement vierteljährlich 6 Mark, halbjährlich 12 Mark, jährlich 24 Mark inkl. fester Einbanddecken mit Vorsatzpapier für jedes Quartal.

Einzelpreis der Monatsnummer: 2 Mark.
Einzelpreis des Quartalbandes: 8 Mark.

Auf starkes Inselpapier (Wasserzeichen Schiff) werden 50 Stück gedruckt. Von dieser Ausgabe kostet das Heft 3 Mark, das Abonnement vierteljährlich 9 Mark, halbjährlich 18 Mark, jährlich 36 Mark.

Vom ersten Jahrgang werden einzelne Hefte nicht mehr abgegeben, doch sind noch komplette Exemplare vorhanden, die bis auf weiteres noch zu dem ursprünglichen Preise (jeder Quartalsband 12 Mark, alle vier zusammen 36 Mark) abgegeben werden. Bei gleichzeitiger Erwerbung des ganzen (gebundenen) ersten Jahrganges der Monatsschrift und des (nur im ersten Jahrgange erschienenen) Mappenwerkes tritt wie bisher eine Ermässigung des Gesamtpreises auf 75 Mark (statt 90 Mark) für beide Publikationen ein. Für sich allein kostet das Mappenwerk nach wie vor 50 Mark

Die Redaktion der Insel befindet sich in München Leopoldstrasse 4.

Unverlangt eingeschickte Beiträge werden nicht zurückgeschickt. Redaktionelle Gegenäusserungen erfolgen nur im Falle der Annahme.



Die Insel

Herausgegeben von

Otto Julius Bierbaum ✻ Alfred Walter Heymel und Rudolf Alexander Schroeder

Zweiter Jahrgang. Sechstes Heft. März 1901

Preis 2 Mark

Erschienen im Insel-Verlage
bei Schuster & Loeffler in Berlin und Leipzig

PRINTED IN GERMANY

DIE INSEL/ MONATSSCHRIFT MIT BUCHSCHMUCK UND ILLUSTRATIONEN/ HERAUSGEGEBEN VON O. J. BIERBAUM, A. W. HEYMEL UND R. A. SCHROEDER

II. Jahrgang. 2. Quartal, No. 6. März 1901.

INHALTS-VERZEICHNIS

Zwei Menschen. Roman in Romanzen von Richard Dehmel. Fünftes Stück 247

Zwei Kupferstiche nach Zeichnungen von Callot aus E. Th. A. Hoffmanns Prinzess Brambilla 259

Die ungewöhnliche Orchidee. Aus dem Englischen des H. G. Wells von Franz Blei 265

Eine sentimentale Reise in Versen von Otto Julius Bierbaum . . 274

Zwei Zeichnungen von Felix Vallotton 281

Fuchs von Jules Renard. Uebersetzt von Hugo von Hofmannsthal 287

Märchen von Marcus Behmer mit einer Zeichnung des Verfassers . 349

Prolog zum Erdgeist. Tragödie in vier Akten von Frank Wedekind 351

Zwei japanische Holzschnitte 355

Anmerkungen 361

HARVARD COLLEGE
JAN 28 1937
LIBRARY

DIE INSEL. Nr. 6.
MAERZ. 1901.

ZWEI MENSCHEN

Roman in Romanzen von Richard Dehmel

Zweiter Umkreis: Die Seligkeit.

Eingang.

Halt ein, halt ein — weit über jenen Gleisen,
wo man noch Höhen sieht und Tiefen;
nun sollst du erst das wahre Leben umkreisen
und sollst der Allmacht Deine Macht verbriefen.
Sieh: zwei Adler steuern, vom Sturm getrieben,
über allem Erdentrott!
Du aber bist noch Mensch geblieben:
du atmest und entatmest Gott.
Willst du nicht das Ewige selbst erreichen?
oh, dann lafs auch Gott zurück!
denn es gilt, o Mensch, dein Glück
mit dem Weltglück zu vergleichen.

Es lebe die That.

Zwei Menschen reiten durch maihellen Hain,
galopp, galopp, von Schatten zu Sonnenschein,
alle Blätter sind grüne Flammen.
Wenn der Himmel erscheint, wenn die Pferde aufschnauben,
sehn sich die Beiden mit jauchzenden Augen
immer wieder beisammen
und werfen den Kopf wie die Tiere.
Immer wieder streckt durch die goldnen Strahlen
auf dem schmalen
Moosweg zwischen den hohen Stämmen
dann ein dunkler Schemen
halb Chimäre halb Drache
hopp alle Viere,
da müssen sie lachen
und werfen dem Untier Kufshände zu.
Und das Weib kann den Jubel nicht länger dämmen,
laut scheucht ihr Ruf die Mittagsruh:

Echo! Echo! stimm ein, stimm ein —
es wollt eine Seele sich befrein,
da band das Glück ihr die Hände!
O Meiner, hilf mir die Arme breiten,
halt mich gefangen, du, ohne Ende,
ach könnt ich ewig so weiter reiten!

Und der Mann, plötzlich die Sporen gebend,
in die Brusttasche greifend, im Sattel sich hebend,
jagt vor ihr her fort:

komm, ich nehm dich beim Wort!
Und wenn ich die Freiheit drüber verliere:
hier — es lebe die That — und das nöt'ge klein Geld!

voilà, madame: Banknoten! — gelt:
die sind doch mehr wert als Archivpapiere?!

Er schwenkt die blauen Lappen in der Sonne,
er lacht, daſs ein fast schreckhaft Echo gellt;
sie hat kaum zugehört vor Frühlingswonne,
aufbäumend gleiſst ihr Rappen in der Sonne,
zwei Menschen reiten in die Welt.

Ein Rückblick.

Und sie machen Halt und lugen aus:
da liegt, von Epheu eingehüllt,
im Kiefernhochwald still ein kleines Haus,
die graue Lichtung ist erfüllt
vom kühlen Duft des Morgentaus.
Der Mann blickt lange auf die beiden Linden
am moosbedeckten Zaun des alten Herdes,
dann greift er in die Mähne seines Pferdes
und nimmt ein Haar und übergiebt's den Winden:

Sieh, Meine, so werf ich hinter mich,
was uns noch scheidet durch Erinnerungen.
Dort halten Zwei in treuen Armen sich,
die träumen jetzt vielleicht von ihrem Jungen,
wie er sein Kind küſst, väterlich.
Sie haben Alles in mir groſsgehegt,
wodurch sich Menschenseelen glücklich schätzen;
doch wüſsten sie, welch Glück mich jetzt bewegt,
und welches Leid es Andern auferlegt,
sie würden sich vor ihrem Sohn entsetzen.

Er blickt kalt weg, er lächelt befangen;

das Weib hebt sacht vom Sattelknauf die Hand.
Sie hat das Haar im Flattern aufgefangen,
sie hält's wie zum Zerreifsen gespannt.
Nun reicht sie's ihm zurück mit fröstelnden Wangen:

Nein, Lux: so leicht verwirft man nicht.
Was hilft dein Lächeln — ich seh dein wahres Gesicht;
uns scheidet Alles, was uns nicht gesellt.
Du willst mir helfen, mich in mein Schicksal schicken;
wohlan! so zeige mir mit immer wärmeren Blicken
versöhnt die Zwietracht dieser Welt!

Da fliegt ein Glanz rings übers Haidekraut,
die Sonne kommt durchs Holz, ein Hund giebt Laut,
ein Ruf hallt jenseit des Geheges;
das Haar entweht, hell starrt das Hirschgeweih
vom grauen First der Försterei,
zwei Menschen reiten eilends ihres Weges.

Weiter.

Und auf einer Landstrafse begegnet ihnen
eine Heerde Schafe, vom Abendrot beschienen,
und sie müssen durch den Staub.
Der lahme Hirt hebt besorgt seinen Stecken,
dafs die Pferde wie rasend vor der Mifsgestalt erschrecken,
aus den Zügeln gehn, hussa, quer durch den Haufen.
Hinter ihnen her lärmt's blökend und blaffend,
eine Weile — dann stoppt der tolle Ritt,
sie zwingen die Gäule zum spanischen Schritt,
und das Weib sagt lächelnd, die Schleppe raffend:

Als ich gestern den Brief — du weifst — abschickte,
da wurde mir auf einmal klar,

wie dienlich der goldne Käfig mir war,
in dessen Luft ich beinah erstickte.
Wie hat diese Luft mir doch erst eingegeben,
was es bedeutet, sich ganz ausleben,
ganz in ein andres Leben hin!
Wie kann ich jetzt in jedem Baum aufgehen:
das Wachstum jeder Blüte läſst mich sehen,
was du mir bist, was ich dir bin!
Wie glänzt mir selbst der Krüppel dort im Staube,
er ist so eins mit seinen Hunden
wie Gott mit seiner Welt! ich glaube,
das hätt ich früher nicht empfunden.

Früher — nickt der Mann, und klemmt die Kandare herunter,
denn sein Blauschimmel halst nach ihrem Rappen,
als wollten sie wieder durch die Lappen:

Aber weiſst du: steig lieber nicht weiter hinunter
in diese Welt der einfachen Seelen —
sonst möchte dir Eins an ihrem Gottglück fehlen:
sie gehn nicht auf darin, sie gehn drin unter —
unwissend! — Gottseidank: nicht Einen Tag
wärst du im Stande, zwischen diesen Viehern
dich auszuleben — oder sag:
möchtest du Tiere zu Erziehern?

Zwei Menschen lachen; zwei Pferde wiehern.

Am Quell.

Und es führt ein Wildsteg durch Farrenkraut bergan,
über Moos und Felsen schlüpft hüpfend das Licht
und blitzt im Dickicht, fern ruft ein Kuckuk.
Und es sprudelt ein Wasser durch tiefen, tiefen Tann,

da sitzt ein nacktes Weib, das Kränze flicht,
Kränze um einen glitzernden Mann,
der singsangt:

Vor der Nixe vom Rhein kniet der Kobold vom Rhin
und bringt schön bang seine Brautschätze dar:
blaue Blumen, die nur im Freien blühn,
Männertreu, Pferdefuſs, Jungfer im Grün,
und zur Hochzeit ein stumm Musikantenpaar:
Unke, die munkelt nur,
Glühwurm karfunkelt nur,
Ellewelline, husch, tanze danach!
ein Herr Eidechs hatte einmal zwei Frauen,
denen er sehr am Herzen lag:
eine, der gab er sein tiefstes Vertrauen,
darauf lief er der andern nach —
Ellewelline, tanz Serpentine,
schwarz ist die Nacht, und bunt ist der Tag!

Und der Kuckuk ruft, und der Bergquell sprudelt,
und das dunkle Weib bekränzt ihr schwarz Haar,
und sie summt — und das Licht in der Welle strudelt
kühl und warm, wirr und klar:

Ellewelline tanzt Serpentine,
o ja, Herr Eidechs, sonderbar;
sie schwamm eines Nachts um den Nixenstein,
da konnt sie den ganzen Tag Kobolde frein,
jeden Tag ein paar,
macht fast tausend im Jahr —
aber ans Ufer kam einfach ein Mann,
der hatte blaue Schuh, blaue Himmelschuh an —
Amen!

Und der Kuckuk ruft, als fänd'er kein Ende;
da falten die zwei Menschen die Hände.

Heimat.

Und es liegt ein Strom im Thal, und Nebel steigen,
der Strom glänzt gläsern und scheint stillzustehn;
aus grüner Dämmrung dehnen und verzweigen
die Wälder sich zu hundert blauen Höhn.
Ein dunkles Schloſs wiegt zwischen seinen Giebeln
den groſsen goldnen Mond, zwei Fenster glühn,
und drunter winden sich an Rebenhügeln
die Lichter kleiner Städte hin.

Dort — sagt das Weib und weist mit der Gerte
von ihrem Pferd ins Zwielicht hinab —
dort ging ich eines Nachts von Grab zu Grab
und weinte bis zur Herzenshärte.
In die Strudel im Strom, ins Gewirr der Bäume,
zu den Sternen, die über die Berge starrten,
verstieſs ich meine Himmelsträume
und verlieſs meine Toten, verschloſs meinen Garten.
Keine Seele fragte mehr nach meiner,
kein Geist der Väter trat her zu mir;
nur die reiche Erbin wollte manch Einer.
So ging ich ins Leben. So kam ich zu Dir.

Lange schweigt der Mann; die Pferde scharren,
ein Stein rollt zu Thal, ein Echo weckend,
und das Weib beginnt in den Mond zu starren.
Da sagt er leise, den Arm ausstreckend:

Komm — es wollt eine Seele sich befrein,
da band ihr die Sehnsucht die Hände;

was beschwörst du Schatten am grünen Rhein,
sieh dort in die Lichter mit mir hinein,
in die Heimat ohne Ende!
Sieh, ist nicht der Himmel herabgesunken,
dein dunkles Thal wie von innen erhellt!
Sternbildern gleich steht Funken neben Funken,
vom Geist der Väter jedes zusammengestellt!
und mild belebt das irdische Gräberfeld
der tote Mond, vom Licht der Sonne trunken!

Zwei Menschen atmen auf, in ihrer Welt.

Der Geist der Erde.

Und wieder dämpft ein dumpfes Wiehern und Schnauben,
das durch den Schatten stiller Büsche rauscht,
im hohen Holz das Gurren der wilden Tauben,
und das Weib lauscht.
Der schlafende Mann in ihrem Schooſs
hat schwer gestöhnt; soll sie ihn rütteln?
Da öffnet er die Augen, bodenlos,
er sieht die Blumen blühn im schwülen Moos,
und jäh, als wollt'er einen Wurm abschütteln,
macht er sich los:

Das war, weiſs Gott, ein Teufelstraum! —
Ich saſs mit dir in einem alten Park.
Zuweilen ritten Leute hin am Saum;
und plötzlich kam ein Reiter, jung und stark,
der fing uns an im Zirkel zu umtraben,
in immer gleichem, ziellos gleichem Kreise,
und doch so eifrig wie auf einer Reise,

als möcht er Ruhe, endlich Ruhe haben.
Er schien uns beide garnicht zu beachten,
und langsam übermannte mich ein Schauer:
er wurde immer älter, immer grauer,
ich muſst ihn immer sinnender betrachten,
mit immer tiefer angestrengten Blicken,
dann sah ich Roſs und Reiter gräſslich nicken,
mit Augen, die mich immer irrer machten,
ich wollte schrein vor sinnloser Beschwerde —
und als mich deine Hände zu mir brachten,
fühlt'ich mit Grauen: das war der Geist der Erde.

Er küſst ihr dankbar die Rechte; sie nickt und lauscht.
Er sieht die Blumen blühen im stillen Moos.
Er hört den Wald antworten, es gurrt und rauscht.
Er fühlt zwei Augen schweigen, die sinnen blos:

ich weiſs einen Himmel — bodenlos —

und er schlieſst die Arme um einen Schooſs,
da rauscht es wieder: zwei Pferde stecken
die Köpfe durchs Dickicht. Zwei Menschen erschrecken.

Durch Schmutz.

Und endlich kommt eine Hütte in Sicht;
es regnet, daſs sich an den Wegen
die Halme in den Schlamm der Berge legen,
er spritzt den Reitern ins Gesicht.
Sie müssen immer mehr die Köpfe neigen:
Kirschbaum bei Kirschbaum, immer tiefer,
spritzt Blütenfluten von den Zweigen,

sie kleben fest wie Ungeziefer,
das Weib spricht:

Mir ist, als ritten wir zum Jüngsten Gericht:
der liebe Gott weint seine dicksten Thränen.
Ich triefe wie die Pferdemähnen;
und paradiesisch riecht mein Rappe nicht!

Sie wischt sich heftig den Brei von Hals und Hut,
der Mann will längst ein Lächeln verbeiſsen,
aber endlich zwingt's ihn, er muſs den Mund aufreiſsen
und lacht in hellem Uebermut:

Ei ei, Frau Fürstin! Gott ist gut!
er merkt, Ihr wollt in den Himmel kommen,
drum kommt uns der Himmel höchstselbst entgegengeschwommen,
oh Meine, sei keine Martersäule!
Allons, was starrst du! mein Schimmel hat Eile:
komm, im nächsten Pfarrdorf verkaufen wir die Gäule,
das wird unsrer Pilgerkasse frommen!
Dann rollst du zu Rade vor mir her,
wie Frau Fortuna erlaucht im Traum der Ahnen;
kein Schmutz, kein Stallgeruch befleckt uns mehr,
kein Kohlenrauch von Eisenbahnen.
Dann reisen wir nur noch bei Sonnenschein
und lassen unsre Herzen brennen,
und dann will ich nie mehr, ich schwör's, dich Frau Fürstin nennen
und doch — dein ergebenster Diener sein.

Sie machen vor der Hütte Halt,
er wischt den Schmutz von seinen und ihren
Händen, sie wehrt mit sanfter Gewalt;
zwei Menschen steigen von den Tieren.

Und im Glanz, im bebenden blauen Glast
um zwei strahlende Stahlmaschinen
wiegt der Bergwind Blumen und Bienen,
traumhaft halten zwei Menschen Rast.
Traumhaft haucht ein Birkenstrauch
Duft und Dunkel um sie her,
im Laube spielt die Luft, bald sanft, bald sehr,
die Gräser zittern zwischen ihnen,
ein Mann summt:

Nun lafs die goldnen Schatten
durch deine Locken gleiten,
ich will dir eine Krone
aus lauter Licht bereiten;
wiege mich, wiege mich, du sollst mir Alles sein,
wie ein klein Kindchen bedarf ich dein.
Siehst du den freien Himmel dort
aus den Klüften steigen?
ich seh eine Freifrau thronen,
ihrem Freiherrn tief leibeigen.
Wecke mich, wecke mich, ich will dir Alles sein;
ich kann dir Gott aufwiegen, bedarfst du mein.

Traumhaft blickt das Weib den Weg zurück:
um zwei strahlende Stahlmaschinen
wiegt der Bergwind Blumen und Bienen,
jede taumelt auf gut Glück —
eine Stimme zittert hin zu ihnen:

Siehst du an deiner Krone auch,
Kind, die schroffen Zinken?

ich sah den freien Himmel, Herr,
in den Klüften verſinken.
Hebe mich, halte mich! ich war so tief allein;
laſs uns zusammen Alles sein!

Traumhaft haucht der Birkenstrauch
taumelnde Schatten um sie her,
im Laube wogt das Licht, unendlich sehr,
Himmelsluft hüllt zwei Menschen ein.

Fortsetzung im nächsten Heft.

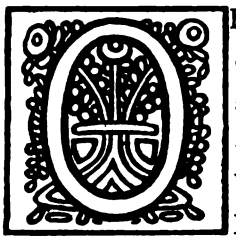
Zwei Kupferstiche nach Zeichnungen von Callot aus E. Th. A. Hoffmanns Prinzess Brambilla.







DIE UNGEWOEHNLICHE ORCHIDEE / AUS DEM ENGLISCHEN DES H. G. WELLS VON FRANZ BLEI



RCHIDEEN kaufen ist wie auf der Börse spielen: eine Spekulation. Sie haben da vor sich nichts weiter als dieses braune, eingeschrumpfte Stück Zellgewebe — für den Rest muss Ihr Urteil sorgen oder das des Verkäufers oder Ihr Glück, wie Sie belieben. Möglich, dass die Pflanze im Sterben oder schon tot ist, möglich, dass Sie für Ihr Geld etwas ganz Preiswertes erworben haben, möglich sogar — und der Fall war schon öfter da — dass sich unter den Augen des glücklichen Käufers langsam eine neue Varietät entfaltet, ein unbekannter Schatz, ein merkwürdiger Schwung des Labellums oder eine subtile Farbennüance oder eine unerwartete Mimicry. Auf einem delikaten grünen Stengel erblühen Stolz, Schönheit und Profit und vielleicht sogar Unsterblichkeit. Denn es kann passieren, dass dieses neue Naturwunder einen Namen braucht, und welcher, ich bitte Sie! käme ihm besser zu als der des Erfinders?

Es war vielleicht die Hoffnung auf einen solchen glücklichen Fund, die Winter-Wedderburn zu einem so eifrigen Klienten der Orchideen-Auktionen machte — diese Hoffnung und dann wohl auch noch, dass er nicht das Geringste auf der Welt zu thun wusste. Er war ein scheuer, zurückgezogener und ganz und gar unnützlicher Mensch, der gerade so viel Einkommen hatte, dass er damit auch dem letzten seiner Bedürfnisse genügen konnte und der nicht nervöse Energie genug besass, irgend eine regelmässige Arbeit zu suchen. Er hätte auch Marken oder Münzen sammeln können, oder den Horaz übersetzen oder Bücher binden. Nun — er sammelte Orchideen und hatte dafür ein kleines ambitiöses Warmhaus. — — Ich habe die Idee, sagte er einmal beim Kaffee, ich habe die Idee, dass mir heute was passieren wird. — O, sagen Sie das nicht! rief seine Haushälterin, die auch eine entfernte Cousine war. »Etwas passieren«, das hatte nämlich für sie nur den einen Sinn irgend einer

bedeutenden Katastrophe. — Sie missverstehen mich. Ich meine nichts Unangenehmes — aber was, das weiss ich allerdings auch nicht. Heute, fuhr er nach einer Pause fort, wird Peters eine Sendung Pflanzen von den Andamanen verkaufen. Ich will hingehen, schauen, was das ist. Möglich, dass ich zufällig etwas Gutes kaufe. Und er hielt seine Tasse für ein zweitesmal Kaffee hin.

— Ist das die Sammlung dieses armen Burschen, von dem sie mir gestern erzählt haben? frug seine Cousine, während sie einschenkte.

— Ja, sagte er und sah tief nachdenklich auf ein Stück Kuchen.

— Ich erlebe niemals etwas, fing er gleich wieder an, laut denkend. Und ich weiss nicht warum. Andere Leute erleben eine Menge. Da ist z. B. Harry. Erst letzte Woche findet er am Montag ein Six pence-Stück, am Mittwoch bekommen seine Hühner die Drehkrankheit, am Freitag kommt sein Cousin aus Australien heim und am Samstag bricht er sich den Knöchel. Was für ein Strudel von Aufregungen. Und ich...?

— An Ihrer Stelle möchte ich doch nicht so viele haben. Es könnte nicht gut für Sie sein.

— Ich glaub schon, es ist mühsam. Aber doch — Sie sehen, mir passiert niemals nichts. Als Bub fiel ich nirgends herunter oder sonst was; als junger Mann hatte ich keine tollen Passionen, ich habe mich nie verheiratet. Und ich möchte doch so gern den Effekt kennen lernen, wenn einem einmal etwas passiert, etwas wirklich besonderes.

Der Orchideensammler war, als er starb, blos 36 — zwanzig Jahr jünger als ich. Und er war zweimal verheiratet und einmal geschieden; er hatte viermal die Malaria und brach sich einmal den Schenkel. Einmal tötete er einen Malaien und ein anderes Mal wurde er von einem vergifteten Pfeil verwundet. Und schliesslich wurde er von den Dschungelblutegeln aufgefressen. Das muss ja gewiss alles sehr unangenehm und mühvoll gewesen sein, aber doch auch interessant, nicht? Ausgenommen vielleicht die Blutegel.

— Ich bin sicher, es war nicht gut für ihn, sagte die Dame mit Ueberzeugung.

— Vielleicht nicht. Dann besah Wedderburn seine Uhr. Dreiundzwanzig Minuten nach Acht. Ich denke, ich nehme den 3/4 12 Uhr Zug, so habe ich genug Zeit. Ich ziehe mein Alpaca-Jakett an, es hält ganz warm, und den grauen Filzhut und die braunen Schuhe. Ich denke, dass —

Er warf einen Blick durchs Fenster auf den reinen Himmel und den sonnenklaren Garten und dann unsicher auf seine Cousine.

— Ich meine, Sie würden ganz gut einen Regenschirm mitnehmen können, wenn Sie nach London gehen, sagte die Cousine mit einer Stimme, die keine Antwort duldete. Das Wetter kann umschlagen auf dem Heimweg.

Als er zurückkam, war er in einem Zustand milder Aufregung. Er hatte etwas erstanden. Es war selten, dass er sich rasch zu einem Kauf entschloss, aber diesmal war es so.

— Das sind Vandas, sagte er, das ein Dendrobium und das einige Palaeonophis.

Während er seine Suppe ass, besah er voll Liebe seine Einkäufe. Auf dem blanken Tischtuch lagen sie vor ihm ausgebreitet, und er erzählte seiner Cousine ihre Geschichte, ganz sein Mittagessen vergessend. Das war seine Gewohnheit, am Abend seine Londoner Erlebnisse nochmals zu erleben, für der Cousine und seine eigene Unterhaltung.

— Ich wusst es doch, dass ich heute etwas erlebe: ich habe das gekauft. Einige von diesen Blumen, wissen Sie, einige davon sind ganz bemerkenswert. Ich bin sicher. Ich weiss nicht warum, aber ich bin so sicher, als hätte mir Einer gesagt, dass einige von diesen Knollen bemerkenswert herauskommen werden.

— Das da — und er zeigte auf ein runzeliges Rhizom — ist noch nicht klassifiziert. Es kann eine Palaeonophis sein, aber auch nicht. Es kann eine neue Species, ja vielleicht sogar ein neues Genus sein. Und es war das letzte Stück, das der arme Brallen gesammelt hat.

— Ich kanns gar nicht ansehen, sagte die Haushälterin, es schaut so hässlich aus.

— Mir scheint es überhaupt nicht auszuschauen.

— Sehen Sie nur diese Dinger, die da überall herausragen.

— Morgen will ich es in einen Topf setzen.

— Es sieht aus wie eine Spinne, die sich tot stellt. Wedderburn lächelte und studierte vornübergeneigt die Wurzel. Es ist ja allerdings nicht ganz schön. Aber man darf diese Dinge niemals nach ihrem vertrockneten Zustand beurteilen. Das kann eine wundervolle Orchidee geben. Was das morgen für Arbeit geben wird! Heute Nacht will ich nachdenken, was zu thun ist, und morgen geh ich ans Werk.

Uebrigens, fuhr er fort, man fand den armen Brallen, tot oder sterbend, in einem Sumpf unter Mangrovebäumen liegen, mit gerade einer solchen Orchidee zerquetscht unter seinem Rücken. Er war einige Tage vorher nicht ganz wohl gewesen, eine Art Fieber, und hier muss er ohnmächtig geworden sein. Diese Mangrovesümpfe sind sehr ungesund. Und das Blut hatten bis auf den letzten Tropfen die Blutegel ausgesaugt. Möglich, dass er für diese Pflanze sein Leben liess.

— Ich hab sie darum nicht lieber.

— Männer müssen arbeiten, selbst wenn die Frauen weinen, sagte Wedderburn mit tiefem Ernst. Lächerlich, zu sterben ohne allen Comfort in einem Pest-Sumpf; und Fieber haben und nichts anderes zu essen als Chloridyn und Chinin, und niemanden um sich als die schrecklichen Eingeborenen. Die Andamanen-Insulaner sollen wirklich scheusslich sein und können unmöglich gute Kranken-Pflegerinnen abgeben, da ihnen doch die nötige Schulung fehlt. Und alles das, damit Leute in England Orchideen haben!

Angenehm war es sicher nicht; aber es giebt Menschen, die an so etwas Vergnügen zu haben scheinen. Sei das, wie es sei, die Eingebornen seiner Expedition waren soweit civilisiert, dass sie auf seine Sammlungen so lange acht hatten, bis sein Genosse, ein Ornithologe, aus dem Innern wieder zurückkam. Aber die Spezies der Orchis konnten sie nicht angeben und liessen es dabei. Und alles das macht die Sache noch interessanter.

— Das macht sie widerlich. Wie furchtbar, wenn da noch etwas von der Malaria dranhinge! Und dann — über diesem hässlichen Ding lag ein Leichnam! Mein Gott, ich hab daran noch gar nicht gedacht! Und darum erkläre ich, ich kann keinen Bissen vom Nachtmahl mehr essen. — Wenn Sie es wünschen, trag ich es vom Tisch fort und leg es aufs Fensterbrett. Ich kann es da gerade so gut sehen.

Die nächsten Tage war er in der That ausserordentlich geschäftig in seinem kleinen dampfenden Warmhaus, wirtschaftete mit Kohle, Kork, Moos und allen den mysteriösen Behelfen herum, wie sie Orchideenzüchter gebrauchen. Er fand, er erlebe eine wunderbar ereignisreiche Zeit. Zu seinen Freunden sprach er von nichts sonst als von seinen neuen Orchideen und von seiner Erwartung irgend etwas Ungewöhnlichen.

Einige von den Vandas und das Dendrobium gingen unter seiner Sorgfalt zu Grunde, aber gleichzeitig begann die fremde Orchis Zeichen des Lebens zu geben. Er war entzückt und holte die Haushälterin vom Obsteinsieden weg, damit sie es sofort sehe.

— Das ist ein Keim, erklärte er, und bald werden da kleine Blätter sein, Diese kleinen Dinger, die hier herauskommen, sind Luftwurzeln.

— Sie schauen aus wie kleine weisse Finger, die sich aus dem Braunen herausgraben. Ich mag das nicht.

— Und warum nicht?

— Ich weiss nicht. Wie Finger schaut das aus, die Sie fassen wollen. Ich kann nichts für mein Gefühl.

— Ich möchte es nicht für sicher behaupten, aber ich glaube nicht, das andere Orchideen solche Luftwurzeln haben. Vielleicht bilde ich mir das übrigens nur ein. Sehen Sie, wie sie an den Enden abgeplattet sind.

— Ich mag sie nicht, wiederholte die Haushälterin, und sie wandte sich schauernd ab. Es ist dumm von mir, ich weiss, aber es thut mir so leid, dass Sie das Ding so gern mögen. Aber ich muss immer an den Cadaver denken.

— Aber es muss ja gar nicht diese Pflanze gewesen sein. Das war ja nur so eine blose Idee von mir.

Die Haushälterin zuckte die Schultern.

— Trotzdem, ich mag es nicht.

Wedderburn war ein bischen gekränkt, dass sie die Pflanze nicht liebe. Aber das hielt ihn nicht ab, ihr von den Orchideen im allgemein und dieser Orchidee im besonderen zu erzählen, so oft er Lust dazu hatte.

— Das ist so merkwürdig mit den Orchideen, fing er einmal an, so merkwürdig mit diesen vielen möglichen Ueberraschungen. Sie wissen, dass Darwin ihre Fortpflanzung studiert und gezeigt hat, dass die ganze Struktur der Pflanze den Zweck hat, den Schmetterlingen zu erlauben, den Pollen von Pflanze zu Pflanze zu tragen. Ich glaube nun, dass es bekannte Arten giebt, deren Blüte sich nicht zu dieser Art der Fortpflanzung eignet. Einige der Cypripedien zum Beispiel. Man kennt keine Insekten, die sie befruchten könnten und in einigen von ihnen hat man noch niemals Samen gefunden.

— Aber woher kommen die jungen Pflanzen?

Von Wurzelausläufern und Knollen und solchen andern Wucherungen. Das ist leicht erklärt. Das Rätsel ist: wozu sind die Blumen da?

»Höchstwahrscheinlich, fügte er hinzu, ist meine Orchidee in dieser Hinsicht ganz ungewöhnlich. Ich habe schon gedacht, Untersuchungen anzustellen, wie das Darwin machte. Bis jetzt habe ich noch keine Zeit dazu gefunden oder etwas kam dazwischen ... Jetzt entfalten sich die Blätter. Ich möchte gern, dass Sie das sehen.«

Aber sie erklärte, es sei ihr zu heiss im Warmhaus und dass sie davon Kopfweh bekäme. Uebrigens hatte sie die Pflanze einmal gesehen, und die Luftwurzeln, deren manche nun wohl länger als ein Fuss waren, hatten sie unglücklicherweise an Tentakeln erinnert, die nach etwas greifen. Und sie träumte davon, wie sie mit unglaublicher Schnelligkeit hinter ihr her waren. Und so hatte sie zu ihrer völligen Beruhigung beschlossen, die Pflanze niemals wieder zu sehen, und Wedderburn musste die Blätter allein bewundern. Sie hatten die gewöhnliche breite Form, doch waren sie tief glänzend grün, mit dunkelroten Flecken und Tupfen gegen die Basis hin. Er hatte nie solche Blätter gesehen. Die Pflanze

stand auf einer niederen Bank, nahe dem Thermometer und bei dem einfachen Apparat, aus dessen Hahn Tropfen für Tropfen heisses Wasser fiel, damit es die Luft in Dampf verwandle. Und Wedderburn verbrachte mit einer gewissen Regelmässigkeit seine Vormittage vor der ungewöhnlichen Pflanze, in Gedanken auf die kommende Blüte.

Und endlich traf das grosse Ereignis ein. Schon an der Thüre seines Treibhauses wusste er, dass die Knospen gesprungen waren, obwohl er seine Wunderblume hinter dem grossen Palaeonophis Lowii nicht sehen konnte. Aber in der Luft war ein neuer Geruch, ein intensives süsses reiches Parfüm, das alle andern Düfte dieses überfüllten kleinen Glashauses aufschluckte. Er stürzte auf die Blume zu. Und die grünen hängenden Stiele trugen drei grosse Blüten, die diesen süssen überwältigenden Duft ausatmeten. Wedderburn stand in ekstatischer Bewunderung davor.

Die Blütenblätter waren weiss mit orangegoldnen Streifen, das schwere Labellum war in komplizierter Weise zusammengerollt und ein wunderbarer bläulicher Purpur mischte sich hier mit dem Gold. Wedderburn erkannte sofort eine ganz neue Art. Und dieser Duft, dieser unerträgliche Duft! Und wie heiss es da war. Die Blüten verschwammen vor seinen Augen.

Er wollte die Temperatur ablesen und machte einen Schritt zum Thermometer. Plötzlich sah er alles schwankend. Die Ziegelsteine auf dem Boden tanzten auf und nieder, die weissen Blüten, die grünen Blätter, das ganze Glashaus schien seitwärts zu schweben und dann in die Höhe.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Um halb fünf machte die Cousine nach unabänderlicher Gewohnheit den Thee. Aber Wedderburn kam nicht.

— Der betet noch vor seiner schrecklichen Pflanze. Und sie wartete zehn Minuten. Seine Uhr muss stehen geblieben sein. Ich will ihn rufen.

Und sie ging direkt zum Glashaus, öffnete die Thür und rief seinen Namen. Keine Antwort. Sie fühlte die schwere Luft und das intensive

Parfüm. Dann sah sie etwas auf dem Boden liegen, bei den Dampfröhren. Eine Minute lang stand sie bewegungslos.

Da lag er auf dem Rücken zu Füssen der ungewöhnlichen Orchidee. Die tentakelartigen Luftarme schaukelten nicht mehr frei in der Luft, sie waren zusammengeballt wie ein Gewirr grauer Seile und ihre sehnigen gestreckten Enden lagen fest auf seinem Kinn, seinem Nacken und seinen Händen.

Sie verstand nicht. Da sah sie unter einem dieser Tentakel, der sich auf die Wange geheftet hatte, einen ganz dünnen Faden Blut.

Mit einem Schrei rannte sie zu Wedderburn und versuchte ihn von diesen Saugern, diesen wahrhaftigen Blutegeln wegzuziehen. Sie brach zwei Tentakel ab: deren Saft floss in roten Tröpfchen.

Der betäubende Geruch der Blüten machte ihr den Kopf schwer. Sie riss an den festhaltenden Tentakeln. Wie sie sich an das Fleisch klammern, wie sie nicht loslassen! Und der Körper und das weisse Leuchten glitten über sie. Sie fühlte eine Ohnmacht kommen und sie verstand, dass das nicht sein dürfe. Da liess sie alles und stiess eine nahe Thür auf. Die frische Luft gab ihr einen guten Gedanken: sie packte schnell einen Blumentopf und warf ihn am andern Ende des Warmhauses durch die Glasscheiben. Dann ging sie wieder hinein und packte mit neuer Kraft den bewegungslosen Wedderburn und trug ihn an die frische Luft. Die ungewöhnliche Orchidee schleifte hintennach, denn sie liess ihr Opfer nicht los. Sie liess nicht los. Draussen versuchte sie eine Saugwurzel nach der anderen losszumachen, und es gelang. Wedderburn war von der schrecklichen Pflanze befreit.

Er war bleich und blutete aus einem Dutzend kreisrunder Flächen.

Der Diener kam den Garten herauf, der Ursache der zerbrochenen Glasscheiben nachzusehen. Da sah er plötzlich die Haushälterin vor sich auftauchen, wie sie sich mit blutigen Händen um einen leblosen Körper bemühte. Im ersten Moment dachte er an ganz unmögliche Sachen.

— Wasser, rief sie, und ihre Stimme machte ihn wieder vernünftig. Als er hastig mit einem Krug Wasser zurückkam, fand er sie laut weinend,

Wedderburns Kopf im Schoss und vom Gesicht das Blut abwischen.
— Was ist los? frug Wedderburn, machte ein bischen die Augen auf und schloss sie gleich wieder.
— Geh zu Annie, sie soll herkommen, und dann lauf zu Dr. Haddon, sagte die Haushälterin zu dem Diener und als der zögerte: Ich erzähle dir alles, wenn du zurückkommst.
Da machte Wedderburn wieder die Augen auf und als sie ihn erstaunt über seine Situation sah, erklärte sie ihm: Sie wurden im Warmhaus ohnmächtig.
— Und die Orchidee?
— Ist ganz gut versorgt.
Wedderburn hatte viel Blut verloren, aber sonst weiter keine Verletzung erlitten. Man gab ihm Cognak mit Fleischextrakt und brachte ihn zu Bett. Die Haushälterin erzählte dem Dr. Haddon fragmentarisch ihre Geschichte. »Kommen Sie ins Warmhaus und sehen Sie selbst«, sagte sie. Die kalte Aussenluft blies durch die offene Thür herein und das dicke Parfüm war fast ganz verflüchtet. Die meisten der Luftwurzeln lagen zerstreut auf den Steinen des Bodens, wo viele dunkle Flecken glänzten. Der Stiel der Pflanze war beim Fall gebrochen und die Blüten begannen welk und an den Rändern braun zu werden. Der Arzt bückte sich: er sah, wie eine der Wurzeln sich leicht bewegte, und er zögerte.
Am andern Morgen lag die ungewöhnliche Orchidee noch immer da, aber schon schwarz und in Verwesung. In Intervallen warf der Wind die Thür des Warmhauses auf und zu und die ganze Orchideensammlung Wedderburns war vernichtet und verdorben. Aber Wedderburn selber war obenauf und über die Massen gesprächig. Er konnte sein ungewöhnliches Erlebnis nicht genug oft erzählen.

EINE SENTIMENTALE REISE / IN VERSEN VON OTTO JULIUS BIERBAUM.

I.

OH ja: die Liebe und ein treues Herz,
Und alles, was wir Seele nennen, ist viel wert.
Doch davon wollen wir nicht reden, Kind,
Und wollen keine Fesseln hin und her
Von Herz zu Herzen binden, und das Wort:
»Auf immer« spanne seine Fäden nicht
Von dir zu mir. Uns sei der Tag genug,
Die stille Stunde, die uns glücklich macht.
Dann wird, wenn einst auch das vergangen ist,
Uns keine Lüge die Erinnerung
Schwarz überschatten, und wir dürfen klar
Nach rückwärts schauen ohne Bitternis.

Nicht traurig sein! Noch lange ist nicht Herbst,
Und auch der Winter hat sein stilles Glück.
Eisblumen schliessen von der Welt uns ab,
Und herzensinnen rauscht und klingt ein Wald
Von tausend Vögeln laut: Erinnerung.

Paris, 15. u. 16. Oktober 1900.

II.

LASS! Liege so, die Arme unterm Kopf,
Dass sich im Atmen deine schöne Brust
Noch runder hebe, mir entgegen, — so:
Ich muss die Hand darauf thun. Das ist Glück.

Sei still und schliesse auch die Augen, — oh:
Kein Wort, kein Blick, nur dieses stumme Spiel
Des Atems, der den schönen Leib bewegt.
Und als ein stummer Beter, der nicht Worte macht,
Knie ich in Andacht dir zur Seite hin
Und bett auf deine Brust mein Haupt. Es ist
Kein schönrer Fleck, zu träumen, auf der Welt.

Paris, im singhalesischen Theegarten, 15. Oktober 1900.

III.

Du sagst, du liebst mich. Oh, ich danke dir!
Zwar kenn ich dieses Wort als Lüge nur,
Doch klingt es süss, wie liebliche Musik,
Und gerne glaubt man, was so lieblich klingt.
Ich will es glauben, und ich bitte dich:
Nimm diesen Glauben als Entgegnung an.
Mir selber will das Wort »Ich liebe dich«
Nicht mehr vom Herzen auf die Lippen gehn.
Dem Boden, der von mitleidlosem Fuss
Zerstampft ward, dem der Bosheit dürre Hand
Salz in die Furchen streute, wollen Rosen nicht
Entblühen, — blasse Nesseln bringt er nur.

So sieht mein Garten aus, — ein Nesselbeet.
Willst du ihn lieben? Wunder sind geschehn!
Die Liebe ist die beste Gärtnerin.

Paris, 16. Oktober 1900.

IV.

DES Zweifels müde und von Misstraun matt
Sehn' ich mich tief nach Glauben, wie der Mann,
Der schwer den ganzen Tag die Arme rührte, sich
Nach Ruhe sehnt.
Doch soll es wol nicht sein.
Drum hab ich nur den Augenblick des Glücks,
Nicht seine Dauer und Beruhigung,
Und alles Holden Grund ist mir vergällt.
So will ich an der Oberfläche nur
Vom Quell des Schönen schöpfen. Griff ich tiefer, ach,
Es käme wieder Schlamm mir in das Glas.

Paris, 18. Oktober 1900.

V.

ICH fuhr ins fremde, weite Land; es war
Ein Fliehn vor mir, vor dir, vor Allem, was
Mich täglich quält und treibt und friedlos macht.
Ich wollte frei sein und Zuschauer sein,
Die Hände auf dem Rücken fremd das Fremde sehn.
Und sieh, ich sehe nur zurück und, ach!
In mich hinein und quäle mich noch mehr
Und bin unruhiger, als je ich war.
Die bunte Welt umrauscht den Sinnenden,
Der immer nur den Nebelzügen folgt,
Die innen unaufhörlich hin und her,
Trübselge Schatten, ziehn, wie im Gebirg
Die grauen Wolken wandern. Wehe mir!
In meinem Auge ist nicht mehr das Bild

Der reichen Welt. Dem Maulwurf ward ich gleich,
Der nur die engen Gänge sieht, die er durchwühlt.

Paris, 22. Oktober 1900.

VI.

WAS wär ich, hätt' ich nicht die hohe Kunst
Des schön gesetzten Wortes und die Kraft
Mit einem Strom von Strophen mir den Schmerz
Und alles Dumpfe aus der Brust zu schwemmen.

Wieviel versäumt' ich! Wieviel Früchte liess
Ich auf der Lebenstafel unberührt!
Wieviel versah ich! Wieviel Böses sann
Mein Herz, und wieviel sündigte die Hand!
Doch einen schönen Reim zu ründen war
Ich nie zu träge, und ich frevelte
Nie bösen Sinnes gegen dich, o Gut
Der Güter, das mir in der Wiege lag,
Als ich der Mutter Wort zum ersten Mal
Vernahm: Oh deutsche Sprache, allerherrlichste!

Kein Kind wird einst von mir im Leben stehn,
Wenn ich ins Nichts zurückgegangen bin
Und all mein Leben, all mein Schmerz und Lust
Vorüber und verschwunden wie die Wolke ist,
Die eben noch, durchglüht von Sonnengold,
Wie eine ganze Welt voll Licht und Saft
Am hohen Himmel stand. — Dann wird vielleicht
Ein kleiner Vers von mir lebendig noch

In eines deutschen Mädchens Herzen blühn,
Und meine Worte werden voll und warm
Von ihren Lippen wehen, wie der Duft,
Der aus dem Innersten der Rose kommt.

Zwischen Macon und Pontarevant la Chapelle, 28. Oktober 1900.

VII.

HIER ritten einst die tapfern Troubadours
Mit Schwert und Laute ihrer Liebe nach;
Hier glühte einst das Glück der grossen Kunst,
Die wie die Sonne der Provence schien:
Ein goldnes Siegeszeichen, ein Juwel,
Der schönsten Tage schönster Schmuck. Es sprang
Das Lied gleich einem schönen Pagen froh
Den Frauen in den Schoss. Doch manchmal wars
Wie Mistralwind und fegte durch das Land
Und trieb die Wolken und zertrümmerte,
Was alt und morsch war. Sieg und Segen trug
Des Verses Flügel, der schön glänzende,
Durch diese Lüfte voller Blumenduft,
Und Liebe lächelte dem Liede zu.
In diesen Liedern war kein müder Ton,
Und auch die Traurigkeit war stolz und stark,
Denn adelig war noch die Kunst des Lieds,
Und wer zu schönen Frauen sich vermass
Die Stimme zu erheben und das Herz,
Der wusste, was sich ziemt. So wusst' er auch,
Dass nicht für Alles Worte ziemlich sind
Und Schweigen eine edle Kunst der Herzen ist,

Die eher brechen, als schamlos den Gram
Der Schwäche zeigen. — Ach, wir reden viel
Von neuen Tönen und von neuer Kunst,
Und unsre Herzen sind so jämmerlich,
Dass uns die Knechte jener Troubadours
Verachten würden, sähen sie, wie wir
Schamlos entblössen, was so ekel ist:
Das Trübe, Dumpfe, Schwache, all die Qual
Des machtlos Ungebändigten, den Satz
Der Seele voller Krampf und Missbegier.

Wir wollen fürder nicht so üppig sein
In grossen Worten und Versprechungen
Von neuen Weisen einer neuen Kunst.
Wir wollen wieder schweigen lernen und die Zucht,
Die Adelsmeisterin, angehn, dass sie
Wachsam und strenge bei uns sei, wenn wir
Uns unterfangen, klangvoll Wort an Wort
Zum Vers zu fügen. Ehrfurcht halte uns
Im schönen Masse, und die edle Scham,
Des Künstlers Tugend, walte über uns!

In der Provence, November 1900.

VIII.

NUN ist viel tot in mir. Ich weiss nun, jene Qual,
Die mich ins Fremde trieb und immer rückwärts doch
Den Blick der Sehnsucht wandte, war nichts mehr
Als einer Krankheit letzter Ueberfall.

Sieh, auf dem Schnee hier steht ein Sarg, — hinein
Die leere Puppe jenes faulen Grams!

Lemuren kommt, und schaufelt mir ein Grab
Für diese böse Puppe, — Schnee, Schnee, Schnee
Darauf und schwere Blöcke Eis! Macht schnell!
Tief, tief das Grab, in Eis und Schnee tief, tief!
Ich will nicht wissen, wo der Popanz liegt!

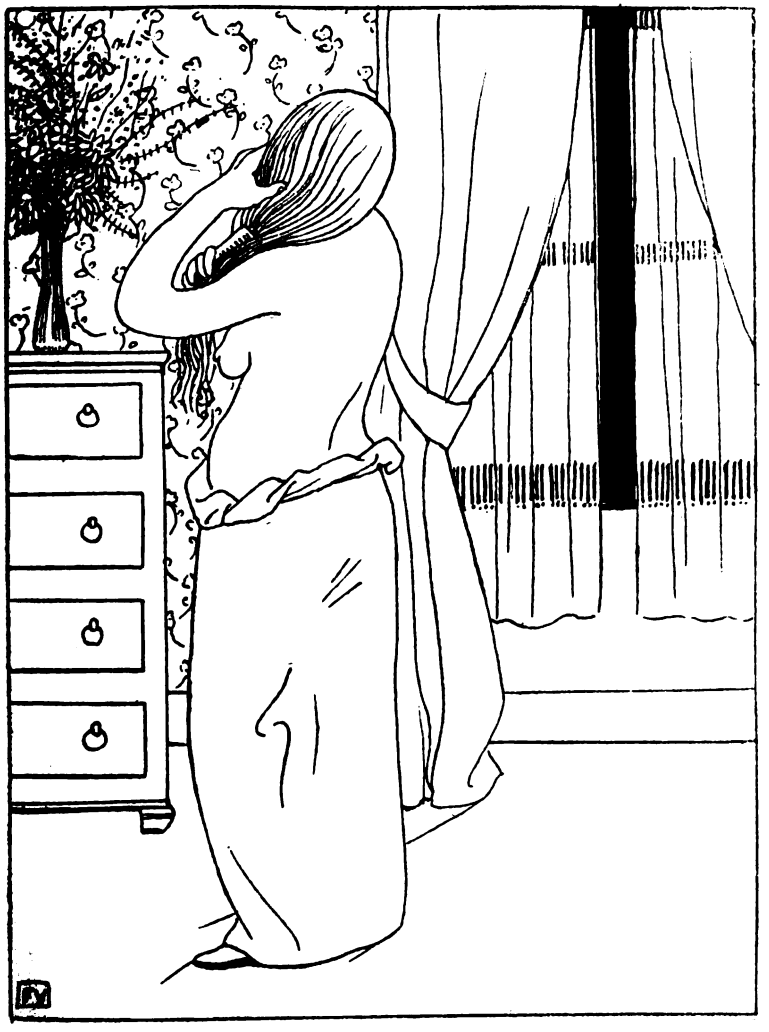
Ah, dass ich frei bin! Wintersonne, sieh,
Hier steh ich fröhlich zwischen Eis und Schnee
Und niemals wusst ich mehr, was Frühling ist.

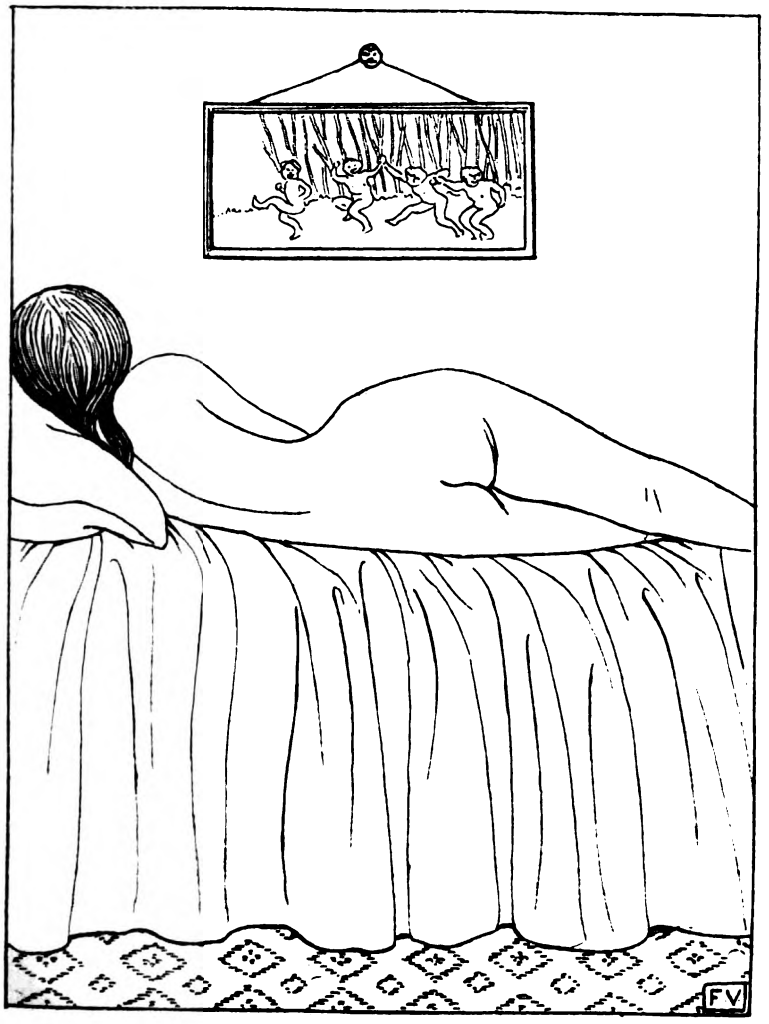
Ich war ins Grau, ins Neblige verrannt,
Ich hing am Gram wie in der Spinne Netz
Die arme Fliege, und schon fuhr auf mich
Die grosse Spinne los, die alles frisst;
Da sprach was über meinem Leben wacht:
Noch nicht, noch nicht! Und wie ein Märchen wars:
Ich stand verwandelt und erlöst und frei
Im allerschönsten Schlosse von Kristall.

Oh schöner Winter, kalt und sonnenklar,
Dein Frost hat mich gesund gemacht und hart.
Mir ist, als ruhte jetzt in meiner Hand
Ein wohlgehämmert Schwert. Und ich bin stark,
Mir alle Wege frei damit zu haun.
In Niederungen geh ich nun nicht mehr.

Nymphenburg, Januar 1901.

ZWEI ZEICHNUNGEN VON FELIX VALLOTON.




FV

FUCHS VON JULES RENARD / UEBERSETZT VON HUGO VON HOFMANNSTHAL.

Personen.

Herr Lepic. Fuchs, 15 Jahre. Frau Lepic. Annette.

Die Scene ereignet sich nachmittags in einem Dorfe.

Bühnenbeschreibung.

EIN nett gehaltener Hof, den Fuchs rein hält. Zur Rechten aufgeschichtete Scheite, die Fuchs aufgeschichtet hat. Ein dicker Strunk, wo Fuchs die Gewohnheit hat zu sitzen. Ein Schiebkarren und ein Spaten. Hinter dem Lager Brennholz, gegen den Hintergrund des Hofes, eine Scheune, sowie das Hühnerhaus, das Kaninchenhaus und das Hundehaus. In dieser Scheune verbringt Fuchs die beste von seiner Ferienzeit, wenn schlechtes Wetter ist. Ein Baum inmitten des Hofes; eine kreisförmige Bank um den Fuss des Baumes. Links das Haus der Lepic, ein altes Haus mit dem Ansehen eines Gefängnisses. Stufen zum Erdgeschoss. Die Mauern fast ebenso dick als hoch. In der ersten Coulisse die Stiege. Sechs Stufen und ein eisernes Geländer. Eine mit Nägeln beschlagene, schwere Thüre. Ein Hammer zum Klopfen. Das Beinkleid eines Jägers, mit Kot bedeckt, hängt an der Mauer an einem Nagel. In der zweiten Coulisse ein Fenster, vergittert und mit einem Laden: von hier pflegt Frau Lepic ein Auge auf Fuchs zu haben. Der Brunnen in einer Mauernische. Im Hintergrund links eine Thür in der Mauer. Durch diese Thüre geht man frei aus und ein. Keine Glocke. Im Hintergrund rechts eine Wageneinfahrt, mit einem Gitterthor geschlossen, dahinter die Strasse und die Landschaft in einer hellen Septemberbeleuchtung: Nussbaum, Wiesen.

ERSTE SCENE / FUCHS, HERR LEPIC.

Fuchs, blossköpfig und ärmlich gekleidet. Er trägt die Sachen ab, die sein Bruder Felix schon vor ihm abgetragen hat. Eine schwarze Blouse, Ledergürtel mit der gelben Messingschnalle der Collégiens, eine gar zu kurze Zwilchhose, färbige Socken. An seinem engen, weichen Hemd-

kragen keine Kravatte. Die Haare weich wie Stroh und von der Farbe des Strohs, wenn es im Freien auf der Strohtriste überwintert hat.

Herr Lepic, Joppe aus grobem Sammt, weisses steifes Hemd wie ein Städter, ein Gilet; ebenfalls keine Kravatte, eine goldene Uhrkette. Ein grosser Strohhut, Ledergalloschen mit Holzsohlen über den Jagdstiefeln.

Beim Aufgehen des Vorhanges giebt Fuchs rückwärts seinen Kaninchen zu fressen. Er kommt mit einem Spaten nach vorne, den Boden umstechen. Er arbeitet gelangweilt bei seinem Schiebkarren. Herr Lepic öffnet die Hausthüre und erscheint auf der ersten Stufe der Treppe, eine Zeitung in der Hand. Wie Fuchs die Hausthüre gehen hört, hat er Furcht. Er hat immer Furcht.

Herr Lepic:

An wem ist die Reihe, auf die Jagd mitzukommen?

Fuchs:

An mir.

Herr Lepic:

Bist Du sicher?

Fuchs:

Ja, Papa, Du hast Felix das letzte Mal mitgehabt und jetzt ist er mit der Mutter fort, die zum Herrn Pfarrer gegangen ist. Er hat sein Fischzeug mitgenommen: er wird den ganzen Abend bei der Mühle fischen.

Herr Lepic:

Und Du, was thust Du da?

Fuchs:

Ich jäte den Hof.

Herr Lepic:

Gleich nach dem Essen? Das ist schlecht für die Verdauung.

Fuchs:

Die Mutter sagt, es ist ausgezeichnet dafür.

Wirft seinen Spaten weg:

Gehen wir?

Herr Lepic:

Aber nicht so schnell. Die Sonne sticht noch zu sehr. Ich gehe noch meine Zeitung lesen und mich ausruhen.

Fuchs, dem das leid thut:

Wie Du willst.

Nimmt wieder den Spaten:

Es ist doch sicher, dass wir gehen werden?

Herr Lepic:

Ausser wenn es regnet.

Fuchs, sieht an den Himmel:

Deswegen fürchte ich mich nicht. Du wirst aber gewiss nicht ohne mich fortgehen?

Herr Lepic:

Du brauchst nur hier zu bleiben. Ich werde Dich holen.

Fuchs:

Ich bin ganz fertig. Ich muss nur meine Stiefel und meine Mütze nehmen Wenn Du aber durch den Garten fortgehst? . . .

Herr Lepic:

Du wirst hören, wenn ich dem Hund pfeife.

Fuchs:

Wirst Du mir auch pfeifen?

Herr Lepic:

Verlass' Dich darauf.

Fuchs:

Danke, Papa, Ich werde die Jagdtasche tragen.

Herr Lepic:

Ja, ich leihe sie Dir. Ich habe genug an meinem Gewehr.

Fuchs:

Ich werde einen Stock nehmen und auf die Hecke schlagen, dass die Hasen herausgehen. Auf baldiges Wiedersehen, Papa. Indessen jäte ich diese Ecke da.

Herr Lepic:

Das unterhält Dich?

Fuchs:

Es ist mir nicht zuwider. In der Sonne ist es anstrengend, aber im Schatten geht es von selber. Uebrigens hat es die Mutter mir befohlen.

Herr Lepic, sieht seinen ersten Spatenstichen zu und geht ins Haus.

ZWEITE SCENE / FUCHS ALLEIN.

Fuchs:

Vorsichtshalber will ich doch den Hund einsperren, der dort schläft.

Er schliesst am Hundehaus die Thüre:

Auf die Art kann Herr Lepic mich nicht vergessen, denn er kann nicht ohne den Hund auf die Jagd gehen und der Hund kann nicht ohne mich auf die Jagd gehen.

Ein Geräusch am Schloss der Hofthüre. Fuchs glaubt, dass es Frau Lepic ist und macht sich an seine Arbeit.

DRITTE SCENE / FUCHS, ANNETTE.

Annette, ein Bauernmädchen, stösst die Thüre auf und kommt in den Hof. Sie betrachtet Fuchs, der den Rücken kehrt und eifrig gräbt. Sie geht durch den Hof, steigt die Haustreppe empor und klopft an die Thüre. Fuchs, erstaunt, dass Frau Lepic vorbeigehe, ohne ihm etwas Unangenehmes zu sagen, sieht sich verstohlen um und richtet sich auf:

Fuchs:

Ah, es ist nicht Frau Lepic. — Was wünschen Sie ... Fräulein?

Annette, ohne konventionelles Gepräge; sie ist gekleidet wie eine Bäuerin, die ihr Bestes angezogen hat, um sich einer neuen Herrschaft vorzustellen. Weisse Haube, schwarzer Spenser, grauer Rock; einen Korb auf dem Arm:

Frau Lepic.

Fuchs:

Ausgegangen.

Annette:

Wird sie bald wiederkommen?

Fuchs:

Ich hoffe, ja. Was wünschen Sie?

Annette:

Ich bin das neue Dienstmädchen, das Frau Lepic vorigen Donnerstag in Lormes aufgenommen hat.

Fuchs, wichtig, indem er seinen Spaten fallen lässt:

Ich weiss. Sie hat es mir gesagt. Ich habe Sie schon jeden Tag erwartet. Frau Lepic ist beim Herrn Pfarrer. Jetzt brauchen Sie nicht ins Haus zu gehen. Es ist Niemand drinnen als Herr Lepic, der seine Siesta hält und nicht gerne hat, wenn man ihn stört. Uebrigens hat das Dienstmädchen nichts mit ihm zu thun. Setzen wir uns auf die Stiege.

Annette:

Ich bin nicht müde.

Fuchs:

Sie kommen von weit her?

Annette:

Von Lormes. Da bin ich zu Hause.

Fuchs:

Und ihren Koffer?

Annette:

Auf dem Bahnhof habe ich ihn gelassen.

Fuchs:

Ist er schwer?

Annette:

Gerade meine Sachen sind drinnen.

Fuchs:

Ich werde dem Boten sagen, dass er ihn morgen früh auf seinem Eselwagen mitbringt. Haben Sie Ihr Recepisse?

Annette:

Da ist es.

Fuchs:

Verlieren Sie's nur nicht. Wie heissen Sie?

Annette:

Annette Perreau.

Fuchs:

Annette Perreau. Ich werde Sie Annette nennen. Es ist leichter auszusprechen. — Ich bin der Fuchs.

Annette:

Wie?

Fuchs:

Fuchs. — Sie wissen doch.

Annette:

Nein.

Fuchs:

Der jüngere von den Söhnen Lepic, der, den man Fuchs nennt. Frau Lepic hat Ihnen nichts von mir gesagt?

Annette:

Aber garnichts. —

Fuchs:

Das wundert mich. — Sie freuen sich, bei der Familie Lepic in Dienst zu kommen?

Annette:

Ich weiss nicht. Das hängt davon ab.

Fuchs:

Natürlich. Das Haus ist ganz gut.

Annette:

Man hat viel zu arbeiten?

Fuchs:

Nein. Zehn Monate im Jahr sind Herr und Frau Lepic alleine.

Ein bisschen ärger ist es, wenn wir in den Ferien da sind, mein Bruder und ich. Aber es ist immer zum Aushalten.

Annette:

Oh! ich bin stark.

Fuchs:

Sie sehen ganz kräftig aus. . . . Uebrigens helfe ich Ihnen.

Annette ist verwundert:

. Ich meine . . .

Verlegen, nähert sich ihr:

Hören Sie zu, Annette. Wenn ich auf Ferien bin, kann ich doch nicht immerfort spielen wie ein Narr; da zerstreut es mich dann, Ihnen zu helfen. . . . Verstehen Sie?

Annette, macht erstaunte Augen:

Nein. Sie helfen mir? Bei was denn, Herr Lepic?

Fuchs:

Nennen Sie mich Fuchs. So heisse ich.

Annette:

Herr Fuchs!

Fuchs:

Nicht Herr . . . Wenn Frau Lepic Sie hören würde, würde sie sich schief lachen. Nennen Sie mich Fuchs, ganz einfach, wie ich Sie Annette nenne.

Annette:

Fuchs, das ist kein christlicher Name. Sie werden doch einen Taufnamen haben.

Fuchs:

Er wird seit meiner Taufe nicht verwendet . . . Man hat ihn vergessen.

Annette:

Wo haben Sie diesen Zunamen her?

Fuchs:

Frau Lepic hat ihn mir gegeben wegen der Farbe meiner Haare.

Annette:

Sie sind blond.

Fuchs:

Feuerblond. Frau Lepic sieht sie rot, sie hat gute Augen. Nennen Sie mich Fuchs.

Annette:

Ich getraue mir's nicht.

Fuchs:

Ich erlaube es Ihnen doch.

Annette stammelt etwas.

Fuchs:

Ich befehle es Ihnen. — Gewöhnen Sie sich das gleich an, denn von morgen Früh an — heute Abend gehe ich mit Herrn Lepic auf die Jagd — teilen wir uns in die Arbeit.

Annette:

Was reden Sie da?

Fuchs, kalt:

Sie sind lustig.

Annette:

Entschuldigen Sie.

Fuchs:

Aber es macht nichts! Wir müssen uns verständigen, damit Eines das Andere nicht geniert. Wir stehen Beide um punkt halb sechs auf.

Annette:

Sie auch?

Fuchs:

Ja. Ich schlafe in einem Zug, aber ich kann in der Früh nicht

lange im Bett bleiben. Ich werde Sie aufwecken. Unsere beiden Zimmer sind nebeneinander, neben dem Heuboden. Sobald ich auf bin, gebe ich mich mit den Tieren ab. — Ich habe eine Leidenschaft für die Tiere. Ich bringe dem Hund seine Suppe, ich werfe den Hühnern Korn vor und den Kaninchen ihr Grünzeug. — Sie machen indessen Feuer und richten das Frühstück für die Familie Lepic. Frau Lepic

Annette:

Ihre Mutter?

Fuchs:

Ja, ja nimmt Kaffee mit Milch. Herr Lepic . . .

Annette:

Ihr Vater?

Fuchs:

Ja, ja. — Reden Sie mir nicht dazwischen, Annette. — Herr Lepic nimmt schwarzen Kaffee und mein Bruder Felix Chocolade.

Annette:

Und Sie?

Fuchs:

Sie, Annette, wird man in den ersten Tagen verhätscheln. Wahrscheinlich werden Sie Kaffee mit Milch bekommen wie Frau Lepic. Später wird sie dazu sehn.

Annette:

Und Sie?

Fuchs:

Oh! ich nehme, was ich . . . was ich will, im Speiseschrank, einen Rest Suppe, ich esse ein Stück Brot oder etwas Anderes, oder nichts. Ich habe garnicht viel Hunger gleich nach dem Aufstehen.

Annette:

Sie trinken nicht gerne Chocolade wie Ihr Bruder, der Herr Felix?

Fuchs:

Nein, wegen der Haut. — Den ganzen Vormittag arbeite ich dann an meinen Ferienaufgaben. — Sie, Annette, Sie dürfen nicht die Hände in den Schoss legen; Sie machen sich über die Stiefel; die Jagdstiefel von Herrn Lepic müssen ordentlich eingefettet werden.

Annette:

Gut.

Fuchs:

Die Damenstiefel dürfen Sie nicht zu sehr wichsen; das verbrennt sie.

Annette:

Gut, gut.

Fuchs:

Sie machen die Betten, räumen die Zimmer auf und das Haus. Ah! den Eimer ziehe ich Ihnen aus dem Brunnen; das ist eine Uebung für mich; sehen Sie, so

Er läuft zum Brunnen, zieht mühsam einen Eimer herauf und stellt ihn schweratmend hin:

Das kräftigt mich. — Können Sie ein bisschen kochen?

Annette:

So einfache Sachen schon.

Fuchs:

Das genügt auch. Zu mehr kommen Sie auch nicht. Frau Lepic ist eine sehr gute Köchin, und wenn sie bei Appetit ist, leckt man sich die Finger ab. — Sobald es Mittag läutet, gehe ich in den Keller.

Annette:

Ah, das vertraut man Ihnen an?

Fuchs:

Ja, Annette, mir; und dann, die Stiege ist gefährlich. — Das bringt mir etwas ein: ich darf die alten Fässer zu meinem

Vorteil verkaufen; das Geld lege ich in der Lade von Frau Lepic an. — Fürchten Sie sich nicht, Annette, weil ich den Kellerschlüssel habe, deswegen sollen Sie nicht um Ihren Wein kommen.

Annette:

Oh, einen Tropfen bei jeder Mahlzeit.

Fuchs:

Ich nie. . . . Der Wein steigt mir zu Kopf; ich trinke nur von unserm Wasser, das ist das beste im ganzen Dorf. — Natürlich bedienen Sie bei Tisch. Teller wechselt man so wenig als möglich.

Annette:

Umso besser!

Fuchs:

Nicht Ihnen zulieb, wegen der Teller. — Nach dem Essen Geschirr waschen. Manchmal helfe ich ein bissel mit.

Annette:

Beim Geschirr waschen?

Fuchs:

Beim Einräumen, Annette, wenn das schöne Service heraussen war.

Annette:

Ist öfter Gesellschaft?

Fuchs:

Selten. Herr Lepic, der die Leute nicht gerne hat, macht den Gästen von Frau Lepic ein Gesicht, und sie kommen kein zweites Mal. — Am Abend, zum Beispiel, Annette, habe ich nichts zu thun.

Annette:

Nichts?

Fuchs:

Fast nichts. Ich verbringe meine Zeit, wie ich will, und rauche eine Cigarrette dazwischen.

Annette:

Oh! oh!

Fuchs:

Ja, Herr Lepic bietet mir manchmal welche an, und es unterhält ihn, weil mir ein bisschen schlecht danach wird. — Ich thue das und jenes, thue so im Garten herum, ich sehe die Blumen nach, ich grabe einen Korb Erdäpfel aus und nehme Schoten ab, die ich in meinen leeren Augenblicken auslöse.

Annette:

Was noch?

Fuchs:

Ach Gott, ich quäle mich nicht ab. Wie Sie gekommen sind, war ich daran, den Hof zu jäten, ganz gemütlich. Gänse mit ihren Schnäbeln thäten es schneller als ich.

Annette:

Und das ist alles?

Fuchs:

Das ist Alles. Manchmal mache ich vielleicht noch ein paar Kommissionen für Frau Lepic, beim Kaufmann, bei der Pächterin oder in der Stadt beim Apotheker . . . und die übrige Zeit bin ich frei.

Annette:

Und Ihr Bruder Felix, was thut denn der den ganzen Tag?

Fuchs:

Er ist nicht auf Ferien gekommen, um zu arbeiten. Dann hat er nicht meine Gesundheit. Er ist zart . . .

Annette:

Er pflegt sich.

Fuchs:

Das ist seine Sache. — Während ich mich nachmittags aus-

ruhe, müssen Sie, Annette. . . . ah! das ist etwas Unangenehmes für Sie . . . meistens an den Fluss hinunter.

Annette:

Soviel Wäsche machen die schmutzig!

Fuchs:

Nein, aber die Jagdbeinkleider von Herrn Lepic: wenn es regnet, bringt er den Kot kiloweise nach Hause. Im Grunde glaube ich, er watet eigens darinnen, um Frau Lepic zu ärgern.

Annette, neugierig:

Sie thun sich was zu Fleiss?

Fuchs, fährt fort:

. . . . Aber da nicht Frau Lepic an den Fluss hinunter muss, sondern Sie, so ärgert er nur Sie damit. Umso schlimmer für Sie, meine gute Annette, ich kann nichts dafür: Sie sind das Dienstmädchen.

Annette:

Sind sie streng?

Fuchs:

Hören Sie zu, Annette, sonst würden Sie sich immer unrecht benehmen: Herr Lepic sieht streng aus und Frau Lepic . . . Psst!

Er hört ein Geräusch, stürzt sich auf seinen Spaten; eine Frau geht auf der Strasse vorbei; sie ruft herein:

Guten Abend, Fuchs!

Er atmet auf:

Die Distel da hat mich so genirt. . . .

Er wirft seinen Spaten wieder weg, setzt sich in den Schubkarren, stellt einen Korb mit Erbsen auf seine Kniee und fängt an aufzuhülsen; Annette nimmt auch eine Handvoll davon:

Ach, lassen Sie, geniessen Sie doch das bisschen freie Zeit, was

Ihnen noch bleibt. Ja, Annette, auf den ersten Augenschein macht Herr Lepic schon einen Eindruck, aber man sieht ihn beinahe nicht. Er ist immer fort, in Paris wegen eines endlosen Prozesses, oder auf der Jagd wegen unseres Speiskastens. Zuhause ist er ein Mensch, der den Kopf voll hat und nichts redet. Er lacht nur so in seinen Bart, und das wie selten!

Annette:

Er ist ein Original.

Fuchs:

Sie werden ihn nicht ändern.

Annette:

Er hat Sie gern?

Fuchs:

Ich glaube. Auf seine Art, so im Stillen.

Annette:

Hat er denn gar kein Mundwerk?

Fuchs:

O ja, Annette, auf der Jagd ein famoses für seinen Hund. Für die Familie nicht.

Annette:

Disputiert er sich nicht mit Frau Lepic?

Fuchs:

Nein. Aber Frau Lepic redet und disputiert mit sich selber, und jemehr Herr Lepic schweigt, umsomehr redet sie mit der ganzen Welt, mit Herrn Lepic, der nicht antwortet, mit meinem Bruder Felix, der antwortet, wenn er will, mit mir, der antwortet, wenn sie will, und mit dem Hund, der bewegt nur seinen Schweif als Antwort.

Annette:

Sie ist im Kopf nicht in Ordnung?

Fuchs:

Wie meinen Sie? — Geben Sie Acht, Annette, sie ist nicht taub.

Annette:

Sie ist boshaft?

Fuchs:

Für Sie, für das Dienstmädchen ist sie nicht schlecht, so mittelgut. Manchmal nennt sie Sie »lieb Kind«, manchmal »dumme Gans«, — für Herrn Lepic ist sie, als wenn sie nicht auf der Welt wäre; für meinen Bruder Felix ist sie eine Mutter. Sie betet ihn an.

Annette:

Und für Sie?

Fuchs, den Blick im Leeren:

— ist sie auch eine Mutter.

Annette:

Sie betet Sie an?

Fuchs:

Wir haben nicht die gleiche Natur, Felix und ich.

Annette:

Sie kann sie nicht ausstehen, was?

Fuchs:

Das weiss kein Mensch, Annette. Die Einen sagen, dass sie mich nicht ausstehen kann, die Andern, dass sie mich sehr gerne hat, aber dass sie sich nicht in die Karten sehen lässt.

Annette:

Sie müssen doch das besser wissen als irgend Einer.

Fuchs, sieht auf und stellt den Korb mit den Erbsen neben die Mauer:

Wenn sie sich nicht in die Karten schauen lassen will, so versteht sie's wirklich, sich nicht in die Karten schauen zu lassen.

Annette:

Armer junger Mann!

Fuchs:

Ich muss Ihnen noch etwas sagen, Annette. Vergessen Sie nicht, wenn die Nacht einbricht . . .

Annette:

Sie sehen doch nicht böse aus?

Fuchs:

So, finden Sie? . . . Offenbar darf man sich darauf nicht verlassen.

Annette:

Nein?

Fuchs:

Offenbar.

Annette:

Sie haben kleine Fehler?

Fuchs:

Kleine und grosse. Ich habe sie alle.

Er zählt an den Fingern.

Ich bin ein Lügner, ein Heuchler, ich bin unreinlich und dazu bin ich faul und eigensinnig.

Annette:

Alles das auf einmal?

Fuchs:

Und das ist noch nicht Alles. Ich habe ein hartes Herz und ich schnarche Dann noch etwas Ah! ich trotze, und das ist vielleicht der ärgste von meinen Fehlern. Sie sagen, dass ich trotz der Schläge mir das nicht abgewöhnen werde.

Annette:

Sie schlägt Sie?

Fuchs:

Oh, ein paar Ohrfeigen!

Annette:

Sie hat eine flinke Hand?

Fuchs:

Und wie!

Annette:

Sie giebt Ihnen wirkliche Ohrfeigen?

Fuchs, leicht:

Es thut nicht weh, meine Haut ist hart. Es ist mehr der Vorgang, der mich demütigt, weil ich doch ein grosser Bub bin. Ich werde fünfzehn.

Annette:

Ich kann mir nicht denken, dass Sie ein schlechter Kerl sein sollen.

Fuchs:

Warten Sie nur, es wird schon kommen.

Annette:

Ich glaube nicht.

Fuchs:

Frau Lepic wird Sie schon dahin bringen.

Annette:

Wenn ich will.

Fuchs:

So oder so, Annette. Sie wird Sie umkehren wie einen Handschuh, und ich rate Ihnen, sträuben Sie sich nicht.

Annette:

Würde sie mich auffressen?

Fuchs:

Sie würde sich nicht genieren.

Annette:

Na, na!

Fuchs:

Ich meine, sie würde Sie zur Thüre hinauswerfen.

Annette:

Wie wär's, wenn ich gleich ginge?

Fuchs, unruhig:

Warten Sie ein paar Tage ab. Neue Besen kehren gut. Rechnen

Sie auf einen angenehmen Monat bei Frau Lepic, und solange, bis sie anfängt, es auf Sie scharf zu haben, bleiben Sie hier, Annette, es wird Ihnen nicht schlechter als anderswo gehen, und ich mag gerade so gerne Sie als eine Andere.

Annette:

Gefalle ich Ihnen?

Fuchs:

Sie missfallen mir nicht, und ich bin überzeugt, dass, wenn Jeder von uns dazu hilft, das Ganze von selbst gehen wird.

Annette:

Ich wünsche es.

Fuchs:

Aber reden Sie immer Frau Lepic nach dem Mund, seien Sie immer mit ihr gegen mich.

Annette:

Das wäre hübsch!

Fuchs:

Wenigstens machen Sie so, in unserem Interesse; nichts wird uns verhindern, wenn wir alleine sind, wieder gute Kameraden zu sein.

Annette:

Oh, das verspreche ich Ihnen.

Fuchs:

Sie sehen, was ich für ein hartes Herz habe, Annette; der ersten Besten vertraue ich mich an.

Annette:

Das ist wahr; stolz sind Sie nicht.

Fuchs:

Um Eins bitte ich Sie, mir nicht »Du« zu sagen. Das andere Dienstmädchen hat mir »Du« gesagt, unter dem Vorwand, dass sie alt war, und das war mir zuwider. Nennen Sie mich »Fuchs« wie alle Leute.

Annette, rücksichtsvoll:

Nein, nein.

Fuchs:

. . . . Nicht mir »Du« sagen.

Annette:

Ich bin doch keine unverschämte Person. Ich schwöre Ihnen, dass —

Fuchs:

Gut, Annette, gut. — Ich habe gesagt, dass ich Ihnen noch etwas sagen muss. Herr Lepic und ich, wir gehen jetzt gleich auf die Jagd. Da man da spät nach Hause kommt, so schlucke ich schnell meine Suppe hinunter und lege mich ins Bett, müde wie ein Jagdhund. Vergessen Sie also heute Abend nicht, die Tiere einzusperren; übrigens müssen Sie sie immer einsperren.

Annette:

Ein Schritt mehr oder weniger.

Fuchs:

No! no! Annette, die ersten Male, die Sie in der Nacht durch diesen Hof gehen werden, ohne Laterne, und der Regen Ihnen in den Rücken schlägt und der Wind in die Röcke fährt . . .

Annette:

Da muss ich ja Glück haben, dass ich drauskomme.

Fuchs:

Gestern Abend waren Sie nicht da, da habe ich sie einsperren müssen, und ich versichere Ihnen, das ist aufregend.

Annette:

Sind Sie furchtsam?

Fuchs:

Oh nein, pardon, furchtsam bin ich nicht. Frau Lepic wird Ihnen schon selbst sagen, ich bin Alles, was sie will, aber ich habe Courage. Schaun Sie diese Scheune an. Da hinein flüchte ich mich, wenn ein Gewitter ist, und sehen Sie, Annette,

die ärgsten Donnerschläge stören mich dann nicht, wenn ich da drinnen eine Partie »Maikäfer fliegt« spielte!

Annette:

Was?

Fuchs:

Alles, was Flügel hat, fliegt.

Annette:

Ganz allein?

Fuchs:

Es ist ebenso lustig, als ob Mehrere da sind. Wenn ich ein Pfand gegeben habe, so küsse ich mir die Hand oder ich gebe der Mauer einen Kuss. — Sie sehen also, ob ich Furcht habe! Aber Jeder thut, was ihm zugehört; Ihnen gehört es zu, nach der Instruktion von Frau Lepic abends die Tiere einzusperren, und Sie werden sie einsperren.

Annette:

Wir werden uns doch nicht gleich streiten; ich werde es schon thun; ich fürchte mich nicht.

Fuchs:

Ich auch nicht, Annette. Ich habe Furcht vor nichts und vor Niemand, absolut vor Niemand! Aber es handelt sich darum, zu wissen, wer von uns Zweien die Tiere einsperrt, und der Wille von Frau Lepic, ihr ganz bestimmter Wille . . .

Frau Lepic, auftauchend:

Fuchs, Du wirst sie jeden Abend einsperren.

VIERTE SCENE / DIE VORIGEN, FRAU LEPIC.

Frau Lepic, flache Scheitel, braunes Prinzesskleid, eine Broche am Kragen, einen Sonnenschirm in der Hand. — Im Augenblick, wo Fuchs sagte: »Ich habe Furcht vor nichts und vor Niemand«, hatte sie die Thüre aufgemacht und horcht, überrascht, steif, dürr, stumm, die Antwort auf der Zunge.

Fuchs:

Ja, Mama.

Er greift nach seinem Spaten und kehrt ihr den Rücken zu. Er kriecht in sich zusammen; es ist, als ob er ein Loch in die Erde grübe, um sich darin zu verkriechen.

Annette, neugierig und eingeschüchtert; sie grüsst Frau Lepic:

Guten Tag, gnädige Frau.

Frau Lepic:

Guten Tag, Annette. Sind Sie schon lange hier?

Annette:

Nein, gnädige Frau; eine Viertelstunde.

Frau Lepic, zu Fuchs.

Und Du kannst mich nicht holen?

Fuchs:

Ich wollte gerade, Mama.

Frau Lepic:

Das bezweifle ich.

Fuchs:

Nicht wahr, Annette?

Annette:

Ja, gnädige Frau.

Frau Lepic:

Du hättest sie wenigstens einlassen können. Lernt man Dich keine Manieren in Deinem Institut?

Annette:

Ich bin ja ganz gut gestanden und ich habe mit Ihrem Herrn Sohn gesprochen . . .

Frau Lepic, misstrauisch:

Ah, Sie haben mit meinem Herrn Sohn Fuchs gesprochen . . . er ist ein grosser Sprecher.

Fuchs:

Mama, ich habe ihr das Nötige gesagt.

Frau Lepic:

Ueber Deine Familie?

Zu Annette.

Er wird Ihnen schöne Sachen gesagt haben.

Annette:

Er, gnädige Frau? Er ist doch ein so guter junger Herr!

Frau Lepic:

Oh! oh! Annette, er hat etwas ausgerichtet in der kurzen Zeit . . .

Zu Fuchs.

Gieb Deine Hände aus den Taschen; ich werde sie Dir noch zunähen.

Fuchs zieht seine Hände aus der Tasche.

Sehen Sie sich diese Borsten an. Er würde einen Topf Pomade jeden Tag verbrauchen, wenn man ihm welche geben würde.

Fuchs streicht seine Haare herunter.

Und Deine Kravatte?

Fuchs, greift sich an den Hals:

Du hast gesagt, ich brauche auf dem Lande keine Kravatte.

Frau Lepic:

Ja, aber Du hast wieder Deine Bluse schmutzig gemacht. Wäre nur eine einzige Handvoll Kot auf der Erde, so wäre sie für Dich.

Fuchs, schielend, bemerkt, dass seine Schulter schmutzig von Erde ist:

Es ist der Spaten.

Frau Lepic, überwältigt von Mattigkeit:

Jetzt bearbeitest Du Deine Bluse mit dem Spaten?

Annette, stellt ihren Korb auf die Bank:

Ich werde ihn ein wenig abbürsten, gnädige Frau.

Frau Lepic:

Aber an Ihnen hat er ja eine Eroberung gemacht, Annette! . . .

Sie haben Glück, vor Herrn Fuchs Gnade gefunden zu haben. Das ist nicht Jedem beschieden. — Lassen wir ihn, er wird sich selbst bürsten; er braucht keine Domestique.

Zuvorkommend.

Sie werden müde sein, mein Kind; gehen Sie ins Haus hinein und ruhen Sie sich in Ihrem Zimmer ein bisschen aus.

Sie öffnet die Thüre und spricht von der obersten Stufe.

Fuchs, hole ihr eine Flasche Wein aus dem Keller.

Fuchs:

Ja, Mama.

Frau Lepic:

Und laufe in die Meierei um einen Topf Sahne.

Fuchs:

Ja, Mama.

Frau Lepic:

Rühre Dich! Dann . . .

Zu Annette.

Ihr Koffer ist auf der Bahn?

Annette:

Ja, gnädige Frau.

Frau Lepic:

Fuchs wird ihn auf seinem Schubkarren holen.

Fuchs:

Ah! ah!

Frau Lepic:

Es verdriesst Dich?

Fuchs:

Ich werde mich beeilen.

Frau Lepic:

Es brennt vielleicht?

Fuchs:

Nein, Mama, — aber ich soll auf die Jagd gehen, jetzt gleich, mit Papa.

Frau Lepic:

Nun, so wirst Du nicht auf die Jagd gehen, jetzt gleich, mit »Papa«.

Fuchs:

Es ist, weil der Papa . . .

Frau Lepic:

Ich habe Dich aufmerksam gemacht, dass es lächerlich ist, in Deinem Alter »der Papa« zu sagen.

Fuchs:

Es ist, weil Vater mich gefragt hat, ob ich gehen will, und ich es versprochen habe.

Frau Lepic:

Du wirst Dein Versprechen zurücknehmen. Wo ist Dein Vater?

Fuchs:

Er macht sein Schläfchen.

Frau Lepic steigt hinab und geht auf Fuchs zu, der zurücktritt und seinen Ellbogen erhebt:

Wozu diese Bewegung? Annette wird sich einbilden, dass ich Dir Angst mache. — Ich wünsche nicht, dass Du auf die Jagd gehst.

Fuchs:

Gut, Mama. — Was soll ich meinem Vater sagen?

Frau Lepic:

Du wirst ihm sagen, dass Du Dich anders besonnen hast. Es ist überflüssig, sich den Kopf zu zerbrechen. Verstehst Du mich? Möchtest Du vielleicht antworten, wenn ich zu Dir spreche?

Fuchs:

Ja, Mutter. Ja, Mama.

Frau Lepic, im gleichen Ton:

Ja, Mama. — Du willst trotzen?

Fuchs:

Ich will nicht trotzen.

Frau Lepic:

Ja, Du willst trotzen. Warum? Dir war doch daran nichts gelegen, an diesem Jagdausflug?

Fuchs, stumm revoltierend:

Mir war nichts daran gelegen?

Frau Lepic:

Oh! Du eiserner Schädel!

Sie steigt die Stufen hinauf:

Ja, ja, Annette! den führt man nicht, wie man will — den da!

Annette:

Er sieht doch ganz sanftmütig aus.

Frau Lepic:

Der, dem geht nichts nah. Er hat ein steinernes Herz, er hat niemanden lieb. Nicht wahr, Fuchs?

Fuchs:

Doch, Mama.

Frau Lepic, die weiss, was sie sagt:

Nein, Mama. — Ah, wenn ich meinen Felix nicht hätte!

Sie tritt mit Annette ins Haus und schliesst die Thüre, behält aber die Klinke in der Hand.

Fuchs:

Hin, meine Jagd! Das nächste Mal bin ich klüger!

Frau Lepic, öffnet wieder die Thüre:

Hast Du jetzt genug zwischen den Zähnen gemurmelt?

Sie hört Herrn Lepic und schliesst die Thüre. Fuchs fängt wieder an zu jäten. Herr Lepic erscheint am Gitter, das Gewehr umgehängt, die Jagdtasche in der Hand.

FUENFTE SCENE / FUCHS, HERR LEPIC, dann ANNETTE.

Herr Lepic:

Allons, bist Du fertig?

Fuchs:

Weisst Du, Papa, ich habe mich anders besonnen, ich gehe nicht auf die Jagd.

Herr Lepic:

Was steigt Dir in den Kopf?

Fuchs:

Es macht mir kein Vergnügen mehr.

Herr Lepic:

Was Du für ein sonderbarer Mensch bist! . . . Nach Deinem Belieben, mein Kind.

Er hängt seine Jagdtasche um.

Fuchs:

Du kannst mich ja entbehren?

Herr Lepic:

Besser Dich als das Wild.

Annette, kommt auf Fuchs zu und hat den Sahnetopf in der Hand:

Frau Lepic schickt mich, Ihnen zu sagen, dass Sie schnell zur Meierei sollen um die Sahne.

Fuchs, wirft seinen Spaten weg:

Ich gehe.

Zu Herrn Lepic, der sich entfernt.

Auf Wiedersehen, Papa, viel Glück zur Jagd.

Annette:

Das ist Herr Lepic?

Fuchs:

Ja.

Annette:

Er sieht brummig aus.

Fuchs:

Er kann nicht leiden, wenn ich ihm Glück zur Jagd wünsche: das bringt ja gerade Pech.

Annette:

Haben Sie ihm gesagt, dass Frau Lepic Ihnen verboten hat, mit ihm zu gehen?

Fuchs:

Aber nein, Annette. Haben Sie vielleicht Frau Lepic nicht verstanden? Ich habe ihm einfach gesagt, dass ich mich anders besonnen habe.

Annette:

Er muss Sie recht launisch finden.

Fuchs:

Er gewöhnt sich daran.

Annette:

Wie Frau Lepic zu Ihnen gesprochen hat!

Fuchs:

Ihrer Ankunft zu Ehren war sie ganz anständig.

Annette:

Ja! mir war nicht wohl zumut.

Fuchs:

Sie werden sich daran gewöhnen.

Annette:

Ich an Ihrer Stelle hätte Herrn Lepic die Wahrheit gesagt.

Fuchs, nimmt den Krug aus Annettens Hand:

Was wünsche ich mir, Annette? Den Püffen auszuweichen. Nun, was immer ich thue, bekomme ich von Herrn Lepic nie welche, er ist nicht einmal gesprächig genug, um mich auszuzanken, während beim geringsten Vorwand Frau Lepic...

Er erhebt die Hand, lässt dabei den Krug fallen und sieht dabei nach dem Fenster.

Annette, indem sie die Scherben aufnimmt:

Haben Sie keine Furcht, ich habe ihn zerbrochen. — An Ihrer Stelle hätte ich die Wahrheit gesagt.

Fuchs:

Ich setze den Fall, Annette, dass ich Frau Lepic verklatsche und dass Herr Lepic meine Partei nimmt, glauben Sie, dass, wenn Herr Lepic Frau Lepic meinetwegen hernimmt, Frau Lepic ihrerseits nicht in einer Ecke mich hernimmt?

Annette:

Sie haben einen Vater . . . und eine Mutter!

Fuchs, leichthin:

Jeder Mensch kann doch nicht ein Waisenkind sein.

Herr Lepic, erscheint wieder am Gitterthor:

Wo zum Teufel ist denn der Hund? Seit einer Stunde rufe ich ihn.

Fuchs:

In der Hütte, Papa,

Er geht hin, den Hund auslassen.

Herr Lepic:

Du hattest ihn eingesperrt?

Fuchs, wie unwillkürlich:

Ja, — aus Vorsicht — für Dich.

Herr Lepic:

Nur für mich? Das ist sonderbar. Fuchs, nimm Dich in Acht. Du hast einen merkwürdigen Charakter. Ich weiss es und ich vermeide, Dich zu verletzen. Was ich mich aber zuzulassen weigere, ist, dass Du Dich über mich lustig machst.

Fuchs:

Oh! Papa, das fehlte gerade noch.

Herr Lepic:

Zum Teufel! wenn Du Dich nicht lustig machst, erkläre Deine sonderbare Art und warum Du dieselbe Sache willst und plötzlich wieder nicht willst.

Annette, nähert sich Fuchs:

Erklären Sie's ihm.

Zu Lepic.

Guten Tag, gnädiger Herr.

Fuchs, zu Herrn Lepic, der erstaunt ist:

Das neue Dienstmädchen, Papa; sie kam eben an, sie kennt sich noch nicht aus.

Annette:

Erklären Sie ihm, dass nicht Sie es sind, der nicht mehr will.

Fuchs:

Annette, wollen Sie sich gefälligst um das bekümmern, was Sie angeht.

Herr Lepic:

Du bist es nicht? Was heisst das? Antworte. Wirst Du endlich antworten, Herrgott?

Fuchs scharrt mit dem Fuss den Boden.

SECHSTE SCENE / DIE VORIGEN, FRAU LEPIC.

Frau Lepic, öffnet das Fenster, von dem sie zugesehen hat, ohne verstehen zu können, und sagt mit sanfter Stimme:

Annette, haben Sie meinem Sohne Fuchs gesagt, dass er nach der Meierei gehen soll?

Annette:

Ja, gnädige Frau.

Frau Lepic:

Du hast doch Zeit, Fuchs, da Du ja keine Lust mehr hast, auf die Jagd zu gehen.

Fuchs, wie befreit:

Ja, Mama.

Annette, empört, leise zu Herrn Lepic:

Sie hat es ihm verboten.

Frau Lepic:

Geh, mein Alter, so hast Du einen Spaziergang.

Herr Lepic:

Keinen Schritt.

Frau Lepic:

Beeile Dich, das wird lieb von Dir sein.

Fuchs will weg.

Herr Lepic:

Ich habe Dir gesagt, Du sollst Dich nicht rühren.

Fuchs, zwischen zwei Feuern, bleibt stehen.

Frau Lepic:

Nun, mein kleiner Fuchs?

Herr Lepic, ohne Frau Lepic anzusehen:

Ich wünsche, dass man ihn in Ruhe lasse.

Fuchs setzt sich vor Aufregung nieder.

Frau Lepic, betreten:

Wenn Sie vielleicht hereinkämen, Annette, statt den beiden Herren vor der Nase herumzustehen?

Sie schliesst ihr Fenster halb.

Annette:

Ja, gnädige Frau.

Sie nähert sich Fuchs.

Da sehen sie! . . .

Fuchs:

Sie haben was Schönes angerichtet.

Annette:

Ich lüge nie, ich.

Fuchs:

Das ist ein Unrecht. Da werden Sie's hier nicht lange machen.

Annette:

Oh, ich finde wo anders einen Platz. Ich bin ein tüchtiges Mädchen.

Fuchs:

Das ist mir alles eins.

Annette:

Sind Sie mir böse? . . .

Frau Lepic, öffnet das Fenster ungeduldig wieder:

Annette!

Herr Lepic, nimmt seine Jagdtasche ab und giebt sie Annette, sowie das Gewehr:

Tragen Sie hinein!

Annette geht ins Haus.

SIEBENTE SCENE/ FUCHS, HERR LEPIC.

Herr Lepic:

Und jetzt willst Du mir antworten?

Fuchs:

Diese Person hätte den Mund halten sollen, aber sie sagt die Wahrheit, die Mutter hat mir verboten, heute abend auf die Jagd zu gehen.

Herr Lepic:

Warum?

Fuchs:

Ah, frag' sie.

Herr Lepic:

Sie giebt Dir einen Grund an.

Fuchs:

Sie hat mir nicht Rechenschaft zu geben.

Herr Lepic:

Sie braucht Dich?

Fuchs:

Sie braucht mich immer.

Herr Lepic:

Du hast ihr etwas gethan?

Fuchs:

Das würde ich wissen. Wenn ich meiner Mutter etwas thue, so sagt sie's mir und ich muss gleich zahlen. Aber diese Woche war ich »sehr brav«.

Herr Lepic:

Deine Mutter sollte Dir verbieten, auf die Jagd mitzukommen?

Fuchs:

Sie verbietet mir, was sie kann.

Herr Lepic:

Mit mir?

Fuchs:

Gerade.

Herr Lepic:

Ohne irgend einen Grund? . . . Was kann ihr das thun?

Fuchs:

Es ärgert sie, weil es mir Vergnügen macht.

Herr Lepic:

Das redest Du Dir ein.

Fuchs:

Schon traust Du mir nicht . . .

Herr Lepic, geht einmal auf und ab, tritt auf Fuchs zu und streicht ihm mit der Hand durch die Haare:

Richte doch Deine Haare, sie hängen Dir in die Augen. . . . Was hast Du auf dem Herzen?

Fuchs, schweigt beklommen:

Rede.

Fuchs, richtet sich auf; entschlossen:

Papa, ich will aus diesem Haus fort.

Herr Lepic:

Was sagst Du?

Fuchs:

Ich möchte aus diesem Haus fort.

Herr Lepic:

Weil?

Fuchs:

Weil ich meine Mutter nicht mehr lieb habe.

Herr Lepic, spöttisch:

Du hast Deine Mutter nicht mehr lieb, Fuchs? Ah! das ist ärgerlich. Und seit wann?

Fuchs:

Seit ich sie von Grund aus kenne.

Herr Lepic:

Das ist ein Ereignis, Fuchs. Das ist ernst, ein Sohn, der seine Mutter nicht mehr lieb hat.

Fuchs:

Ich bitte Dich, lieber Papa, mir das beste Mittel anzugeben, um mich von ihr zu trennen.

Herr Lepic:

Ich weiss nicht. Du überraschst mich. Dich von Deiner Mutter trennen! Du siehst sie nur in den Ferien, zwei Monate im Jahr.

Fuchs:

Das ist um zwei Monate zu viel. — Höre, Papa, es giebt mehrere Mittel: erstens könnte ich ja das ganze Jahr im Institut bleiben.

Herr Lepic:

Da würdest Du Dich zu Tod langweilen.

Fuchs:

Ich würde büffeln, würde für die nächste Klasse vorlernen. Erlaube mir, meine Ferien im Institut zuzubringen.

Herr Lepic:

Man würde Dich jahraus jahrein nicht zu sehen bekommen?

Fuchs:

Du würdest mich dort sehen.

Herr Lepic:

Vergnügungsreisen sind kostspielig.

Fuchs:

Du kannst Deine Geschäftsreisen mit einem kleinen Umweg machen . . .

Herr Lepic:

Du würdest machen, dass man über uns redet, denn die Vergünstigung, die Du verlangst, ist für arme Schüler vorbehalten.

Fuchs:

Du sagst oft, dass Du nicht reich bist.

Herr Lepic:

So steht es nicht mit mir. Man würde glauben, dass ich Dich im Stich lasse.

Fuchs:

Also, lassen wir meine Studien. Nimm mich aus der Schule fort unter dem Vorwand, dass ich keine Fortschritte mache, und ich wähle mir einen Beruf.

Herr Lepic:

Welchen würdest Du wählen?

Fuchs:

Es giebt genug im Handel, in der Industrie, im Ackerbau.

Herr Lepic:

Soll ich Dich vielleicht als Lehrling zu einem Tischler geben?

Fuchs:

Gerne.

Herr Lepic:

Oder zu einem Schuster?

Fuchs:

Ich will gerne, angenommen, dass ich mir mein Brot verdienen kann.

Herr Lepic:

O, Du würdest mir doch erlauben, Dich noch zu unterstützen?

Fuchs:

Gewiss; ein Jahr oder zwei, wenn es notwentig wäre.

Herr Lepic:

Du träumst, Fuchs. Sollte ich mir grosse Opfer auferlegt haben, damit Du schliesslich Sohlen aufnagelst oder Bretter abhobelst?

Fuchs, entmutigt:

Ah, Papa, Du spielst nur mit mir.

Herr Lepic:

Wirklich, Du verdienst es. Was denkst Du eigentlich? Dein Bruder auf der Universität, Du vielleicht Flickschuster!

Fuchs:

Papa, mein Bruder ist glücklich in seiner Familie!

Herr Lepic, setzt sich auf die Bank:

Und Du, Du bist es nicht? Wegen einiger kleinen Auftritte? wegen Kinderein?

Fuchs, zu sich selber:

Es giebt Kinder, die so unglücklich sind, dass sie sich töten.

Herr Lepic:

Das ist recht selten.

Fuchs:

Es kommt vor.

Herr Lepic, immer spöttisch:

Du willst Dich töten?

Fuchs:

Von Zeit zu Zeit.

Herr Lepic:

Du hast es versucht?

Fuchs:

Zwei Mal.

Herr Lepic:

Wenn es das erste Mal fehl geht, geht es immer fehl.

Fuchs:

Ich gestehe zu, das erste Mal war ich nicht ganz entschlossen. Ich wollte nur sehen, wie einem dabei ist. Ich habe einen Eimer aus dem Brunnen gezogen und meinen Kopf hineingesteckt. Die Nase hielt ich zu und den Mund auch und wartete aufs Ersticken, da, mit einem einzigen Stoss, wirft Frau Lepic — meine Mutter! — den Eimer hin und machte mir Luft.

Er lacht. Herr Lepic lacht in seinen Bart:

Ich war nicht ertränkt; ich war nur übergossen von Kopf bis zu den Füssen. Meine Mutter hat gemeint, ich wüsste garnicht, was ich alles erfinden sollte, um unser Wasser zu beschmutzen und meine Familie zu vergiften.

Herr Lepic:

Bei was für einem Anlass hast Du Dich ertränkt?

Fuchs:

Ich erinnere mich nicht, was ich meiner Mutter gethan hatte, diesen Tag. Mein erster Selbstmord ist nur Kinderei: ich war zu klein. Der zweite war ernsthaft.

Herr Lepic:

Oh! oh! dieses Gesicht! Fuchs:

Fuchs:

Ich wollte mich erhängen.

Herr Lepic:

Geh, Du hattest nicht mehr Lust, Dich zu erhängen, als Dich ins Wasser zu werfen.

Fuchs:

Ich war auf den Heuboden gestiegen, ich hatte einen Strick um den grossen Balken geschlungen, weisst Du?

Herr Lepic:

Den in der Mitte.

Fuchs:

Ich hatte eine Schlinge gemacht und den Hals drinnen, die geschlossenen Füsse auf dem Rande des Heubodens, die Arme gekreuzt, so

Herr Lepic:

Ja, ja

Fuchs:

Ich sah das Licht durch die Spalten zwischen den Ziegeln.

Herr Lepic, erregt:

Beeile Dich doch.

Fuchs:

Ich wollte ins Leere springen, da rief man mich.

Herr Lepic, erleichtert:

Und Du bist heruntergestiegen?

Fuchs:

Ja.

Herr Lepic:

Da hat Dir Deine Mutter zum zweiten Male das Leben gerettet.

Fuchs:

Wenn meine Mutter mich gerufen hätte, so wäre ich weit fort. Ich bin wieder heruntergestiegen, weil Du, Papa, mich gerufen hast.

Herr Lepic:

Ist das wahr?

Fuchs, sieht seitwärts nach dem Heuboden:

Soll ich wieder hin? Der Strick ist noch dort.

Herr Lepic thut ein paar Schritte auf die Scheune zu und hält inne:

Geh, ich lüge nur die Mutter an.

Herr Lepic, tritt nicht in die Scheune, kehrt um und nimmt Fuchs bei der Hand:

So ist sie zu Dir?

Fuchs:

Lass mich fortgehen.

Herr Lepic:

Warum hast Du Dich nie beklagt?

Fuchs:

Sie untersagt mir vor Allem, mich zu beklagen. Adieu, Papa.

Herr Lepic:

Aber Du gehst nicht. Ich werde Dich verhindern, einen solchen Streich auszuführen. Ich behalte Dich bei mir und ich schwöre Dir, dass man Dich von nun an nicht quälen wird.

Fuchs:

Was willst Du, dass ich hier thun soll, da ich doch meine Mutter nicht lieb habe?

Herr Lepic, der Satz entschlüpft ihm:

Und ich, glaubst Du denn, dass ich sie lieb habe?

Er geht erregt auf und ab.

Fuchs, geht ihm nach:

Was hast Du gesagt, Papa?

Herr Lepic, stark:

Ich habe gesagt: glaubst Du denn, dass ich sie lieb habe?

Fuchs, strahlend:

Oh, Papa, ich glaubte, Dich schlecht verstanden zu haben.

Herr Lepic:

Das freut Dich?

Fuchs:

Papa, jetzt sind wir Zwei. — Psst! sie beobachtet uns vom Fenster.

Herr Lepic:

Geh und schliesse die Laden.

Fuchs:

Oh, ich würde in den Boden sinken, wenn sie mich ansieht.

Herr Lepic:

Du fürchtest Dich?

Fuchs:

Oh ja, mach' nur Du's selbst.

Herr Lepic geht hin, die Laden schliessen. Er schliesst sie, den Rücken gegen das Fenster gekehrt.

Du hast einen Mut, ihr bei helllichtem Tag die Laden vor der Nase zuzuschlagen! . . . Was wird jetzt geschehen?

Herr Lepic:

Aber garnichts, Dummling!

Fuchs:

Wenn sie sie wieder aufmacht!

Herr Lepic:

Werde ich sie wieder zumachen. Solche Todesangst hast Du vor ihr?

Fuchs:

Du kannst es nicht begreifen, Du bist ein Mann, Du. Ich habe solche Angst vor ihr dass, wenn ich Schlucken habe, sie sich nur zu zeigen braucht, und es ist vorbei.

Herr Lepic:

Das ist nervös.

Fuchs:

Ich werde krank davon.

Herr Lepic:

Dein Bruder Felix, der hat keine Angst vor ihr?

Fuchs:

Felix! der ist zum bewundern. Ich sollte ihn nicht ausstehen können, weil sie ihn verhätschelt, und ich habe ihn gerne,

weil er es mit ihr aufnimmt. Wenn sie zufällig ihm droht, so packt er einen Besenstiel und sie geht ihm nicht in die Nähe. Das ist ein Kerl! Sie versucht auch lieber, ihn mit den Gefühlen herumzukriegen: sie sagt, er hat eine zu empfindliche Natur, bei der sie nichts ausrichten könnte mit Schlägen und dass die besser für die meinige passen.

Herr Lepic:

Thue Deinem Bruder nach . . . wehre Dich.

Fuchs:

Ah, wenn ich mich getraute! Ich würde mich nicht trauen, auch wenn ich mündig wäre, und doch bin ich stärker, als man glaubt. Ich nehme es mit einem Ochsen auf, sozusagen. Aber ich sehe mich mit einem Besenstiel gegen meine Mutter bewaffnet. Sie würde glauben, dass ich ihn ihr bringe, aus meinen Händen würde er in die ihrigen stürzen und vor dem Dreinschlagen würde sie mir noch »danke« sagen.

Herr Lepic:

Lauf' ihr davon.

Fuchs:

Ich habe keine Füsse mehr; sie lähmt mich; und dann müsste man ja immer wieder zurückkommen. Es ist lächerlich, nicht wahr, Papa? in einem solchen Grade Furcht vor seiner Mutter zu haben! — Hast Du nicht auch ein wenig Furcht vor ihr?

Herr Lepic:

Ich?

Fuchs:

Du siehst ihr nie ins Gesicht.

Herr Lepic:

Aus anderen Gründen.

Fuchs:

Aus welchen Gründen, Papa? . . . — Oh! — . . .

Herr Lepic:

Was giebt's wieder?

Fuchs:

Papa, sie horcht hinter der Thüre.

Wirklich hat Frau Lepic die Thüre aufgelehnt, ertappt, öffnet sie ganz, steigt die Stufen herab und kommt langsam, sich da und dort verzögernd, Späne von Brennholz aufhebend.

ACHTE SCENE / DIE VORIGEN, FRAU LEPIC.

Frau Lepic, zu Fuchs:

Wenn Du ein wenig aus dem Weg gingst, Fuchs heb' den Fuss auf, bitte!

Herr Lepic, beobachtet Frau Lepic und verliert plötzlich die Geduld.

Ohne Frau Lepic anzusehen.

Was geschieht da?

Fuchs:

Oh, oh! . . .

Er flüchtet in die Scheune.

Frau Lepic, mit scheinheiliger Unterwürfigkeit;

Ich habe nicht das Recht, einige Späne aufzuklauben?

Herr Lepic:

Fort!

Frau Lepic, Beginn einer Nervenkrise, Sacktuch an den Lippen. —

Der Lärm lockt Annette auf die Stiege:

So spricht man zu mir vor einer Fremden und vor meinen Kindern, die mir Respekt schuldig sind! Mein Gott, was habe ich dem Himmel gethan, um behandelt zu werden, wie die Letzte der Letzten!

Herr Lepic, ruhig zu Annette:

Ich bereite Sie darauf vor, Annette, dass die gnädige Frau

einen Anfall haben wird; aber es ist nur Komödie; sie ringt die Hände, aber geben sie Acht, sie würde höchstens Sie kratzen; sie zerbeisst ihr Sacktuch, aber sie schluckt es nicht; sie macht Miene, sich in den Brunnen zu stürzen; er ist vergittert. Sie thut, als liefe sie in wahnsinniger Verwirrung hin und her, und sie geht gradewegs zum Pfarrer.

Frau Lepic, erstickt:

Nie, nie werde ich wieder meinen Fuss in dieses Haus setzen!

Sie geht auf die Strasse.

Herr Lepic:

Auf heute Abend!

Annette:

Ich will der gnädigen Frau nachgehen; sie ist in einem Zustand —!

Herr Lepic:

Komödie!

Annette ab.

NEUNTE SCENE / FUCHS, HERR LEPIC.

Herr Lepic, sucht Fuchs mit den Augen:

Wo bist Du?

Sieht ihn in der Scheune.

Hasenfuss!

Fuchs:

Sie ist fort?

Herr Lepic:

Du kannst herauskriechen.

Fuchs, sieht rückwärts hinaus, ob sie fort ist, und kommt nach vorne:

Wie sie läuft! Mir war schlecht. — Fort, fort hast Du gesagt!

Herr Lepic:

Ich habe es nur einmal zu sagen gebraucht.

Fuchs:

Nein, Du bist furchtbar!

Herr Lepic:

Findest Du?

Fuchs:

Rühr' meine Hände an.

Herr Lepic:

Du zitterst!

Fuchs:

Ich werde ihr das zahlen müssen.

Herr Lepic:

Du siehst doch, dass ich imstande sein werde, Dich zu schützen.

Fuchs:

Ja, Papa, wenn Du da bist. — Aber was hat sie Dir anthun können, dass Du imstande bist, so mit ihr zu verfahren? Denn Du bist gerecht, Papa: wenn Du sie nicht mehr lieb hast, so ist es, weil sie Dir etwas Schreckliches gethan hat? Du hast Sorgen, ich spür's, vertrau' sie mir an, Papa.

Herr Lepic:

Ich habe meinen Prozess.

Fuchs:

Ah! ich gestehe, das interessiert mich nicht sehr.

Herr Lepic:

Ah, weisst Du, dass Du einmal ruiniert sein kannst?

Fuchs:

Sag' mir lieber von Deinen Sorgen — mit ihr. — Bin ich zu jung? — Nicht so jung, wie Du glaubst. — Ein Weisheitszahn wächst mir schon.

Herr Lepic:

Und ich habe grade einen verloren, so dass sich nichts verändert hat, Fuchs, und die Zahl der Zähne in der Familie bleibt dieselbe.

Fuchs:

Ich versichere Dir, Papa, für mein Alter denke ich viel nach. Ich lese im Institut viel verbotene Bücher, die die Externen uns leihen, Romane.

Herr Lepic:

Dummheiten!

Fuchs:

Oh, es ist lehrreich. Soll ich Dir eine Frage stellen? So in die Luft natürlich. Wenn Du mich zu neugierig findest, giebst Du mir keine Antwort. Soll ich?

Herr Lepic:

Stell' eine Frage.

Fuchs:

Hat meine Mutter begangen

Herr Lepic, setzt sich auf die Bank:

Ein Verbrechen?

Fuchs:

Nein.

Herr Lepic:

Eine Sünde?

Fuchs:

Oh, das ist es schon.

Herr Lepic:

Das geht den Herrn Pfarrer an.

Fuchs:

Und Dich auch, denn es wäre vor Allem ein Vergehen, verstehst Du nicht? — Hilf mir doch, Papa, ein Vergehen ...

Herr Lepic:

Ich verstehe Dich nicht.

Fuchs, plötzlich:

Ein grosses Vergehen gegen die Sittlichkeit, die Pflicht und die Ehre.

Herr Lepic:

Was hast Du da ausspekuliert, Fuchs?

Fuchs:

Ich irre mich?

Herr Lepic:

Du hast Einfälle.

Fuchs:

Ich nehme meine Einfälle nicht so wichtig.

Herr Lepic:

Tröste Dich, Deine Mutter ist eine ehrenwerte Frau.

Fuchs:

Ah! umso besser für die Familie!

Herr Lepic:

Und ich auch, Fuchs, ich bin ein anständiger Mensch.

Fuchs:

Oh, Papa, was Dich betrifft, so habe ich nie den geringsten Zweifel gehabt.

Herr Lepic:

Danke . . .

Fuchs:

Und es wäre auch nicht dasselbe.

Herr Lepic:

Du bist recht vorgeschritten . . .

Fuchs:

Was ich zusammenlese! . . . Nach dem, was ich gelesen habe, ist es immer das, was einen Haushalt zerstört.

Herr Lepic:

Bei uns haben wir »das« nicht.

Fuchs, einen Finger an der Stirne:

Ich suche etwas Anderes.

Herr Lepic:

Suche, denn die Anständigkeit, von der Du redest, genügt nicht, um eine glückliche Ehe zu geben.

Fuchs:

Was braucht man noch? Das, was man »Liebe« nennt?

Herr Lepic:

Erlaube mir, Dir zu sagen, dass Du Dich hier eines Wortes bedienst, dessen Sinn Dir verborgen ist.

Fuchs:

Freilich, aber ich suche . . .

Herr Lepic:

Gieb's auf, geh, Du verwirrst Dich. Was man in einer Ehe braucht, Fuchs, was man vor Allem braucht, das ist Verständnis, Verträglichkeit . . .

Fuchs:

Uebereinstimmung der Charaktere.

Herr Lepic:

Wenn Du willst. Nun ist der Charakter von Frau Lepic das Gegenteil des meinigen.

Fuchs:

Wirklich, Ihr seid einander garnicht ähnlich.

Herr Lepic:

Ah nein! Ich, ich hasse die Geschwätzigkeit, die Unordnung, die Verlogenheit, — und die Pfarrer.

Fuchs:

Und da geht's schlecht zusammen? — Herrgott, ich hab' mir's gedacht, ich habe Dinge bemerkt . . . Und es ist lange her, dass . . . Ihr einander nicht sympathisch seid?

Herr Lepic:

Vierzehn oder fünfzehn Jahre.

Fuchs:

Mein Alter.

Herr Lepic:

Ja wirklich, wie Du geboren wurdest, da war es aus zwischen mir und Deiner Mutter.

Fuchs:

Meine Geburt hätte Euch annähern können.

Herr Lepic:

Nein. Du kamst zu spät, mitten in unsre letzten Streitigkeiten. — Wir wünschten Dich nicht. — Du verlangst die Wahrheit von mir, ich gestehe sie Dir ein: sie kann Dir helfen, Deine Mutter zu begreifen.

Fuchs:

Es handelt sich nicht um mich ... Ich wollte sagen, dass bei Gelegenheit, unter dem geringsten Vorwand Mann und Frau sich aussöhnen.

Herr Lepic:

Einmal, zweimal, zehnmal, nicht immer und ewig ...

Fuchs:

Aber ein letztes Mal ...?

Herr Lepic:

Oh! ich rühre mich nicht mehr!

Fuchs, einen Fuss auf der Bank:

Wie kam es, dass Du, Papa, ein Beobachter, Dich mit Mama verheiratet hast?

Herr Lepic:

Hab' ich's gewusst? Man braucht Jahre, um eine Frau, seine Frau zu kennen, und wenn man sie kennt, giebt's kein Mittel mehr.

Fuchs:

Und die Scheidung, wozu giebt's die?

Herr Lepic:

Unmöglich. Uebrigens ... ja, angeekelt von dieser stupiden Existenz habe ich Vorschläge gemacht. Sie hat sie zurückgewiesen.

Fuchs:

Sie bleibt sich gleich!

Herr Lepic:

Es war ihr Recht. Ich habe ihr übrigens nur dasselbe vorzuwerfen wie auch Du, dass sie unerträglich ist. Das genügt vielleicht für Dich, um sie zu verlassen. Es genügt nicht, um mich in Freiheit zu setzen.

Fuchs, setzt sich neben Herrn Lepic:

Alles in Allem, Papa, bist Du unglücklich?

Herr Lepic:

Ich glaub's!

Fuchs:

Fast ebenso unglücklich wie ich?

Herr Lepic:

Wenn das Dich trösten kann.

Fuchs:

Es tröstet mich bis zu einem gewissen Punkt. Hauptsächlich empört es mich. Ich, gut! ich bin nur ihr Kind, aber Du, der Vater, Du, der Herr, das ist ein Unsinn, das bringt mich auf!

Er steht auf, hebt die Faust gegen das Fenster:

Ah! Schlechte, Schlechte! Du würdest verdienen . . .

Herr Lepic:

Fuchs!

Fuchs:

Oh, sie ist ja fort.

Herr Lepic:

Diese Geberde!

Fuchs:

Ich bin ausser mir, Deinetwegen . . . Diese Frau!

Herr Lepic:

Sie ist Deine Mutter.

Fuchs:

Oh! daran denke ich jetzt nicht. Ja, gewiss ist sie es. Und was dann? Entweder sie hat mich lieb oder sie hat mich nicht

lieb. Und da sie mich nicht lieb hat, was macht es mir aus, dass sie meine Mutter ist? Was macht es aus, dass sie den Namen hat, wenn sie nicht die Gefühle hat? Eine Mutter, das ist eine gute Mama, ein Vater, das ist ein guter Papa. Sonst ist es nichts.

Herr Lepic, verletzt, steht auf:

Du hast ganz Recht.

Fuchs:

Siehst Du, Dich zum Beispiel, Dich habe ich nicht darum lieb, weil Du mein Vater bist. Wir wissen doch, dass es keine Zauberei ist, Jemandes Vater zu sein. Ich habe Dich lieb, weil Du . . .

Herr Lepic:

Nun? Du findest es nicht.

Fuchs:

. . . weil . . . wir hier miteinander plaudern, heute Abend, alle Beide, weil Du mir zuhörst und weil Du mir lieb antwortest, statt mich mit Deiner väterlichen Gewalt zu betäuben.

Herr Lepic:

Was mir die auch einträgt!

Fuchs:

Und die Familie, Papa? ein Schwindel! . . . was für eine komische Erfindung!

Herr Lepic:

Sie ist nicht von mir.

Fuchs:

Weisst Du, wie ich sie definire, die Familie? Eine erzwungene Vereinigung . . . unter ein und demselben Dach . . . von einigen Personen, die sich nicht ausstehen können.

Herr Lepic:

Es ist vielleicht nicht für alle Familien so.

Fuchs:

Und Du hast es schlecht getroffen.

Herr Lepic:

Du auch.

Fuchs:

Unsre Familie, das müssten die sein, nach freier Wahl, die, die wir lieb haben und die uns lieb haben.

Herr Lepic:

Das Schwere ist, sie zu finden . . . Trachte später einmal, dieses Glück zu haben. Sei der Freund Deiner Kinder. Ich gestehe, dass ich es nicht verstanden habe, der Deine zu sein.

Fuchs:

Ich bin Dir nicht böse, Papa.

Herr Lepic:

Du dürftest es sein.

Fuchs:

Wir haben einander so wenig gekannt.

Herr Lepic, wie um sich zu entschuldigen:

Es ist wahr, ich habe Dich fast nie gesehen. Zuerst hat Dich Deine Mutter gleich zu einer Kostfrau gegeben.

Fuchs:

Da hat sie mich wohl eine hübsche Zeit gelassen.

Herr Lepic:

Wie Du zurück warst, hat man Dich für ein paar Jahre Deinem Paten geliehen, weil er keine Kinder hatte,

Fuchs:

Ich weiss, — er umarmte mich in einem fort; er hat einen stechenden Bart.

Herr Lepic:

Er war vernarrt in Dich.

Fuchs:

Ein Pate ist doch kein Papa.

Herr Lepic:

Ah! siehst Du! Dann bist Du ins Institut gekommen, wo Du Dein Leben verbringst, — wie alle Kinder, — ausgenommen die zwei Ferienmonate, die Du zuhause bist. Siehst Du.

Fuchs:

Du hast mich nie so viel gesehen wie heute? . . .

Herr Lepic:

Es ist meine Schuld, freilich; auch die der Umstände, auch ein wenig die Deine, Du hieltest Dich abseits, verschlossen, scheu. Man spricht sich aus . . . —

Fuchs:

Man muss es imstande sein.

Herr Lepic:

Auch auf der Jagd redest Du nichts.

Fuchs:

Du auch nicht. Du gehst voraus, ich bin hinten, weit, um Dir den Schuss nicht zu stören, und Du gehst, Du gehst . . .

Herr Lepic:

Ja, ich habe an nichts Freude als an der Jagd.

Fuchs:

Und wenn Du glaubst, es ist leicht, sich mit Dir auszusprechen! Beim ersten Wort ziehst Du die Augenbrauen zusammen. — Oh! diese Augen! — und Du wirst spöttisch.

Herr Lepic:

Was willst Du! Ich hatte keine Ahnung von Deinen guten Regungen. Den verfluchten Prozess im Kopf, auf der Flucht vor diesem Heim da — Dich habe ich nicht bemerkt Ich habe Dich verkannt. Wir werden's einbringen. — Eine Cigarette?

Fuchs, nimmt die Cigarrette:

Später werde ich sie rauchen. — Gewinn' ich bei näherer Bekanntschaft?

Herr Lepic:

Sehr. — Zum Teufel, dass Du klug warst, wusste ich schon... aber, Herrgott, Du bist nicht dumm.

Fuchs:

Wenn meine Mutter mich lieb gehabt hätte, wäre vielleicht etwas aus mir geworden.

Herr Lepic:

Im Gegenteil. Aus den Muttersöhnchen wird nichts.

Fuchs:

So! . . . Und Du hieltest mich für klug, aber egoistisch, hässlich innen wie aussen.

Herr Lepic:

Vor allem Andern bist Du nicht hässlich.

Fuchs:

Sie hört nicht auf, es mir zu wiederholen . . .

Herr Lepic:

Sie übertreibt.

Fuchs:

Mein Zeichenlehrer sagt, dass ich schön bin.

Herr Lepic:

Er übertreibt auch.

Fuchs:

Freilich. Er stellt sich auf den malerischen Standpunkt. Es freut mich, dass Du mich nicht zu hässlich findest.

Herr Lepic:

Und wenn Du auch noch hässlicher wärst Wenn ein Mann die Gesundheit hat!

Fuchs:

Oh! es geht mir ganz gut Und moralisch, Papa, glaubst Du, dass ich ein Lügner bin, herzlos, trotzig, faul?

Herr Lepic:

Warte, warte . . . Dass Du lügst, nicht dass ich wüsste.

Fuchs:

Oh doch, manchmal, um ihr zu gehorchen.

Herr Lepic:

Dann zählt es nicht.

Fuchs:

Und glaubst Du, dass ich ein hartes, trockenes Herz habe?

Herr Lepic:

Das heisst nichts. Ich habe auch ein trockenes Herz. Man wirft uns vor, ein trockenes Herz zu haben, weil wir nicht weinerlich sind . . . Höchstens ein ganz kleiner Trotzkopf könntest Du sein.

Fuchs:

Nein, Papa, verzeih', ich trotze nie.

Herr Lepic:

Was machst Du denn immer in Deinen Ecken?

Fuchs:

Ich bin wütend, nicht, weil es mir Vergnügen macht, sondern weil ich mir nicht helfen kann. Ich bin wütend über eine ungerechte Mutter.

Herr Lepic:

Und ich, der ich mir einbilde, Du wärst mehr auf ihrer Seite!

Fuchs:

Das ist das Höchste!

Herr Lepic:

Es ist natürlich. Wenn Deine Mutter Dich fragte, und das war sie imstande: »Wen hast Du lieber, den Papa oder die Mama?«, antwortetest Du

Fuchs:

»Ich habe Euch Beide gleich lieb.«

Herr Lepic:

Deine Mutter gab nicht nach. »Fuchs, Du hast doch eine Vorliebe für den Einen oder den Andern«, und schliesslich sagtest Du: »Ja, ich habe eine kleine Vorliebe«

Fuchs:

Für Mama.

Herr Lepic:

Für Mama, nie für Papa. Du brachtest mich in Wut mit Deiner kleinen Vorliebe. Du hattest gut nicht wissen, was Du sagst . . .

Fuchs:

Oh! ich wusste es ganz gut . . . Ich sagte, was sie mich sagen machte: es war im Vorhinein verabredet zwischen ihr und mir.

Herr Lepic:

Das sieht ihr gleich!

Fuchs:

Und jetzt will sie, dass ich sagen soll: der Vater, statt: der Papa. Aber sei nur ruhig!

Herr Lepic, gerührt:

Mein guter Kleiner! . . . Wie hätte ich wissen sollen, dass Du voll guter Eigenschaften bist, vernünftig, zärtlich, lieb, dass Du so bist, wie Du bist, mein lieber kleiner Franz.

Fuchs, entzückt:

Franz! Du, Du nennst mich bei meinem wirklichen Namen.

Herr Lepic:

Es muss Dir weh gethan haben, dass ich Dir immer den andern gab?

Fuchs:

Oh! von Dir that es nicht weh. Der Ton macht Alles.

Verschämt:

Du hast mich lieb?

Herr Lepic:

Wie ein Kind . . . das man findet.

Er drückt Fuchs an sich, leicht, ohne ihn zu umarmen:

Fuchs, macht sich ein wenig los:

Wenn sie uns sehen würde!

Herr Lepic:

Ach! ich habe kein Glück gehabt. Ich habe mich über Deinen Charakter getäuscht, wie ich mich über den Deiner Mutter getäuscht hatte.

Fuchs:

Ja, aber umgekehrt.

Herr Lepic:

So gleicht sich's aus.

Fuchs:

Oh nein, Papa . . . Ich bedaure Dich von Herzen. Ich habe die Zukunft, mir eine neue Familie zu schaffen, mein Dasein von Neuem anzufangen, und Du, Du wirst das Deine beenden, Dein ganzes Alter wirst Du hier verbringen, neben einer Person, die sich nur darin gefällt, die Andern unglücklich zu machen.

Herr Lepic, ohne Bedauern:

Und sie ist auch nicht glücklich.

Fuchs:

Wie, sie ist nicht glücklich?

Herr Lepic:

Nun, so leicht geht das nicht.

Fuchs:

Sie ist nicht vergnügt, wenn sie mir ein Kopfstück geben kann?

Herr Lepic:

Ja, ja. — Aber sie hat eben an Dir nichts als dieses eine Vergnügen.

Fuchs:

Freilich, das ist Alles, was ich ihr bieten kann. Was will sie noch mehr?

Herr Lepic, ernst:

Deine Zuneigung.

Fuchs:

Meine Zuneigung! . . . Die Deine, da will ich nichts sagen . . .

Herr Lepic:

Oh! die meine! . . . Darauf hat sie verzichtet . . . : nur mehr die Deine.

Fuchs:

Meine Mutter vermisst meine Zuneigung! Jetzt verstehe ich nichts mehr vom Leben . . .

Herr Lepic:

Es wundert Dich, dass man darunter leidet, wenn man nicht imstande ist, sich lieben zu machen?

Fuchs:

Und Du glaubst, dass sie darunter leidet?

Herr Lepic:

Ich bin es sicher.

Fuchs:

Dass sie unglücklich ist?

Herr Lepic:

Sie ist es.

Fuchs:

Unglücklich, — wie Du?

Herr Lepic:

Im Grunde, Eines ist des Andern wert.

Fuchs:

Wie ich?

Herr Lepic:

Oh! so anmassend ist Niemand.

Fuchs:

Papa, Du verwirrst mich ganz. Das ist ein Gedanke, der mir nie in den Kopf gekommen ist.

Er setzt sich und verbirgt den Kopf in die Hände.

Herr Lepic, mühsam:

Da sitzen wir und jammern. Man müsste sie hören. Vielleicht findet sie auch, dass sie's schlecht getroffen hat. Wer weiss, mit einem Andern ? Da ich in ihr nicht fand, was ich wollte, war ich nachtragend, erbarmungslos, und meine Härten gegen sie hat sie Dir heimgezahlt. Gegen Dich hat sie alles Unrecht, aber gegen mich, hat sie's da auch? Es giebt Augenblicke, wo ich mich frage . . . — Und wenn ich mich auch bis morgen fragen wollte — wozu? Es ist zu spät, es ist vorbei und dann genug davon Gehen wir für eine Stunde auf die Jagd, es wird uns wohlthun.

Er hebt Fuchs den Kopf auf.

Warum weinst Du?

Fuchs, das Gesicht von Thränen überströmt:

Ueber Deinen Gedanken, dass die Mutter unglücklich ist, weil ich sie nicht lieb habe.

Herr Lepic, bitter:

Wenn Dich das so niederschlägt, so brauchst Du sie ja nur lieb zu haben.

Fuchs, sich aufrichtend:

Ich!

ZEHNTE SCENE / DIE VORIGEN, ANNETTE.

Annette, kommt gelaufen.

Herr Lepic:

Schon!

Annette:

Gnädiger Herr, darf die gnädige Frau nach Hause kommen?

Fuchs, wischt sich schnell die Augen.

Herr Lepic, wiederum ganz Herr Lepic:

Sie frägt mich um Erlaubnis?

Annette:

Nein, gnädiger Herr. Ich bin vorausgegangen, um zu sehen, ob der gnädige Herr noch zornig ist.

Herr Lepic:

Ich bin nie zornig. Sie kann nach Hause kommen, wann sie will.

Annette:

Sie ist in der Kirche gewesen.

Herr Lepic:

Beim Pfarrer.

Annette:

Nein, in der Kirche. Sie hat ein ganzes Weihbecken voll Thränen vergossen, sie hat einen grossen Kummer. — Oh! ja, gnädiger Herr . . . Da ist sie! . . .

Herr Lepic kehrt der Eingangsthür den Rücken; Frau Lepic erscheint, niedergeschlagen, mit gesenkten Augen.

Fuchs:

Mama! . . . Mama!

Frau Lepic bleibt stehen und sieht Fuchs an; sie scheint ihm zu sagen: sprich. Fuchs verliert sogleich den Schwung, murmelt: es geht nicht. Frau Lepic geht vorüber und tritt ins Haus. Annette geht auf die Strasse.

ELFTE SCENE / FUCHS, HERR LEPIC.

Herr Lepic:

Was wolltest Du von ihr?

Fuchs:

Ah! nichts! nichts!

Herr Lepic:

Sie macht Dir noch immer Angst?

Fuchs:

Ja. — Weniger! — Hast Du ihre Augen angesehen?

Herr Lepic:

Was war an denen Neues?

Fuchs:

Sie warfen keine Blitze wie gewöhnlich. Sie waren traurig, traurig! Du lässt Dich nicht mehr fangen, Du?

Schweigen des Herrn Lepic.

Armer Papa! . . . Arme Mama! — Nur Felix. Der fischt da drüben bei der Mühle ... ihm ist das Alles ganz gleich. Dass der mein Bruder ist! Ob ihm um mich leid sein wird?

Herr Lepic:

Du willst immer noch fort?

Fuchs:

Du rätst mir es nicht?

Herr Lepic:

Nach alledem, was wir gesagt haben.

Fuchs:

Oh! Papa, so schön haben wir geplaudert!

Herr Lepic:

Es ist sechzehn Jahre her, dass ich nicht so viel gesprochen habe, und ich kann Dir nicht versprechen, dass ich alle Tage Lust haben werde, so anzufangen.

Fuchs:

Papa, ich nehme es zurück. — Aber, wenn ich bleibe, wie soll ich mich da zu meiner Mutter stellen?

Herr Lepic:

Ganz einfach, so wie ich.

Fuchs:

Wie ein Mann.

Herr Lepic:

Du bist einer.

Fuchs:

Wenn sie mich frägt, wer mir befohlen hat, mich so zu ihr zu stellen, so werde ich sagen, dass Du es bist.

Herr Lepic:

Sag' das.

Fuchs:

Unter dieser Bedingung wird es vielleicht gehen.

Herr Lepic:

Du zögerst?

Fuchs:

Ich denke nach; es ist der Mühe wert.

Herr Lepic:

Du brauchst lange.

Fuchs:

Es wäre Dir öde allein, nicht wahr? Du könntest nicht mehr leben ohne mich?

Herr Lepic hütet sich zu antworten,

Also gut, mein alter Papa, so ist es entschieden, ich verlasse Dich nicht, ich bleibe.

Vorhang.


B

MAERCHEN/ VON MARCUS BEHMER.



S war einmal ein schöner und guter junger Königssohn.

Er lebte ferne von seiner Heimat, und sein Vater schickte ihm jeden Monat Geld, sehr viel Geld!

Aber der gute junge Königssohn reichte niemals mit dem Gelde, das er von seinem lieben Vater bekam, denn er war ein Königssohn.

Wenn so der 20. im Monat herankam, dann hatte der arme Königssohn nur noch sehr wenig; und am 21. hatte er nichts mehr; und am 22. garnichts.

Und das war sehr unangenehm für ihn, denn er war ein Königssohn.

Dann machte er die Thüre von seinem Schloss zu, steckte den Schlüssel in seine Tasche und ging in den Wald.

Hier suchte er Beeren, aber er fand nicht einmal soviel, dass er sich den Magen hätte verderben können und wurde keineswegs satt.

Wenn aber der Monat um war, und er wieder Geld bekam, dann lebte er auf's neue herrlich und in Freuden — bis er wieder nichts mehr hatte. —

Als er einmal an einem schönen, heissen Sommertage so recht hungrig unter einer grossen Eiche im Walde lag, kam aus den Büschen eine arme, alte Frau gerade auf ihn zu und bettelte ihn um ein paar Heller an.

Da sagte er ihr, dass er leider selber nichts hätte, und nun erzählte sie, wie arm sie sei und dass sie jeden Tag in den Wald gehe, um Beeren für sich und ihre sieben Kinder zu pflücken; aber wenn der Monat zu Ende gehe, so seien immer alle Beeren weg, und da müsse sie mit ihren sieben Kindern hungern.

Als der junge Königssohn das hörte, musste er heimlich lachen, obgleich er eigentlich selber recht hungrig war; und bat sie, sie möchte ihn doch am ersten Tage des nächsten Monats auf seinem Schloss am Walde besuchen. — Am ersten hatte er ein wundervolles Mahl bereiten lassen, und als

die arme Frau kam, wurde sie in einen prächtigen Saal geführt; da waren die Wände von grünem Damast, und Tisch und Stühle von lauter Gold, und die Fenster von Gold und gelbem Kristall: So prächtig war das Alles, dass die gute Frau fast Furcht bekam, und sich nicht gerade behaglich fühlte.

Wie sie so in Staunen versunken stand, gingen mit einem Male die Flügelthüren weit auf, und der schöne junge Königssohn trat herein und schüttelte ihr so freundlich die Hände, und fragte sie auch, wie es ihm gehe. Und da wurde sie doch ganz froh und vertraulich. Und als nun gar die Speisen kamen und die feinen, alten Weine, da konnte sie dem schönen Königssohn nicht genug sagen, wie gut er sei, und wie schön sein Schloss.

Aber wie immer noch mehr Gerichte kamen und Weine, viel süsser noch als Honig, — — — — da wurde sie still und immer stiller und dann rollte eine Thräne über ihr gutes Runzelgesicht.

Und als sie nun der junge Königssohn mit heiter-mitleidiger Miene fragte, was ihr denn fehle, brach sie in ein langes Schluchzen aus und sagte ihm, er sei ja so gut und so freundlich, und es habe ihr so schön geschmeckt, aber sie sei nur traurig, weil sie morgen doch wieder Beeren zu essen habe mit ihren sieben Kindern, und dass sie nicht auch mit von den schönen Sachen essen könnten, und hätten doch solchen Hunger! Da sah der junge Königssohn, dass eine arme Frau an seinem Tische sass, und nahm seinen Purpurmantel um die Schultern, und hielt ihn mit beiden Händen fest zu; dann sagte er ihr in verlegenem Ton, dass sie sich mitnehmen dürfe, was sie wolle.

Sie habe schon ihren Korb mitgebracht, sagte sie freudestrahlend, und war so glücklich, dass sie seine Hände küssen wollte.

Er aber wandte ihr den Rücken, ging würdig hinaus, und machte die Thür hinter sich hastig zu — denn er war ein Königssohn.

PROLOG ZUM ERDGEIST/ TRAGOEDIE IN VIER AKTEN VON FRANK WEDEKIND/

GESPROCHEN GELEGENTLICH DER ZEHNTEN AUFFUEHRUNG DES „ERDGEIST“ DURCH DAS IBSEN-THEATER (DIR.: DR. CARL HEINE) IM KRYSTALLPALAST IN LEIPZIG. 24. JUNI 1898.

Der Autor tritt, nachdem der aufgezogene Vorhang einen Zelteingang hat sichtbar werden lassen, im Kostüm eines Tierbändigers, zinnoberroter Frack, weisse Kravatte, lange schwarze Locken, weisse Beinkleider und Stulpstiefel, in der Linken eine Hetzpeitsche, in der Rechten einen geladenen Revolver unter Zimbelklängen und Paukenschlägen aus dem Zelt:

HEREINSPAZIERT in die Menagerie,
Ihr stolzen Herrn, ihr lebenslustgen Frauen,
Mit heisser Wollust und mit kaltem Grauen
Die unbeseelte Kreatur zu schauen,
Gebändigt durch das menschliche Genie.
Hereinspaziert, die Vorstellung beginnt!
Auf zwei Personen kommt umsonst ein Kind.

Hier kämpfen Mensch und Tier im engen Gitter,
Wo dieser höhnend seine Peitsche schwingt
Und jenes, mit Gebrüll wie Ungewitter,
Dem Menschen mörderisch an die Kehle springt;
Wo bald der Kluge, bald der Starke siegt,
Bald Mensch, bald Tier geduckt am Estrich liegt;
Das Tier bäumt sich, der Mensch auf allen Vieren –
Ein eisig kalter Herrscherblick!
Die Bestie beugt entartet das Genick
Und lässt sich fromm die Ferse drauf postieren.

Schlecht sind die Zeiten! — All die Herrn und Damen,
Die einst vor meinem Käfig sich geschart,
Beehren Possen, Ibsen, Opern, Dramen

Mit ihrer hochgeschätzten Gegenwart.
An Futter fehlt es meinen Pensionären,
So dass sie gegenseitig sich verzehren.
Wie gut hat's am Theater ein Acteur!
Des Fleischs auf seinen Rippen ist er sicher,
Sei auch der Hunger ein ganz fürchterlicher
Und des Direktors Magen noch so leer.
Doch will man Grosses in der Kunst erreichen,
Darf man Verdienst nicht mit dem Lohn vergleichen.

Was seht ihr in den Lust- und Trauerspielen?! —
Haustiere, die so wohlgesittet fühlen,
An blasser Pflanzenkost ihr Mütchen kühlen
Und schwelgen in behaglichem Geplärr,
Wie diese Andern, unten im Parterre:
Der eine Held kann keinen Schnaps vertragen,
Der andre zweifelt ob er richtig liebt,
Den dritten hört ihr an der Welt verzagen,
Fünf Akte lang hört ihr ihn sich beklagen,
Und Niemand, der den Gnadenstoss ihm giebt. —
Das wahre Tier, das schöne, wilde Tier,
Das, meine Damen, sehn Sie nur bei mir!

Sie sehen den Tiger, der gewohnheitsmässig,
Was in den Sprung ihm läuft, hinunterschlingt;
Den Bären, der, von Anbeginn gefrässig,
Beim späten Nachtmahl tot zu Boden sinkt;
Sie sehn den kleinen amüsanten Affen
Aus Langeweile seine Kraft verpaffen;
Er hat Talent, doch fehlt ihm jede Grösse,
Drum koketiert er frech mit seiner Blösse;
Sie sehn in meinem Zelte, meiner Seel',
Sogar gleich hinterm Vorhang ein Kameel! —

Und sanft schmiegt das Getier sich mir zu Füssen,
Wenn —

Er schiesst in's Publikum:

— donnernd mein Revolver knallt.
Es bebt die Kreatur, ich bleibe kalt.
Der Mensch bleibt kalt! — Sie ehrfurchtsvoll zu grüssen.

Hereinspaziert! — Sie traun sich nicht herein? —
Wolan, Sie mögen selber Richter sein!
Sie sehn auch das Gewürm aus allen Zonen:
Chamäleone, Schlangen, Krokodile,
Drachen und Molche, die in Klüften wohnen —
Gewiss, ich weiss, Sie lächeln in der Stille
Und glauben mir nicht eine Silbe mehr —

in das Zelt rufend:

He, August! Bring mir unsre Schlange her!

Der schmerbäuchige Theatermeister trägt Fräulein Taliansky, die Darstellerin der Lulu, in ihrem Pierrotkostüm aus dem Zelt und setzt sie vor dem Tierbändiger nieder.

Sie ward geschaffen, Unheil anzustiften,
Zu locken, zu verführen, zu vergiften —
Zu morden, ohne dass es Einer spürt.

Lulu am Kinn krauend:

Mein holdes Tier, thu doch nicht so geziert!

Zum Publikum:

Es ist jetzt nichts besondres dran zu sehen,
Doch warten Sie, was später wird geschehen:
Mit starkem Druck umringelt sie den Tiger,
Er heult und stöhnt — Wer bleibt am Ende Sieger? — —
Hopp, August! Marsch! Trag sie an ihren Platz,
Die süsse Unschuld — meinen grössten Schatz!

Und nun bleibt noch das beste zu erwähnen:
Mein Schädel zwischen eines Raubtiers Zähnen.
Hereinspaziert! Das Schauspiel ist nicht neu,
Doch seine Freude hat man stets dabei.
Ich wag es, ihm den Rachen aufzureissen,
Und dieses Raubtier wagt nicht zuzubeissen,
So schön es ist, so wild und buntgefleckt,
Vor meinem Schädel hat das Tier Respekt!
Getrost leg ich mein Haupt ihm in den Rachen,
Ein Witz — und meine beiden Schläfen krachen,
Dabei verzicht' ich auf des Auges Blitz;
Mein Leben setz ich gegen einen Witz,
Die Peitsche werf ich fort und diese Waffen
Und geb mich harmlos, wie mich Gott geschaffen. —
Wisst ihr den Namen, den dies Raubtier führt? — —
Verehrtes Publikum — — Hereinspaziert!!

Der Tierbändiger tritt unter Zimbel- und Paukenklängen in das Zelt zurück.

ZWEI JAPANISCHE HOLZSCHNITTE.





ANMERKUNGEN.

(Reinigt Herkules beflissen)

.

R. A. S.

Leibl-Böcklin.

DIE gebildete Nachwelt wird an Leibl schon das hervorheben, dass verschwindend wenig von ihm in die Litteratur des Landes und der Zeit übergegangen ist. Es giebt kein einziges Gedicht nach Leibl, nicht mal ein Stimmungsbild in poetischer Prosa. Die Muse der Tintenästhetik ist eine spröde Dame. Leibl war zu wenig litterarisch. In den letzten Jahrzehnten hat man wahrgenommen, dass er ein ganz eigenartiger Kopf war. Und dann, was der alte Böcklin von ihm erzählte; die blödsinnige Kraft. Er soll einmal einen Balkon mit einem halbdutzend Menschen eigenhändig heruntergerissen haben.

Thatsächlich konnte er auch malen, ja man kann von ihm sagen, dass er im neunzehnten Jahrhundert der beste deutsche Maler gewesen ist, und wenn Süddeutschland preussisch wäre, hätte er es vermutlich wie Menzel zu etwas Besserem gebracht.

Er war nichts weniger als Preusse, aber entschieden norddeutsch, und das war das Ungeschickte an ihm. Man sah hinter der defreggerhaften Allüre seiner Bilder trotz alledem eine ganz und gar ungemütliche Note, die nur zu weit von Defregger entfernt war. Er hätte in Hamburg wohnen müssen, statt in Bayern auf dem Lande, wo es keine Kunsthallen giebt. Vermutlich hätte er auch in Posemuckel leben können, ohne populär zu werden. Er kam von der Hochschule, die Franzosen waren seine Lehrer, und er darf es sich mit Stolz anrechnen, er ist der einzige Deutsche, der dabei deutsch geblieben ist. Es wurde ihm dadurch erleichtert, dass damals die Strömung in Frankreich, wie einst mehrere Jahrhunderte früher auch einmal, sich in denkbar grösster Annäherung an Deutschland befand. Der französische Realismus Millet-Courbet hat auf den ersten Blick etwas verblüffend Germanisches, wenn man vom Mittel absieht, und selbst das Mittel bei Millet als Maler ist in seiner Unbeholfenheit eher deutsch als

französisch. Jedenfalls war es nichts weniger als das Französische, was Leibl an Courbet reizte, er schöpfte aus ihm nur moralische Anregung, Courage, holte sich selbst dabei heraus und festigte sich mit jeder neuen Bewegung. Nicht so frech, nicht so selbstherrlich wie Courbet, aber mindestens ebenso sicher. Tief in ihm, so tief, dass nichts ihm nahen konnte, steckte das Erbe Holbeins.

Eine andere Leiblgeschichte Böcklins ist die, als er Courbet und Leibl in der Kneipe in München beisammen fand. Sie sassen sich gegenüber, starrten sich an, redeten kein Wort und tranken nachdenklich und entschieden. Nur zuweilen gab Leibl das einzige Wort, das er in französischer Sprache beherrschte, begeistert von sich: La Nature!

Courbet nickte dann ernsthaft, worauf beide wieder tranken. Ihr Durst grenzte an das Fabelhafte.

Das Pikante an der tiefen Geschichte ist, dass sie von Böcklin erzählt wurde. Ein ganz klein wenig Spott war wohl dabei. Vermutlich wusste auch Leibl von Böcklin einige Geschichten, an denen ein ganz klein wenig Spott war.

Prachtvolle Menschen, die sich in solcher Lage wie diese beiden mit nur ein wenig Spott behelfen. Ist die Zeit stark oder schwach, in der auf derselben Scholle zwei Extreme von dieser Güte zu leben vermögen? Ist es Schlaffheit, dass ihr Wille sich so nachdrücklich widerspricht. Oder ist das alles nur der Reichtum einer tieferen Einheit?

Jedenfalls ist die Fülle beunruhigend; man vermisst das deutliche Zeichen ihres Ursprungs. Wenn diese beiden grossen Leute wirklich deutsch sind, was ist dann das Deutsche? Welcher Art ist die Kultur, die so verschiedene Gesichter hervorbringt? — Ist es überhaupt noch Kultur?

Die Ueberlebenden haben den Eindruck, als hätte unser liebes Vaterland ästhetisch die Rolle gespielt, wie politisch in dem dreissigjährigen Krieg. Fremde Elemente haben sich bei uns bekämpft mit wechselvollen Geschicken, Italiener und Vlamen, die uralten Kontraste, Franzosen und Engländer und Belgier. Das Deutschtum hat dabei vielleicht gewonnen. Aber die deutsche Kultur? Wer Manet liebt, findet leicht den Weg zu

Puvis, so entfernt auch die beiden von einander liegen; hier sprechen sich verschiedene Temperamente aus, nicht verschiedene Kulturen. Aber Manet und Böcklin gleichzeitig zu lieben, dazu gehört das weite Herz des Berliner Bildungsphilisters; es macht auf mich immer den Eindruck kranker Gefrässigkeit. Zu Böcklin wird immer der echte deutsche Dichter entbrennen, ehrlich und blödsinnig. Der findet in nachdenklichen Stunden Manet »technisch«, was schon einen bedenklichen Grad von Verachtung bei ihm ausdrückt, — von Leibl gar nicht zu reden.

Es wird noch lange eine echte und grosse Trauer in deutschen Landen sein in den Herzen dieser warmherzigen Dichter, von denen so mancher die Woche über hinter dem Hauptbuch sitzt. Wenige, blutwenige werden an Leibl zurückdenken. In London, Paris, in Amerika und Berlin wird der glückliche Grosshändler, der einen von den paar Leibls besitzt, nochmal 50 % draufschlagen — Raritäten, Raritäten! das ist das Melancholische. Wozu hat Leibl gelebt? für das Halbdutzend kühler feiner Kerle und für die sogenannte Unsterblichkeit. Böcklin ist besser dran. Aus den Ochsen, die mit gespitzten Hörnern seine schillernde Leinwand bedrohten, sind wollüstig wedelnde Lämmer geworden. Ich muss immer an seine Susanne im Bade denken; wie die triefende Hand des einen der alten Herren, der dem fetten Badematz, ohne ihn zu berühren, über den Rücken streicht — so erscheint mir ein nicht geringer Teil der bekehrten Böcklinverehrung: hingeschmolzen.

Nun, das wird vergehen, wie der Schnee schmilzt. Wie lange er Schule behält, das ist die Frage. Man muss den Mut haben, von ihr dasselbe zu wünschen. Denn es ist bedenklich, dass man in einer Zeit, die so eminent tüchtig ist, wie in Leibl, so fabelhaft modern im Geschmack, wie in den neueren Franzosen, so sehr Grazie und Distinktion, wie in Whistler, sich so plumper Malmittel bedient, wie Böcklin. — In der Berliner Nationalgalerie sind die zwei deutschen Seelen in denkbar krassesten Kontrasten an den Wänden befestigt. Freilich ist der Leibl, »die beiden Bäuerinnen«, eins der besten und Böcklins »Trauer am Grabe« mit der roten Draperie eines der schlechtesten, ja dieses Rot ist himmelschreiend scheusslich

und steht allein. Aber es giebt in Berlin bessere, in München noch mehr — es giebt Böcklins, die bleiben werden, so lange eine Scholle Erde deutsch genannt wird — in keinem steckt so viel Malerei wie in den Strümpfen der Dachauerinnen. Man ist nicht so Idiot, nicht bei Böcklin die masslos grossartige Natur zu sehen, die riesige Seele. Hätte er das nicht gehabt, wäre seine Phantasie nicht so fauststark gewesen, so würde ihn nichts vor der Zukunft retten. Er sprach sich aus und hatte was zu sagen.

Aber wir Deutschen haben alle so klotzig viel Seele und Phantasie — woran es fehlt, sind solche Strümpfe. . .

Vieles in unserer Litteratur wird dadurch erklärt, vieles Geschmacklose in unserem Dehmel, manche Inkonsequenz in Bierbaum, manches Einseitige in den entgegengesetzten Temperamenten, zumal in den Jüngsten. Gerade an deren Opposition merkt man es. Der Nachwuchs hielt sich so sehr zwischen zwei Extremen, dass er vor lauter principieller Abneigung gegen jedes Extrem zu etwas ganz anderen greift, in der Poesie wie der bildenden Kunst zum Archaismus. Die Angst vor der Brunst dieses Deutschtums treibt sie zum Klassizismus. Dieser Anstand ist verehrungswürdig. Wenn er nur nicht auch wieder nur Reaktion bleibt! — Wohl, auch das ist Bewegung, es kommt bei allem etwas heraus. Scheerbart würde dazu eine brilliante Parallele in komplicierten Gestirnszuckungen finden. Bei allem Hin und Her geht die Kultur doch vorwärts. Nur — welche Umwege!

Böcklin ist der deutschen Kultur eine bedenkliche Klippe. Käme es bei seiner Schätzung lediglich auf seinen ästhetischen Nutzen an, so würde er kaum zählen. Denn vermutlich hätte die romantische Seele des Deutschen auch ohne ihn den Naturalismus besiegt. Dass es mit seiner Hilfe so schnell ging, ist ein zweifelhaftes Prestige. Es hätte nicht geschadet, wenn man sich erst ein wenig bei den bewussten Strümpfen aufgehalten hätte, bevor man lernte dekorative Malerei zu phantasieren und schliesslich in diesem Geiste anfing, Tapeten, Verglasungen und Möbel zu machen. — Das bisschen Gute, was die angewandte Moderne bisher in Deutschland fertig gebracht hat, ist von Böcklin unberührt.

Uebrigens wir können uns trösten; die Franzosen haben bis heute von ihren Leuten noch nichts besseres gehabt. Was die französischen Künstler der Dekoration von den Impressionisten gehabt haben, trägt die Katze auf dem Schwanz weg. Grasset und Konsorten hätten sich auch an Böcklin vollsaugen können. Bei ihnen ist des Rätsels Wunder wesentlich deprimierender als bei uns, die wir nichts besseres vor Augen haben. Gäbe es in Frankreich nicht eine Kultur jenseits von Kunst und Litteratur, stünde es um die Franzosen der Zukunft schlimm.

Aber die giebt es eben. Meier-Graefe.

DIE INSEL. II. JAHRGANG. 2. QUARTAL NR. 6. MAERZ 1901.
FUER DEN INHALT VERANTWORTLICH: A. W. HEYMEL,
MUENCHEN.

BEZUGS-BEDINGUNGEN

Abonnement vierteljährlich 6 Mark, halbjährlich 12 Mark, jährlich 24 Mark inkl. fester Einbanddecken mit Vorsatzpapier für jedes Quartal.

Einzelpreis der Monatsnummer: 2 Mark.
Einzelpreis des Quartalbandes: 8 Mark.

Auf starkes Inselpapier (Wasserzeichen Schiff) werden 50 Stück gedruckt. Von dieser Ausgabe kostet das Heft 3 Mark, das Abonnement vierteljährlich 9 Mark, halbjährlich 18 Mark, jährlich 36 Mark.

Vom ersten Jahrgang werden einzelne Hefte nicht mehr abgegeben, doch sind noch komplette Exemplare vorhanden, die bis auf weiteres noch zu dem ursprünglichen Preise (jeder Quartalsband 12 Mark, alle vier zusammen 36 Mark) abgegeben werden. Bei gleichzeitiger Erwerbung des ganzen (gebundenen) ersten Jahrganges der Monatsschrift und des (nur im ersten Jahrgange erschienenen) Mappenwerkes tritt wie bisher eine Ermässigung des Gesamtpreises auf 75 Mark (statt 90 Mark) für beide Publikationen ein. Für sich allein kostet das Mappenwerk nach wie vor 50 Mark.

Die Redaktion der Insel befindet sich in München Leopoldstrasse 4.

Unverlangt eingeschickte Beiträge werden nicht zurückgeschickt. Redaktionelle Gegenäusserungen erfolgen nur im Falle der Annahme.

DIE INSEL

Herausgegeben von Otto Julius Bierbaum / Alfred Walter Heymel / Rudolf Alexander Schröder.
Zweiter Jahrgang / Drittes Quartal / April bis Juni 1901 / Gedruckt in der Offizin W. Drugulin in Leipzig/Erschienen im Verlage der Insel bei Schuster & Loeffler Berlin S. W. 46.

INHALTS-VERZEICHNIS

Novellen, Erzählungen, Skizzen.

Ernst, Paul, Wie Kaiser Karl der Grosse eine tote Jungfrau liebte, von Messer Sebastiano Erizzo, venetianischem Edelmann, aus dem Italienischen des XVI. Jahrhunderts 63

Heymel, Alfred Walter, „Spiegel", aus dem Buche zu Hause 267

Königsbrun-Schaup, Die Trimurti und die neun Seelen 135

Wedekind, Frank, Mine-Haha 27, 93, 234

Gedichte.

Bodman, Emanuel von, Gedichte 223

Dauthendey, Maximilian, Aus dem Buche: Herzlied 259

Dehmel, Richard, Zwei Menschen. Roman in Romanzen . . 69, 175, 279

Falke, Gustav, Drei Gedichte 221

Liliencron, Detlev, Freiherr von, Frühlingsfahrt. Der zwanzigste Poggfred-Cantus 41

Schloss, Karl, Gedichte 225

Schröder, Rudolf Alexander, An Belinde. Gedichte 117

Verhaeren, Emile, Die Ebene. Getreu übersetzt von E. R. Weiss . . . 145

Walser, Robert, Drei Lieder 112

Weigand, Wilhelm, Gedichte 16

Die Insel

Herausgegeben von

Otto Julius Bierbaum ✻ Alfred Walter Heymel und Rudolf Alexander Schroeder

Zweiter Jahrgang. Siebentes Heft April 1901

Preis 2 Mark

Erschienen im Insel-Verlage
bei Schuster & Loeffler in Berlin und Leipzig

PRINTED IN GERMANY

DIE INSEL/ MONATSSCHRIFT MIT BUCHSCHMUCK UND ILLUSTRATIONEN/ HERAUSGEGEBEN VON O. J. BIERBAUM, A. W. HEYMEL UND R. A. SCHROEDER

II. Jahrgang. 3. Quartal, No. 7. April 1901.

INHALTS-VERZEICHNIS

Genueser Gedankengänge. Buchpläne und Aphorismen (Ende Winter 1881) von Friedrich Nietzsche 3

Gedichte von Wilhelm Weigand 16

De Feure, Blumen des Bösen 23

Mine-Haha von Frank Wedekind 27

Federzeichnung von Felix Vallotton 37

Zwanzigster Poggfred-Cantus, Frühlingsfahrt, von Detlev von Liliencron 41

Netzätzung nach einem kolorierten Holzschnitte unbekannter Herkunft aus der k. k. Hofbibliothek in Wien 60

Wie Kaiser Karl der Grosse eine tote Jungfrau liebte, von Messer Sebastiano Erizzo, venetianischem Edelmann, aus dem Italienischen des XVI. Jahrhunderts von Paul Ernst 63

Zwei Menschen. Roman in Romanzen von Richard Dehmel. Sechstes Stück 69

Suzuki Harunobu, Holzschnitt aus dem XVIII. Jahrhundert . . 82

Anmerkungen 85

HARVARD COLLEGE
JAN 28 1937
LIBRARY

DIE INSEL. Nr. 7.
APRIL. 1901.

GENUESER GEDANKENGAENGE/ BUCH-PLAENE UND APHORISMEN (ENDE WINTER 1881)/ VON FRIEDRICH NIETZSCHE.*

PASSIO NOVA ODER VON DER LEIDENSCHAFT DER REDLICHKEIT.

(Titel eines unausgeführten Buches.)

»PLAN.

1. Kap. Wir glauben, es sei der Gegensatz einer Leidenschaft: aber es thut wohl, und deshalb beginnen wir den Kampf gegen die Leidenschaft zu Gunsten der Vernunft und Gerechtigkeit. Wir Arglosen!

2. Kap. Wir entdecken plötzlich, dass es alle Merkmale der Leidenschaft selber trägt. Wir leiden bei dieser Erkenntnis, wir trachten nach dem

* Im Herbst 1880, als mein Bruder sich auf lange Zeit nach Italien begab und ich in Deutschland zurückblieb, klagte ich ihm, wie sehr ich seine Unterhaltung entbehren würde. Er versprach mir darauf, Aufzeichnungen von den Gedanken, wie sie ihm durch den Kopf gingen, zu machen, damit ich an seinen Gedankengängen noch Anteil nehmen könnte. Zwei kleine Hefte mit den im Format dazu passenden Briefumschlägen legte ich ihm zu diesem Zweck in seine Brieftasche, die sonst noch Legitimationspapiere enthielt. Die Hefte waren später nicht mehr zu finden und mein Bruder glaubte eigentlich, er habe sie an mich abgesandt; sie waren aber mit der Brieftasche in einem alten Rock stecken geblieben, den er seiner Wirtin mit anderen Sachen zur Aufbewahrung gegeben hatte. Da mein Bruder aber niemals wieder danach gefragt hatte, so blieb der Rock bei der Wirtin in Verwahrung. Nur durch Zufall entdeckte ein junger Gelehrter 1898, dem die ehemalige Wirtin von meinem Bruder erzählt hatte, den Inhalt der Brieftasche. Da bei den aufgezeichneten Gedanken Persönliches und Unpersönliches neben einander stand — zumeist ohne sich gegenseitig zu ergänzen — so habe ich die Aphorismen nach diesen beiden Gesichtspunkten getrennt und geordnet und noch einige Aphorismen aus einem andern Notizbuch zum besseren Verständnis eingefügt. E. FOERSTER-NIETZSCHE.

ungetrübten, morgenstillen Lichte des Weisen. Aber wir erraten: auch dieses Licht ist leidenschaftliche Bewegung, aber sublimiert, für Grobe unerkennbar.

3. Kap. Wir suchen uns der Knechtschaft zu entziehen, wir beugen uns anderen Leidenschaften (Kunst). Wir suchen sie durch Zerlegung zu töten, durch Ableitung ihres Ursprungs. Wir entdecken dabei, wie überhaupt Leidenschaften entstehen, wie sie veredelt werden und wirken.

4. Kap. Die Rückwirkung von aussen beginnt: alles, was wir selber dagegen eingewendet haben, um uns los zu machen, alle unsere Irrtümer kehren von aussen her auf uns los, als Zerfall mit Freunden u. s. w. Es ist eine neue und unbekannte Leidenschaft. Ihre düstere Seligkeit! sie lässt uns tragen! sie wirkt Einsamkeit, sie enthüllt uns die Denker.«

»ZUM PLAN.

Wodurch ist das Bedürfnis nach einem festen Halt so gross geworden? Weil wir angelehrt worden sind, uns zu misstrauen: das heisst weil wir keine Leidenschaft mehr haben dürfen, ohne schlechtes Gewissen! Durch diese Verlästerung unseres Wesens ist der Trieb nach Gewissheit ausser uns so gross geworden. 1. religiöser Weg, 2. wissenschaftlicher Weg, 3. Hingebung an Geld, Fürsten, Parteien, christliche Sekten u. s. w.: welche wir fanatisch nehmen müssen, also falsch verstehen müssen, damit sie uns das Begehrte leisten. Die Juden hatten diese Verachtung von sich und vom Menschen überhaupt.

Ziel: 1. Die noch so sehr sicher gestellte Welt ist zuletzt einer individuellen Messung unterworfen: so lange wir forschen, können wir das Individuum oft ausschliessen; zu dem, was wir zuletzt finden, giebt es immer eine subjektive Stellung! 2. wir müssen stolz genug von uns denken, um eine subjektive Stellung nur zu wirklichen Dingen einzunehmen, nicht zu Schemen! und lieber den Zweifel und die Meerfahrt ertragen, als zu schnell Gewissheit wollen! 3. Die Ehre der eigenen Seele wieder herstellen!«

APHORISMEN.

1.

Der Trieb der Erkenntnis ist noch jung und roh und folglich, gegen die älteren und reicher entwickelten Triebe gehalten, hässlich und beleidigend: alle sind es einmal gewesen! Aber ich will ihn als Passion behandeln und als etwas, womit die einzelne Seele bei Seite gehen kann, um hülfreich und versöhnlich auf die Welt zurückzublicken: einstweilen thut Welt-Entsagung wieder not, aber keine asketische!

2.

Ja, wir gehen an dieser Leidenschaft zu Grunde! Aber es ist kein Argument gegen sie. Sonst wäre ja der Tod ein Argument gegen das Leben des Individuums. Wir müssen zu Grunde gehen, als Mensch wie als Menschheit! Das Christentum zeigte die eine Art, durch Aussterben und Verzicht auf alle rohen Triebe. Wir kommen durch Verzicht auf das Handeln, das Hassen, das Lieben ebendahin, auf dem Wege der Leidenschaft der Erkenntnis. Friedliche Zuschauer — bis nichts mehr zu sehen ist! Verachtet uns deshalb, ihr Handelnden! Wir werden eure Verachtung anschauen —: los von uns, von der Menschheit, von der Dingheit, vom Werden —

3.

Ich meinte, das Wissen töte die Kraft, den Instinkt, es lasse kein Handeln aus sich wachsen. Wahr ist nur, dass einem neuen Wissen zunächst kein eingeübter Mechanismus zu Gebote steht, noch weniger eine angenehme leidenschaftliche Gewöhnung! Aber alles das kann wachsen! ob es gleich heisst auf Bäume warten, die eine spätere Generation abpflücken wird — nicht wir! Das ist die Resignation des Wissenden! Er ist ärmer und kraftloser geworden, ungeschickter zum Handeln, gleichsam seiner Glieder beraubt — er ist ein Seher und blind und taub geworden!

4.

Ich will es dahin bringen, dass es der heroischen Stimmung bedarf, sich der Wissenschaft zu ergeben.

5.

Sobald ihr den christlichen Glauben oder eine Metaphysik zu Hülfe nehmt, dort, wo eine Wissenschaft aufhört, so nehmt ihr euch die Kraft des Heroismus: und eure Wissenschaftlichkeit ist tief erniedrigt! Ihr höchster Accent steht nicht mehr euch zu! Ihr seid kalt und nicht mehr bewegt, ihr opfert nichts! Daher der abscheuliche Anblick des »Gelehrten« — er war ohne Grossartigkeit der letzten Absichten, er ging nicht an's Ende, sondern knickte dort um und warf sich der Kirche oder dem Regiment oder der öffentlichen Meinung in die Hände, oder der Dichtkunst und Musik. Er bedarf jener Entsagung. —

6.

Das Unpersönlich-nehmen des Denkens ist überschätzt! Ja es ist bei den stärksten Naturen das Gegenteil wahr! So aber hat man eine Brücke zur Moral gemacht!!

7.

Plato hat den Erkenntnistrieb als idealisierten aphrodisischen Trieb geschildert: immer dem Schönen nach! Das höchste Schöne offenbart sich dem Denker! Dies ist doch ein psychologisches Faktum: er muss beim Anblick und Denken seiner Allgemeinheiten einen sinnlichen Genuss gehabt haben, der ihn an den aphrodisischen erinnerte.

8.

Der Anblick der Welt wird erst erträglich, wenn wir sie durch den sanften Rauch des Feuers angenehmer Leidenschaften hindurch sehen, bald verborgen als einen Gegenstand des Erratens, bald verkleinert und verkürzt, bald undeutlich, aber immer veredelt. Ohne unsere Leidenschaften ist die Welt Zahl und Linie und Gesetz und Unsinn, in alledem das widerlichste und anmasslichste Paradoxum.

9.

»Wir kommen nie zum Kern der Dinge«: ich sage, wir kommen nie zum letzten Zipfel unserer Leidenschaften und sehen höchstens vermittelst der einen über die andere hinaus.

10.

Meine Brüder! Verbergen wir es uns nicht! Die Wissenschaft oder, ehrlicher geredet, die Leidenschaft der Erkenntnis ist da, eine ungeheuere, neue, wachende Gewalt, dergleichen noch nie gesehen worden ist, mit Adlerschwung, Eulenaugen und den Füssen des Lindwurms — ja sie ist schon jetzt so stark, dass sie sich selber als Problem fasst und fragt: »wie bin ich nur möglich unter Menschen! Wie ist der Mensch fürderhin möglich mit mir!«

PERSOENLICHE BEMERKUNGEN.

11.

Im Ganzen habe ich, wie blind im Wasser schwimmend, mich der Reihe nach der mir nötigen Nahrung genähert: Schärfung des Intellekts, nachher Aufschwung und Aufopferung des Selbst, nachher Gerechtigkeit und Selbständigkeit, nachher umsichtige Milde gegen alles Selbständige u. s. w. Nicht mein Urteil: sondern das Uebermass trieb mich immer wieder davon und der neue Geschmack that mir wohl. Der Schmerz lehrte mich, die verstreute Freude in dem Dasein zu würdigen, die Partei lehrte mich die Einsamkeit, der Gelehrte in mir trieb mich, den Künstler zu verstehen u. s. w.

12.

Als ich Schopenhauer gleich meinem Erzieher feierte, hatte ich vergessen, dass bereits seit langem keines seiner Dogmen meinem Misstrauen Stand gehalten hatte; es kümmerte mich aber nicht, wie oft ich »schlecht bewiesen« oder »unbeweisbar« oder »übertrieben« unter seine Sätze geschrieben hatte, weil ich des mächtigen Eindrucks dankbar genoss, den Schopenhauer selber, frei und kühn vor die Dinge, gegen die Dinge hingestellt, auf mich seit einem Jahrzehnt geübt hatte. Als ich später Richard Wagner meine Verehrung bei einem festlichen Anlass darbrachte, hatte ich wiederum vergessen, dass seine ganze Musik für mich auf einige hundert Takte, hierher und dorther entnommen, zusammengeschrumpft war, welche mir am Herzen lagen und denen ich am Herzen lag — es

wird wohl noch jetzt der Fall sein —, und nicht weniger hatte ich vergessen über dem Bilde dieses Lebens — dieses mächtigen, in eigenem Strome und gleichsam den Berg hinanströmenden Lebens — zu sagen, was ich von Richard Wagner in Ansehung der Wahrheit hielt. Wer möchte nicht gern anderer Meinung als Schopenhauer sein, habe ich immer gedacht — im Ganzen und Grossen: und wer könnte einer Meinung mit Richard Wagner sein, im Ganzen und im Kleinen!

13.

Ich habe den Mann geliebt, wie er wie auf einer Insel lebte, sich vor der Welt ohne Hass verschloss: so verstand ich es! Wie fern ist er mir geworden, so wie er jetzt in der Strömung nationaler Gier und nationaler Gehässigkeit schwimmend, dem Bedürfnis dieser jetzigen, durch Politik und Geldgier verdummten Völker nach Religion entgegenkommen möchte! Ich meinte ehemals, er habe nichts mit den Jetzigen zu thun, — ich war wohl ein Narr!

14.

Ich habe die Menschen durchsucht und mein Ideal nicht unter ihnen gefunden.

15.

Ich bin nicht im Stande, irgend eine Grösse anzuerkennen, welche nicht mit Redlichkeit gegen sich verbunden ist: die Schauspielerei gegen sich flösst mir Ekel ein: entdecke ich so etwas, so gelten mir alle Leistungen nichts; ich weiss, sie haben überall und im tiefsten Grunde diese Schauspielerei. — Dagegen ist die Schauspielerei nach aussen (z. B. Napoleons) mir begreiflich; wahrscheinlich ist sie vielen Leuten nötig. — Dies ist eine Beschränktheit.

16.

Bist du denn ruhmbegierig? Ich habe es nie geglaubt. Aber das fällt mir auf, dass ich es unerträglich finde, nicht mit dem beschäftigt und verwachsen zu sein, was mir das Wichtigste auf der Welt scheint. — Als ich dies von der Kunst nicht mehr glaubte, trat ich sehr abgekühlt bei Seite,

mit einer Art von Hass — sie schien mir eine Betrügerin, die mich dem Wichtigsten entziehen wollte.

17.

Zuerst hat man in seiner intellektuellen Leidenschaft den guten Glauben: aber wenn die bessere Einsicht sich regt, tritt der Trotz auf, wir wollen nicht nachgeben. Der Stolz sagt, dass wir genug Geist haben, um auch unsere Sache zu führen. Der Hochmut verachtet die Einwendungen, wie einen niedrigen, trockenherzigen Standpunkt. Die Lüsternheit zählt sich die Freuden im Geniessen noch auf und bezweifelt sehr, dass die bessere Einsicht so etwas leisten kann. Das Mitleid mit dem Abgott und seinem schweren Loose kommt hinzu; es verbietet, seine Unvollkommenheiten so genau anzusehen: dasselbe und noch mehr thut die Dankbarkeit. Am meisten die vertrauliche Nähe, die Treue in der Luft des Gefeierten, die Gemeinsamkeit von Glück und Gefahr. Ach, und sein Vertrauen auf uns, sein Sichgehenlassen vor uns, es scheucht den Gedanken, dass er Unrecht habe, wie einen Verrat, eine Indiskretion von uns.

18.

Was sind mir Freunde, welche nicht wissen, wo unser Schweres und wo unser Leichtes liegt! Es giebt Stunden, in denen wir unsere Freundschaften wiegen.

19.

Habt ihr es nicht erlebt? Man thut sein Aeusserstes an Selbstüberwindung und kommt wie ein halber Leichnam, aber siegesfroh aus seinem Grabe — und die guten Freunde meinen, wir seien recht lustiger und absonderlicher Laune, merken nichts, aber meinen ein Recht zu haben, mit uns ihren Scherz zu treiben? Ich glaube, die Jünger in Gethsemane schliefen nicht, aber sie lagen im Grase und spielten Karten und lachten.

20.

Wie ein Drama sein inneres Leiden sehen ist ein höherer Grad als nur leiden.

21.

Ich finde Schopenhauer etwas oberflächlich in seelischen Dingen, er hat sich wenig gefreut und wenig gelitten; ein Denker sollte sich hüten, hart zu werden: woher soll er dann sein Material bekommen? Seine Leidenschaft für die Erkenntnis war nicht gross genug, um ihrethalben leiden zu wollen: er verschanzte sich. Auch sein Stolz war grösser als der Durst nach Erkenntnis; er fürchtete für seinen Ruf, im Widerrufen.

22.

Als ich mich analysierte nach Fundamenten religiöser Empfindung, fand ich Tapferkeit als das erhebendste Gefühl.

23.

Es ist sehr schwer, ein frohes Selbstbewusstsein aufrecht zu erhalten, wenn man auf eigenen und neuen Pfaden geht. Wir können nicht wissen, was wir wert sind, da müssen wir den Andern glauben; und wenn diese uns nicht richtig beurteilen können, eben weil wir auf unbekannten Wegen gehen, so werden wir uns selber bedenklich: wir brauchen den frohen, ermutigenden Zuruf. Die Einsamen werden sonst düster und verlieren die Hälfte ihrer Tüchtigkeit, und ihre Werke mit ihnen.

24.

Täglich erstaune ich: ich kenne mich selber nicht!

25.

Ich habe Mozart für heiter gehalten — wie tief muss ich melancholisch sein! Daher meine Begierde!! nach Helle, Reinlichkeit, Heiterkeit, Schmuckheit, Nüchternheit, meine Hoffnung, dass alles dies mir die Wissenschaft geben werde! sie!

26.

Man wird älter, es ist mir schwer mich von einer Gegend, und führe sie die berühmtesten Namen, zu überzeugen. Ich habe fehlerhafte Linien bei Sorrent gesehen. Die bleichsüchtige Schönheit des Lago maggiore im Spätherbst, welche alle Linien vergeistigt und die Gegend halb zur Vision macht, entzückt mich nicht, aber redet traulich-traurig zu mir — ich kenne dergleichen nicht nur aus der Natur.

27.

Rein melancholisch — aber ein Prinzip der Tapferkeit von Kindheit an macht, dass ich viele kleine Siege habe und infolgedessen heiterer bin, als es meiner Melancholie geziemt.

28.

Ich finde an nichts genug Freude — da fange ich an, mir selber ein Buch nach dem Herzen zu schreiben.

29.

Es sind Aphorismen! Sind es Aphorismen? — Mögen Die, welche mir daraus einen Vorwurf machen, ein wenig nachdenken und dann sich vor sich selber entschuldigen. Ich brauche kein Wort für mich.

30.

Vielen Erkenntnissen wissen die Menschen nichts Kräftigendes abzugewinnen, es sind verbotene Speisen, zum Beispiel mein Buch.

31.

Was habe ich gethan? Für mein Alter gesorgt: für die Zeit, wo die Seele nichts Neues mehr unternimmt, die Geschichte ihrer Abenteuer und Seefahrten verzeichnet. So wie ich die Musik mir aufspare für die Zeit, wo ich blind bin.

32.

Etwas zu schreiben, das in ein paar Jahren alle Bedeutung verloren hat — das wird mir unmöglich, mir vorzustellen. Es ist wohl ein Zeichen von Beschränktheit. Denn alles, was ich selber überlebe, gilt mir immer noch wichtig als Denkmal eines Zustandes, der mir wertvoll war. Ich wünsche mein Alter umringt von solchen Denkmälern.

33.

Damit ein Künstler oder Denker seine Art zur Vollendung bringe, muss er wohl den Glauben haben, der eine Ungerechtigkeit und Beschränktheit gegen den Glauben anderer ist. Denn er muss mehr darin sehen und etwas Grösseres, als es ist: sonst wendet er seine ganze Kraft nicht auf. Es wird durch die lange Reibung der Ausführung unendlich viel von dem Entzückenden abgerieben, das der erste Gedanke hat: darum muss

die Entzückung viel grösser sein, als billig ist — sonst reicht sie nicht bis zu Ende.

34.

Seltsam! Ich werde in jedem Augenblick von dem Gedanken beherrscht, dass meine Geschichte nicht nur eine persönliche ist, dass ich für Viele etwas thue, wenn ich so lebe und mich forme und verzeichne: es ist immer, als ob ich eine Mehrheit wäre, und ich rede zu ihr traulich-ernst-tröstend.

35.

Ich will nie zum Widersprechen herausfordern; vielmehr: helft, mit mir das Problem zu gestalten! Sobald ihr gegen mich empfindet, versteht ihr meinen Zustand und folglich meine Argumente nicht! Ihr müsst das Opfer derselben Leidenschaft sein.

36.

Man hat mir etwas vom ruhigen Glück der Erkenntnis vorgeflötet — aber ich fand es nicht, ja ich verachte es, jetzt wo ich die Seligkeit des Unglücks der Erkenntnis kenne. Bin ich je gelangweilt? Immer in Sorge, immer ein Herzklopfen der Erwartung oder der Enttäuschung! Ich segne dieses Elend, die Welt ist reich dadurch! Ich gehe dabei den langsamsten Schritt und schlürfe diese bitteren Süssigkeiten.
Ich will keine Erkenntnis mehr ohne Gefahr: immer sei das tückische Meer oder das erbarmungslose Hochgebirge um den Forschenden!

37.

Die Vorstellung: »Dieser Gedanke könnte nicht wahr sein!« erschüttert mich. »Er wird als nicht wahr gelten!« — lässt mich kalt, ich setze es voraus: denn sie haben nicht so viel Zeit und Leidenschaft zuzusetzen wie ich.

38.

Es ist mein Fleiss und mein Müssiggang, meine Ueberwindung und mein Nachhängen, meine Tapferkeit und mein Zittern, es ist mein Sonnenlicht und mein Blitz aus dunklem Wolkenhimmel, es ist meine Seele und auch

mein Geist, mein schweres, ernstes, granitenes Ich, das aber wieder zu sich sprechen kann: »was liegt an mir!«

39.

Wie die Italiener sich eine Musik aneignen, dadurch dass sie dieselbe in ihre Leidenschaft hineinziehen — ja diese Musik wartet darauf, so persönlich interpretiert zu werden, und hat davon mehr als von aller Kunst der Harmonie — so lese ich die Denker und ihre Melodien singe ich nach: ich weiss, hinter allen den kalten Worten bewegt sich eine begehrende Seele; ich höre sie singen, denn meine eigene Seele singt, wenn sie bewegt ist.

40.

Ich höre euren Sirenengesang, ihr Weisen! Ach, nichts bewegt mich so! Aber ich sage euch: ihr selber habt ihn euch vorgesungen, ihr waret wie ich! Ihr waret die Narren dieser schönen Paradiese »Gerechtigkeit, Mässigung«: in Wahrheit sind es Utopien.

41.

Ich glaube, ich stelle mir die Freude der Weisheit und Gerechtigkeit zu hoch vor — wie die Griechen. Ich bin bezaubert bei allem, was dorthin winkt — wahrscheinlich weil ich sehr leidenschaftlich bin! — Ich bin äusserst misstrauisch gegen die beredten Verehrer der Leidenschaftlichkeit — ich mutmasse, sie möchten gern etwas vorstellen. — Die Griechen lebten nur in der Gefahr: sie verehrten in der Kunst, der Ruhe, der Gerechtigkeit ihre Erholung, ihr Aufatmen, ihr Fest. Sie wollten nicht die Emotion noch —: nur in der Tragödie; die des Mitleids (weil sie für gewöhnlich hart waren).

42.

Das Altertum wirkte als reizvoller Zwang auf die überschäumende Kraft der Renaissancemenschen. Man unterwarf sich dem Stile, man empfand die besiegte Schwierigkeit, nicht natürlich zu sein; es war die Handlungsweise von starken Menschen, welche gegen sich stolz und herrschsüchtig sind. Nicht zu verwechseln mit dem feigen Sklavensinn ängstlicher Gelehrter!

43.

Ein Amt ist gut: man legt es zwischen sich und die Menschen, und so hat man sein ruhiges und listiges Versteck und kann thun und sagen, was jedermann von uns zu erwarten für sein Recht hält. Auch ein frühzeitiger Ruhm kann so benutzt werden: vorausgesetzt, dass hinter ihm, unhörbar, unser eigenes Selbst wieder mit sich frei spielen und über sich lachen kann.

44.

Ich halte es nicht in Deutschland aus, der Geist der Kleinheit und der Knechtschaft durchdringt alles, bis in die kleinsten Stadt- und Dorfblätter herab und ebenso hinauf bis zum achtenswertesten Künstler und Gelehrten — nebst einer gedankenarmen Unverschämtheit gegen alle selbständigen Menschen und Völker. Dazu ist man eilig und ängstlich für die Gegenwart, misstrauisch für das Kommende und gegen einander so vorwurfsvoll und schlägt sich mit einem pomphaften Scheingenuss die Sorgen scheinbar aus dem Kopfe.

45.

Woran liegt es, dass ich immer nach Menschen dürste, welche nicht angesichts der Natur, eines Ganges auf den befestigten Höhen über Genua, klein werden? Weiss ich sie nicht zu finden?

46.

Eure Seele ist nicht stark genug, so viele Kleinheiten der Erkenntnis, so viel Geringes und Niedriges mit in die Höhe hinaufzutragen! So müsst ihr euch über die Dinge belügen, damit ihr eures Kraft- und Grössegefühls nicht verlustig geht! Anders Pascal und ich. — Ich brauche mich der kleinen, erbärmlichen Details nicht zu entäussern, — ich will ja keinen Gott aus mir machen.

47.

Die Veredelung der alltäglichen Gewohnheiten. Früher beim Priester teilweise: sein Gang, sein Handerheben, seine Stimme. Dann am Hofe: die Lust sich zu beherrschen und seine Empfindungen nicht merken zu lassen (oder in ein seidenes Gewebe eingehüllt) wurde gross. — Aber was heisst jetzt veredeln, dem Ideal dienen! Welchem Ideal? Sofort

müssen wir ein Ideal haben! Und woher nehmen und nicht stehlen! — Das meine ist: eine nicht das Auge beleidigende Unabhängigkeit, ein gemilderter und verkleideter Stolz, ein Stolz, welcher sich abzahlt an die Anderen, dadurch dass er nicht um ihre Ehren und Vergnügungen konkurriert und den Spott aushält. Dies soll meine Gewohnheiten veredeln: nie gemein und stets leutselig, nicht begehrlich, aber stets ruhig strebend und aufwärts fliegend; einfach, ja karg gegen mich, aber milde gegen Andere. Ein leichter Schlaf, ein freier, ruhiger Gang, kein Alkohol, keine Fürsten, noch andere Berühmtheiten, keine Weiber und Zeitungen, keine Ehren, kein Umgang ausser mit dem der höchsten Geister und ab und zu des niederen Volkes — dies ist unentbehrlich wie der Anblick von mächtiger und gesunder Vegetation —, die bereitesten Speisen, welche uns nicht in das Gedränge begehrlichen und schmatzenden Gesindels bringen, womöglich selbstbereitete oder der Bereitung nicht entbehrende. Ideale der Art sind die vorwegnehmenden Hoffnungen unserer Triebe, nichts weiter. So gewiss wir Triebe haben, verbreiten diese auch in unserer Phantasie eine Art Schema von uns selber, wie wir sein sollen, um unsere Triebe recht zu befriedigen — dies ist idealisieren. Auch der Schurke hat sein Ideal: nicht gerade für uns erbaulich. Es hebt ihn auch!

48.

Ich gebe meinem Hang zur Einsamkeit nach, ich kann nicht anders: »obgleich ich es nicht nötig hätte« — wie die Leute sagen. Aber ich habe es nötig. Ich verbanne mich selber.

49.

Ich will nur mit Menschen umgehen, welche ihr eigenes Muster haben und nicht in mir es sehen. Denn dies machte mich für sie verantwortlich und zum Sklaven.

50.

Ich bin passioniert für die Unabhängigkeit, ich opfere ihr Alles — wahrscheinlich weil ich die abhängigste Seele habe und an allen kleinsten Stricken mehr gequält werde, als Andere an Ketten.

51.

Meine Gedanken sind meine Ereignisse geworden: das Andere ist die Krankheitsgeschichte jedes Tags.

52.

Eine Gesundheit voll unbegreiflicher, plötzlicher Umdrehungen und Fallthüren — ein tiefes Misstrauen unterhaltend, und jede glückliche Stunde mit einem absichtlichen Leichtsinn und Augenverschliessen vor der Zukunft — sonst ist Glück nicht möglich.

53.

Ich bin oft beschämt darüber, wie gut ich es jetzt habe, und es spornt mich gewaltig an, zu denken, was einer mit dieser Musse machen könnte — und ich!

54.

Es drängt mich zu einer idealen Unabhängigkeit: Ort, Gesellschaft, Gegend, Bücher können nicht hoch genug gewählt werden, und anstatt sich zu akkommodieren und gemein zu werden, muss man entbehren können ohne Dulderfalten.

GEDICHTE AUS EINEM CYKLUS »PRIMAVERA« VON WILHELM WEIGAND.

IN EINER ROEMISCHEN NACHT.

SIEH, die grossen Sterne glühen
Mächtig hellsten Dunkelheiten!
Sieh, die vollsten Rosen blühen
Und der Brunnen lässt in breiten
Schleiern seine Perlen sprühen
Trunkenheiten!

Selig ist, was schön vergangen
Und doch lebt auf Frühlingslüften!
Selig quillt mir Glück und Bangen,
Haucht es mild von satten Düften,
Die als Gruss vorbeigegangen
Göttergrüften!

Dass ein dunkler Gott gelitten
Einst für uns, hab' ich vergessen
Hier, wo noch von Göttertritten
Und vom Lachen, unermessen,
Flüstern selbst in Friedhofs Mitten
Die Cypressen. —

Hier darf alle Fülle nähren
Meines Auges trunknes Schauen;
Darf mich wandeln, darf mich klären,
Darf mit ahnendem Vertrauen
Mir die vollste Brust beschweren
Und erbauen!

Soll ich nun ein Opfer spenden
Meinem Gott, dess Wimperheben
Lockt zu seligem Vollenden
Meine Brust: — Mit reinen Händen
Sei es willig hingegeben,
All mein Leben!

VORMITTAG.

LOEWENMAEULER speien Kühle
In ein überströmend Becken,
Und in dunkeln Lorbeerhecken
Webt der Dufthauch erster Schwüle.

Leuchtend auf dem Grund, dem blauen,
Seh' ich durch des Gitters Ranken
Lilienkelche leise schwanken —
Ferne gellt Geschrei der Pfauen. —

VIER LIEDER AUS EINER DICHTUNG »KENTAUREN-SONNTAG«.

1.

JENER süsse Lautenton,
Der im rosenvollsten Dunkel
Ueberhaucht des Sees Gefunkel,
Welcher Welt ist er entfloh'n?

Nacht und Flut. Ein weiss Geleucht.
Eine breite Marmortreppe.
Knistern einer Atlasschleppe,
Und ein Auge schimmerfeucht.

Will, der wandernd sich verlor,
Nun von solchen Nächten träumen,
Nun in zarter Muschel säumen,
In dem allerliebsten Ohr? —

2.

UEBER purpurgelben Bäumen
Bleicht des Abends Rosenglut.
Deine weissen Hände säumen,
Hände träumen
In des Weihers blaue Flut.

Ueber bleicher Tasten Helle
Zögernd jüngst ihr Schimmer ging,

Und er lief wie eine schnelle
Schimmerwelle,
Wie auf Wassern Ring um Ring,

Und ein fliegendes Erröten
Hauchte durch den Himmelsraum,
Und von süsser Not und Nöten,
Duft und Flöten,
Blich im Tau mein Morgentraum. —

3.

DEINE Hände langen gern
In den lauen blauen Himmel.
Pflücke einen grossen Stern
Aus dem goldigen Gewimmel!

Ist nicht dunkel auch dein Haar?
Lass ihn aus der Nacht erglühen!
Lass ihn leuchten wunderbar,
Deiner Seele Schönheit sprühen!

Stern ist alles! Meinen Fuss
Rühren Sterne hell im Steigen!
Sterne schweben, Glanz und Gruss,
Um uns läuft ein Sternenreigen. —

4.

JENES Lächeln der Jucunde,
Fromm und sündlich,
Unergründlich
Wie der Liebe süsse Wunde, —
Schenk' ich deinem schönen Munde.

Denn ein Lebendes soll glühen
Und der leeren

Deutung wehren!
Denn ein Lebendes muss blühen
Und in Wonnen sich verzehren!

Einst nach wunderbaren Jahren,
Tieferfahren,
Darf es deiner Seele Glänzen,
Darf es deines Wesens Grenzen
Mir, dem Trunknen, offenbaren. —

NACHTGESANG.

DIES ist nicht des Nordens Nebelnacht!
Meer und Ferne, Meer und Sterne funkeln,
Goldne Bälle glühen aus dem Dunkeln,
Meine Sehnsucht ist aus Tiefen aufgewacht!

Marmorn schimmern rings von Hang und Höh'n
Weisse Villen, leuchtende Paläste.
Selig biegt und wiegt sich im Geäste
Eines Brunnenstrahles Perlgetön.

Meine Träume — wundersame Schar!
Weisse Treppen sollt ihr heute steigen,
Von Balkonen auf das Meer euch neigen,
Anemonen in dem duft'gen Haar! —

Nichts kann sterben! Meer ist alles! Flut!
Heute durch die gottesschönen Glieder
Schäumt in überseligen Rhythmen wieder
Aller Wonnen purpurfunkelnd Blut.

Nur an einer bleichen Marmorwand
Schweigt mein tiefstes Leid, an's Kreuz geschlagen;
Einmal soll zu seinen Füssen tragen
Blumen eine weisse fromme Hand.

Naht die Frühe, einen Göttertod
Will ich euch, den Festlichen, bereiten:
Schwinde, Decke! Himmelsdunkelheiten,
Regnet Rosen, bleich und purpurrot!

Stirbt ein Lachen, geht ein Atem schwer,
Klingen hauchend aus die letzten Flöten, —
Wird die Nacht in Rosen noch erröten,
Schäumt in Rosen auf das heilige Meer. —

MORGENROETE.

HEUT, in der Frühe heil'ger Trauer,
Als über's seidengraue Meer
Des Tages erster Purpurschauer
Traumhuschend lief — ein Blinken — her:
Lag ich im silbergrauen Sande,
Lag ich am windverschwieg'nen Strande,
Das Herz von heil'gem Dunkel schwer.

Zu meinen Füssen ein Erglühen,
Ein Schaumgetos, ein Perlenspiel,
Ein Sturz, ein Laut, ein gischend Sprühen —
Und alles, alles ohne Ziel
Von fernsten Küsten hergetragen
Als — Thränenflut den späten Tagen,
Die südwärts lenkten meinen Kiel?

Ach, tief in gottesvollsten Wochen
Genoss ich alles, Lenz und Lust
Und jede Schönheit, die gebrochen
Noch Ahnung atmet jeder Brust;

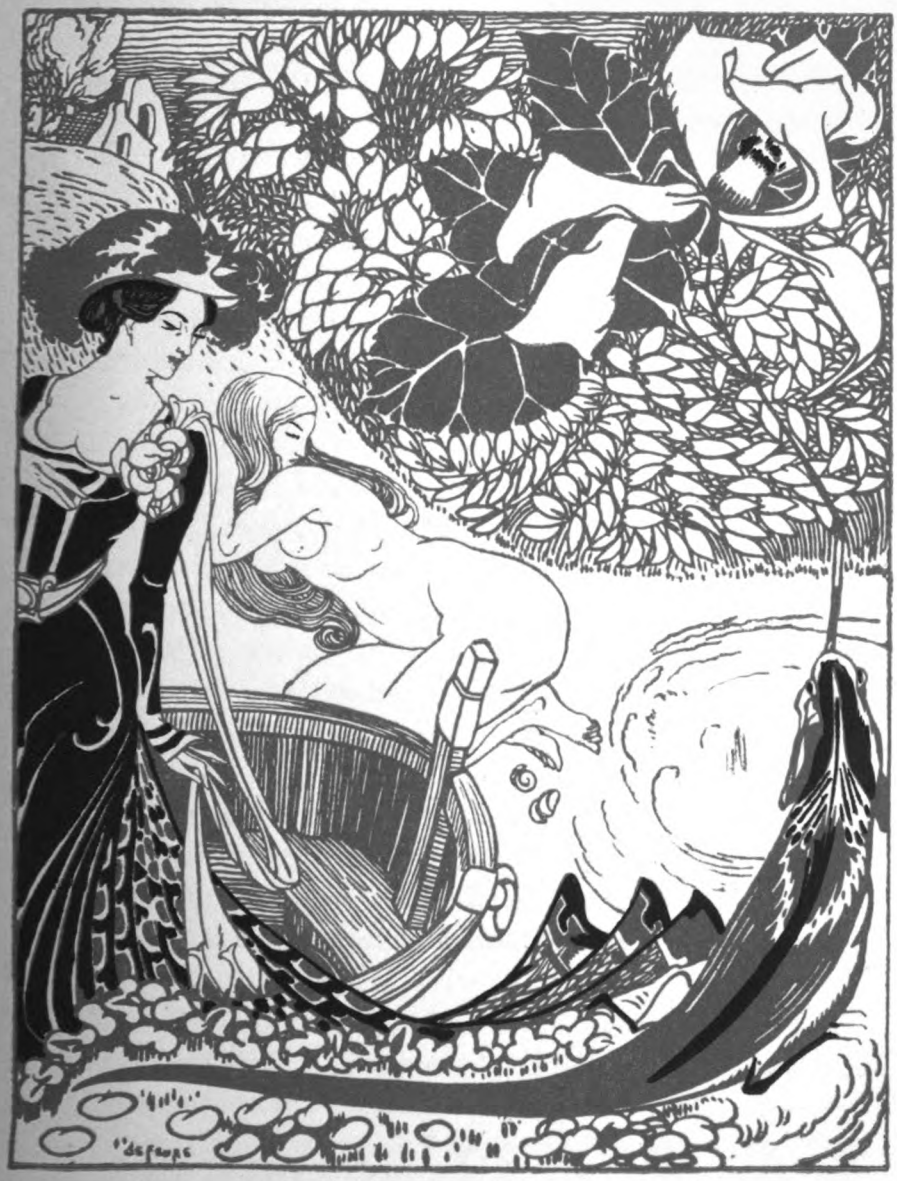
Sah Leben mit den Herzen spielen,
Die längst zu Sommerstaub zerfielen
Und nichts von mir, von uns gewusst.

Italien, schönstes Land der Toten,
Von Meer zu Meer voll Duft und Licht, —
Mir hast dein Tiefstes du geboten:
Wie alles Leben reift und — bricht
Und füllt mit Leuchten und mit Trauer
Das Herz, und mit dem kühlen Schauer
Der Ewigkeit, die — ein Gedicht.

Die Zeiten, da die Götter sterben,
Sind voll der wirrsten Menschennot.
Mir glüht der Uebermut der Erben
Wie dieser Fluten Morgenrot.
O Glanz! O Laut! O volles Leben!
Hier hab' ich nicht genug zu geben,
Zu ferne steh ich hier dem — Tod.

Im Flutgetos singt wie Sirenen
Mir meine eig'ne, stumme Welt:
O meiner Seele Flügeldehnen,
Von aller Zeiten Glanz umhellt:
Das Ewige spricht nur in Schmerzen
In tausend, tausend Menschenherzen:
Empor! Sprich! Bilde! Mensch und Held!

DE FEURE
BLUMEN DES BOESEN.



MINE-HAHA/ VON FRANK WEDEKIND.

I.

ENN ich mich dazu entschliesse, in diesen Zeilen meine Lebensgeschichte niederzulegen, so geschieht es nicht, weil ich irgendwie den Beruf einer Schriftstellerin in mir fühle. Ich darf wohl sagen, dass mir nichts auf dieser Welt so verhasst ist wie ein Blaustrumpf. Eine Frau, die ihren Lebensunterhalt durch die Liebe verdient, steht in meiner Achtung immer noch höher da als eine, die sich soweit erniedrigt, Feuilletons oder gar Bücher zu schreiben. Nur der Umstand, dass mein ganzes Leben so vollkommen verschieden war von demjenigen aller übrigen Frauen, kann mich dazu bewegen, das zu Papier zu bringen, was ich so manches Mal erzählt habe und was, wenn ich tot bin, niemand mehr erzählen wird. Ich werde nur dieses eine Buch schreiben; die Welt braucht meinetwegen nicht besorgt zu werden. Aber ich habe auch das bestimmte Gefühl, dass ich dieses eine nicht schlecht schreiben werde. Ob es nach meinem Tode gedruckt werden soll, darüber wird mein Sohn Edgar zu entscheiden haben. Rücksichten, die er den kleinlichen Verhältnissen, in denen er lebt, zu tragen hat, mögen ihn vielleicht davon abhalten. Diese Rücksichten können mich aber nicht davon abhalten, meine Erlebnisse zu Papier zu bringen, und wenn es mir nicht vergönnt ist, für einen verständigen Leser oder eine hübsche Leserin zu schreiben, so schreibe ich für mich selber. Jetzt, wo die fürchterlichen Aufregungen des Lebens vorüber und wo auch seine Freuden für mich erloschen sind, bleibt mir doch nichts besseres mehr zu thun übrig. Der einzige Wunsch, den ich auf dieser Welt noch habe, ist der, dass mich der Tod nicht ereilt, bevor ich die Feder aus der Hand gelegt habe. Ich muss befürchten, dass ich, da ich nun einmal mit Schreiben angefangen, in diesem Falle in der Erde keine Ruhe finden würde, sondern nächtlicher Weile zu meinem unvollendeten Manuskript zurückkehren müsste.

Aus meiner frühesten Kindheit weiss ich eigentlich nicht viel Interessantes zu berichten, obschon meine Erinnerung sehr weit zurückreicht, beinahe bis in mein zweites Lebensjahr. Aus meiner ersten Jugend ist mir nicht ein einziger Regentag in Erinnerung. Ebensowenig kann ich mich darauf besinnen, dass es jemals Winter geworden wäre. Mein ganzes Leben hindurch, wenn ich an jene Jahre zurückdachte, sah ich nur Sonnenschein, der durch dichte grüne Blätter fällt. Das helle Grün der von oben beschienenen Blätter, das ist der Himmel, wie ich ihn zuerst kennen gelernt. Und noch jetzt, wenn es mir manchmal so recht kindlich munter ums Herz ist, habe ich sofort wieder jenes Grün vor den Augen. Grün ist für mich die Farbe des Glückes, nicht die der Hoffnung. Um mir die Hoffnung noch unter irgend einer Farbe zu denken, dazu bin ich zu alt, indem ich keine Ursache mehr habe, noch irgendwelche besonderen Hoffnungen zu hegen.

Das früheste Bild, das sich meiner Erinnerung eingeprägt hat, ist folgendes: Ich bin auf einen Stuhl geklettert und stehe am offenen Fenster, neben mir Naema, die acht giebt, dass ich nicht herunterfalle. Ich fragte sie, was das vor mir für Blumen seien und sie nannte sie mir eine nach der anderen. Die grosse Kalla zu meiner Linken sehe ich noch heute so deutlich, dass ich danach greifen möchte; aber dann kommt lange nichts mehr, bis ich eines Tages neben dem Weiher das dichte Laubdach der Linden entdeckte, die den ganzen Garten beschatteten. Julian, einer der älteren Knaben, hatte mich, auf der Steinbrüstung des Weihers knieend, ins Wasser hinunter gelassen und untergetaucht. Jetzt stand ich wieder draussen, heulte was ich konnte; rieb mir die Augen und blickte aufwärts. Da füllte mir beim Anblick der sonndurchleuchteten Blätter eine Wonne das Herz, die mich den Augenblick nicht hat vergessen lassen. In demselben Augenblick erinnere ich mich auch, zum erstenmal das Haus von aussen gesehen zu haben; die niedrige, einstöckige, breite weisse Front mit der langen Reihe Fenster, jedes mit grünen Jalousieläden und einem dichten Blumenflor auf der Fensterbank. Und darüber das zweimal so hohe, steile Schieferdach, das sich in den Wipfeln der Bäume verlor, stellenweise mit

Moos bewachsen und mit einem grossen Dachfenster, gerade über der Hausthür. Unter jener Hausthür habe ich nachher so manches Mal auf einem Schemel gesessen und Stroh geflochten für unsere breiten Hüte, während kleinere Knaben und Mädchen, Kinder in dem Alter, in welchem ich damals war, zu meinen Füssen mit Erde und Wasser spielten.

Zusammenhängend werden meine Erinnerungen erst von dem Tage an, wo ich zum erstenmal Schuhe an den Füssen hatte, also mit Beginn meines vierten Jahres. Wir waren unserer sieben, drei Knaben und vier Mädchen, ein ziemlich starker Jahrgang, da wir alles in allem nur unserer dreissig Kinder im Hause waren. Die Schuhe wurden uns von Ella und Aspasia, zwei der ältesten Mädchen, die im darauffolgenden Frühjahre das Haus verliessen, angezogen, und wir stolzierten selbstbewusst damit auf dem knirschenden Kies im Garten umher. Dann mussten wir uns aber gleich dem Hause gegenüber, dicht vor der grossen hölzernen Halle der Grösse nach aufstellen. Ich war die drittgrösste, über mir zwei Knaben; der dritte Knabe war der Kleinste von uns. Während dieses ersten Sommers trugen wir übrigens die Schuhe nur während der Uebungen, was uns nachher ganz angenehm war, da sie immer so fest geschnürt wurden, dass man die leiseste Berührung wie einen Schmerz hindurch empfand. So liefen wir denn die übrige Zeit noch mit Wonne barfuss in Haus und Garten umher.

Gertrud trat zu uns mit einer feinen Weidenrute unter dem Arm. Sie war mit ihrem glattanliegenden schwarzen Haar, ihren funkelnden Augen, ihrem schmalen Gesicht und ihrer schlanken Figur für mich, bis ich jenes Haus verliess, der Inbegriff von weiblicher Schönheit. Noch in meinem letzten Jahr stieg ich ihr oft bis unter den Dachboden hinauf nach, nur um das Vergnügen zu haben, sie die Treppe herunter kommen zu sehen. Jetzt mochte sie achtzehn oder neunzehn Jahre alt sein. Sie sowohl wie Naema, die etwas älter war, blieben alle vier Tage einen ganzen Tag über fort. Dann waren wir dreissig mit einer allein und mussten meistens waschen, das heisst die älteren, während die jüngeren die weissen Kleidchen um den Weiher herum zum Trocknen aufhängten.

Gertrud zog die Weidenrute, die sie in der Rechten hielt, durch die linke Hand und sah uns eines nach dem anderen lächelnd an. Dann nahm sie ihr Kleid mit beiden Händen soweit hinauf, dass man ihre Beine bis über die Knie sehen konnte und zeigte uns, wie man gehen müsse. Sie trug ausser den hohen gelben Schnürstiefeln auch noch weisse Socken, die ihr aber nicht einmal bis zur Mitte der Wade reichten. Sie hob die Knie ein wenig und setzte den Fuss mit der Fussspitze auf; dann liess sie langsam die Ferse nieder, aber nicht bevor nicht der Fussrücken bis zur grossen Zehe mit dem Schienbein eine gerade Linie gebildet hatte. Ihr volles rundes, aber zart geformtes Knie streckte sich in demselben Moment, wo die Ferse die Erde berührte.

Wir alle mussten unsere Kleidchen hinaufraffen und mit den eingestützten Händen über den Hüften festhalten. Dann ging das Marschieren los, so langsam, dass man zwischen jedem Schritt einmal ums Haus hätte laufen können. Dabei hatte sie ihre Rute fortwährend auf unseren Fussspitzen, unter unseren Knieen oder unter den Waden, wenn eins den Fuss zu rasch sinken lassen wollte. Lora, die kleinste von uns Mädchen, übrigens ein ausnehmend hübsches Kind, von der ich später noch viel erzählen werde, hätte beinahe angefangen zu weinen. Wenigstens rollten ihr schon die dicken Thränen über die Wangen hinunter. Aber Gertrud warf ihr einen so unheimlichen Blick zu, dass sie sich von dem Augenblick an mehr zusammennahm als alle übrigen.

So ging es dreimal im ganzen Garten herum. Dann humpelten wir ins Haus, zogen die Schuhe aus, warfen unsere Kleidchen ab und liefen, so rasch wir konnten zum Weiher. Die Knaben waren jenseits und wir diesseits des Springbrunnens. So spritzten wir aufeinander ein und zogen uns in den Regen der Fontaine. Die Fische strichen uns zwischen den Beinen durch. Es war strenge verboten sie zu fangen und über das Wasser zu halten oder sie sonst auf irgend eine Weise zu quälen. Manchmal glitt eins auf den Steinfliesen aus und geriet unter Wasser. Dann war grosses Hallo. Ertrinken konnte man nicht leicht, da der Weiher nirgends tiefer war als etwa anderthalb Fuss. Als wir gebadet, setzten wir uns in

einer Reihe nebeneinander auf die Brüstung, die Füsse noch im Wasser und liessen uns trocknen.

Bei den weiteren Uebungen sah Gertrud vor allen Dingen darauf, dass wir beim Gehen die Hüften straff gespannt hielten. Wenn eins sich in den Hüften gehen liess oder gar einknickte, bekam es eins hinten auf. Sie sagte, man dürfe beim Gehen keinen Boden mehr unter den Füssen fühlen, man dürfe seine Beine überhaupt nicht mehr spüren, man dürfe nur noch fühlen, dass man Hüften habe. Die Hüften, das sei der Mittelpunkt; der müsse unbeweglich und ruhig bleiben. Aber alle anderen Bewegungen im Oberkörper sowohl wie in den Beinen bis in die Zehenspitzen müssten von den Hüften ausgehen und von ihnen aus gewollt und dirigiert werden. Sie selber war in dieser Beziehung ein wahres Muster. Wenn man sie auf sich zukommen sah, hatte man gar nicht mehr die Empfindung, dass sie einen Körper von einer gewissen Schwere hatte. Man sah nur Formen. Und auch die Formen vergass man beinahe über der Schönheit der Bewegung. Anderen Menschen gegenüber erschien sie mir immer wie etwas, was ich mir nur in meiner Phantasie gedacht und was in Wirklichkeit gar nicht existierte. Manchmal zwinkerte ich mit den Augen, um zu sehen, ob sie nachher noch da war. Uebrigens merkte ich schon damals, dass alle diese Uebungen uns Mädchen viel leichter wurden als den Knaben, die nie über ihre Extremitäten wegkamen. Und wenn einige von uns Mädchen so sehr breite Hüften bekamen, so bin ich überzeugt, dass das nur daher rührt, dass wir gewissermassen mit den Hüften denken lernten.

Von Beginn des fünften Jahres an wurden wir allesamt, die Knaben sowohl wie die Mädchen, dazu angehalten, die kleinen Kinder zu pflegen, die ins Haus gebracht wurden. Jedes von uns hatte seinen Säugling. Ich bekam ein Mädchen, während die kleine Lora, die indessen meine Freundin geworden war, einen Knaben hatte. Wir mussten die Kinder rein halten, sie den Tag über in den Garten hinausbringen oder unter die hölzerne Halle, wenn es regnete, und ihnen die Flasche geben; geradeso wie es die älteren Kinder, die jetzt längst nicht mehr da waren,

mit uns gemacht hatten. Des Nachts schliefen die Kleinen allein unter der Obhut Naemas, während wir älteren mit Gertrud zusammenschliefen. Wenn Gertrud ausging, dann blieb sie immer auch nachts über fort und kam erst am Morgen wieder. Dann war sie meistens sehr gutherzig und lächelte noch mehr als sonst.

Und nun komme ich auf Morni, einen der ältesten Knaben, der mir über alles gefiel, und den ich später nie wieder gesehen habe. Beim Baden sah ich ihn und nur ihn. Er war schon so gross, dass ihm das Wasser nicht bis an den Leib reichte. Er hatte ein Paar Augen, so voll Sonnenglanz und Herrlichkeit, dass ich ihn nur immer bei Namen rief, um ihm recht in die Augen sehen zu können. Und dann dieser feine Rücken, wenn er sich niederbeugte, um ein kleines Kind durchs Wasser zu leiten. Einmal erinnere ich mich, da stand er oben auf der Brüstung und sprach mit einem Kameraden, der noch im Wasser war. Ich kauerte mit zwei anderen Mädchen unter dem Springbrunnen. Da sog ich seine Schönheit in vollen Zügen in mich ein, und die Nacht darauf schlief ich so süss, als hätte ich eine frischere, bessere Luft geatmet. Drei Wochen später, als uns Gertrud eines Morgens die Decken abnahm, war sein Bett leer samt dem seines Kameraden und eines Mädchens. Niemand von uns wagte eine Frage zu thun. Auch untereinander sprachen wir nicht darüber. Ich fragte mich damals im stillen, ob es damit zu Ende sei. Naema und Gertrud hielt ich dann hin und wieder für Geschöpfe höherer Art, die niemals Kinder wie wir gewesen. Bei alledem hatte ich ein bestimmtes Gefühl, als müsste man sich doch noch einmal wiedersehen, besonders, wenn ich an Morni dachte. Ich habe ihn, wie gesagt, nie wiedergesehen. Ich habe mich mein ganzes Leben lang, auch noch in späteren Jahren, oft nach ihm erkundigt. Die wenigsten erinnerten sich seiner überhaupt noch. In seinem neunten Jahr, nachdem er bereits zu den Besseren erwählt war, zerschmetterte er sich bei einem Sturz vom Turngerüste den Kopf. Mir blieb er unvergesslich.

Während des letzten Jahres unterrichtete uns Gertrud im Laufen und Springen. Dann erinnere ich mich auch einer grossen roten Kugel, die

unter der hölzernen Halle lag und auf der wir so ziemlich alle gehen lernten, aber mehr aus eigenem Antriebe. Wir stellten uns oft zu zweit darauf, Lora und ich, umschlangen uns mit den Armen so fest wie möglich, setzten die Füsse zwischen einander und bewegten die Kugel so zwischen Tischen und Bänken durch in der ganzen Halle umher. Einmal überfuhren wir ein Kind, ohne dass es Schaden genommen hätte. Auch das Stelzengehen war sehr beliebt, aber Gertrud hielt nichts davon. Sie konnte es nicht sehen. Sie sagte, es sei geschmacklos und ungesund. Dagegen spielte sie sehr gern Ball mit uns, wenn sie einen freien Moment hatte. Ihre Lieblingsunterhaltung aber war das Springseil, in welchem sie die Knaben sowohl wie die Mädchen springen liess, und sich immer freute, wenn einem das Kleid ins Gesicht schlug. Sie selber war Virtuosin darin. Von uns Kindern konnte ihr niemand das Seil rasch genug schwingen. Wenn sie es selber that, schwang sie es während eines Sprunges dreimal unter den feinen straffgestreckten Fussspitzen durch, und im nächsten Moment berührte sie, bei derselben Geschwindigkeit, zwischen jedem Schwung den Fussboden. Dann sah man kein Seil mehr und sie selber verschwamm einem vor den Augen.

Während der heissen Sommertage waren wir fast ununterbrochen im Wasser, hockten auf der Weiherbrüstung umher oder lagen unter dem Springbrunnen und liessen uns den Regen ins Gesicht plätschern. Unsere breiten Strohhüte behielten wir dabei auf, während wir die Kleider nur zu den Mahlzeiten und zum Unterricht anlegten. An Schwimmen dachte noch niemand von uns, auch die Knaben nicht. Es wäre auch in dem niedrigen Wasser nicht gut möglich gewesen. Eines übrigens fällt mir erst jetzt ein, dass weder Naema noch Gertrud jemals mit uns gebadet haben. Beide gingen immer mit blossen Armen, aber niemand von uns Kindern hat jemals eine von ihnen so gesehen, wie wir damals den halben Tag über waren. Es mochte das nicht wenig zu der Ehrerbietung beitragen, die alle vom jüngsten bis zum ältesten den beiden Mädchen gegenüber hegten. Morgens, wenn uns Gertrud aufdeckte, war sie immer schon vollständig angekleidet und abends kam sie nie, bevor es

dunkel geworden war. Einmal bemerkte ich, dass sie nachts über ein Hemd trug. Sigwart, dessen Bett neben dem meinigen stand, hatte einen Erstickungsanfall bekommen. Gertrud stand auf und machte Licht. Das Hemd reichte ihr bis auf die Knöchel. Ich sehe sie noch, wie sie den dunkelroten Kopf des Jungen zwischen ihren weissen Händen hielt. Sie machte Sigwart einen kalten Umschlag, setzte sich auf die Bettkante und sprach ihm leise zu, bis er eingeschlafen war. Darauf legte sie sich im Hemd wieder zu Bett.

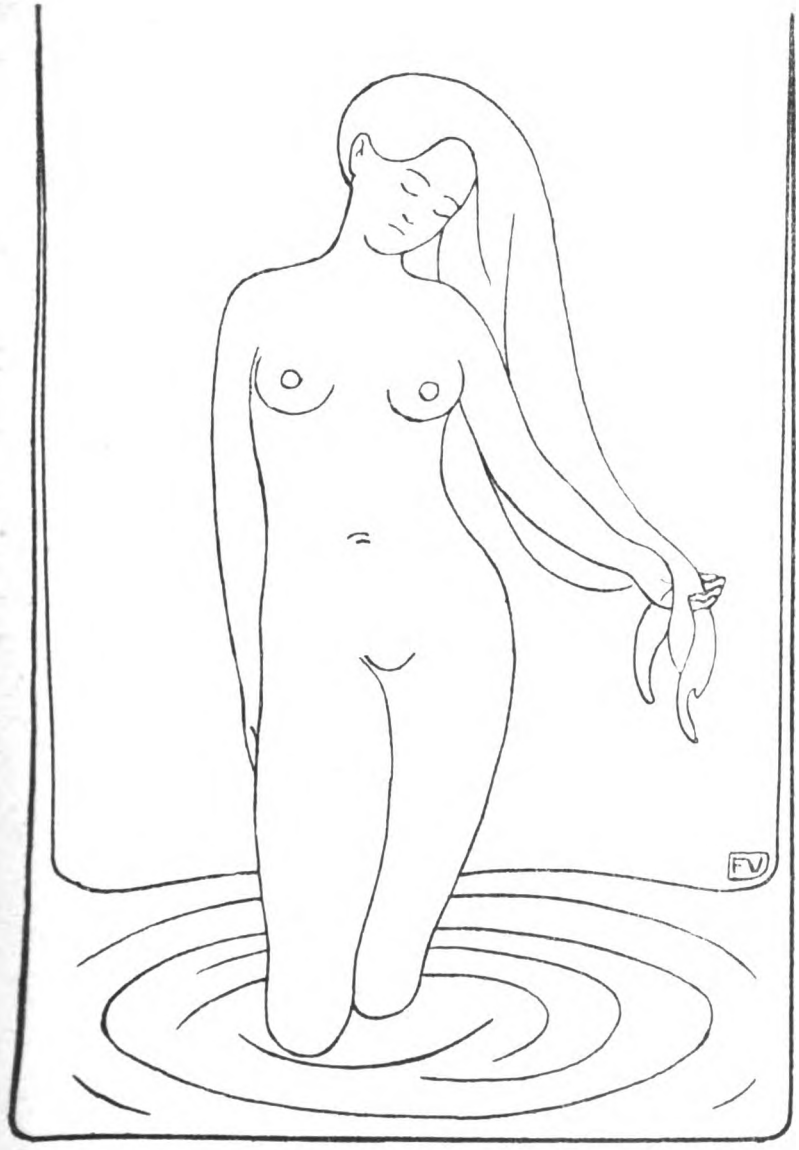
Aber nun die Unterrichtsstunden. Ich freute mich schon immer darauf, wenn ich morgens die Augen aufschlug. Morni war nicht mehr da; die Knaben in meinem Alter hatten nichts, was mich hätte interessieren können, und so war mir Gertrud alles, was ich schönes auf dieser Welt kannte. Das Kostüm, das wir zum Laufen und Springen trugen, habe ich doch nachher oft wiedergesehen, meistens sogar an Erwachsenen; aber an niemandem, selbst nicht an Arno, mit dem ich die seligsten acht Tage meines Lebens verbrachte, hat es mir besser gefallen, als damals an Gertrud. Ich war noch nicht ganz sieben Jahre alt, aber der Eindruck ist mir unauslöschlich geblieben. Bei unseren früheren Uebungen hatte Gertrud immer ihr gewöhnliches weisses Kleid anbehalten, das sie dann einfach bis zum Knie hinaufnahm. Jetzt trug sie sich ganz wie wir. Sie war immer schon fix und fertig, wenn sie mit der Weidenrute in der Hand aus dem Hause trat und uns rief, wir sollten uns parat machen. Wir eilten hinein, warfen unsere kurzen weissen Röckchen ab, und schlüpften in unsere Kostüme, die wir uns gegenseitig über den Rücken hinauf zuhakten. Sie reichten nicht bis über den Leib und waren zwischen den Beinen geschlossen, so dass die Beine bis zum Leib hinauf nackt waren. Gertrud musterte uns eins nach dem andern, sah, ob alles gut sitze und zog gewöhnlich bei jedem den Gürtel noch etwas fester. Den Kopf mussten wir soweit wie möglich zurücklegen und die Hände hinter dem Kopf gefaltet halten. Solange die Uebung dauerte, durften wir mit den Fersen die Erde nicht berühren. Gertrud sagte, das gäbe schöne Waden. Die Knie durften wir nur ganz wenig biegen und während des Laufens den

Fuss nur mit der Spitze aufsetzen. Lora und Heidi konnten das ausgezeichnet. Man hörte keinen Kieselstein sich bewegen, wenn sie gingen. Beide hatten schmale Gelenke und runde Knie und konnten die Finger hinter die Hand zurückbiegen. Gertrud liess sie oft allein einen Rundlauf durch den Garten machen. Dann war es, wie wenn sie von dem leisen kühlen Windhauch getragen würden, der unter den Bäumen durchstrich. Ehe man sichs versah, standen sie wieder bei uns. Die Knaben hatten längere, dünnere Beine als wir und konnten sich infolgedessen besser auf den Fussspitzen halten, aber sie knickten meist mit den Knieen ein. Im Springen mit geschlossenen Füssen waren sie uns Mädchen weit überlegen. Wir standen dicht vor dem Seil, mit erhobenen Fersen, die Hände in die Hüften gestützt, die Ellbogen möglichst nach hinten. So mussten wir springen, uns auf der anderen Seite tief in die Knie sinken lassen, aber im nächsten Moment wieder ebenso ruhig auf den Fussspitzen stehen wie vorher. That man nur einen kleinen Schritt, so gab es eins an die Beine, dass es einem zum Nacken hinaufrieselte. Gertrud lächelte immer, wenn sie zuschlug. Manchmal schlug sie sich selbst mit der Rute über die gestreckten Beine hinunter, dass es nur so klatschte. Wenn sie sprang, zitterten ihre Fussspitzen über dem Seil. Ihre Füsse waren nicht wie bei anderen Frauen unten gegeneinander gestellt. Wenn sie aufrecht, mit festgeschlossenen Beinen, dastand, blieb immer ein kleiner Zwischenraum zwischen den Knöcheln. Ich sah sie vor allen Dingen gerne von hinten so dastehen. Dann gingen von beiden Fersen zwei gerade, senkrechte Linien bis in die Kniekehlen, trotz ihrer vollen Waden. Aber diese Waden waren so fein verjüngt, dass ich mich fragte, wie die so schmalen Füsse den ganzen schönen Körper tragen konnten. Sie trugen ihn auch mehr durch ihre Sehnenkraft und ihre Elastizität. In den Hüften war Gertrud nicht auffallend breit, dafür aber auch nicht dick, wenn sie sich von der Seite zeigte. Dann schien ihr Leib im Gegenteil um vieles schmaler als von vorne. Der Oberkörper wuchs schlank und selbständig aus den Hüften empor als wäre er ein Geschöpf für sich, und die Arme standen, was Schönheit und Fülle betrifft, nicht hinter den Beinen zurück.

Gertrud war immer fest gegürtet; darin ging sie uns mit gutem Beispiel voran. Wenn sie aus dem Hause trat und wir noch hinten im Garten spielten, liess sich kaum unterscheiden, wo ihre nackten Beine aufhörten und das weisse Kleid begann. Ihre weissen Socken, das einzige, wodurch sich ihr Kostüm von dem unserigen unterschied, sind ihr trotz Laufens und Springens während des ganzen Jahres nicht ein einziges Mal über die Schnürstiefel geglitten. Ihre hohen gelben Schnürstiefel sahen immer nagelneu aus, kein Knoten im Schuhband, keine Falte im Leder, was man von den unserigen nicht behaupten konnte. Das ganze Mädchen war schön gebaut; auch das Gesicht hatte einen angenehmen interessanten Ausdruck, aber ihre beiden Füsse, wenn sie so nebeneinander auf dem Kies standen, waren ein Meisterwerk der Natur, wie ich es nicht wiedergesehen habe.

Eben fällt mir noch ein Mädchen ein, das mit uns in gleichem Alter stand aber seit etwa zwei Jahren nicht mehr da war. Den Namen habe ich vergessen. Ich weiss auch nicht, dass je eins von uns sich seiner noch erinnert hätte. Sigwart, Arthur, Calmar, Heidi, Lora und ich waren jetzt die ältesten, drei Knaben und drei Mädchen. Scheu gingen wir aneinander vorbei. Ich wagte nicht einmal mehr mit Lora zu sprechen. Des Abends fürchtete ich mich einzuschlafen. Naema und Gertrud mochten die Beklommenheit und Aufregung in unserem Wesen merken, und wurden noch schweigsamer als sonst. Sie warfen uns, wo sie uns trafen, ernste Blicke zu. So verkroch sich jedes in einen Winkel. Ich wünschte im stillen, wenn es doch nur vorüber wäre. Eines Nachts kam dann Naema, schlug die Decke zurück und trug mich nackt hinaus. Draussen legte sie mich in eine schmale Kiste, in die ich gerade hineinpasste und machte den Deckel zu. Weiter weiss ich dann nichts mehr, als dass ich mir auf einmal das Tageslicht durch die Löcher der Kiste in die Augen scheinen sah. Dann wurde die Kiste aufrecht hingestellt und aufgeschlossen. Ich trat heraus.

FEDERZEICHNUNG
VON
FELIX VALLOTTON.


FV

ZWANZIGSTER POGGFRED-CANTUS / FRUEHLINGSFAHRT / VON DETLEV VON LILIENCRON.

Fertig, Kinder, eingestiegen,
wollen in den Himmel fliegen,
futsch!

Richard Dehmel.

IN diesen Tagen sah ich einen Greis:
Er sass vor seinem Schloss auf der Terrasse
Und schaute mild und müd ins Frühlingsweiss,
Ins Blumenbeet der grünen Sträuchergasse:
Wie quillt und schwillt und dehnt sich jedes Reis!
Wie schöpft sich alles aus in Uebermasse!
Bald scheint, vertieft, er vor sich hin zu nicken,
Bald einer Taubenschwenkung nachzublicken.

Was sinnt er nur? Was führt ihm die Gedanken?
Noch sieht er frisch und klar aus und gesund.
Und doch vielleicht schon denkt er an die Pranken,
Womit der Tod ihm plump zuschlägt den Mund.
Ihm fällt wohl ein, wie Hirsch und Keiler sanken
Ins Heidekraut, ins Waldmoos, weidewund.
Und Schmerz und Lust, die beiden bösen Feinde,
Verschmelzen ihm zur Harmoniegemeinde.

Er ist schon drüber hin. Das wilde Leben
Lärmt zu ihm her in immer schwächern Tönen,
Es kann ihm keine Aufregung mehr geben,
Es ist nur Maske, kann ihn nicht mehr höhnen.
Wer stürzt und stirbt, kann sich nie mehr erheben,
Zu viele sah er schon an Gräbern stöhnen.
Die letzten Stunden, die er noch gewonnen,
Will er sich nur noch in sich selber sonnen.

Glückseliger, wie bist du zu beneiden!
Was jeder Tag uns bringt in seinem Lauf
An Glück und Unglück, Werden und Verscheiden,
Dir ist gleichwert Geriesel und Gerauf.
Du hast zu viel erlebt an Freud und Leiden,
Da hört dir endlich das Erkennen auf.
Gelassen lächelst du ins Erdgewimmel,
Als sässest du schon wohlgemut im Himmel.

Leb wohl, mein Greis. Ich geh durch deinen Park,
Den deine Güte jedem offen stellt:
Hoch in den Pappeln hadern quark und rark
Vier Raben um ein warmes Wipfelzelt.
Und Nachtigallen jodeln stur und stark
Ihr herrisch Brautlied in die Liebeswelt.
Die alten Eiben streun einschläfernd Gift
Und deuten so vergangner Zeiten Schrift.

Fast wärs mir unter diesen Rätselbäumen
Ergangen, wie es manchem schon erging:
Der nie mehr aufwachte aus seinen Träumen,
Wenn er sein Ränzel ins Gezweige hing,
Um hier den heissen Mittag zu versäumen,
Und den dafür der ewige Schlaf umfing.
So macht ich schleunig mich auf die Gamaschen
Und liess mich nicht vom Sensenmann erhaschen.

Ich kam durch einen Teil vom grossen Garten,
Wo Louis Quinze und Louis Seize noch weilten,
Wo rings Le Nôtres Heckenkünste starrten.
Bis sich die steifen Bäume wieder teilten
Und ungestutzt im Wind die Aeste knarrten,
Die allgemach von der Natur geheilten.

Verdutzt stand plötzlich ich in einer Wildnis,
Und vor mir zeigte sich ein seltsam Bildnis:

Das Bild: Ein Kirchlein lugt aus Farn und Gräsern,
Friedlich und stumm, vergessen, trösteweich.
Kein Ton von schrecklichen Posaunenbläsern
Schrak hier wohl je den Christen käsebleich.
Wer weiss, ein Trupp von frommen Bibellesern
Erbaute sich einst dieses Gnadenreich.
Ich seh durchs Gitter, sehe Sarg an Särgen,
Das Kirchlein scheint die Ahnengruft zu bergen.

Als ich nun niederschaute auf die Wappen,
Klangs leis herauf zu mir aus dem Quartier
Der Ritter, Edeldamen, Edelknappen:
Ach, wären wir im Sonnenlicht bei dir!
Und könnten lüften unsre Gugelkappen
Und wieder jauchzen unter Mensch und Tier!
Ich wandte mich betrübt von solchem Gruss
Und lenkte um die Mauern meinen Fuss.

Da fand ich, als ich um die Ecke bog,
Ein Epitaph im schlimmsten Mönchslatein,
Das mich sofort in tiefes Sinnen zog,
So prägten sich mir seine Lettern ein.
Wie rührend klang der lange Epilog!
Ich musste gleich dem Dichtersmann verzeihn.
Animula beata Oligarde,
Mit diesem Segenswort begann der Barde.

Klein-Oellegaard*), jetzt will ich dir erzählen,
Hör einmal her von deinem Engelsplatz,
Wie deine Mutter sich um dich that quälen,

*) Oellegaard (Oligarda): dänisch-schleswig-holsteinischer Mädchenname, sprich: Oellegohr.

Du deiner Mutter letzter Lebensschatz.
Freilich, doch darum wirst du mich nicht schmählen,
Ich muss berichten von sehr wüster Hatz.
Und mach ichs gut, wirf mir einmal zum Lohn
Ein Kusshändchen von deinem Sternenthron.

Von vierzehn Kindern blieb der Mutter eins,
Ein Mädchen, Oligarda, dreizehn Jahre.
Auch diese starb. Nun hat die Aermste keins.
Sie legt die Tochter schluchzend auf die Bahre.
Im huschenden Flackerglanz des Fackelscheins
Trägt man die kleine Leiche zum Altare,
Um morgen ins Gewölbe sie zu betten
Und mit den andern Truhen zu verketten.

Wie liegt sie nun vereinsamt in der Nacht;
Ists nicht, als wenn, horch, fernher Wölfe heulen?
Der Deckel hat sie noch nicht überdacht,
Ans Fenster schlagen neugierig die Eulen
Und mustern dumm des Sarkophages Pracht,
Das Kerzenlicht und die umglänzten Säulen.
Die rote Mohnblume der Einsamkeit
Hat Oligardens blasse Stirn geweiht.

Da brennts! Wo brennt es? Wie die Feuer lohen!
Der Himmel qualmt, der Schwede kam ins Land.
Die Stadt, das Dorf, die fernsten Weiler flohen,
Der ganze Horizont ist überflammt.
Betrunken wälzen sich die gierigen, rohen
Soldtruppen vorwärts, ausser Rand und Band.
Ans Kirchlein, näher, hör ich eine Trummen
Ganz schwach, dann stärker, immer stärker brummen.

Und eine Abteilung kommt anmarschiert,
Und hält am Gotteshaus, um zu verschnaufen,

Und sieht erstaunt es hell illuminiert.
Hinein stürzt spornstreichs der gesamte Haufen:
Sind Kameraden drinnen einquartiert?
Vielleicht giebts da zu fressen und zu saufen!
Halt, halt! Sie stutzen, glotzen. Was ist das?
Der Raum ist leer, kein Futter winkt, kein Fass.

Nun stossen sie zum Plündern weiter vor,
Aus aller Herren Ländern sinds Hallunken,
Der Schwede goss sie zum Elitecorps
Und scheint mit dem Gesindel noch zu prunken.
Hier raubt ein Spanier, dort ein Tabumohr,
Ein Türke wirft zum Brand die ersten Funken.
Ein Römer rast nach vorn und — schlägt ein Kreuz,
Vor einem Sarge stockt er: ihn gereuts.

Und alle stehn im Umkreis um die Leiche.
Ein Augenblick, dann bricht der Satan aus:
Sie raffen sie, wie Linnen von der Bleiche,
Und kollern auf die Fliesen sie hinaus,
Und tanzen wild, wie um die Martereiche,
Und zerren ihr vom Latz den Veilchenstrauss.
Und einer reisst ihr auf den süssen Mund
Und giesst ihr Schnaps, ihr Heiligen! in den Schlund.

Da öffnet sich die Thür, sehr langsam, schwer:
Ein winziger Herr, im Pelz, von Gicht ganz krumm,
Noch jung, steht sprachlos da, wo kommt er her?
Und steht noch immer spukhaft starr und stumm.
Jetzt löst er die Pistole aus dem Wehr
Und schiesst: ein Polak kugelt sich rundum.
Blitz, der! Der Torstenson, genannt „der Schlag",
Traf eben ein im Holstenland aus Prag.

Das Fähnlein sockt davon. Die Trummen schallt,
Erst laut, dann schwächer, ferner, schwächer, Schweigen.
Die weissgetünchten Wände schauern kalt,
Verschwunden ist der fürchterliche Reigen.
Wie ein Gespenst durchscheint der Mond den Spalt
Und möchte sich voll Mitleid niederneigen.
Die Morgenröte kriecht aus Wolkenwellen
Und wagt es kaum, das Kirchlein zu erhellen.

Der Tag bricht an. Verzweiflung. Doch, ein Muss:
Sie wird von neuem in den Sarg gewiegt,
Wo ihr zu Häupten, nach dem Abschiedskuss,
Der rote Mohn der Einsamkeiten liegt.
Ein Epitaph aus Marmor wird zum Schluss
Den kahlen Aussenmauern angeschmiegt.
Sanct Michael steht mit dem Schwert davor:
Animula beata Oellegaard.

Leb wohl, Klein-Oellegaard, vergiss mich nicht,
Ich will nun wieder meine Wege gehn
Durch Junimittagsglanz und Sonnenlicht,
Heut bläst der Herold Gottes: Auferstehn!
Komm, Oligarda, mit in dies Gedicht:
Syringen, Goldregen, erschlossne Schlehn.
Mein glücklich Seelchen schläft im Särgechor,
Animula beata Oellegaard.

Als ich zurückging, fand ich noch den Greis,
Er sass wie vordem an derselben Stelle
Und schaute seinen Tauben nach, die weiss,
Schlehblütenweiss sich hoben aus der Helle,
Sich hoben aus dem blauen Himmelskreis,
Im Meer der Luft wie eine Silberwelle.

Verlor sich eine aus dem kurzen Bogen,
Kam bald sie pfeilschnell hinterher geflogen.

Von Kindheit an kenn ich den alten Herrn,
Von jeher hat mein Herz an ihm gehangen,
Auch hat er mich, ich weiss es, wirklich gern.
So bin ich denn zu ihm hinaufgegangen,
Zu ihm, der hoch schon in den Achzigern,
Und ward mit leisem Freudenruf empfangen.
Als treue Nachbarn sind wir eng verbunden,
Viel Anregung hab ich durch ihn gefunden.

Heut schien er aufgelegt, und seine Lippe
Verschenkte mir viel Weisheit, Weltflucht, Wahrheit.
Vom Nacken sass ihm weit die Todeshippe,
So ruhig sprach er und mit solcher Klarheit.
Nur ganz zuletzt ward grob er wie Xanthippe:
Das Leben ist halt eine einzige Narrheit!
Da fuhr mein Wagen vor. Die Excellenz:
In Poggfred, bitt ich, meine Reverenz!

Ah, solch ein Frühlingstag: Der Sommer streckt
Den heissen Arm nach immer frührer Stunde,
Die schneller, zeitiger den Schläfer weckt.
Und schon geht durch die Gärten frohe Kunde,
Dass sich das Land mit Rosen überdeckt:
Und Rosen sind ein Balsam mancher Wunde.
Noch ein paar Nächte, und der Sommer hat
Die sichre Herrschaft über Flur und Stadt.

Ich höre Stimmen hinterm Knick: „Johann,
Hest du de Hark ock mitbröcht?“ „Dammig, nä,
Dat hev ick rein vergeten.“ „Döskopp.“ Dann
Vermischen sich die beiden zum Couplet,

Das grade nicht als Beispiel dienen kann
Für eines sanften Umgangs ABC.
Bald aber säuselts nur noch engelgleich,
Denn mählich kam ich ausser Lauschbereich.

Aus einer Kathe steigt der Rauch empor,
Sie ist umhegt von einem Eschenkreise,
Die Wipfel sind des Friedens hohes Thor,
Der sanfte Herdrauch macht die Himmelsreise.
Die Thür geht auf, die Käthnersfrau tritt vor
Und sieht sich um, sieht nach dem Fahrgeleise,
Sie wartet wohl auf einen, den sie liebt,
Und dem sie ihre Sehnsucht gab und giebt.

Und richtig, während sie noch steht und schaut:
Beurlaubt kommt dort ein Soldat gegangen,
Im Helm; ins rote Taschentuch, verstaut,
Hat er sein bischen Notbedarf gehangen.
„Na, Jung, wo geit't?" Ein unterdrückter Laut,
Und Sohn und Mutter halten sich umfangen.
Sein Dorfmädel lugt hinterm Schober scheu:
Blieb er mir in der Garnison auch treu?

Mien Länneken, dat is'n beten „dröhnig",
Es zeigt nicht offenkundig Lust und Schmerz,
Und das ist herrlich, wie wenn stolz ein König
In starren Panzer hüllt sein starkes Herz:
Die andern halten ihn für recht eintönig,
Der durch die Tageswildnis geht ins Erz.
Und hat vielleicht ein mitleidig Gemüt,
Das wie die Blume unterm Eise blüht.

Mein Heimatland, dich lieb ich nie genug,
Zwar hast du niemals dich um mich geschoren,

Na, lat man sien, dich lieb ich Zug für Zug:
In deinem Wälderschutz bin ich geboren
Und sah auf deiner Flur den ersten Pflug,
So hab ich mich für immer dir verschworen.
Doch bin ich ganz vom Thema abgekarrt;
Wo blieb ich stehn? Ah, bei der Heimkehrfahrt.

Die Sonne geht und auch der Tagesschein,
Ein schwerer Duft zieht über Rain und Rasen.
Die Luft ist lau, der Hügel ruht wie Stein,
Wo, himmelabgezeichnet, Kühe grasen.
Dort in den Garten tritt ein Prinz hinein,
Wo laubige Linden stehn um Marmorvasen:
Ein Prinz mit grossen blauen Dichteraugen,
Die ernst die Märchenschönheit in sich saugen.

Nun hat der heitre Tag sich ausgelacht,
Die Farben dämmern in einander über;
Der ganzen, bunten, hellen Farbenpracht
Stellt sich ein finstrer Riese gegenüber
Und drückt sie langsam in den düstern Schacht,
Der letzte satte Ton stirbt matt hinüber.
Noch fern ein Stückchen fahles Abendrot,
Ein schwarz Gewölke harkt es in den Tod.

Ich fahre meinen Weg im Dunkeln weiter,
Im Dunkeln kommen mancherlei Gedanken,
Recht störend oft und lästige Begleiter,
Die sich um unsre Seele kriechend ranken.
Und die Gedanken werden immer breiter,
Je mehr wir sie im Innern niederzanken.
So fiel mir aus der heutigen „Landpartie“
Das Wort ein, das zum Schluss der Schlossherr schrie:

„Das Leben ist halt e i n e Narretei."
Wie aber, wenn dem wirklich nun so wäre?
Wenn alles nur ein grässlich Einerlei?
„Nicht wert des An- und Ausziehns?" Zu viel Ehre!
Dann dank ich für die schale Mummerei!
Was nützt die Schule, oder sonstige Lehre?
Der Zweck von allem? Was ist Anfang? Endnis?
O masslos Weh der ödesten Erkenntnis!

Bin ich denn solcher Pessimist geworden?
Und schlimmer noch: ein Phrasendrescher gar?
Nein, lieber tret ich in den Bettelorden!
Man soll die Erde nehmen klipp und klar,
In Mollakkorden und in Durakkorden!
Sie bleibt dieselbe, wie sie ist und war.
Von Anbeginn und bis in Ewigkeit
Drehn sich, ein Karussell, Friede und Streit.

Zwar scheint die Molltonart oft überwiegend,
Wie wars doch, als ein Traum mich neulich plagte:
Aus einem Eden in ein Prunkschloss biegend,
Betrat ich einen Saal, der so hoch ragte,
Dass sich die Decke, durch die Wolken fliegend,
Fast mit dem Scheitel an die Sterne wagte.
In Herrenchiemsee wird er heut noch prunken,
Wo einst ein König schritt, von Schönheit trunken.

In solcher Halle ging ich auf und nieder,
Von ungeheuerm Lichtmeer übergossen.
In dieser Halle ging ich auf und nieder,
Von Einsamkeit in Ueberfluss umflossen.
Und in der Halle ging ich auf und nieder,
Als wär sie mir, und keinem sonst, erschlossen.

Mein Fuss, der knarrend durch die Stille drang,
Gab in der Stille auch den einzigen Klang.

Da hört ich, während meiner Wanderung,
Es zischeln hinter Sesseln, Wänden, Säulen:
Du Mörder, Wechselfälscher, Galgenstrunk.
Dann kam es leise wie aus Schlangenknäulen:
Du Hundsfott, wart auf deine Züchtigung,
Wir wollen das Erinnyenlied dir heulen ...
So gehn wir arglos durch den Menschensaal,
Verfolgt vom ganzen Obertribunal.

Lieblosigkeit und Neugier, Zwillingsschwestern,
Sie geben Tag und Nacht dir das Geleite,
Sie sind von morgen, sind von heut und gestern
Und weichen keinen Schritt von deiner Seite.
Sie einigen sich zu würdigen Orchestern
Und tragen ihren Ton in Näh und Weite.
Drum komm zuvor und mach dein Ohr leicht, Ohr licht,
Denn überall heissts Vorsicht, Vorsicht, Vorsicht.

Verleumdung, Klatschsucht, auch ein edles Päärchen,
Und eng verwandt mit — doch ich werde dumm.
Die Psychologen spalten diese Häärchen
Und drehn viel besser dann die Spitzen um.
Und die Moral schickt gleich ein Kommissärchen
Und hält geschwinde ein Colloquium.
Nur eins noch möcht ich selber untersuchen
Und es in diese Stolperstanzen buchen:

Ja, Vorsicht, Vorsicht! Ach, was soll sie nutzen,
Wenn jeder Augenblick uns töten kann!
Ob Paradiesesthäler, ob Abruzzen:
Gleich kommt ein Räubersmann und fällt uns an

Und sticht uns tot, wie sehr wir ihm auch trutzen;
Vorsicht ist ein ohnmächtiger Tyrann.
Wer Unglück hat, der strauchelt selbst im Grase
Und bricht sich, wie das Verslein sagt, die Nase.

Noch halten holde Träume dich umfangen,
Die nächste Stunde hast du Gallenfieber.
Noch prahlen blühend deine roten Wangen,
Und Morgen? seh ich dich als Schattensieber.
Heut rasselst du mit goldnen Ritterspangen,
Und künftig Jahr? hm: bist du Karrenschieber.
Nenns Fatum, Schicksal, Zufall, nenns Kismet,
Wo wäre der, der jemals ihm entgeht?

Das Schwert hängt über uns stets lass und lose,
Ein Hauch, es fällt: still traf uns seine Tücke.
Es stach sich wer beim Pflücken einer Rose,
Zeitlebens ging er deshalb an der Krücke.
Auch mir passierte mal 'ne nette Chose,
Ich sehe noch des kleinen Dolchs Gezücke.
Und das begegnete mir in Marseille,
Als ich dort einfuhr, bliess man grad Reveille.

Das schrieb ich eben nicht des Reimes wegen,
Nein, es war wirklich so. Und nun: Beginn:
Ich fuhr durch der Provence milden Segen
Und eilte südwärts, nach Marseille hin,
Um einen Kranz zu Füssen ihr zu legen,
Des mittelländischen Meeres Königin.
Zwar „Königinnen" hat dies Göttermeer
(Verzeih mir, Napoli) ein ganzes Heer.

Auf der Promenade de la Corniche war
Ich täglich Gast und schaute auf die Wogen.

Es war im März, der Himmel sommerklar,
Von drüben kam ein heisser Duft gezogen,
Von Afrika, vielleicht vom Nil sogar,
Den hab ich in mein heisses Herz gesogen.
Vor mir stand Hannibal und sein Geschick,
Und jene Königin mit dem Schlangenblick.

Massilia, was fiel mir damals ein,
Auf dieser wundervollsten Promenade:
Ich sahs in meinem Schleswig-Holstein schnein,
Der März ist da meist ohne jede Gnade,
Ich sah ein Haidehaus, im Torf, allein,
Es liegt im Moor wie eine Totenlade.
Oft hab ich drin, nach mancher Jagd, geruht
In eines hübschen Bauernmädchens Hut.

Das waren stille Tage, stürmische Nächte,
Ein Winterglück, ein Jägerglück, ein Traum.
Du liebes Mädel, deine flachsne Flechte,
Die frischen Lippen, deiner Wangen Flaum:
Wer mirs in dieser Stunde wiederbrächte!
Die Palme gäb ich um den Zwetschenbaum
Vor unsrer Thür, gar wenn die Flocken stoben,
Mit weissem Schleier ihn und uns umwoben.

Mit Wildbret kehrt ich heim vom Weidmannszug,
Im Dämmer führte mich der Abendstern.
Mettwurst und Ledderkäs, der Dorfbierkrug,
Als Dame d'honneur de schlankse Buerdeern.
Das samtne Mieder, das Gesine trug,
Das strotzend, streng sich strammte, trug sie gern.
Seid unbesorgt, die Tugendtante wacht,
Und damit sag ich allen Gute Nacht.

Mein Schleswig-Holstein, tief im Schnee versiegelt,
Wie lieb ich dann dich erst, mein Wiegenland:
Du hast die Thüren alle fest verriegelt,
Und deine Knicks sind Wetterschirm und Wand,
Bis sich in deinen Fenstern wieder spiegelt
Des Sommers roter Abendsonnenbrand.
Mein Schleswig-Holstein, tief im Schnee vermummt,
Nie bist du laut, nun bist du ganz verstummt.

Pardon, vom Meere mediterrané
Sprang ich nach Norden; schnell zurück den Sprung!
Kamelien blühn noch weisser als der Schnee,
Das blaue Meer bringt mich in alten Schwung:
Ich sag der Rue de la Corniche Ade,
Und bin in andrer Strassengliederung.
Dort fand ich, wegab, rings in Blumenbeeten,
Ein zierlich Wirtshaus, und bin eingetreten.

Die Klinke halt ich schon in meiner Hand,
Da wird die Thür von innen aufgeschmissen!
Was ist? Ein Weib ist an mich angerannt,
Umklammert mich wie einen Leckerbissen.
Vier Kinder hängen ihr am Schürzenband,
Ein fünftes hat sie an die Brust gerissen.
Die Linke halt ich unwillkürlich vor
Und bin im Handumdrehn ihr Garde du Corps.

Ein Mann kommt funkelnd auf uns zugesprungen,
Ihr Ehgespons? Sein Messer blitzt wie Feuer,
Er sticht, ich hab nicht mal mit ihm gerungen,
So atemlos lief dieses Abenteuer.
Der Dolch hat meinen linken Arm durchdrungen,
Ich purzle und verliere Stab und Steuer.

Im Fallen denk ich, sonderbarerweise,
Im Sturz noch: Dazu also diese Reise?

Im Nu sind um mich viele Menschen schon,
Und schwarze Augen brennen sich in meine.
Sie treten mich, ich hör ihr wütend Drohn,
Und alle brüllen rasend im Vereine:
Er ist ein Dieb, ein Gauner, ein Spion,
Wir binden ihn, hier ist die Wäscheleine!
Ich blute schwer, es schwindet mir der Sinn,
Ich wache auf und weiss nicht wo ich bin.

Im Kerker? Noch ist nicht mein Arm verbunden,
Wie lange, lange soll ich hier denn warten?
Ich hungre, durste, Schritte, bin gefunden:
Ein Hin und Her, Verhöre aller Arten,
Der Telegraph, die Botschaft, noch zwei Stunden,
Bis sich die wüsten Wirren offenbarten.
Spielt so der Zufall? War das Schicksalstücke?
Wer findet zwischen beiden je die Brücke?

Da fällt mir ein: »Der Wurm sprach: Ich verzichte,«
So steht es irgendwo bei Liliencron
In einem Robben-Räuber-Rundgedichte.
Das sagt ich auch mit sauersüssem Hohn
Und reiste schleunigst ab nach der Geschichte,
Vergangen war mir jede Illusion.
Und hier wie stets: Erfahrung macht den Meister,
Wenn einer sorglos Schlitten fährt, entgleist er.

Das passt ja gar nicht in dies Intermezzo,
Was soll Erfahrung hier für »meinen Fall«?
Doch da ich just das Wort Erfahrung jetzo
Beim Wickel habe, spiel ich mit ihm Ball,

Und finde diese Wendung auch ganz nett so
In ihrem fürchterlichen Reimeschwall.
Erfahrung heisst die alte gute Trudel,
Die uns herauszog aus dem Jugendstrudel.

Und aus Erfahrung wird man dann Philister,
Das klingt verzweifelt, ja, es klingt verdammlich.
Mir ists ein Trost, und gar nicht mal ein trister;
Das allerdings, hm, räuspre, hm und stamml ich.
So werd ich gar am Ende noch Magister,
Und euern Spott auf meiner Glatze samml ich.
Der »Bruder Liederlich« singt: Preis und Ruhm,
Es lebe hoch, hoch das Philistertum!

Wir schmauchen »unser Pfeifchen«, wohl bekomm es,
Wir leisten uns ein bisschen Corpulenz.
Und unser Lebensfeuer: ach, verglomm es?
O nein, wir speisten es mit Abstinenz.
Wir werden sacht ein Thier, ein gutes, frommes,
Und alle Unruh wird uns Poenitenz.
Der Lehnstuhl und die Zeitung sind die Losung,
Und wie beim Karpfen mehrt sich die Bemoosung.

Was fällt mir ein? wo bin ich hingeraten?
Ich wollte doch vom Glück der Ehe schreiben,
Und wühle mich in allerlei Cantaten,
Die gar nicht passen in dies Kesseltreiben.
Der Leser stellt mich hin als Inculpaten
Und ruft mir zu: Das lassen Sie hübsch bleiben!
Pardon, dies Faseln ist mein Jagdrevier,
Es thut mir leid, car tel est mon plaisir.

Zur Sache! Endlich! Ja, das war mein Zweck:
Vom Glück der Ehe wollt ich einmal künden,

Dass sie des Lebens Eiland ist und Eck,
Dass sie allein, wenn wir den Herd uns gründen,
Der Liebe giebt gesicherten Versteck,
Weil Eintracht und Verständnis sich verbünden.
Vorausgesetzt, dass sie »vom Himmel« ist,
Sonst ist sie teuflisch wie der Antichrist.

Ihr Götter, ja, ich spiel mit meinen Kindern,
Seht ihrer Unschuldsaugen Weihnachtssterne!
O, Götter, euch, euch alten Bürstenbindern
Gesell ich mich mit meiner Hauslaterne!
Kein Schwarzer Mann soll meine Kleinen hindern,
Sich tüchtig auszutoben bis zum Kerne.
Dann schlafen sie mit heissen Bäckchen ein
Und werden wohl bei Gott im Himmel sein.

An meinem Schreibtisch hatt ich heut Besuch,
Grimms Märchen trug mein Töchterchen heran.
Dies ewige Stören ist Familienfluch!
Ja, aber, wie, was? Bin ich ein Tyrann?
So bleib denn hier mit deinem lieben Buch,
Und Abel, höre zu! Und ich begann
Mit Rotkäppchen. Dann andrer süsser Trödel.
Noch nicht genug? Nein, nein. Schluss: Aschenbrödel.

Was? Noch mehr lesen? Nein, das ist zu viel!
Na, zeig mal her denn! Ah, der Fitzebutze!
Der treibt ein ganz entzückend Narrenspiel,
Und seine Weisheit mach dir recht zu Nutze!
Mein Freund, der Fitzebutze kennt sein Ziel,
Ich glaube gar, dass ich mich mit ihm dutze.
Nun, wähl dir aus. Das mit dem »Maulkorb« denk ich,
Das macht mein Plappermäulchen wohl bedenklich.

Mein Söhnchen sitzt vor mir in seinem Stühlchen,
Was soll ich, Wölfchen, bloss mit dir anfangen?
Du hast bis dato ja nur ein Gefühlchen:
Nach Milch und Schlaf steht einzig dein Verlangen.
Nun, kleiner Wulff, pass auf, du Ridicülchen,
Vielleicht kann ich auch deine Gunst erlangen:
Ich sing dir vor aus Carmen fesch und forsch!
Er horcht mit offnem Mäulchen wie ein Dorsch:

L'amour est enfant de Bohême,
Qui n'a jamais connu de loi,
Si tu ne m'aimes pas, je t'aime,
Si je t'aime, prends garde à toi!

Er reisst entsetzt die Aeuglein auf und — he,
In meinem Wagen sitz ich ja noch immer
Und fahre durch die Frühlingsnachtallee.
Ich sehne mich nach meinem Suppenzimmer;
Im Frack erschein ich ständig beim Diner,
Stets auch die Meinen im Toilettenschimmer.
Ein wenig muss man thun für sein Decorum,
Das sagt ich mir vor meinem eignen Forum.

Da endlich, Poggfred leuchtet durch die Zweige,
Johann, fahr zu! Und reck dich mal empor.
Und »elegant« nimmt er die Gartensteige
Und fährt mit »tadelloser Grazie« vor.
Ihr Kinder, Weib, Magd, Knecht, Vieh, alles zeige
Sich jetzt an meinem lieben Jagdhausthor!
Hurrah, die Thür ist mit Lampions geschmückt,
Und meine Teckel blaffen wie verrückt.

Am Wagenschlag steht Bertouch, ganz schlohweiss,
Treu meinem Hause bis zum Höllenschlunde.

Und in der Halle, hell im Kerzenkreis,
Erwartet die Baronin mich im Bunde
Mit Wulff. Sie, meines Lebens Himmelspreis,
Soll bei mir sein auch in der letzten Stunde.
Vadder un sien Familj. Klein Abel lacht:
Papa, hast du mich auch was mitdebacht?

NETZAETZUNG NACH EINEM KOLORIERTEN HOLZSCHNITTE UNBEKANNTER HERKUNFT AUS DER K. K. HOFBIBLIOTHEK IN WIEN.



WIE KAISER KARL DER GROSSE EINE TOTE JUNGFRAU LIEBTE/ VON MESSER SEBASTIANO ERIZZO, VENETIANISCHEM EDELMANN/ AUS DEM ITALIENISCHEN DES XVI. JAHRHUNDERTS VON PAUL ERNST.



AN schreibt, dass der König Karl, den die Franken durch den Beinamen des Grossen neben Pompejus und Alexander gestellt haben, eine über die Massen hitzige Liebe zu einer Jungfrau fasste, welche, wie es wenigstens in seinen Augen schien, jede andere des fränkischen Reiches an Schönheit zu diesen Zeiten übertraf. Es war dieser König von so hitziger Liebe zu ihr entzündet, er war so verderbt, und seine Seele war so bestochen von ihren feinen und unzüchtigen Liebkosungen, dass er sich um den Schaden nicht kümmerte, den er dadurch an Ruf und Ehre nahm, und seine Gedanken von der Regierung des Reiches abwendete, alles andere und endlich sich selbst vergass, und auf nichts weiteres achtete, wie ihr zu gefallen; noch Glück und Ruhe fand, wenn er nicht in ihren Umarmungen war. Solches zog dem König nicht nur grossen Tadel in seinem Königreiche zu, sondern auch den grössten Unwillen und Schmerz bei den Seinen. Aber da auf immer alle Hoffnung verloren schien, dass das Uebel des Königs aufhöre, da die unvernünftige Liebe die königlichen Ohren allen wohlthätigen Ratschlägen verschlossen hatte, überkam ein unerwarteter Tod das Weib, welches die Ursache des ganzen Uebels war; worüber eine sehr grosse, wenn auch geheime Freude erstlich alle Männer des königlichen Palastes ergriff und gleicherweise des Reiches. Darnach kamen sie in viel grösseren Schmerz, denn der erste; da sie die Seele des Königs durch den Tod jener von einer noch schwereren und thörichteren Schwäche befallen sahen; deren Wut der Tod nicht linderte, sondern an dem faulenden und bleichen Leichnam erwies sie sich heftiger und gab ihre wunderbaren Wirkungen zu sehen. Deshalb, nachdem der König den Körper der Toten mit Bal-

sam und Spezereien zugerichtet und hergestellt hatte, mit teuren und kostbaren Edelsteinen geschmückt und mit Purpur bekleidet, blieb er ihr zur Seite Tag und Nacht: und besiegt von einer brennenden Begierde und von der überfliessenden Liebe, stand er nachdenklich besagten Körper betrachtend. Was den Zuschauenden klar zeigte, wie feindlich sich die Umstände des Liebhabers und des Königs waren, und dass man sie nicht ohne Zwietracht zugleich ertragen konnte; da ja die Regierung nichts anderes ist, als eine gerechte und ruhmreiche Herrschaft, die Liebe aber eine ungerechte und thörichte Sklaverei.

Nun kamen von allen Seiten die Gesandtschaften von allerlei Völkern und die Häupter und Ersten verschiedener Provinzen zum königlichen Hofe und zu dem verliebten König, wegen wichtiger Geschäfte des Reiches; aber der elende Fürst, allein an seinem Bett, jagte sie alle fort, und blieb bei geschlossenen Thüren beständig bei dem toten Körper; indem er häufig seine Geliebte rief, wie wenn sie lebte, derart, dass es schien, sie müsse ihm antworten. Ihr erzählte er seine Gedanken und verliebten Qualen, ihr hauchte er seine bangen Seufzer, über ihr vergoss er bittere und unaufhörliche Thränen; welche die Begleitung der Liebe sind und welche der sonst so weise König als Zuflucht und Trost nach den andern Ereignissen erwählt hatte. So wehklagte er vielfach über dem Leichnam und rief: O grausamer und unbarmherziger Tod, unfehlbares Begebnis alles Geschaffenen! Wie hast du die Welt und dies Land um solche Schönheit und Kostbarkeit ärmer gemacht, vielleicht, um mit ihr den Himmel zu bereichern? oder sie unter die Sterne zu versetzen, und hast mich zu ewiger Klage verurteilt? O einzige Stütze dieses müden Lebens, so hast du also deinen Lauf vollendet, von allzufrühem Tod hinweggerissen! Hätte es doch Gott gefallen, dass zu der gleichen Zeit, wo du diese Welt verliessest, auch mir das Ende meines Lebens gekommen wäre! Denn wie er sich immer einen längeren Zeitraum von dem deinen hinauszieht, werde ich immer in Qualen leben, indem ich ein Leben aushalte, das viel schlimmer ist als der Tod. Du, Tod, bist der Kummer der Frohlichen und die Sehnsucht der Elenden und machst die Seelen der

Sterblichen unzufrieden, denn du kommst unerwartet den Glücklichen und fliehest die, welche dich rufen und ersehnen. Ach, wie glücklich wäre ich bei deinem Nahen, wie getröstet stürbe ich, um mich diesen Qualen zu entziehen, um diese Seele aus ihrem irdischen Körper zu befreien, der sie in so harter Knechtschaft voller Martern hält. O Herrschaft, o Scepter, o Krone, was helft ihr mir in diesen Sorgen und Kümmernissen der Liebe? Welche Stütze gewährt ihr mir? Ich besitze die schönsten und reichsten Paläste, unendliche Schätze, die grössten Reiche, den Gehorsam vieler Völker, die durch meine vielen und herrlichen Siege unterjocht sind. Weshalb hat sich nicht auf diese Dinge, o Tod, durch Feuer, Wasser, Raub oder verschiedene Zufälle und Wechsel des Geschickes dein Zorn gegen mich erstreckt? Diese Dinge hast du mir gelassen, die mich nicht trösten und nicht zufrieden machen, und hast mich des Einzigen beraubt, was ich lieber hatte als alles andere. Gott helfe dir, vielgeliebte Jungfrau; eher wird die dunkle Nacht der Finsternis Licht bringen, Wasser und Feuer, Tod und Leben, Meer und Sturmwind Gemeinschaft haben, als meine liebenden Gedanken sich von dir wenden. Wie beneide ich den Himmel, der dich besitzt, und der ein so schönes Licht in sich schliesst! Und weshalb ziehst du, seliger Geist, mich nicht nach oben, damit sich meine Seele mit der deinigen vereine? Vom Himmel, nicht von sterblichen Menschen, wurden dir so viel Tugenden und Schönheiten gegeben, deshalb ist es wohl passend, dass du als Geschöpf himmlischer Verwandtschaft zum Himmel zurückkehrtest. Durch die Gewalt des Todes verbirgst du mir diese schönen Augen, aber ich habe dein Bild tief in meinem Herzen eingegraben. Und wie deine heiteren Augen mir den Frieden brachten, so bin ich jetzt in beständigem Krieg, seit der Tod sie geschlossen und dunkel gemacht hat; deren Tugend so gross war, dass sie meinen Geist beherrschte und jetzt mit unbarmherziger Feile mein Leben schwächer macht. Du warst in deinen Handlungen vornehm und fürstlich, und in deinem Aussehen demütig. Du warst die wahre und vollkommene Wohnung der Grazien, in dir hatte die Liebe ihren Aufenthalt und schien mit dir geboren zu sein. Dich

hat Venus selbst zu ihrer Erbin gemacht, die du an jeglicher Schönheit übertrafst; und je mehr ich sie preise, sehe ich ein, dass ich zu wenig über sie gesagt habe. Ich fühle mich in Wahrheit in Eis und in Feuer, und aus einem kalten Marmor geht hervor die glühende Flamme, der eine solche Kraft geblieben ist, dass aus einem bleichen und toten Körper ihre Funken sprühen. Und wenn ich für dich immer leben wollte, so möchte ich jetzt, da ich dich nicht mehr habe, sterben. Deine Schönheit, deine Anmut, die Lieblichkeit und die Tugend waren die Zauberer, welche in dich mich verwandelten. Deshalb sehne ich mich die Augen zu schliessen, um nicht den Verfall deiner Schönheit zu erblicken. Ach, wenn du tot bist, bleiben ohne ihre Sonne die Welt und meine Augen, die kein anderes Licht haben! Ich staune, wie ich leben kann ohne Seele, die du ja mit dir genommen hast; was nicht möglich wäre, wenn die Liebenden nicht losgelöst wären von jeder menschlichen Art. O grosse und lebendige Kraft der Liebe, die du so der Vernunft widersprichst, heiterer Schmerz, mutige Furchtsamkeit, verdriessliches Vergnügen, kranke Gesundheit, Arznei, die Leiden schafft und Leben, indem sie tötet, was willst du mehr von mir? Du hast in mich das glühende Verlangen gelegt, das gemässigt war, während sie lebte, und nun, da sie tot ist, höher als je aufflammt; gieb mir, ich bitte dich, Hilfe, entferne von mir deine Fackel, und, da ihr wirklicher Gegenstand fehlt, höre auf, deine Pfeile gegen mich zu senden; gieb Verzeihung meinem verwundeten Herzen, und lass ihren Tod und die Zeit die Arznei meines Lebens sein.

So waren die Worte des unglücklichen Königs, welche er, untermischt mit Thränen und Seufzern, ausrief: aber sie waren in den Wind gesprochen und über einen Leichnam und halfen ihm nichts, sondern waren vielmehr Ursache, seine Leiden zu vergrössern. Aber es erreichten im Verfolg dieser Liebe die Priester des Tempels wunderbare und unglaubliche Dinge. Denn es befand sich zu dieser Zeit am Hofe der Bischof von Köln, ein Mann, wie man sagt, der berühmt war durch Heiligkeit und Weisheit und damals im Rat des Königs der Vornehmste, welcher, zu Mitleid bewegt durch den elenden Zustand

seines Herrn, nachdem er eingesehen hatte, dass alle menschliche Hilfe und Mittel bei dem schweren Leiden des Königs nichts halfen oder nützten, als guter und frommer Hirt sich zum göttlichen Beistand wendete, ihn aufsuchte, auf ihn alle Hoffnung setzte und von ihm das Ende eines so grossen Uebels mit demütigen und frommen Gebeten erflehte. Nachdem der heilige Bischof dieses fromme Werk lange fortgesetzt hatte und gänzlich dabei beharrte, wurden am Ende durch die Güte Gottes seine Gebete erhört, indem darob ein grosses Wunder gesehen wurde. Als der Bischof die heilige Messe feierte und viele fromme Gebete gesprochen hatte, indem er die Brust mit Thränen badete, wurde eine Stimme vom Himmel gehört, welche sagte, unter der Zunge der toten Jungfrau sei die Ursache für die Wut des Königs verborgen. Darüber wurde der Bischof froh, beendete seinen Dienst, ging gleich dahin, wo der Leichnam lag, und da er freien Eintritt hatte, ging er in das königliche Gemach; und indem er heimlich den Finger dem Leichnam in den Mund steckte, fand er dort unter der kalten und starren Zunge verborgen, einen Edelstein, gefasst in einen kleinen Ring, den er alsbald herausnahm. Aber nicht lange darauf kam Karl zurück, und indem er nach seiner Gewohnheit in das Zimmer der toten Jungfrau ging, kam ihm eine solche Furcht vor dem Anblick des Leichnams in die Seele, dass er nicht mehr wagte, ihn zu berühren und befahl, dass er gleich fortgebracht und beerdigt werde, als ob er, nach langem Wahnsinn, wieder zu sich gekommen wäre. Nachdem alsdann dem König von dem Bischof der Vorfall erzählt war, und wie er von solcher Raserei durch die göttliche Hilfe befreit sei, stattete er erstlich der Güte Gottes den geschuldeten Dank ab und wendete sich dann gänzlich dem Bischof zu, begann ihn zu lieben, ihn zu ehren, ihn zu umarmen, und that nichts ohne seinen Rat, und Tag und Nacht wich er nicht von seiner Seite. Als dieser gerechte und kluge Mann das erkannte, beschloss er, eine solche Last von sich zu werfen und sich von solcher Bürde zu befreien, die vielleicht einem Anderen teuer gewesen wäre. Da er nun fürchtete, wenn der Ring in andere Hände käme oder verbrenne, dass sein Herr in Gefahr komme, so warf er ihn in die Tiefe

eines benachbarten Sumpfes. Zufällig wohnte der König damals mit seinen Herren in Aachen, und seitdem wurde diese Stadt als Hauptstadt über alle anderen im fränkischen Reiche gesetzt. Nichts war dort dem König angenehmer als der Sumpf: dort blieb er, an seinem Wasser hatte er das grösste Wohlgefallen, und an seinem Geruch, wie an etwas sehr Lieblichem, ergötzte er sich. Darnach verlegte er an diesen Ort seinen königlichen Palast, indem er mitten in dem Schlamm, nachdem er mit grossen Kosten hatte Fundamente legen lassen, ein schönes Schloss und einen Dom baute, weil nichts Göttliches oder Menschliches ihn von hier entfernen konnte. Zuletzt blieb er dort den Rest seines Lebens und wurde dort auch begraben, nachdem er vorher bestimmt hatte, dass seine Nachfolger dort gekrönt würden; was auch noch bis auf den heutigen Tag geschieht.

Daraus kann man ersehen, in welche Verfassung den Menschen, wie weise und klug er auch sei, die Wut und der Wahnsinn der Liebe versetzt, wenn sie ihren Ursprung in einer übermässigen Erhitzung im Geist genommen und aus einer zu wenig geregelten Leidenschaftlichkeit entsteht.

ZWEI MENSCHEN

Roman in Romanzen von Richard Dehmel

(Fortsetzung.)

Am Abgrund.

Und es wird immer freier.
Von den Bergen weichen die Morgenschleier.
Noch schwanken Wolken in den Spalten;
aber aus allen grauen Falten
quellen und strahlen wie Diamant
Schneeadern nieder ins grüne Land,
die sich unten in klaren Bächen
Bahn zum dunkeln Strom hin brechen,
steil von Halde zu Halde schäumend.
Das Weib steht säumend:

Wie strebt das alles weg von sich —
o Meiner, Meiner: wohin, wohin!
Jeder Sturzbach zeigt mir, wie Dein ich bin,
und doch lockt jede Wolke mich.
Mir ist so federleicht, zum Fliegen,
was will dies Bangen, es ist kein Grauen:
jeden freien Abgrund möcht ich hinunterschauen,
zwischen Tod und Leben mich wiegen.
Zeig mir das Dorf, wo unsre Räder stehn,
ich kann's ohne Wanken liegen sehn!

Sie will sich über die Tiefe neigen,
sie steht auf einmal tief erschrocken,
hohl erdröhnt das Thal von Glocken,
sie weicht zurück, der Mann lächelt eigen:

Wohin — nun fühlst du's: nicht hinab!
da droht ein Gott: die Welt ist Mein.
Und nicht hinauf: da gähnt sein Grab.
Nur hin, nur hin — dann ist sie Dein!
Dann wird sie dir das Ziel enthüllen,
zu dem der Gieſsbach stürzend springt:
mit Willigkeit den Willen zu erfüllen,
der alles Leben zu Todeslüsten beschwingt:
du wirst dir selbst, in weltlichen Parabeln,
der unbekannte Gott der alten Fabeln!

Er winkt ihr, hält sie, läſst sie schweben;
zwei Menschen sehn ins Ewige Leben.

Noch ein Schritt.

Und sie steigen den bleichen Firnen zu,
von dem fernen stummen Blitzdunst umhaucht,
der die schwülen Almen, die Pfade, die dunkle Fluh,
die Hütten, die Heerden in Geisterlicht taucht;
wie verzaubert glänzt der Blick einer Kuh.
Groſs voll Ruhe, weitauf trunken,
schlürft das Auge die Himmelsfunken,
reglos ragt das Hörnerpaar —

wie die Götterfürstin starrte,
wenn sie auf den Gatten harrte,
dessen Gruſs der Blitzschlag war —
raunt der Mann dem schauenden Weibe
seltsam zu und macht sich frei:
ein erstickter Schrei,
sausend zuckt sein Bergstock an ihr vorbei:
noch ein Schritt, und funkelnd mit peitschendem Leibe

speit unter seinem knirschenden Schuh
eine Viper den letzten Blick ihr zu,
noch tötlich lauernd.
Zitternd, schauernd
naht ihr seine Stimme: Du —
innig bis ins bangste Mark:
Lea! meine Löwin! sei stark!

Sie hat die grofsen Augen geschlossen,
wie ein klein Mädchen steht sie da
mit ihrer Haut voll Sommersprossen,
bleich vom Glanz der Blitze umflossen,
wie verzaubert nickt sie: ja —

ich weifs nit, wie mir eben geschah —
halt mich noch ein Weilchen umfangen,
du warst so ruhig, bleib mir nah —
ich wufst ja nit —: mir graut vor Schlangen —
bis unters Herz ist mir's gegangen —
o geh mit deiner Löwin, Du:
ich glaub, ich bin — lach nit — dei' Kuh —

und zwei Menschen segnen ihr Todesbangen.

Aus Sturm und Nacht.

Und sie seufzen auf aus Sturm und Nacht,
ohne Grenzen fühlt sich Arm in Arm,
durch die rauschende Hütte unendlich warm
wogt und weht das Dunkel hin, und der Schacht
des Rauchfangs funkelt so sternenweifs
wie auf den Bergen das schmelzende Eis,
das Weib flüstert heifs:

Und brächen da jetzt Lawinen herein,
ich würd' aufjubeln: wir leben, leben!
Nit Leib, nit Seel mehr fühl ich Mein,
wenn ich mich dir entgegenhebe
und du dringst immer tiefer in mich ein!
Noch rauscht dein Blut mir, dein Herzschlag, durch alle Poren,
o sag, Lux, sag mir: solche Sekunden,
gelt, hast auch Du nie früher empfunden?!
Ach, hätt ich dich doch selber geboren!!

Sie breitet die Hände zum Firmament,
pulsend wogt das Dunkel, unendlich warm,
mit suchenden Fingern umglüht sie ein Arm,
ein Mann bekennt:

Ja, greif nach den Sternen, als ob sie wüſsten,
was Menschenherzen Höchstes verlangen!
du hast mich geheilt von allen Lüsten,
die nicht der Einen Lust entsprangen,
die ganze Welt im Weib zu umfangen,
du bist es, bist mir, was mich gebar!
Du tauchst mich wieder in die Erde,
als sie noch Eins mit dem Himmel war;
in Dir fühl'ich ihr feuerflüssig Werde
dem kreisenden Raume noch immer sich entwühlen,
und aufgenommen von den Urgefühlen
bringt ihre Glut uns dem ewigen Kreislauf dar!

Er nimmt sie an sich wie ein Riese,
durchs Dach der Hütte funkelt die Nacht
des Sturms mit überirdischer Pracht,
zwei Menschen nahn dem Paradiese.

Im ewigen Eise.

Und sie schweben in steiler Gletscherspalte,
die Seile knirschen, der Atem raucht,
aus dämmernden Grabesgründen taucht
die blaue Klarheit, die schneidend kalte,
und sie finden Halt, der Mann horcht und haucht:

Hier kommen die grofsen Ströme her,
wo die Tiefen weinen vor eisigem Grausen.
Hörst du die tausend Tropfen brausen?
die fernen Wasserstürze? das Meer?
Hörst du im Brausen das Todesschweigen
aus den leuchtenden Grüften steigen?
sieh: es scheint, ein Wanken weitet Allvaters Hallen!
Lea: wenn jetzt die Wand zerrisse
und wir würden einsam ins ungewisse
Reich des ewigen Daseins·fallen:
wärst du im Sturz noch meine Göttin der Freude?
oder wieder die Fürstin Herzeleide?

Er sucht ihren Blick, er sieht blaue Kreise,
er faſst fester Fuſs, der Gletscher schreit,
dumpf dröhnt's im fern zerreiſsenden Eise,
meergrün furcht sich die Dunkelheit,
die starre Wand bebt, das Weib fragt leise:

Bist du des Todes so kalt gewahr?
Allmutter sieht in Allvaters Hallen
einen heimlichen Brunnen überwallen,
drin dämmert's warm und wunderbar.
Es scheint, Opale schmelzen auf seinem Grunde;
da entsprieſst dem märchenfarbenen Schlunde
eine rosige Knospe, morgenklar.

Oh, die möchte Allmutter Herzeleide
blühn sehn voll göttlicher Augenweide,
und ihr Schooſs erbebt, des Lebens gewahr!

Sie starrt beklommen; es starrt der Mann,
als ob er selbst Tod und Leben erschuf.
Da schallt von oben der Führerruf;
zwei Menschen schweben himmelan.

Der Sonne zu.

Und es ist keine Erde mehr zu sehn,
über Meeren von Dampf, Schatten, Wolkenschaum
dehnt und wölbt sich der reine Raum,
höher als die Sonne stehn
zwei Menschen in gährendem Wetterbrodem,
führerlos vom Glanz umbrandet,
der von Berghaupt wild zu Berghaupt strandet,
alle Gipfel wogen — das Weib zürnt zu Boden:

Lukas! wir haben uns verstiegen.
Lächle nicht! War Das dein Ziel?
mich in stolze Mutterhoffnung zu wiegen,
um dem irren Zufall zu erliegen?
Du bist zu ernst für solch ein Spiel!
Du kannst in deinem Schwerpunkt ruhn,
du brauchst nicht bodenlos zu gähren;
es ist nicht Flugkraft, wenn Opale thun,
als ob sie Seifenblasen wären.

Sie sucht seinen Blick; der folgt dem Dampfe,
zuckend glühn die Narben in seinem Bart,
seine Nüstern spannen sich wie zum Kampfe.
Er fragt sehr zart:

Sprach Das die Frau, die einst fliegen wollte?
Nun: der Morgennebel wird bald zergehn —
dann wirst du die Straſsen wiedersehn,
auf denen gestern da unten dein Glücksrad rollte!
Auch die Felswände stehn noch unverrückt,
die meine freie Ebne vermauern —
Lea! Lea! soll ich bedauern,
daſs ich Seelen verlieſs, die Mein Glück beglückte?!
Steht der Himmel dir nur im Gleichnis offen?
Mutter Isis?! — Oh —: nun lächelst auch Du!
Ja dann juble, Seele: im Himmel herrscht keine Ruh —
und du wirst noch viel stolzer, viel lächelnder hoffen!
Ah —: sieh die Adler dort, die beiden,
wie sie strahlend den Dunst zerschneiden —

strahlend blicken zwei Menschen der Sonne zu.

Totes Leben.

Und es blaut eine Nacht, rings von Monden hell,
der Gieſsbach braust in elektrischer Glorie vom Berg,
der Mond des Himmels krönt das Menschenwerk,
einem Zauberschloſs gleicht das stille Hotel.
Fern schwebt silbern die eisige Gipfelkette,
gleiſst in jedes Fenster herein,
beglänzt ein seidnes Himmelbette —
wirr entsinnt sich der Mann: er träumte ein Schreien:
auf der schimmernden Lagerstätte
liegt das Weib, ein Bild starrer Pein.

Lea! — er reiſst sie aus dem Schlaf —
Du! wach auf! komm! was hat dich bedroht?
Du machst ja Lippen, blaſs wie zum Tod;

küsse mich! lebe! sei Meine! sei brav!
sei wieder braun! sei rouge-rouge-rot!

Er richtet sie hoch mit schmeichelndem Zwange,
sie versucht ein Lächeln zum Erbarmen,
sie horcht in das Brausen hinaus, lange, bange,
klagend greift sie nach seinen Armen:

Es wollt eine Seele sich befrein,
da band ihre That ihr die Hände!
Ich sah in zwei blinde Augen hinein,
die starrten mich an ohne Ende!
Sie starrten weiſs, wie dort das Eis;
eine Kälte wehte, es kam eine Mauer von Särgen —
oh Lux, führ mich weg von diesen Bergen,
hilf mir dies tote Leben versenken,
Lux, du darfst nicht mehr an dein Töchterchen denken,
o wär's doch Mein! o wär's doch! — Nein!
nein! ich will mich wehren, wehren, mit allen meinen Gelenken,
schüttle mich — bis mir's vom Herzen schmilzt!
ich will dir ein viel schöner Kind schenken,
ich will mich in Dein, ganz in Dein Herz versenken,
nimm mich, führ mich wohin du willst!

Sie umschlingt ihn, schlotternd, vor Wonne schluchzend, vor Grausen,
zwei Menschen hören die Mondnacht brausen.

Heiliger Tag.

Und sie kehren zurück auf bestaubte Bahnen,
Rad an Rad im Fluge durch graue Schlüfte,
durch Blütenmatten ohne Düfte,
immer dunkler blaut das Moos von Enzianen,
als wolle der glühende Tag die Lüfte

tief an himmlische Nächte mahnen,
immer finstrer schaut das Weib in die Klüfte:

Lukas, mich peinigt schon seit Stunden ein Ahnen,
als habest du versucht dort oben,
meine Weibesohnmacht zu erproben;
thu das nie wieder, ich bitte dich!
Wie du heut dich über den Abhang bücktest
und mir das einsame Edelweiſs pflücktest,
kam eine Empörung über mich:
ich hätt dich hinunterstoſsen können,
blos um dich keiner Andern zu gönnen.

Sie wirft die Blume wild hinter sich,
ein Ruck, sein Rad bäumt, sie wankt, schreit auf:
er scheint zu stürzen im Rückwärtslauf —
nein, er greift zu Boden in blitzendem Schwunge,
ist wieder bei ihr mit lachendem Sprunge,
in der Hand die Blume, und steht, fängt sie auf:

Ja! Ja, du: das hab ich versucht dort oben,
und will's immer wieder, immer wieder erproben,
weil du Mein bleiben sollst, weil du stark sein kannst!
Du sollst nicht an deine alten Sünden denken,
wenn du mit mir durchs heilige Leben rollst,
dem du ein Kind von mir geben sollst!
Nein, die göttliche Unschuld wolln wir ihm schenken,
und das Edelweiſs hier wird zum Andenken
in deine schwarze Seele gepflanzt,
bis der Heiland mit den Engeln drin Ringelreih tanzt —
sieh, mein ganzes Herz lacht: du Weib, ich Mann,
o selig, wer dein Gott sein kann!

Er steckt ihr den blühenden Stern ins Haar,
bräutlich glüht der Tag um ein Menschenpaar.

Bergab.

Und der Himmel eilt über Thäler und Tau.
Und im Haar einen Kranz von Windenranken
rollt durch den Glanz voll Wundergedanken
eine irdische Frau.
Wie die weifsen Blüten ins Herz ihr schwanken!
wie die Strafse mitfliegt mit den schlanken
stählernen Rädern, den sonneblanken!
Und der Mann jauchzt ins helle Morgenblau:

Heia! All Heil, Welt! jetzt geht's bergab!
Achtung! gleich wird dein Herz was erleben.
Flügel, Frau Göttin! Füfse heben,
Augen schliefsen! hei, ich schwebe,
alle Sterne sprühn in mein Dunkel herab!
Das lenkbare Luftschiff ist erfunden,
Wolken fallen mir in den Schoofs!
und an keine Erdaxe mehr gebunden,
läfst dein Herrgott auch noch die Lenkstange los!
Los! frei weg! gradaus ins Blaue,
wie Herr Andree der Nordpolfahrer!
Sieh, wie saust die Welt gleich klarer!
Aufgepafst: da kommt ein wahrer
Eisbär! huh, ein griesegrauer!

Er schwenkt beide Hände, ein Hökerweib grüfsend,
das brummend durch den Strafsenstaub zieht,
wütend die lachende Dame besieht —
die ruft blütenumflattert vorüberschiefsend:

Aber Lux! Mann! Mensch! die stirbt ja vor Schreck!
Halt! mein Kranz! na wart du: ich hol dich schon ein,
du Unmensch! dann renne Ich dir weg —

und ein Stoſs, als stürze das Weltall ein,
Sterne sprühn, nachtwolkenbedeckt
kommt sie zu sich aus Stahl, Staub, Stein:
da liegt er blutend hingestreckt —
und oben steht das Hökerweib
und lacht und schlägt sich vor den Leib,
zwei Menschen stimmen stöhnend ein.

Auf der Strecke.

Und ein Regen perlt an zitternde Scheiben,
ein Bahnzug stampft durch sanfte Gelände;
ins Polster gedrückt, verbunden Arme und Hände,
sieht der Mann die Tropfen rinnen und treiben.
Seine Augen werden immer grauer;
er scheint die Frau, die neben ihm lehnt,
nicht zu fühlen. Sie sagt voll Trauer:

Du hast dich in die Ebne gesehnt,
nun kommt sie, und — du sprichst kein Wort;
als wär dir die ganze Seele verbunden.
Und ich — ja, ich weiſs, ich stieſs dir die Wunden;
aber sie werden wieder gesunden!
soll ich denn mitleiden fort und fort?
Fühl's doch endlich, wie Ort auf Ort
und Thal an Thal sich zur Ernte kränzt,
das feuchte Korn, wie's brotgelb glänzt,
die Obstalleeen, die weidenden Pferde —
sieh, tausend Freuden wachsen aus der Erde!

Und immer sanfter rinnt das Gelände,
wilder stampft der Zug und schüttelt die Frau,
unwillkürlich hebt der Mann die Hände,
sein grauer Blick wird dunkelblau:

Ja, ich fühl's, ich seh's! sehr, sehr genau!
seh schon die tausend Arme sich regen,
und muſs die meinen erbärmlich zur Ruhe legen,
weil ich mich gehn lieſs — ich! — Ja, du: Ich —
meine ganze Seele beschuldigt mich.
Zu jeder Handlung braucht sie die Hand,
für unser Wort selbst als Unterpfand;
wehe dem Menschen, der das vergiſst!
Wie dies Stampfen mich höhnt! Das Gangwerk der Maschine,
das unsrer Glieder lenksames Nachbild ist,
mir kann es jetzt als Vorbild dienen!

Er verstummt mit selbstbeherrschter Miene.
Der Regen rinnt von den zitternden Scheiben.
Zwei Menschen bedenken ihr Thun und Treiben.

Befund.

Und ein Lichtstreif schielt von getünchten Wänden
nach blitzenden Messern zwischen Verbänden,
dunkle Rosen glühn über frischem Blut.
Ohnmächtig ringt der Duft des Strauſses
mit der Luft des Krankenhauses,
und lähmend sticht die Mittagsglut
durch die verhängte Fensterscheibe.
Ein Mann eröffnet einem Weibe:

Also —: die Aerzte haben befunden:
meine rechte Hand wird nicht wieder gesunden.

Ich werde sie wahrscheinlich verlieren,
oder man wird sie mir lahm kurieren,
was ungefähr dasselbe sagt;
kurz, ich hab mich für immer zur Schandgestalt gemacht.
Nach unserm Gottrausch lieg'ich da
hilfloser als der Urmensch — ja:
stelle dich nur recht aufrecht hin!
Bei jeder Umarmung wirst du's erkennen,
daſs ich meiner, deiner nicht mehr mächtig bin —
das ist kein Mann mehr nach deinem Sinn,
auch nicht nach meinem —: wir müssen uns trennen.
Geh! mach's kurz! sei Du! schon seit gestern
mahnt mich dein Wesen an eine Andre;
sie würde für mich durch jedes Fegfeuer wandern —
uns aber schaudert vor barmherzigen Schwestern.
Geh! Noch kannst du zurück in dein Leben —
du sollst einst nicht davor erröten,
dein Kind einem Krüppel ans Herz zu heben;
auch nach Ruhe brauchst du nun nicht mehr zu streben,
es wird sie dir auf jeden Fall geben,
auch falls du wieder geruhst — es zu töten!

Er lächelt eisig; er glüht. Sie schweigt.
Sie steht wie über ihr Innres geneigt;
ohnmächtig duftet ihr Rosenstrauſs.
Sie hebt die Stirn, sie schreitet hinaus,
ohne Gruſs, ohne Blick. Zwei Menschen erbeben.

(Fortsetzung im nächsten Heft.)

SUZUKI HARUNOBU
HOLZSCHNITT AUS DEM XVIII. JAHRHUNDERT.



中ノ六

ANMERKUNGEN.

HARUNOBU, von dem wir in diesem Hefte ein Blatt bringen, lebte in Yedo und seine illustrierten Bücher sind in den Jahren zwischen 1763 und 1779 erschienen. Den feinsten Geschmack zeigte er in der Darstellung von Knaben und Mädchen; er gilt bei Manchen als der »Erfinder« des Kinsei nishiki-ye, d. i. Bilder aus dem täglichen Leben, Strassenscenen u. ä., welcher Art sich aber schon Blätter von Harunobu's Lehrer Shigenaga (1718—48) und Anderen finden, wie von dem Grössten der Torii-Schule Kiyonaga, doch hat Harunobu durch die gute Qualität seiner Kunst das nishiki-ye sehr populär gemacht.

F. Blei.

Alfred Jarry, Messaline. Roman de l'ancienne Rome. Paris, Revue Blanche 1901.

ES genügt nicht, dieses eine Buch Messaline zu lesen, um den Autor kennen zu lernen, (es liegen die Dinge hier noch so, dass die Bekanntschaft mit dem Verfasser wichtiger ist, als die Kenntnis eines seiner Bücher); man muss dann mit den Minutes de Sable mémorial beginnen, und wenn der Leser darüber nicht verzweifelt ist und mit Ruhe auch noch den Anti-Christ zu ertragen vermochte, dann wird er genügend orientiert in die irdischen Paradiese von Jarrys Romanen eintreten können. Seine ersten Bücher sind von jener konstruktiven Art, wie sie die jüngeren Franzosen lieben, da sie gerne ihre Persönlichkeit deutlich bestimmen möchten und dabei wenig Rücksicht zeigen. Die Minutes sind sehr mallarméistisch, nicht nur in der Verwendung des Wortes — »suggérer au lieu de dire« — auch in den Dingen, die vorkommen. Dann fürchtet man, dass Jarry sich (und den Leser) in einer kuriösen Ironie völlig verliert, man meint: jetzt bleibt ihm nur noch eines zu thun: Hinzugehen und eine Bombe zu werfen. So ähnlich kam es auch: Ubu Roi. Da erkennt man dass seine Art nicht so ganz artifiziell ist, dass ihr nichts Schaden thun kann,

dass etwas in ihr verschlossen sein muss, das sich wie ein richtiger Zauberschatz nicht verbrauchen lässt. Vielleicht ist es die Naivetät. Wenn man die Messaline gelesen hat, glaubt man ganz bestimmt, dass es die moralische Naivetät ist. Denn dieses Buch ist nicht mehr wie die früheren zumeist ein Anfang, ein Programm, sondern es ist schon ein Resultat. Dies drückt sich auch äusserlich dadurch aus, dass der Roman die Runde und beruhigende Form des Kunstwerkes hat, nichts mehr von den Launen des Improvisators, der sich selber improvisiert. Diese Messaline konnte nur ein Naiver so deutlich machen, ein Moralist, der die sinnliche Liebe nicht als ein Sentimentaler glossiert. Or, ce n'est qu'une femme qui s'est aperçue que son mari vient de s'endormir . . . Est-ce qu'il est permis au mari de Messaline de jamais dormir? . . . Son seul mari est celui qui ne dort pas . . . Es ist ganz selbstverständlich, dass die Messaline zu Grunde geht, wenn ihre Erotik sentimental wird und dass diese Sentimentalität Hysterie sein muss. —

Jarry benützt gewissenhaft und mit Geschmack das historische Milieu; die Kunst seines Wortes bringt in gutem zufälligen Zusammentreffen die Art der späten lateinischen Schriftsteller in Erinnerung. Aber mit all dem allein hätte Jarry es nicht vermocht, Messaline darzustellen, die Messaline uns vorzustellen, dieses moralisch naive Kind, wenn nicht der eigenartigen Vorbereitung seiner Natur diese wundervolle Persönlichkeit so ausserordentlich entsprochen hätte. Ich meine damit nicht, den Gemeinplatz preciös zu umschreiben, dass der Künstler seiner Art Entsprechendes darstellt — der entsprechende Kontakt ist hier eben noch anders und dichter, weil noch mehr als künstlerische Zustände in Betracht kommen.

F. Blei.

Bruno Wille. Offenbarungen des Wachholderbaums. Roman eines Allsehers. Zwei Bände. Leipzig, Diederichs 1901.

WENN das Buch nur diesen Anspruch erhöbe, mit seinem Untertitel für ein Kunstwerk zu gelten, so wäre mehreres darüber zu sagen nicht nötig; denn dies bestünde nur darin, im Einzelnen aufzuweisen, wie

ganz ohne Wert und Talent dieses Werk ist, wie es nicht einmal jene Qualität besitzt, die — wenn man sie auch in ihrer Aeusserung ablehnt — doch zu Widerspruch reizt. Dieser Roman ist durchaus kindisch, meist albern und oft von jener bösen Poesiehaftigkeit, die nicht nur ein Zeichen mangelnden Geschmackes, sondern auch mangelnder Poesie ist. — Nun möchte dieses Buch aber auch den anderen Anspruch erheben, ein philosophisches zu sein und eine Weltanschauung darzustellen. Aber auch diese Pretension gäbe keinen Grund, in ihre Widerlegung einzugehen, denn es hiesse nicht nur grosse Tode, sondern auch sich selber beleidigen, wollte man diese puerilen Bücherkümmernisse und Erkenntnisschmerzen, als das ernst nehmen, was man Philosophie nennt. Die Art, wie jeder das Problem des Lebens und Erkennens stellt und löst, ist ein Akt persönlicher Beruhigung und Sicherung und steht ausser allem Streit. Führt Erkenntnis zu dieser Beruhigung, so ist es ganz gleich, wer erkennt, ob Wilder, Kind oder Denker; da ist kein Unterschied zu machen, und keine Wertung. Aber es kommt auf den Umfang der Erkenntnis an, auf die Voraussetzungen der Problemstellung, dass uns der Fall zu interessieren beginnt und wir Meinungen dazu äussern können. Welche Erkenntnisse setzten diesem Individuum die Welt und sich selber zum Problem? Was rührte an dich, dass es dich so zum Schwanken brachte? Ich möchte dies wissen, damit ich deine Art erkenne. Nicht wodurch du wieder ruhig wurdest, nicht die Lösung interessiert mich, nicht die Erfindung deines Systems, denn dies ist deine private Angelegenheit so wie diese etwa, ob du besser auf dem Rücken oder auf der Seite einschläfst. Da giebt es Meinungen, Neigungen. — Die Art des Autors geriet in eine schwere Krise durch die neue Bekanntschaft mit den naturwissenschaftlichen Entdeckungen der letzten Zeit, mit dem Materialismus (wirklich so!), mit Haeckel, diesem hervorragenden Entdecker philosophischer Gemeinplätze — was natürlicher, als dass eine sogenannte poetische Natur, die ihr Dasein dem deutschen Idealismus des Niederganges verdankt, unter solchen Erkenntnissen Schweres leiden musste! Sie sehen, die zum wilden, furchtbaren Problem gewordene innere und äussere Existenz des

Verfassers ist nichts weiter, als ein instruktives Beispiel zur Psychologie eines deutschen Schulmeisters, der in seinen freien Stunden statt Skat zu spielen populäre Bücher liest und vor Schlafengehen ans offene Fenster tritt und — dunkler Gefühle voll — »Natur! Natur!« in die Nacht hinaus ruft.

Aber um eines Zeichens willen ist dieses Buch von Herrn Wille wertvoll: es wird einem daraus die erste deutliche Kunde, dass es mit dem schlimmsten Feinde unserer Kultur zu Ende geht: mit dem deutschen Idealismus, diesem Gemisch arroganter, ungebildeter Schulmeisterei und falscher Knabenhaftigkeit, diesem traurigen Gebilde naiver Verlogenheit in den Tagesäusserungen, die das Leben verlangt, und gymnasiastenhafter Heldenpose des Denkmartyriums. Der deutsche Idealismus ist vom Dichter, der ihn vor hundert Jahren als böse Macht in die Welt gesetzt hat, nun endlich an sein Ende, auf die ganz kleinen Schulmeister und trostlosesten aller Bohémiens gekommen, die nun damit Religionen und neue Brüderschaften gründen und frühmorgens — statt ein Bad zu nehmen — gemeinsam und voll generöser Gefühle eine Hymne an die Sonne singen. So geht es grotesk mit dieser künstlich erhaltenen Pubertät zu Ende, da die Deutschen wieder an Wachsen und Reifen denken möchten. F. Blei.

DIE INSEL. II. JAHRGANG. 3. QUARTAL NR. 7. APRIL 1901.
FUER DEN INHALT VERANTWORTLICH: A. W. HEYMEL,
MUENCHEN.

DIE INSEL. Nr. 8.
MAI 1901.

BEZUGS-BEDINGUNGEN

Abonnement vierteljährlich 6 Mark, halbjährlich 12 Mark, jährlich 24 Mark inkl. fester Einbanddecken mit Vorsatzpapier für jedes Quartal.

Einzelpreis der Monatsnummer: 2 Mark.
Einzelpreis des Quartalbandes: 8 Mark.

Auf starkes Inselpapier (Wasserzeichen Schiff) werden 50 Stück gedruckt. Von dieser Ausgabe kostet das Heft 3 Mark, das Abonnement vierteljährlich 9 Mark, halbjährlich 18 Mark, jährlich 36 Mark.

Vom ersten Jahrgang werden einzelne Hefte nicht mehr abgegeben, doch sind noch komplette Exemplare vorhanden, die bis auf weiteres noch zu dem ursprünglichen Preise (jeder Quartalsband 12 Mark, alle vier zusammen 36 Mark) abgegeben werden. Bei gleichzeitiger Erwerbung des ganzen (gebundenen) ersten Jahrganges der Monatsschrift und des (nur im ersten Jahrgange erschienenen) Mappenwerkes tritt wie bisher eine Ermässigung des Gesamtpreises auf 75 Mark (statt 90 Mark) für beide Publikationen ein. Für sich allein kostet das Mappenwerk nach wie vor 50 Mark.

Die Redaktion der Insel befindet sich in München Leopoldstrasse 4.

Unverlangt eingeschickte Beiträge werden nicht zurückgeschickt. Redaktionelle Gegenäusserungen erfolgen nur im Falle der Annahme.



Die Insel

Herausgegeben von

Otto Julius Bierbaum ✲ Alfred Walter Heymel und Rudolf Alexander Schroeder

Zweiter Jahrgang. Achtes Heft. Mai 1901

Preis 2 Mark

Erschienen im Insel-Verlage

bei Schuster & Loeffler in Berlin und Leipzig

PRINTED IN GERMANY

DIE INSEL/ MONATSSCHRIFT MIT BUCHSCHMUCK UND ILLUSTRATIONEN/ HERAUSGEGEBEN VON O. J. BIERBAUM, A. W. HEYMEL UND R. A. SCHROEDER

II. Jahrgang. 3. Quartal, No. 8. Mai 1901.

INHALTS-VERZEICHNIS

Mine-Haha von Frank Wedekind 93

Drei Lieder von Robert Walser. 112

De Feure, Die gemeiselte Platte 113

An Belinde. Gedichte von Rudolf Alexander Schröder. 117

Zeichnung von Felix Vallotton. 131

Die Trimurti und die neun Seelen, von Königsbrun-Schaup . . 135

Die Ebene, von Emile Verhaeren. Getreu übersetzt von Emil Rudolf Weiss 145

Leonardo da Vinci, aus dem Englischen des Walter Pater von Franz Blei 149

Holzschnitt von E. R. Weiss (Der Gewitterengel) 171

Zwei Menschen. Roman in Romanzen von Richard Dehmel . 175

Zwei Holzschnitte aus dem Buche »Der Wanderer« von E. R. Weiss 187

Anmerkungen 193

HARVARD COLLEGE
JAN 28 1937
LIBRARY

MINE-HAHA/ VON FRANK WEDEKIND.

II.



AN nahm mich bei der Hand, drehte mich einigemale herum, besah mich von allen Seiten und führte mich zu einem der weissen Betten, die im Zimmer standen. Zu den niedrigen breiten Fenstern herein, über alle Betten hinweg, schien milde warme Abendsonne. Mir war schwindlig. Vor mir kniete ein Mädchen und zog mir ein Paar lange weisse Strümpfe an, die bis über die Knie reichten. Dann warf sie mir ein weisses Röckchen über, ich musste in die Aermel schlüpfen; darauf holte sie einen Korb her und probierte mir Schuhe an, bis sich welche gefunden, die mir passten. Ueber die weissen Strümpfe hinauf streifte sie mir ein Paar hellgrüne Strumpfbänder. Die Aermel an meinem Kleid reichten bis zum Ellbogen. Die Schuhe waren gelb, bis vornhin ausgeschnitten, mit einem Streifen über dem Fussrücken zum zuknöpfen. Als ich wieder auf den Füssen stand, nahm sie mich zwischen die Knie und kämmte mir die Haare.

— »Du hast schönes Haar, Hidalla,« sagte sie.

Ich konnte nicht antworten. Ich sah in die Sonne, die drüben zwischen den Bäumen unterging und dachte, ich weiss nicht warum, dass ich dort hergekommen und dass dort Lora und Gertrud sein müssten. Ein Mädchen öffnete die Thür und fragte, ob wir bald kämen. Sie half der anderen mir mein schwarzes Haar in Zöpfe zu flechten. Darauf führten sie mich hinüber ins andere Zimmer, wo vier Mädchen um einen sehr fein gedeckten Tisch sassen. Alle waren gleich gekleidet wie ich: Weisses Röckchen bis zum Knie, am Halse nach vorn und nach hinten viereckig ausgeschnitten, mit halblangen Aermeln, lange weisse Strümpfe und niedrige gelbe Schuhe. Das Haar trugen alle offen über den Rücken hinunter, nur ich hatte Zöpfe. Das Mädchen, das oben am Tisch sass, schien mir ernster als die übrigen. Es mochte dreizehn oder vierzehn Jahre alt sein. Dann kamen auf jeder Seite drei. Die mir gegenüber war ein hübsches kleines

Ding in meinem Alter aber blond. Die, die mich angekleidet hatte, sass oben neben der ältesten und warf mir Blicke über den Tisch zu, ich solle guten Mutes sein. Die Mädchen waren alle sehr gemessen in ihrem Benehmen. Sie sprachen wenig, aber was sie sagten, klang, als ob es nicht anders sein könne. Das Zimmer war geradeso wie das andere, mit drei Wänden aus lauter Fenstern, durch die die untergehende Sonne schien, wie durch eine Laterne. Nur die Scheidewand mit der Thür drin war undurchsichtig. Eine andere Thür mit Glasscheiben, die ins Freie führte, befand sich gegenüber und durch diese trat das hässlichste Geschöpf, das ich je gesehen, mit einem Präsentierteller herein, auf dem es die Speisen trug. Glücklicherweise ging sie immer gleich wieder hinaus. Das älteste der Mädchen schöpfte uns die Suppe heraus. Darauf gab es Gemüse, grüne Erbsen mit Rüben, aber so fein zubereitet, wie ich es vorher noch nicht gegessen hatte. Dann kam Braten, aber nur sehr kleine Stücke. Das ist alles, was mir von jenem ersten Abend im Gedächtnis geblieben. Ich muss schon bei Tisch wieder eingeschlafen sein.

Am anderen Morgen beim Aufstehen fragte ich, wie man mir später erzählte, ob Lora nicht hier sei. Niemand wusste etwas von ihr. Sehr deutlich ist es mir noch in Erinnerung, wie wir am Abend dieses ersten Tages zusammen zum Baden gingen. Der Weg führte zwischen hohen alten Baumgruppen und Wiesengründen durch, manchmal im kühlen Schatten, dann wieder im hellen Sonnenschein. Die Strasse war so breit, dass wir alle sieben Arm in Arm nebeneinander gehen konnten. Rechts und links sah man zuweilen, soweit das Auge reichte, über Wiesen hinweg. Plötzlich entdeckte ich in einiger Entfernung ein Haus, dass sich in nichts von dem unsrigen unterschied. Es war auch nur zwei Stockwerk hoch, aus rotem Backstein gebaut, mit zwei Reihen niedriger breiter Fenster übereinander, bis zum Dache hinauf mit wildem Wein bewachsen. Unten lief eine hölzerne Galerie herum. Das Dach war fast flach und ein feiner Streifen Rauch stieg aus dem Kamin in die Luft hinauf. Bald wurde der Weg schmaler und wir gelangten in einen Wald, der keinen Sonnenstrahl durchliess, dann in ein niedriges, undurchsichtiges Dickicht,

in dem wir eine hinter der andern gehen mussten, bis wir unversehens ins Freie traten. Den Anblick werde ich nie vergessen. Zwischen schmalen grünen Ufern floss ein breiter Bach. Hüben und drüben dichtes Gebüsch dem Ufer entlang, dass man von aller Welt abgeschlossen schien, und zu beiden Seiten des Baches, soweit ich sehen konnte, hunderte von Mädchen, die sich zum Baden entkleideten. Viele waren schon im Wasser und kamen den Bach heraufgeschwommen, gegen die Strömung an. Wir waren am oberen Ende. Uns gegenüber war eine Schar Mädchen bereits wieder mit ankleiden beschäftigt. Wir hängten unsere Röckchen und Strümpfe an den Weiden auf, Blanka und Pamela, die beiden ältesten, sprangen hinein und die übrigen warfen mich ihnen zu. Sie hatten mich an Händen und Füssen genommen und hoch in die Luft geschwungen. Platsch! Blanka hielt mir die Hand unter den Bauch und liess mich zappeln. Das Wasser reichte mir bis unters Kinn, aber alle, selbst die kleine blonde Filissa, konnten perfekt schwimmen. Blanka und Pamela nahmen mich zwischen sich und so schwammen wir weit hinunter, immer zwischen Mädchen durch, die ihre Köpfe aus der Flut streckten und mit den Armen aufs Wasser schlugen. Schliesslich kamen wir an eine Schleuse, über die wir hinüberkletterten. Wir setzten uns auf die breiten Steine darunter und liessen das Wasser über uns herabströmen. Darauf schwammen die anderen, alle sechs in einer Reihe nebeneinander, den Bach wieder hinauf, während ich dem Ufer entlang neben her lief. Als wir uns ankleideten, lag der ganze Badeplatz schon im Schatten. Aus den Büschen zu beiden Seiten drang ein feiner Nebel über das Gras hin, durch den man die Mädchen am unteren Ende kaum mehr sehen konnte. Vom ersten Tag an hatte man mich hergenommen und auf den Händen gehen lassen. Zwei der Mädchen hielten mir dabei die Beine hinauf. Das Haar hing mir auf den Fussboden, das Kleid fiel mir vom Gürtel her in den Nacken. So ging ich mit den Beinen hoch in der Luft auf den Steinfliesen durchs Zimmer. Am Nachmittag, bis es Zeit zum Baden war, wurde musiziert. Ich lernte die Geige. Des Abends sassen wir immer gemütlich beisammen, mit Ausnahme von Blanka, die jeden Abend gleich

vom Nachtessen weg ausging. Blanka war ein dickes, rundes Ding mit schwarzem Haar, schwarzen Augen und Lippen wie eine zerteilte Kirsche aber hellrot und saftig. Sie hatte die etwas plumpe Figur, wie sie Mädchen mit dreizehn Jahren zu haben pflegen. Um so auffallender war ihre Geschmeidigkeit. Sie machte den anderen alles vor. Wenn sie auf den Händen ging, bog sich ihre Taille trotz ihrer Dicke soweit zurück, dass die Beine wagerecht über den Kopf vorragten. Dahei hielt sie trotz ihrer kräftigen Knöchel die Fussspitzen wie zwei Pfeile gestreckt, und sie ging, ohne dass sich die Füsse um eine Idee nach rechts und links bewegt hätten. Vor allem aber war sie eine ausgezeichnete Tänzerin. Während des Vormittags erteilte sie den übrigen fünf Mädchen Unterricht, indem sie sich eine nach der andern zum vis-à-vis nahm und sie alle ihre Schritte und Bewegungen aufs genaueste nachahmen liess. Alle diese Uebungen fanden im oberen Stock unseres Hauses statt, wo wir uns überhaupt den ganzen Tag aufhielten und ebenso auch des Abends, wenn Blanka fort war und wir anderen gemütlich plauderten. Es war ein einziges grosses Zimmer mit niedrigen breiten Fenstern ringsum, zu denen der wilde Wein hereinwuchs. Nur in der Mitte der einen Wand war die Fensterreihe durch einen mächtigen Kamin unterbrochen, der weit ins Zimmer herein und bis zur Decke reichte. Der ganze Fussboden war mit roten Backsteinfliesen belegt. Zwischen je zwei Fenstern war eine Lampe angebracht. Ich erinnere mich, nachher unser Haus öfter vom Park aus gesehen zu haben, wenn die Lampen alle angezündet waren. Einen festlicheren Anblick hätte man sich kaum denken können, besonders, wenn die Mädchen in ihren weissen Kleidern unter den offenen Fenstern erschienen. Stelle man sich nun vor, dass dreissig solche Häuser in dem Park zerstreut lagen, so mag man sich einen Begriff davon machen, wie märchenhaft schön es des Abends dort aussah. Um in das obere Zimmer zu gelangen, gingen wir aussen am Hause hinauf, auf einer hölzernen Treppe; dann trat man durch eine Glasthür ein, hatte den Kamin sich gerade gegenüber und zur Rechten und Linken, rings an den Wänden umher, ledergepolsterte Bänke, auf denen wir Mädchen sassen.

Pamela spielte die Mandoline; Irene, die drittälteste, ein Mädchen mit starkem Knochenbau, vorspringenden Mundteilen und kaltem verschlossenem Wesen, spielte Guitarre. Dann kam Wera, kaum zehn Jahre, aber von so fein gebildetem Körper, von einer solchen Ruhe in den Zügen, dass ich mich ihr schon nach den ersten paar Tagen am liebsten zu Füssen geworfen hätte. Den andern schienen ihre Vorzüge weniger aufzufallen, aber ebenso wie sie jene an Körperschönheit übertraf, so tanzte sie auch graziöser, und wenn sie Blanka noch nicht vollkommen gleichkam, so war es jedenfalls nur deshalb, weil sie es erst kürzere Zeit übte. Einmal schrie ich laut auf. Wera stand vor mir und glitt, während sie ruhig mit mir sprach, mit ihren elastischen Füsschen auf den glatten Fliesen langsam auseinander, bis sie mit dem Leib den Erdboden berührte. Ich fühlte mich selbst mitten entzwei gerissen. Aber ebenso ruhig, ohne mit den Schultern zu zucken, ohne die Knie zu beugen, wie sie sich niedergelassen hatte, richtete sie sich wieder empor. Welch eine Kraft musste schon in den jungen Gliedern sein.

In unseren Musikstunden spielte sie die Harfe. Auch ihre Musik schien mir inhaltsschwerer, reifer als die der übrigen. Die fünfälteste, Melusine, schmächtig und fleischlos, mit grossen blauen Augen, ein Geschöpf, das mir während der fünf Jahre, die wir beisammen waren, nicht das mindeste Interesse einflösste, blies die Schalmei, und die kleine, dicke, blonde Filissa hämmerte ein vierbeiniges Cymbal, mit der sie unser ganzes Orchester übertönte. Ich selbst musste, wie gesagt, die Geige lernen, da Blanka, die die Geige spielte, nur noch ein Jahr dablieb.

Es war an einem der ersten Tage, als mich Blanka nach dem Mittagessen mit sich nahm. Auf einer breiten, staubigen Strasse gingen wir eine ziemliche Strecke durch den Park, kamen an mehreren der anderen Häuser vorbei und traten schliesslich in ein von himmelhohen Eichen umrauschtes einstöckiges, breites weisses Haus, das einen Vorbau von vier schlanken Säulen hatte. Durch ein von oben erleuchtetes feierliches Vestibül führte mich Blanka in einen grossen weissen Saal mit hohen Fenstern auf den Garten hinaus. Das erste was ich erblickte war Lora. Wir sanken uns

in die Arme, küssten uns und weinten. Gleich darauf wurde auch Heidi von einem anderen Mädchen hereingeführt. Es waren im ganzen dreissig Mädchen in unserem Alter und dreissig im Alter Blankas anwesend, alle gleich gekleidet, alle mit offenem Haar, gelben Schuhen und weissen Strümpfen und Röckchen. Die älteren nahmen auf den sammtenen Divans den Wänden entlang Platz, legten würdevoll die gestreckten Füsse übereinander und flüsterten leise, während wir mitten im Saal standen und den Atem anhielten.

Dann öffnete sich zur Rechten eine Spiegelthür und Simba trat in den Saal. Ich war wie betäubt. Im nächsten Moment stand sie mitten zwischen uns.

Es wird mir nicht leicht jetzt in meinem dreiundsechzigsten Jahr den Eindruck, den ich damals empfand, in seiner ganzen Lebhaftigkeit wiederzugeben. Simba war gross und dabei schlank wie ein Faden, aber weder Rippen noch Sehnen waren an ihrem Körper bemerkbar. Ich starrte sie an und hatte ein ähnliches Gefühl wie damals in jener Nacht, als ich von Morni träumte. Die Art und Weise, wie sie ihren Körper dehnte, wie sie sich in den Weichen hob und senkte, das wonnige Behagen, mit dem sie ihre Achseln zurücksinken liess, die süssliche Trägheit ihrer schlaffen Glieder, die Geschmeidigkeit ihres Leibes, die Lust, mit der sie selbst sich ihres Körpers bewusst zu werden schien und die in jeder leisen Bewegung wieder zum Ausdruck gelangte, alles das berauschte, betörte, übermannte mich derart, dass ich zwei Tage wie im Halbschlummer umherging und, wohin ich sehen mochte, nur ihr Bild vor mir hatte.

Und dann das Kostüm. Das sehe ich heute noch und kann es nicht fassen, dass ich das wirklich mit Augen gesehen habe. Und das mit sieben Jahren, wo die Welt noch so gut wie unbemerkt an einem vorübergeht. Wie war das möglich. Uebrigens habe ich derartige Wunderwerke von Schönheit und Sinnenreiz aus meinen reiferen Lebensjahren nicht mehr zu notieren. Sie hören auf in meiner Erinnerung mit dem Augenblick, wo ich aufhörte Kind zu sein. Hatte ich die Augen dafür verloren, oder waren es die Aufregungen, Not und Leidenschaft, die mir die zu

derartigem Genuss notwendige Ruhe raubten, oder habe ich mir schliesslich die menschliche Schönheit in so hohem Masse zum Genuss werden lassen, dass sie aufhörte mir noch als etwas besonders begehrenswertes aufzufallen? Ich weiss es nicht.

Ihr üppiges, welliges, rabenschwarzes Haar trug Simba tief über die Schläfen herab und im Nacken in einen dicken Knoten geknüpft. Sie hatte langgezogene, schlangenförmige Braunen, eine feine, feine Nase und das schmerzlichste und zugleich süsseste Lächeln auf den Lippen, das ich je gesehen habe. Dann erinnere ich mich auch noch ihrer Zungenspitze, die manchmal wie ein Feuersalamander herauszuckte.

Um die schmale, schlanke Brust und die feinen Schultern trug sie ein enganliegendes Netzwerk aus dicken dunkelgrünen Glasperlen, in der Art eines Mieders, das aber ihre zarten Brüste vollkommen frei liess, indem es beide mit grossen Ringen einfasste, deren Perlen um einiges dicker waren als die des übrigen Netzes. An den Beinen trug sie weiss-seidene Trikos und darüber ein Beinkleid, nur von den Hüften bis zur Mitte der Schenkel reichend, aus buntem türkischem Seidenstoff in hellen Farben; gelbe, rote und weisse senkrechte Streifen nebeneinander, oben zu einem bauschigen, schräg-gestreiften Gürtel umgelegt, um den Leib anschliessend aber nach unten gerade geschnitten und reichlich weit, so dass die schlanken, weissen Beine frei heraustraten. Ihre Füsse steckten in weichen, niedrigen, weitausgeschnittenen schwarzen Schuhen. Und über alles das trug sie einen Mantel aus hellgelbem Wollstoff, rot verbrämt, vorn von oben bis unten offen, nur in der Taille, die er eng umschloss, von einer Agraffe zusammengehalten, im Nacken ein schmaler spitzer Ausschnitt bis auf den Gürtel hinab, die Aermel bis über die Achseln hinauf geschlitzt, schmal und nach unten spitz zugeschnitten, rot ausgeschlagen, als Hintergrund für die brünetten feinen Arme. Nicht wenig überrascht war ich, unter ihren Achseln, als sie die Arme hob, zwei dichte Büschel braunschwarzer Haare zu sehen. Es war mir das weder bei Naema noch bei Gertrud jemals aufgefallen.

Simba erteilte Tanzunterricht. Alle vierzehn Tage mussten wir uns im

Weissen Hause dazu zusammenfinden, immer nur die jüngsten aus dem ganzen Park, ein Mädchen aus jedem der dreissig Häuser. Unsere Begleiterinnen kamen nur das erste Mal mit. Der Unterricht begann mit den pathetischen Tänzen, bei denen wir die Glieder nicht langsam genug bewegen konnten. Erst im zweiten Jahre kamen die raschen Tänze daran, für die wir schwere Holzschuhe trugen, in deren Sohlen noch Blei eingelegt war. Das löste die Gelenke so rasch, dass bald jede von uns die Füsse mit Leichtigkeit der andern über den Kopf schwingen konnte. Unten waren die Sohlen mit Filz belegt, um den Lärm auf den bunten Steinfliesen zu dämpfen. Zu Hause, während der Morgenstunden, übte dann Blanka immer mit mir, was ich neues bei Simba gelernt hatte. Ebenso machte sie es mit den übrigen fünf Mädchen, die der Reihe nach an den anderen Nachmittagen hingingen und bei Simba mit ihren Altersgenossinnen aus dem ganzen Park zusammentrafen. Ebenso wie im Tanz war es dann auch in der Musik. Am siebenten Tag nach der Tanzübung hatte ich immer einen Nachmittag Musikübung im Weissen Haus. Dann kamen die übrigen Mädchen, Filissa, Melusine, Wera, Irene, Pamela, Blanka, in der Musik daran, bis die vierzehn Tage um waren und ich wieder zum Tanzen hinging. So ging es während all der sieben Jahre, die ich im Park verlebte, ohne dass ein einzigesmal eine Unterbrechung stattgehabt hätte.

Den Musikunterricht erteilte Kairula. Sie spielte alle Instrumente meisterhaft. Auch bei ihr kam ich immer mit meinen neunundzwanzig Altersgenossinnen aus dem ganzen Park zusammen. Unsere Geigen brauchten wir nicht mitzubringen, da im Weissen Haus alle Instrumente in reicher Auswahl vorhanden waren. Weil kein Mädchen denselben Weg hatte wie das andere, trennten wir uns nach Schluss des Unterrichts immer sofort, höchstens, dass zwei ein paar Schritte zusammen gehen konnten. Lora wohnte am entgegengesetzten Ende des Parkes wie ich, so dass wir, wiewohl wir uns jeden siebenten Tag trafen, doch nur selten mehr dazu kamen, miteinander zu sprechen. Ueberhaupt blieben die Altersgenossinnen einander fast völlig fremd. Sein Heim und seine Freundinnen hatte jedes

im eigenen Hause, ich die kleine Wera, die ich abgöttisch liebte. Ob Lora auch eine derartige Schwärmerei zu Hause gehabt, weiss ich nicht. Ich glaube es kaum, da sie mehr dazu gemacht war, sich selber anschwärmen zu lassen. Simba war ihr vom ersten Tag an sehr gewogen. Lora war tadellos gebaut, gross für ihr Alter, sehr gelenkig und ernster, gemessener in ihrem Wesen als wir übrigen. Sie lernte leicht. Auf den Händen ging sie wie keine von uns. Im Weissen Haus war eine grosse Kugel, ähnlich derjenigen, die wir zu Hause in der hölzernen Halle gehabt. Wir waren noch kein halbes Jahr im Park, als Lora auf dieser Kugel schon auf den Händen ging, die Beine nach vorn gestreckt, den Kopf erhoben, und einen womöglich ganz munter zwischen ihren eigenen Fussspitzen hindurch anlächelte. Auf ihrer Geige hingegen leistete sie nichs besonderes. Da war ich ihr weit überlegen.

Es war noch in der ersten Zeit, als ich einmal mitten in der Nacht jäh emporschreckte. Ich hatte etwas gehört. Draussen begann es schon hell zu werden. Der Mond schien nicht und eine kühle Luft wehte zum offenen Fenster herein. Am anderen Ende des Schlafzimmers bewegte sich eine weisse Gestalt. Es war Blanka, die sich entkleidete. Sie mochte mein Erwachen beobachtet haben, sie kam an den übrigen Betten vorbei zu dem meinigen, küsste mich und sagte, ich solle ruhig weiter schlafen, sie sei eben nach Hause gekommen. Sie richtete sich empor und seufzte dabei, als wenn sie sehr ermüdet wäre. Auf meinem Bettchen sitzend flocht sie sich das Haar in Zöpfe. Sie hatte nur noch Schuhe und Strümpfe an. Im Halbdunkel der Morgendämmerung betrachtete ich ihren rundlichen Leib, der noch fast ohne Taille, so fleischig war, dass es einen tiefen Einschnitt über den Hüften gab, wenn sie sich nur ein wenig zur Seite beugte.

— »Wo warst du so lange?« fragte ich.

— Ich habe getanzt.

— Bis jetzt?

— Ja.

— Wo hast du getanzt?

— Im Theater. — Sie küsste mich wieder, schlich zu ihrem Bett zurück,

schlüpfte unter die Decke und schlief ein. Ich konnte nach lange nicht schlafen.

Am Morgen war es immer Blanka, die uns anderen fünf weckte. Uebrigens hatte sie ganz wie wir auch ihre Nachmittage, an denen sie ins Weisse Haus ging. Es war immer der Tag vor dem, an welchem ich gehen musste. Wenn Simba oder Kairula etwas über eins von uns zu klagen hatten, so erfuhr sie es dort und richtete sich dann zu Hause darnach, wenn wir mit ihr übten. An meinem Geigenspiel hatte sie grosse Freude. Schon während des Sommers spielten wir oft den ganzen Nachmittag Duette, bis Wera oder wer gerade ausgewesen, nach Hause kam, und es Zeit war zum Baden zu gehen. Während der Abende vermissten wir sie sehr. Sie war streng mit uns und liess keine Ungezogenheit durchgehen. Und doch fühlten sich alle wohler, wenn sie da war.

Kairula hatte viel für mich übrig, aber ich mochte sie nicht. Weit lieber hätte ich Simba gefallen, aber im Tanzen waren mir beinahe alle überlegen. Kairula war plump und dick und benahm sich unnatürlich, indem sie jedes Wort dreimal stärker betonte als nötig gewesen wäre. Sie hatte ein dickes rotes Gesicht und kurzgeschnittenes schwarzes Lockenhaar, kleine überaus liebenswürdige Augen, statt der Nase eine Kirsche im Gesicht und ein breites Maul ohne Lippen. Ihr Körper war wie ein Sack. Glücklicherweise trug sie immer einen weiten Schlafrock, in Grellkarriert, der alles gnädig bedeckte. Sie trug Filzpantoffeln, damit ihr während der Uebungen kein Ton entging. Strümpfe trug sie prinzipiell nicht, aber dafür ein Augenglas auf ihre Kirsche geklemmt. Ihre Hände waren gemein. Ein Hals existierte nicht, was sie jedoch nicht hinderte, eine goldene Kette darum zu tragen. An dieser Kette hing ihre Stimmgabel, die sie sich gegen den Kopf schlug um sie tönen zu lassen, und dann an die Zähne setzte um den Ton besser hören zu können.

Kairula war mir widerwärtig, unangenehm. Ich konnte sie nicht ansehen, ohne schon halb und halb den tödlichen Schrecken zu empfinden, den ich gewiss empfunden hätte, wenn es ihr einmal eingefallen wäre,

sich zu entkleiden. Aber hässlicher als Kairula, das Hässlichste entschieden, was ich während jener sieben Jahre überhaupt zu Gesicht bekommen, waren die beiden alten Weiber, die im Souterrain unseres Hauses lebten und uns bedienten. Freilich muss ich dabei bemerken, dass es die ersten alten Frauen waren, die ich in meinem Leben sah. Diese beiden Weiber machten des Morgens unsere Betten, hielten das Haus rein, kochten und wuschen für uns und die jüngere und weniger Hässliche bediente bei Tisch. Niemand von uns sprach ein Wort mit ihnen, aber sie wussten recht gut, weshalb sie pünktlich ihre Pflicht thaten und sich nicht das Geringste zu Schulden kommen liessen. Ich bin sicher, wenn sich jemals jemand über sie zu beklagen gehabt hätte, man hätte sie ohne weiteres erwürgt. Einmal ging ich mit Wera abends nach dem Nachtessen noch um's Haus herum spazieren. Wir schwärmten einander gegenseitig von Simba vor. »Möchtest du, wenn du gross bist, nicht auch Tanzlehrerin sein?« fragte ich sie.

Wera schüttelte leise den Kopf und ein kaum merkliches Lächeln überflog für einen Moment ihre Lippen, gleich als dächte oder ahnte sie etwas, das sie sich scheute auszusprechen.

— Wera, sagte ich, bitte sag mir, weisst du, was dann kommt, wenn wir hier fort sind?

— Wie sollte ich das wissen? — entgegnete sie ruhig.

Ich sann ein wenig nach. — Hast du Blanka nicht gefragt?

— Nein. — Wie sollte Blanka das wissen?

— Sie ist jeden Abend fort.

— Sie ist nicht fort. — Sie ist nur im Theater und tanzt. Das müssen wir auch, wenn wir so alt sind. Dazu lernen wir es ja.

— Wera, sagte ich, bist du nicht auch mit Knaben zusammen gewesen?

— Doch.

— Wo sind sie?

— Ich weiss es nicht.

Sie sagte das so ruhig, als lebte sie in einer andern Welt. Der

Mond schien ihr ins Gesicht und liess ihre feine Haut noch durchsichtiger, ihre zarten Lippen noch schwellender erscheinen. Ich stand neben ihr und sah an ihrem Hals die Blutwellen. Mir wurde, ich weiss nicht wie.

— Wera, sagte ich leise — aber du darfst nicht böse sein . . .

— Nun? — Was?

— Diese Nacht, wenn Blanka nach Haus gekommen, willst du dann nicht zu mir herüber kommen . . .

— Hidalla! — Jetzt war Wera erregt. Sie sah mir entsetzt in die Augen. Ich wusste nicht was ich begangen hatte.

In demselben Moment starrte Margareta, die ältere und hässlichere der beiden alten Ungeheuer durchs Kellerfenster nach uns herauf.

— Siehst du die da? — sagte Wera. — Siehst du die?

— Ja. — Was?

— Die ist zu einem andern Mädchen gegangen, als sie als Kind hier war. Deshalb ist sie noch hier.

Das Scheusal hatte sich zurückgezogen.

— Ist denn das nicht erlaubt? — fragte ich bebend.

— Wo denkst du hin! — Wenn man mich bei dir träfe, würde man mich von euch trennen. Dann müsste ich arbeiten mein ganzes Leben lang und käme mein ganzes Leben lang nicht aus dem Park hinaus.

Wir gingen schweigend dreimal ums Haus herum.

— Und die andere? — fragt' ich endlich beklommen.

— Die andere? — die hat fliehen wollen. Sie habe über die Mauer klettern wollen, um hinaus zu kommen. Bestimmt weiss ich es nicht.

— So viel ist gewiss, dass weder Irma noch Margareta jemals, in ihrem Leben aus dem Park hinaus gekommen sind und dass sie auch niemals hinauskommen werden. Das ist auch der Grund warum sie so hässlich sind.

Die Nacht nach diesem Gespräch konnte ich nicht schlafen. Als Blanka nach Hause kam, schloss ich die Augen und rührte mich nicht. Aber ich musste ununterbrochen an Irma und Margareta denken. Während der

folgenden Tage drängte es mich, eine von beiden im geheimen anzusprechen. Das dauerte aber nur kurze Zeit, dann waren sie mir wieder ebenso grauenhaft wie vorher. Sie boten auch in der That einen fürchterlichen Anblick; Gesichter wie Eichenrinde, aus der man die Aeste losgebrochen. Man kam nicht mehr dazu, sie für Menschen zu nehmen. Wenn ich mir bei Kairula noch vorstellen konnte, dass sie sich vielleicht mal entkleidete, so schnürte mir hier der blosse Gedanke schon die Kehle zu und ich glaubte vor Ekel vergehen zu müssen. In jedem der dreissig Häuser waren zwei Exemplare dieser Art. Alle fristeten das gleiche trostlose verachtete Sklavendasein. Keine von ihnen hatte je die Welt gekannt. Alle hatten sich während ihrer Kinderjahre im Park in dieser oder jener Weise vergangen.

Gegen den Herbst hin verfiel ich eine Zeitlang des Nachts in ganz eigentümliche Zustände. Plötzlich erwachte ich über einem entsetzlichen Getöse und dann hörte ich nichts als Brausen und Donnern um mich her. Die ersten Male schrie ich laut auf vor Angst. Die Mädchen fuhren alle sechs von ihren Betten auf und waren dann natürlich böse über mich, die ich sie für nichts und wieder nichts gestört hatte. Es waren die leisesten Geräusche, eine Mücke im Zimmer oder das Plätschern des Brunnens vor dem Haus, die mir immer lauter und lauter in den Ohren klangen, bis es mich wie ein Sturm umtoste. Dazwischen vernahm ich die Melodien, die ich auf der Geige spielen gelernt hatte, aber so gellend und schrill, als hätte man mir den Resonnanzboden gegen das Ohr gehalten. Wenn ich nur den Kopf auf den Kissen bewegte, so tönte es wie fernes Donnergrollen.

Blanka und Pamela waren damals sehr lieb gegen mich. Sie wechselten an meinem Bette ab und unterhielten sich im Flüsterton mit mir bis ich ruhig geworden war. Dabei schlief Blanka, die die ganze Nacht getanzt hatte, einmal selber an meinem Bette ein. Als ich sie am Morgen so dasitzen sah, nahm ich mir vor nichts mehr zu sagen. Die Anfälle wiederholten sich noch oft aber ich ertrug sie, so gut es ging.

Auf einem Spaziergang durch den Park hatte mir Pamela indessen auch

einmal das Theater gezeigt. »Nächstens muss ich dort tanzen, wenn Blanka nicht mehr tanzt,« sagte sie. Das Theater lag etwa hundert Schritte vom Weissen Haus entfernt. Es war aus gelben Backsteinen gebaut. Eine dreistockhohe kreisrunde Mauer mit einem Dach darüber, aber ohne Fenster und Thüren. Das fiel mir aber damals gar nicht auf. Ich dachte, es werde wohl auf irgend einer Seite einen Eingang haben.

Der wilde Wein wurde dunkelrot. Unser Haus funkelte in der Abendsonne wie ein Rubin. Unter den hohen Baumgruppen im Park war die Wiese mit gelben Blättern bedeckt und abends legte sich dichter, weisser Nebel darüber, der manchmal bis an unser Haus reichte. Auf dem Badeplatz beeilten sich alle so sehr als möglich. Ich hatte nun auch schwimmen gelernt. Wir sprangen nur rasch ins Wasser, schwammen eine Strecke den Bach hinauf und kleideten uns wieder an. Wenn wir dann Arm in Arm nach Hause gingen glänzte der Himmel rings um uns her in den zartesten Farben. Zwanzig Jahre später, wenn ich ein Kleid zu erfinden hatte, das zu arbeiten mir Freude machte, dann vergegenwärtigte ich mir immer die Himmelsbilder von damals. Die schönsten Harmonien von grün, rosa und blauschwarz habe ich auf diese Weise zuwege gebracht. Eine blendend weisse Haut gehört freilich dazu, um ein solches Kleid tragen zu können. Aber ich wüsste niemanden von meinen Klientinnen, die die nicht gehabt hätte. Allmählich wurde das Wasser dann wirklich zu kalt und der Badeplatz blieb leer und verlassen. Auf der hölzernen Galerie vor unserem Schlafzimmer war ein Eimer mit einer Brause aufgehängt. Morgens, wenn wir aufstanden, trat eine um die andere durch die Glasthür hinaus und liess sich das Wasser über den Kopf rieseln. Nur wenn es drausen fror brachte man uns einen Kübel mit Wasser in's Schlafzimmer herein, wo es immer sehr warm war, da wir unserer sieben zusammenschliefen.

Eines Abends ging ich allein durch den Park. Es war kurz vor dem Nachtessen. Veile Bäume um mich waren schon kahl. Mein Auge hing am Horizont, der sich stetig veränderte. Alle drei Schritte drehte ich

mich um, um mir nichts entgehen zu lassen. Dabei erinnere ich mich, dass mich ein tiefer Schmerz überkam, etwas wie Sehnsucht, wie ich sie noch nie empfunden, hinauszukommen, weit fort, in die grosse Welt hinaus. Wie ich so weiterging, stand ich unversehens vor dem Weissen Haus und sah etwas, das mich wie gebannt hielt und woran ich mich lange nicht satt sehen konnte.

Es war ein leichter eleganter vierrädriger Wagen mit einem Pferde davor. Ich hatte schon unsere Pferde gesehen an den Lastwagen, die durch den Park fuhren und vor jedem Haus hielten, um es zu verproviantieren. Sie wurden von älteren Mädchen in kurzem Wams, Pluderhosen und Stulpstiefeln geführt; aber nie hatte mich eines jener Tiere im geringsten zu interessieren vermocht. Hier wurde mir ganz seltsam. Ich sah die Augen und fühlte, dass ich ein menschliches Wesen vor mir hatte. Mein nächster Gedanke war Gertrud. Diese Stellung der Füsse war Gertrud. Diese stolze Haltung hatte ich nur an Gertrud gesehen. Dieses sprühende Feuer in den Blicken, die Art, den Kopf zu schütteln, alles rief mir Gertrud vor Augen.

Auf dem Bock sass ein sehr hübsches Mädchen. Wie sie mich so versteinert dastehen sah, schnalzte sie leise mit der Zunge und das Pferd ging vorwärts. Sie führte es vor der Säulenhalle langsam im Kreis herum. Ich lief nebenher. Der Anblick verwirrte mich. Wie kam dieses Vorderteil mit dem Hinterteil zusammen. Das waren zwei verschiedene Geschöpfe, die nicht zueinander passten. Oder vielleicht doch, gerade. Das Hinterteil schien mir hässlicher als das Vorderteil. Das Vorderteil zog mich mehr an, infolge seiner Eleganz; der schmale Ansatz der Beine, das hatte niemand von uns. Aber das Hinterteil des Pferdes war so riesenhaft, so übermenschlich, ich fühlte mich ganz beklommen. Und doch, abgesehen von den Augen und der ganzen Haltung, war es das Hinterteil, was am meisten an Gertrud erinnerte. Sie hatte die nähmliche einfache, ruhige Bewegung in den Hüften, diese ruhige sichere Kraft, und auch die Art und Weise wie sich die Schenkel aneinander rieben. Unwillkürlich dachte ich mir Gertruds schlanken Oberkörper über der mächtigen Croupe,

aber dann gehörten auch ihre Füsse dazu. Und plötzlich sah ich in dem Vorderteil die Knaben wieder, mit denen wir bei Gertrud zusammen Springen und Laufen gelernt. Die Sinne vergingen mir. Ich schlich müde nach Hause.

Beim Nachtessen erzählte Irene, dass vier von ihren Altersgenossinnen auserwählt worden seien. Irene war den gleichen Nachmittag im Weissen Haus gewesen. Sie hätten eben Musikunterricht bei Kairula gehabt, da seien zwei Damen in langen weissseidenen Kleidern in den Saal getreten. Simba sei mit ihnen hereingekommen. Sie hätten sich dann eine um die andere vor den Damen entkleiden müssen, und hätten eine nach der andern langsam vor ihnen durch den Saal gehen müssen. Nachher hätte jede noch tanzen und dann musizieren müssen. Wie sie alle dreissig Kinder in einer Reihe gestanden, hätten die Damen Olesia, Thekla und noch zwei andere zu sich gerufen. Sie hätten die vier Mädchen von oben bis unten untersucht. Dann seien sie mit ihnen und Simba wieder fortgegangen.

Pamela erzählte dann vom vorigen Jahr, wo die Auswahl bei ihnen stattgefunden. Sie hätten alle schon im voraus gewusst, dass es Isabella treffen werde. Blanka, die uns eben das Fleisch vorlegte, sagte, sie wisse auch schon wen es im nächsten Jahr treffen werde. Pamela, Irene, Melusine und Filissa sahen auf Wera. Wera wurde dunkelrot bis unter die Haare. Sie warf Blanka einen Blick aus ihren schönen Augen zu, sah aber gleich wieder auf ihren Teller nieder. Ein feines Lächeln lag auf ihren geschlossenen Lippen.

Ich weiss, dass ich niemanden mehr gefragt habe, wozu man Olesia und Isabella auserwählt und was mit Wera nächstes Jahr werden würde. Aber ich weiss nicht, ob ich es aus Furcht nicht that, oder ob ich nachgerade wie die anderen fühlen lernte. Blanka war die älteste von uns, sie hatte ihr dreizehntes Jahr zurückgelegt, und sie wusste geradesowenig wie ich. Das sagte ich mir, wenn mir ein Gedanke kam. Ich erinnere mich auch nicht, in den späteren Jahren noch irgendwie von Neugierde geplagt worden zu sein. Während des letzten Jahres, das ich im Park

verlebte, sah ich mindestens ebenso gleichmütig und ruhig meinem Austritt entgegen, wie es Blanka jetzt that.

Der Winter war hereingebrochen. Es regnete jeden Tag. Wenn wir ausgingen nach dem Weissen Haus, nahmen wir schwere Mäntel über aus dunkelbraunem Tuch. Auf dem Kopf trugen wir Mützen aus Schwanenpelz. Im übrigen war unsere Kleidung die gleiche, wie im Sommer. Des Abends sassen wir um den Kamin, in dem dicke Holzklötze brannten. Wir rückten auf unseren niederen Tabourets dem Feuer so nahe wie möglich; meistens hockten wir innerhalb der Kamineinfassung. Wera tanzte gewöhnlich mitten im Zimmer und Filissa schlug das Cymbal dazu. Draussen hörten wir die Raben krächzen, den Sturm heulen und die Bäume knarren. Schnee fiel nur wenig und wenn es einmal schneite, blieb er nicht lange liegen. Um so ärger war der Morast draussen im Park. Man sank auf den Wegen ein und kam oft ohne Schuhe in die Tanzstunde. Dabei gewahrte ich jetzt erst, dass der Park ausser uns Mädchen noch andere Bewohner in seinen Mauern hegte. Alle hundert Schritt sprang ein Hase über den Weg und die Rehe kamen in der Abenddämmerung ans Haus heran und frassen uns aus der Hand. Eines Abends es mochte schon mitten im Winter sein, da sagte Blanka, die am Nachmittag im Weissen Hause gewesen, als wir uns zu Tisch setzten, zu Pamela, sie könne nicht mehr tanzen. Pamela bat sie, sie diesen Abend noch in's Theater zu begleiten. Nach dem Nachtessen nahmen beide ihre Mäntel über und gingen zusammen fort in die dunkle Nacht hinaus. Am andern Tag hatte Pamela viel zu schwatzen, von dem Kostüm, das man ihr angezogen, von dem taghellen Licht, von Simba, von der dröhnenden Musik und von den Kostümen der anderen Mädchen. Am Abend ging sie allein fort und Blanka blieb mit uns zusammen. Als wir oben im Zimmer vor dem Kamin sassen, schnitt sie sich auf ihren Knieen aus einem grossen weissen Stück Leinen ein Paar Hosen zurecht, die sie dann selbst zusammennähte. Ein Muster hatte sie mitgebracht. Es lag vor ihr auf dem Fussboden. Ueber dem Leib war ein Durchzug darin zum Zubinden und unter dem Leib um jedes Bein eine handbreite

Spitze. Sie machte sich während der folgenden Abende noch mehrere davon. Sie war blass und schläfrig und ging früh zu Bett.

Pamela war, während der Winter zu Ende ging, täglich übervoll von ihren neuen Erlebnissen im Theater. Bei Tisch gab es keine andere Unterhaltung. Sie sprach meistens mit Blanka und wir übrigen hörten aufmerksam zu. Sie war infolge des allnächtlichen Tanzens von früh bis spät in ununterbrochener Aufregung. Einmal fielen ihr bei Tisch Messer und Gabel aus der Hand und sie sank hintenüber. Des Morgens fuhr sie aufgeschreckt vom Bett auf, vollkommen wach, als hätte sie sich eben erst niedergelegt. Manchmal sah sie uns scheu von der Seite an, als kennte sie uns nicht mehr recht.

Blanka übte nach wie vor tagsüber mit uns, was jede gerade im Weissen Haus lernte. Sehr eifrig tanzte sie mit Wera zusammen. Beide wetteiferten in Grazie und Gewandtheit. Wera bot, wie sie sich zeigen mochte, einen entzückenden Anblick. Aber Blanka konnte mehr. Dabei fiel mir immer ihr weisses Höschen auf. Manchmal tanzten sie um die Wette, wer sich länger auf den Füssen halten konnte. Bald gewann die Eine, bald die Andere. Nachher sanken sie um wie die Fliegen. Natürlich ging Blanka immer noch jeden siebten Tag ins Weisse Haus zu ihren eigenen Uebungen mit ihren Altersgenossinnen, von denen, wie Pamela erzählte, gleichfalls eine um die andere aufhörte, abends im Theater mitzutanzen. Pamela gewöhnte sich allmählig daran. Sie wurde munterer und blickte wieder frei um sich her.

Im Park keimten die ersten Schneeglöckchen. Viele Tage und Nächte lang brauste ein schwerer feuchter Wind durch die nackten Bäume. Wir sperrten die Fenster auf, liessen unsere Mäntel zu Hause und kehrten oft barfuss von unseren Spaziergängen heim. Die ersten Sonnenstrahlen blendeten so furchtbar, dass wir mit geschlossenen Augen gingen bis allgemach ein Baum nach dem andern grün wurde und schliesslich alles wie neu erschaffen aussah. Und eines Nachmittags, als Blanka ins Weisse Haus gegangen war, kam sie nicht wieder zurück.

Acht oder vierzehn Tage lang waren wir nur unserer Sechs. Im Schlaf-

zimmer rückte jedes um ein Bett hinauf und bei Tisch präsidierte Pamela. Einmal hatten wir uns gerade zum Abendessen gesetzt, als vor dem Haus eine Kiste abgeladen wurde. Wir eilten ins Schlafzimmer, wo man die Kiste aufstellte. Auf dem Deckel stand die Nummer unseres Hauses und der Name Betty. Pamela nahm den Schlüssel und schloss auf. Es trat ein nacktes Mädchen heraus.

(Schluss im nächsten Hefte.)

DREI LIEDER VON ROBERT WALSER.

Vor Schlafengehn.

DA sich's doch wieder erfüllte,
Da die Erde im schwärzesten Ruhn,
Will ich nichts weiter thun,
Als die tagüber verhüllte
Sehnsucht freudig öffnen nun.

Müdigkeit.

ENTFUEHR mich, wie ich bin!
Sieh, mein verirrter Sinn
Weist von sich diese Welt,
Die ihn nicht mehr erhellt.
Komm! O, ich werde brav
Und selig stille sein
In deinem dichten Schein,
Heiliger süsser Schlaf.

Und ging.

ER schwenkte leise seinen Hut
Und ging, heisst es vom Wandersmann.
Er riss die Blätter von dem Baum
Und ging, heisst es vom rauhen Herbst.
Sie teilte lächelnd Gnaden aus
Und ging, heisst's von der Majestät.
Es klopfte nächtlich an die Thür
Und ging, heist es vom Herzeleid.
Er zeigte weinend auf sein Herz
Und ging, heisst es vom armen Mann.

DE FEURE
DIE GEMEISSELTE PLATTE.



AN BELINDE. GEDICHTE VON RUDOLF ALEXANDER SCHROEDER.

I.

NEIGE nur die süsse Fülle
Deines Haars vorüber jetzt,
Dass sie deinen Blick verhülle,
Der mein Herz in Flammen setzt.

Aber nun in zarter Wendung
Du dein Antlitz abgekehrt,
Hält die bogige Vollendung
Deiner Braue mich bethört.

Wüsste ich in dir entglommen,
Was dein Blick in mir entfacht,
Wär ich wie zum Tag gekommen
Aus Beklemmung trüber Nacht.

II.

ZART erhobene Rosenwangen,
Lippen unerhörten Lächelns,
Wüsst ich ihn nur aufzufangen,
Holden Atem eures Fächelns.

Hände, leise nur erhoben,
Doch bezwingt ihr mein Geschick;
Und im Netz, das ihr gewoben,
Fingt ihr wunderlich mein Glück.

Aber hast du mich gefangen,
Und besiehst die Beute nun,
Lass, Belinde, mein Verlangen,
Lass es dir am Herzen ruhn!

III.

NUR ein Blick auf deine Glieder,
Deiner Schultern zartes Rund;
Und es fühlen plötzlich wieder
Alte Schmerzen sich gesund.

Aber, wenn dein holdes Prangen
Kaum sich meinem Blick verlor,
Sind sie wieder aufgegangen,
Meine Wunden, wie zuvor.

Ach, um gänzlich zu genesen,
Müsst ich dir zur Seite weilen;
Soll mich, wo ich krank gewesen,
Balsam deines Mundes heilen!

IV.

WEM denn soll ich sie vergleichen,
Deine Augen, holden Lichts?
Sind wie trunkene Himmelszeichen,
Sterne deines Angesichts.

Und die Worte kaum Entsandte,
Aus der Lippe Perlenschrein,
Wie die Luft sie zu mir wandte,
Saugt mein Ohr sie gierig ein.

Wohllaut scheint es der Sirenen;
Und betrüblich ist der Schluss,
Dass ich an den Zaubertönen
Fern vorüberschwimmen muss.

V.

DEINES Augs ein feuchter Schimmer
Und ein Atem deiner Brüste;
Und erregt von neuem immer
Zittern Wellen meiner Lüste.

Ach, ich muss mich so verzehren
Nahe meinem Elemente,
Und wie Tantalus entbehren,
Was ich doch berühren könnte!

VI.

ACH, du wandelst mir vorüber;
Und ich fühle kaum dein Nahn:
Wirds vor meinen Augen trüber;
Und ein Schwindel fasst mich an.

Solch ein ungestüm Verlangen
Ueberwältigt meinen Sinn;
Und dich einmal zu umfangen,
Gäb ich meine Seele hin.

VII.

ANDERN gilt dein süsses Reden,
Das am tiefsten mich erquickt;
Und dein Anblick gilt für jeden,
Der am tiefsten mich beglückt.

Doch — was nennen wir Besitzen?
Alles fällt von uns zurück;
Und was wir lebendig nützen,
Ist uns Eigentum und Glück.

VIII.

SELBST die Kleider, die du trägst,
Scheinen voll von deinem Leben;
Und wenn du dich wandelnd regst,
Scheint der Boden nach zu streben.

Ach, ich wünschte innigst sehr,
Dich nur einmal zu umkleiden;
Würde dir zu Füssen her
Gerne mich als Staub verbreiten.

IX.

PFLUECKST du Blumen bunter Schöne,
Möcht ich die gebrochnen neiden;
Lauschest du auf Himmelstöne,
Möcht ich Schwänen gleich verscheiden.

Aber bist am Ufer-Rain
Du bedenklich hingegangen,
Möcht ich Wassers Spiegel sein,
Um dein Bildnis aufzufangen.

X.

LIEBLICH war mir sonst ein Traum;
Und ein Lied erschien mir teuer,
Lieblich auch im Himmels-Raum
Tags und Nachts entbranntes Feuer.

Lieblich schien mir mit zu gehn
Das Geleite trauter Stunden;
Aber, seit ich dich gesehn,
Ist mir alles hingeschwunden.

XI.

IST ein Stiel der Flur entsprossen,
Haben Blätter zart gerändet
Nachbarlich sich angeschlossen,
Bis die Staude sich vollendet.

Aber die zu reinen Strebens
Ziel ein Himmlischer erkor,
Brach, die Blüte meines Lebens,
Unter deinem Blick hervor.

XII.

ACH, du wolltest dich vergnügen;
Und du lachtest fremden Scherzen;
Wusstest du doch zuzufügen
Meiner Seele tausend Schmerzen.

Und im Spiel von deinen Händen
Spricht sich aus ein froher Sinn; —
Doch ich muss mich einsam wenden
In die Nacht der Schatten hin.

XIII.

DEINEN Schultern glitt hernieder
Freundlich eine fremde Hand;
Und du dehntest deine Glieder,
Als ein andrer bei dir stand.

Deine Haare an zu rühren
Wäre mir schon höchste Lust. —
Ach, mich muss ein Reiz verführen,
Der dir selber kaum bewusst.

XIV.

ES ist nichts: Von Liebe singen
Und sich wörtlich auszudrücken,
Und krystallisch zu zerstücken,
Was die Seele will durchdringen.

Aber doch, ich muss es schreiben,
Was im Herzen überquillt;
Und ein halbverlöschtes Bild
Wird von meiner Liebe bleiben.

XV.

FARBE wohl auf Schmetterlingen
Glänzt, ein himmlisch zarter Duft,
Und auf bunten Federschwingen
Schillernd in besonnter Luft.

Und in Blumen holden Lichtes
Mag man schönste Farben sehn.
Aber deines Angesichtes
Schimmer ist vor allen schön.

XVI.

ATEM nicht der reinsten Kühle
Ist wie Duft in deinem Mund;
Und verworrene Gefühle
Schauern auf vom Herzens-Grund.

Töne nicht der Nachtigallen
Sind wie deiner Lippen Wort;
Und die achtlos dir entfallen,
Blühn in meinem Herzen fort.

Nicht der Blütenzweige Schwanken,
Wenn der Westwind sie bewegt,
Ist wie Wollust der Gedanken,
Die dein Nah-Sein mir erregt.

XVII.

WUESST ich irgend dich zu preisen
Hier in Liedern zart und leicht!
Doch es will sich garnichts weiten,
Was sich deinem Glanz vergleicht.

Und doch ists mein einzig Leben,
Meine Worte dir zu weihn:
Wirst du mir auch nicht gegeben,
Sind doch diese Lieder mein.

XVIII.

DU, du wirst es nie erfahren,
Wie ein Fremder dich besingt,
Wenn es auch nach manchen Jahren
Fremd zu deinen Ohren klingt.

Und ich werde niemals wissen,
Wie dein eigentlicher Sinn:
Ach! Vom Leben fortgerissen
Treiben wir verloren hin.

XIX.

WENN wir oft in Lüften sehen,
Wie sich Vögel aufwärts heben,
Wenn wir nach den Zweigen spähen,
Die im Hauch der Winde beben,

Sah ich nach der sanften Regung,
Als du wendetest dein Haupt;
Und die herrlichste Bewegung
Hab ich da zu sehn geglaubt.

XX.

SPIEGEL klarster Wasserfläche
Und der Blitz krystallner Kanten,
Wellen-Spiele muntrer Bäche,
Sterne auch, die Nacht-Entbrannten,

Sollen sie als Gleichnis taugen,
Wenn dein Bild ich gern gemalt,
Da die Süsse deiner Augen
Alles Schöne überstrahlt?

XXI.

NUN noch einmal muss ich sehen,
Wie du lebst im Licht der Welt;
Und dann will ich traurig gehen,
Wie es dem Geschick gefällt.

Muss mich von den Lippen trennen,
Die ich niemals doch geküsst,
Und im Weh des Abschieds brennen,
Der ich niemals dich begrüsst.

Doch! Von ferne dich zu schauen,
War mir schon ein holder Gruss;
Und mich fasst ein leichtes Grauen,
Weil ich dich verlassen muss.

XXII.

SIND es Klagen, diese Reime,
Die verlorene Sehnsucht klagt,
Sinds lebendig neue Keime,
Weil ein Frühling schmerzlich tagt?

Ja, wir grüssen unser Leben
Wieder nach bedrückter Nacht;
Und ein Leid, das uns gegeben.
Ist nichts, das uns traurig macht.

XXIII.

JA, so schönes zu erleben,
Als das Bildnis hier gepriesen,
Ist ein Glück, das mir gegeben,
Und ich wusst es zu geniessen.

XXIV.

NICHT vorüber glitt ein Blinken,
Dass es nicht in mir gewittert,
Nicht ein zartes Liebe-Winken,
Ohne dass es mich erschüttert.

Nicht ein Lächeln deiner Wangen,
Ohne dass ich mich begeistert;
Solch ein wunderlich Verlangen
Hat sich meines Sinns bemeistert.

Aber Blick und Wink und Lachen,
Waren leider nicht die meinen;
Und will sich dein Licht entfachen,
Wird es mir nicht scheinen.

XXV.

FREILICH, Tiere, die sich heben,
Um durch Fluren hinzuschreiten,
Werden auch uns Freude geben,
Will sie unser Blick begleiten.

Aber, wenn dein Blick sich hebt,
Fühle ich mich hingerissen;
Und die dir im Innern lebt,
Deine Seele möcht ich küssen.

XXVI.

MOECHTE gern dein Lächeln fangen
Im Gespinnste meiner Lieder,
Gern die Blüte deiner Wangen
Und den Wohllaut deiner Glieder.

Gern die Wonne deiner Blicke,
Und den Glanz in deinem Haar,
Gern, wie mich die Luft erquicke,
Die in deiner Nähe war.

Aber will ich mancher Weise
Mich zu deinem Lob ergehn,
Wie ich deinen Reichtum preise,
Muss ich meine Armut sehn.

XXVII.

OH, ein Traum und doch ein Wachen,
Oh, Bekanntes und doch fremd,
Oh, ein Weinen, doch ein Lachen,
Ueberschwall und doch gehemmt.

Soll die Wunder ich erzählen,
Die mein Herz von dir erfuhr,
Ist es ein vergeblich Quälen;
Und es bleibt ein Stammeln nur.

XXVIII.

NICHT nur ist's ein Sinne-Spiel,
Was sich regt, wenn ich dich sehe;
Und mir scheint ein süsser Ziel
Als die Wollust deiner Nähe.

Winkt aus Augen doch ein Licht
Wie von innerlichen Kerzen;
Und dein Finger regt es nicht,
Was nicht war in deinem Herzen.

XXIX.

ACH, ermattet sink ich hin;
Und die Sehnsucht will erstarren;
Denn auf deine Lust zu harren
Hat — ich weiss es — keinen Sinn.

Nur in Träumen weht noch sacht
Mir dein Atem her, Belinde —
Dass ich öfters mich erwacht
Feucht vom Tau der Schmerzen finde.

XXX.

IST dein Herz von mir entfernt?
Meines muss sich nach dir strecken;
Nicht ein Himmel holdbesternt
Kann mir solche Sehnsucht wecken.

Ist dein Sinn mir abgewandt?
Meinen muss ich zu dir kehren;
Denn, was ich von dir erkannt,
Scheint mein Wesen zu verklären.

Ach, so muss es immer gehn:
Was uns angemessen wäre,
Lässt sich nur von Ferne sehn,
Dass sich unser Herz verzehre.

XXXI.

IST mein Herz mir ausgerissen,
Seit du meinem Tag erschienen?
Alles ist in mir beflissen,
Deine Schönheit zu bedienen.

Aber du bedarfst es nicht,
Mein Bedienen und mein Schenken;
Und dein angebetet Licht
Leuchtet nur, um mich zu kränken.

XXXII.

WELLEN, die ein Sturm empört,
Wollen kraftlos sich erheben;
Und so ist mein Herz bethört,
Deiner Nähe nach zu streben.

Sterne, über unserm Lauf
Aufgestellte Himmelszeichen,
Gehen wohl verklärend auf; —
Doch wer möchte sie erreichen?

XXXIII.

WAS denn ist's? Mein ganzer Sinn
Ist wie ausser sich gekommen,
Und es flutet alles hin,
Weil du mir mein Herz genommen.

Was noch eben sicher stand
Und sich schön und edel däuchte,
Schwindet wie ein leerer Tand
Vor dem Mittag deiner Leuchte.

XXXIV.

FACKELN, die die Nacht erwecken,
Sind so plötzlich nicht entfacht,
Als das seelische Erschrecken,
Das dein Bildnis mir gebracht.

Ach, ich lebte wie zufrieden
In dem dämmernd trüben Meer;
Doch nun ist mein Glück geschieden;
Und mein Leben scheint mir leer.

XXXV.

WAS sind Hände, fest zu halten
Alles Liebe, wie es sei?
Die geliebtesten Gestalten
Fluten unserm Blick vorbei.

Und kein Blick ist so lebendig,
Der nicht gleich erloschen ist,
Und kein Wort ist so beständig,
Das man später nicht vergisst.

XXXVI.

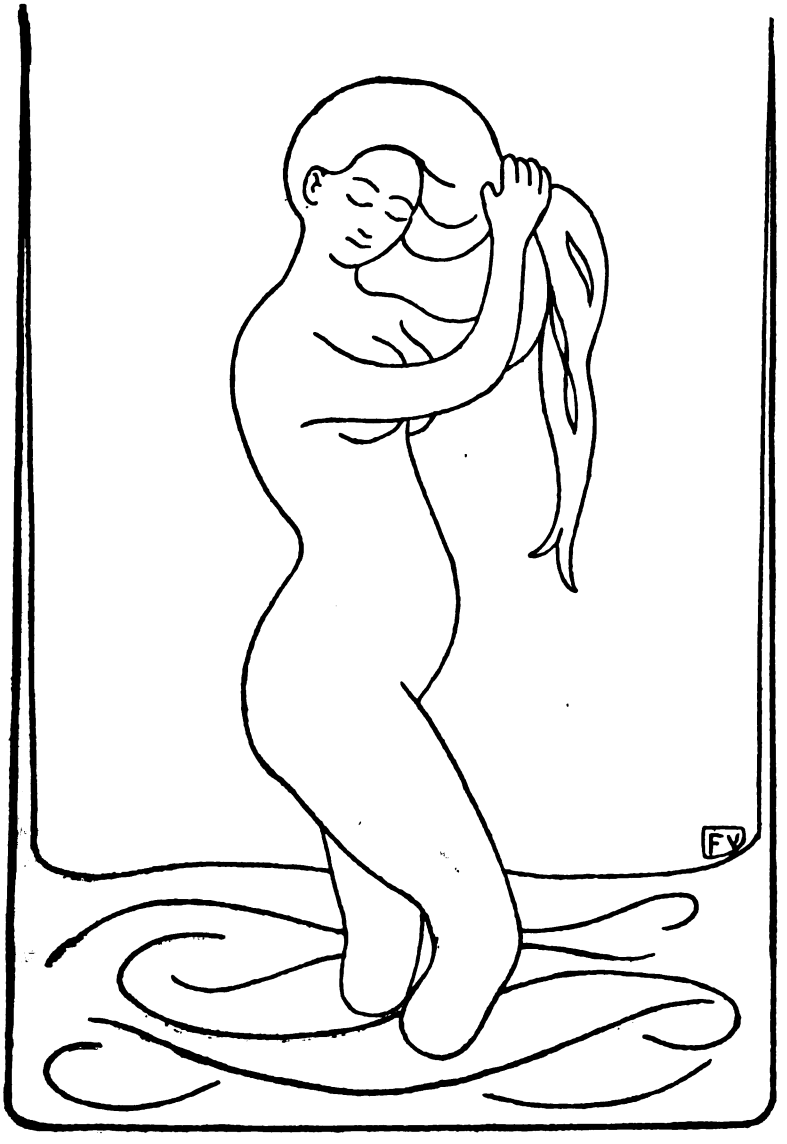
JA, auch dies vergisst sich wieder,
Was so treulich ich gemeint;
Und die Thränen meiner Lieder
Trocknen, wie die Sonne scheint.

XXXVII.

WAS wir hier zur Sprache bringen,
Ist von Schmutz und Schwere rein;
Und wenn wir von Schmerzen singen,
Wird es keine Klage sein.

Liebe, die uns hier bezwungen,
Löste sich aus Dunst und Graus;
Und was wunderlich erklungen —
Klinge nun harmonisch aus.

ZEICHNUNG
VON
FELIX VALLOTTON.


FV

DIE TRIMURTI UND DIE NEUN SEELEN/ VON KOENIGSBRUN-SCHAUP.

DIE Trimurti, das ist die heilige Drei der allerhöchsten Götter, wandelte einstmals auf der Erde. Bramah, Wischnu und Schiva aber waren nicht herabgestiegen in ihrem himmlischen Glanze, der ein Menschenauge hätte blind machen müssen. Sie hatten die Gestalten von drei armen Greisen angenommen, trugen Lumpen auf dem Leibe und Bettelsack und Stab. So schritten sie unerkannt mit vielem Volk der Stadt Indaur zu, allwo der König Bahadur von Nadchafgar Hof hielt.

Je näher sie der Stadt kamen, desto schlimmer wurde das Gedränge auf der Landstrasse, denn von allen Seitenpfaden liefen Menschen herbei und hinwiederum kamen dunkele Scharen aus der Stadt heraus ins Freie. Alles Volk aber sammelte sich schliesslich auf einer grossen Wiese vor dem Stadtthor.

Inmitten der Wiese erhob sich ein Gerüst, das war ganz feuerrot angestrichen, und auf dem Gerüst stand ein langer Mann, ganz starr, und war so feuerrot wie das Gerüst und hielt ein breites Schwert in die Höhe, das so blitzte, wie die Sonne.

»Was für ein schöner Mann ist doch der Scharfrichter!« sagte ein altes Weib.

»Es thut mir nur leid,« sagte ein zweites altes Weib, »dass er so lange stillstehen muss. Ich sehe es nicht genau, was unter dem Gerüst vorgeht. Werden die Henkersknechte bald fertig sein?«

»Ich denke,« sagte ein drittes altes Weib, »sie werden nun wohl bald dem schrecklichen Dunduh-Panth die Haut abgezogen und die Hände abgeschlagen haben.«

»Sie müssten dem schrecklichen Dunduh-Panth auch die Zunge ausreissen, mit der er so viel gelästert hat,« sagte das erste alte Weib.

»Ja,« sagte das zweite alte Weib, »der schreckliche Dunduh-Panth wird

viel zu milde gestraft. Hat er nicht mit seiner Zunge die höchsten Götter und sogar den König selbst gelästert? Und hat er nicht so viel verbrochen, wie vor ihm kein Mensch?«

»Ja, er wird viel zu milde gestraft,« sagte das dritte alte Weib, »es gab keinen grösseren Rebellen, Räuber und Gotteslästerer als Dunduh-Panth. Und tausend Jungfrauen hat er geraubt und geschändet.«

Die drei alten Weiber, die dicht neben den drei Göttern standen, stimmten ein Wutgeheul an, und alles Volk heulte mit, denn nun hoben die Henkersknechte den blutigen zuckenden Körper des Rebellen auf das Gerüst und banden ihn über den Block. Und nun schwang der Scharfrichter das breite Schwert dreimal über seinem Haupte. Dann liess er es niedersausen und der Kopf des schrecklichen Dunduh-Panth sprang wie ein Riesenapfel in einem ungeheuren Bogen über die vieltausendköpfige Menge gerade auf den Gott Bramah zu, der ihn mit beiden Händen auffing. Bramah nahm hurtig aus dem Munde des Rebellenkopfes die Seele und steckte die Seele in seinen Bettelsack. Dann warf er den Kopf den drei alten Weibern zu, welche sich alsbald um das kostbar-grausige Ding balgten.

Bramah, Wischnu und Schiva gingen weiter, und mit ihnen zog das Volk zur Stadt. Und das Volk sang jetzt Preislieder, es pries singend den grossen König Bahadur, und pries singend den ewigen Frieden, der nun für Nadchafgar anbrechen sollte, da der grosse Störenfried Dunduh-Panth gerichtet war.

Auf dem Platze vor dem Königsschloss stand die Bildsäule des Königs Bahadur. Die Bildsäule war noch höher als der Palast und war ganz aus lauterem Golde. Der goldene König hatte grüne Augen von Smaragdsteinen. Zu Füssen der Bildsäule war die Inschrift zu lesen: »Ich bin Bahadur der Grosse, König von Nadchafgar und König der Könige. Ich bin der Sonne Bruder und der Freund der höchsten Götter. Mein Reich und mein Ruhm werden ewig dauern.«

Rings um das Königsbild lief ein tiefer Graben, darinnen es von Tigern wimmelte. Diese Tieger wurden täglich mit alten oder kranken Sklaven

gefüttert, oder mit Spitzbuben geringerer Sorte, für die es sich nicht verlohnte, eine feierliche Hinrichtung zu veranstalten. Doch nicht immer brauchten die Tiger von den Dienern des Palastes gefüttert zu werden, denn es sprangen oft unglücklich Liebende in den Graben, oder gute Patrioten, die sich nur zur Ehre des Königs von den Tigern auffressen liessen.

Das Gebrüll der Tiger übertönte bald den Jubel des Volkes. Die fetten Tiere sprangen so toll im Graben durcheinander, als witterten sie einen neuen Frass. Und siehe, ein alter Mann in prächtiger Kleidung, mit diamantengeschmücktem Turban, trat an die Brüstung des Grabens, breitete seine Arme aus gegen das goldene Königsbild und rief: »Heil dir, grosser Bahadur, in Ewigkeit! Und deine Gnade, die mich verlassen hat, komme über meine Kinder!«

Darauf sprang der alte Mann zu den Tigern hinab und wurde zerrissen und samt Turban und Diamanten aufgefressen.

»Heil dem König!« jubelte das Volk, und Viele weinten vor Rührung. Denn der alte Mann war allen bekannt; er war der erste Minister des Königs gewesen und vor kurzer Zeit in Ungnade gefallen, weil es ihm nicht gelingen mochte, des schrecklichen Dunduh-Panths habhaft zu werden. Nun hatte sich der getreue alte Mann selber gerichtet, an dem Tage, da der Rebell gerichtet ward.

»Soll ich mir die Seele des Ministers holen?« fragte Schiva.

»Ich hole sie nicht,« sagte Wischnu, »die Seele ist mir zu gering. Das sollen unsere Diener besorgen.«

»Ja, unsere Diener werden die Seele holen,« sagte Bramah, »ich denke, sie wird gut sein für den Leib eines Hundes.«

Die drei Götter schritten durch das Thor des Palastes. Die Wache am Thore hatte die drei eingelassen, weil sie das Losungswort genannt hatten. Der Palast-Hof war mit Bewaffneten überfüllt. Ein ganzes Heer war da versammelt. Es sah aus, als wollte man demnächst in den Krieg ziehen. Die drei Götter gingen über fünf andere Höfe, und auf jedem dieser Höfe stand ein kleines Heer. Und die drei Götter kamen auf einen

siebenten Hof, der war leer und da stand das Wohnhaus des Königs Bahadur. Vor der goldenen, mit Edelsteinen ausgelegten Pforte dieses Hauses stand der älteste Sohn des Königs selbst und hielt Wache.

»Was wollt ihr?« schrie der Prinz den drei Göttern entgegen und hob drohend sein blankes Schwert. »Der euch eingelassen hat ist des Todes, wie ihr! — Wer sendet euch?«

»Niemand,« sagte Bramah, »wir kommen aus eigenem Antrieb. Dein Vater hat sich unserer Freundschaft gerühmt und wir wollen ihn sehen.«

»Wer seid ihr?« schrie der Prinz.

»Wenn du uns nicht kennst,« sagte Bramah, »dann wollen wir uns nicht nennen, denn du würdest hinfallen und sterben, nennten wir uns. Aber du sollst leben und lebend einen Teil der Busse thun.«

Da hielt der Prinz die drei Bettler für drei mächtige Zauberer und erzitterte vor Angst und liess sie ins Haus gehen.

Brahma, Wischnu und Schiva traten in einen grossen Saal, wo der gelähmte, alte König Bahadur auf einem Purpurkissen lag. Neben dem König hockte sein getreuer Narr.

»Hole mir was zu essen,« sagte der König mit röchelnder Stimme zum Narren, »hole mir was zu essen, Narr, sonst müsst du sterben.«

»Ach König,« sagte der Narr zum König, »auch du musst sterben, wie ich, ob du willst oder nicht. Du bist zum Kinderspott geworden, wie ich. Dein Sohn ist klug. Er lässt uns verhungern und braucht so unser Blut nicht zu vergiessen, das den Zorn der Götter reizen könnte.«

Der gelähmte König tastete nach seinem Schwert und suchte es aus der Scheide zu ziehen. »Warte, du Elender,« sagte er, »so will ich verhungern! Vorher aber sollst du bestraft werden für Deine freche Zunge!«

Der Narr lachte und sagte: »Ich bin ein guter Kerl und möchte dir gern helfen. Doch es bedarf nicht unserer Mühe. Siehe, da kommen drei armselige Männer, mir scheint, das ist die heilige Trimurti, und wir sind erlöst.«

»Dein Narr hat recht gesehen,« sagte Bramah zum König, »kennst du uns nicht? Und doch rühmst du dich unserer Freundschaft?«

Die Augen des Königs und des Narren verglasten sich und der König und der Narr fielen um und waren tot. Bramah aber beugte sich zu den beiden Toten herab und nahm aus den Mündern der Beiden die Seelen und steckte die Seelen in seinen Bettelsack.

Der Prinz, der noch immer vor dem Thore des väterlichen Hauses stand und zitterte, hörte plötzlich eine Stimme innen rufen, die wie Donnerhall klang: »Der König ist tot!«

Und auch die Krieger auf den Höfen und das Volk in der Stadt hörten die donnernde Stimme, die den Tod des grossen Königs verkündete. Und die Leute warfen sich auf die Erde und beteten zur heiligen Trimurti. Als der erste Schreck vorüber war, erhoben sich die Leute und sahen einander ratlos an. Da traten Bramah, Wischnu und Schiva aus dem Palast, und das Volk, obgleich es die Götter nicht erkannte, folgten ihnen, weil sie so ruhig und wissend aussahen.

Bramah, Wischnu und Schiva wandten sich dem nördlichen Stadtthor zu und alles Volk ging mit ihnen ins Freie. Und ein Mann aus dem Volke sprach: »Diese Drei sind gewiss heilige Männer und die führen uns den rechten Weg zum weisesten Mann der Welt auf dem Berge Om. Der Mann auf dem Berge Om wird uns sagen können, wem wir von des Königs Söhnen als neuen König zu huldigen haben und was dem Reiche bevorsteht in dieser schweren Zeit.«

Auf dem kahlen Berge Om, der kaum tausend Schritt weit von der Stadt sich erhob, stand nichts, als eine kleine, graue Steinkapelle. Der heilige Büsser, der unter dem Steindache sass, war so grau wie der Stein. Sein Haar war grau, sein Antlitz und sein Gewand waren grau, und er war so starr wie der Stein und so verwittert. Fünfzig Jahre sass er da unter den vier Säulen, die ein kleines Kuppeldach trugen. Seit fünfzig Jahren ass er nichts, als täglich drei Reiskörner: ein Reiskorn morgens, ein Reiskorn mittags und ein Reiskorn abends; und trank nichts als den Tau, der auf seinen Bart fiel. Und ehemals war er ein mächtiger Fürst gewesen, vor dem der Vater Bahadurs gezittert hatte. Er hatte tausend Frauen besessen, und zehntausend Elefanten, und hunderttausend Sklaven,

und mehr Gold, Silber, Perlen, Saphire, Rubine und Smaragden, als der Vater Bahadurs. Und aller Macht und allen Reichtums hatte er vor fünfzig Jahren freiwillig entsagt und war ein Büsser geworden auf dem Berge Om.

Nun das Volk den Berg heraufkam, öffnete der Heilige die Augen. Diese Augen waren tiefschwarz und glänzten wie schwarze Diamanten. Und alles Volk sah den Glanz und warf sich zu Boden vor Ehrfurcht. Nur die drei Götter blieben stehen und Bramah sagte zu Schiva: »Sieh, wie hart sein Auge glänzt.«

Und Wischnu sagte: »Dieser Blick gefällt mir nicht.«

Und Schiva sagte: »Er ist seiner Weisheit und Heiligkeit nur allzu gewiss.«

Der Büsser aber war wirklich weise. Er sah, was andere nicht sahen und erkannte die heilige Trimurti auf den ersten Blick, kreuzte die Arme über der Brust und sank vornüber und war tot. Die drei Götter traten dicht an ihn heran und Bramah beugte sich herab zu ihm und nahm aus seinem Munde die Seele und steckte sie in seinen Bettelsack, wohinein er bereits die Seelen des Rebellen und des Königs und des Narren gesteckt hatte.

Als sich das Volk wieder erhob, waren die drei Götter schon fort. Bald sahen die Leute, dass der weiseste Mann der Welt gestorben war, und Wehklagen erfüllte die Luft.

Die heilige Trimurti aber zog weiter in das Land hinein. Sie kam an einen See, der lag stille da im Sonnenlicht und war ganz bedeckt mit blühenden Lotosblumen, und über den Lotosblumen wiegten sich grünschillernde Schmetterlinge. Ein junges Weib sass am Ufer des Sees und strickte ein Fischernetz. Zu ihren Füssen spielte ein Kind.

»Was machst du da?« fragte das Kind.

»Ich stricke ein Fischernetz,« sagte die Mutter.

»Warum?« fragte das Kind.

»Weil der Vater das Netz braucht, um damit Fische zu fangen,« sagte die Mutter.

»Und wer macht die Fische?« fragte das Kind.
»Gott hat alles gemacht,« sagte die Mutter, »dich und die Fische. Gott im Himmel hat alles gemacht.«
»Und wer hat Gott gemacht?« fragte das Kind.
»Gott ist ewig,« sagte die Mutter. »Eigentlich sind es drei Götter und man nennt sie die heilige Trimurti. Doch du sollst den Namen nie aussprechen und nicht weiter fragen. Spiele lieber.«
»Dort kommt die heilige Trimurti!« rief das Kind und deutete auf die drei Bettler, die des Weges kamen.
Die Mutter sah auf und sagte: »Das sind drei arme, fromme Männer. Du aber sollst den Namen der drei heiligen Götter nicht eitel nennen, merke dir das. Geh' und spiele jetzt.«
Und das Kind lief von der Mutter weg und einem Schmetterling nach, der dem See zuflog.
»Laufe nicht zu weit fort,« rief die Mutter, »lauf nicht ans Wasser! Komm zurück!«
Aber das Kind lief schnurgerade in den See hinein, weil es den Schmetterling fangen wollte. Da sprang die Mutter auf und stiess einen Schrei aus und sprang dem Kinde nach. Und Mutter und Kind ertranken im See. Da trat Wischnu eilig an den Uferrand und streckte seine Hand aus. Und da erhob sich eine blaue Welle und legte Mutter und Kind zu seinen Füssen hin. Und der Gott nahm die Seelen der Beiden aus ihren Mündern und steckte sie in seinen Bettelsack.
Und die heilige Trimurti zog weiter. Sie kam an einen Wald und hörte eine Nachtigall singen, und ging dem süssen Gesang nach und kam auf eine Waldwiese. Mitten auf der Waldwiese stand ein Baum, der mit weissen Blütenglocken behängt war, und auf dem Baume sang die Nachtigall. Unter dem Baume stand eine Jungfrau in weissem Gewande, mit weiss verschleiertem Angesicht, und lauschte. Und die Jungfrau schlug den Schleier zurück und blickte empor zum Baume und breitete die Arme aus. Siehe, da trat ein herrlicher Jüngling in weissem Gewande aus dem Walde hervor, breitete die Arme aus und ging auf die Jungfrau zu. Und

der Jüngling sprach: »Hier endlich finde ich dich, Geliebte. Oh, verhülle nicht wieder dein Antlitz und lass mich selig sein!« Und die Jungfrau liess ihre Arme sinken und zitterte. Und der Jüngling umschlang die Jungfrau.

»Ich möchte sterben,« sagte die Jungfrau.

»Auch ich möchte sterben,« sagte der Jüngling, »so glücklich bin ich!« Da lächelte Schiva, der Gott, und er dachte an die Seelen, die Bramah und Wischnu bereits in ihren Bettelsäcken trugen. Und er dachte, dass die Seelen des Liebespaares in seinem Sacke Platz finden könnten.

Bei den flüchtigen Vernichtungsgedanken des Gottes ballte sich ein schwarzes Wolkennest über dem Baum zusammen, und plötzlich barst das Nest mit einem grässlichen Krach und eine goldene Himmelsschlange sauste herab, zerriss den Baum und warf sich auf das Liebespaar, und ihren Bissen erlagen im Augenblick der Jüngling und die Jungfrau. Nun trat Schiva heran und nahm die Seelen der Beiden zu sich in seinen Bettelsack. Und er wandte sich, um Bramah und Wischnu nachzugehen. Da bemerkte er neben den beiden Leichen ein Vögelein, das lag mit offenen Flügeln im Grase und rührte sich nicht. Und Schiva nahm auch die Seele der Nachtigall zu sich und steckte sie in seinen Bettelsack.

Bramah, Wischnu und Schiva gingen weiter, durch den Wald und zum Walde hinaus und einen Hügel hinan. Es brach der Abend herein. Schon leuchteten die Sterne auf und nordwärts, wie weisse Wolken, schimmerten die drei höchsten Häupter des Himalaya.

»Wir müssen unsere Seelen los werden,« sagte Bramah, »ehe wir nach Hause fahren.«

»Dann müssen wir wieder hinunter in die nächste Stadt,« sagte Wischnu. Schiva aber sagte: »Ich bin satt der Erde. So einer meine Seelen will, dem schenke ich sie.«

Kaum hatte Schiva also geredet, da gellte ein Schrei.

»Das ist kein Schrei der Todesnot«, sagte Bramah, »der Schrei kündigt neues Leben an.«

Der Schrei kam aus einer Hütte, die zur Seite des Weges halb verdeckt von einem Busche lag.

Die drei Götter traten in die Hütte. Sie fanden ein junges Weib vor dem Herde liegen, das schrie in einem fort und rang in den Wehen. Es war die Frau eines Hirten, der zur Stadt gegangen war, um die Wehmutter zu holen.

Und die drei erhabenen Götter erbarmten sich der Frau und waren ihr hilfreich. Die Frau hatte alle ihre Besinnung verloren, so schwer war die Geburt, und sie lag noch besinnungslos, als Bramah das Kind in die warme Asche des Herdes bettete, aus der er vorher jeden Funken ausgeblasen hatte mit einem Hauch seines Mundes.

Das Kind war männlichen Geschlechts. Es regte sich nicht.

Bramah sagte: »Wie nachlässig sind doch unsere Diener! Dieses Menschenkind hat keine Seele bekommen, und gut ist es, dass wir da sind.«

Da trat Schiva schnell heran, griff in seinen Bettelsack und danach steckte er alle drei Seelen, die er in dem Sack hatte, dem Kinde in den Mund: die Jünglingsseele, die Seele der Jungfrau und die Nachtigallenseele.

»Was thust du?« fragte Bramah.

»Ich habe dem Kinde drei Seelen gegeben,« sagte Schiva. »Es giebt Menschen, denen unsere Diener zwei Seelen gegeben haben, warum soll ich nicht einem Menschen drei Seelen geben?«

Da trat Wischnu schnell an das Kind heran und sagte: »Warum soll der Knabe nicht fünf Seelen haben? Ich schenke ihm noch zwei Seelen.«

»Wohlan denn,« sagte Bramah, »so schenke ich dem Knaben noch vier Seelen. Neun Seelen soll er haben, denn drei Götter haben sich um seine Geburt gemüht.«

Und die drei Götter lachten. Da wurde es sonnenhell in der Hütte. Und die Drei wurden eins.

Und die gekrönte Lichtgestalt der heiligen Trimurti berührte das Haupt des Knaben nnd ein Donnerschlag ging durch die Welt. Und die heilige Trimurti hub an zu singen.

Spiele, wie ein Kind, und frage,
Sei ein Kinderspott, ein Narr,
Und die tiefste Weisheit sage,
Alles sei dir offenbar!

Hab' ein Herz voll lautrer Güte,
Mütterlichen Opfermut,
Sei ein Herr des Schreckens, wüte,
Wate durch ein Meer von Blut!

Komm mit Sturm und Donnerschlägen.
Wirble auf die schlimmsten Triebe,
Sei der Lenz ein Blüten-Regen,
Und der reichste Quell der Liebe!

Sei unselig, wie noch Keiner,
Und der Glücklichste von Allen!
Sei ein Sünder, sei ein Reiner
Und der Menschheit Wohlgefallen!

Also wechselvollen Ganges,
Selber Nacht und Sonnenschein,
Ziehe durch die Welt des Sanges
Eine Welt für dich allein.

Die Mutter erwachte. Sie hatte geträumt, dass ihre Hütte in Feuer gestanden. Und sie fand den schönen, wimmernden Knaben in der warmen Asche des Herdes gebettet, und sie legte den Knaben an ihre Brust. Und der Knabe mit den neun Seelen wuchs und gedieh, und ist ein Dichter geworden im Lande Indien.



DIE EBENE/ VON EMILE VERHAEREN. GETREU UEBERSETZT VON EMIL RUDOLF WEISS.

ICH will deine Augen führen in langsamer Pilgerschaft
In dieses weite Schmerzenland, wo — ach! seit wann! —
Seit welchen alten Tagen mein Herz die Winterruhe hält.

Das ist mein Land der Unermesslichkeit,
Wo nichts wächst, als das Nichts,
Geschlagen von Regen und grossem Wind.

Das ist mein Land, gleich einem grossen Leichentuch.

Meine Flüsse gehn in grossen Bogen,
Mit gelbem Wasser, durch die weiten Aecker,
Im ebenen und sanft geneigten Land.

Das ist mein Land, ohn' eine Falte, auch nur eine,
Mein Land, gleich einem grossen Leichentuch.

Selten am Rande trügerischer Sümpfe
Ein paar arme Reiher, in ihren Scheerenschnäbeln
Im sinkenden Abend Würmer und Frösche zerrend.

Und manchmal ferne Krähenschwärme
Aus den vier Enden der weiten Ebenen
Hassgedanken krächzend.

Das ist mein Land der Unermesslichkeit,
Darin mein Herz, alt, düster, qualenreich,
Verdirbt, gleich einem Sumpfe, schlafend.

Meine Dörfer im Licht — seit wann? —
Und meine Glocken, scheidenden Schiffen nachtönend,
Und meine Segel und frohen Maste,
Sie sind tief unten — ach! seit wann? —
In schwerem Dunkel, versunken in Sumpfgründen.

Meine Dörfer der Kindheit und des Muts,
Meine Dörfer der Freude und der Türme des Muts,
Sie sind verdunkelt — seit welchen Abenden! —
Von schwarzen Himmeln und Herbststürmen.

Das ist mein Land der Unermesslichkeit,
Wo nichts wächst, als das Nichts,
Geschlagen von Regen und grossem Wind.

Die ewige Einförmigkeit der Tage
Schlägt in mir nieder den letzten Willen
Zum Leben oder zu dem Tod.

Nicht mal mehr schreien — still für immer kauern
Wie ein im Schlamm versunknes Schiffsbugbild.
Nicht einmal mehr des Unglücks stolzen Schmerz
Zu fühlen, — nichts, als mit böser Hand
Ausstrecken einen Tag voll Tod im Herzen
Zu einem Morgen, das auch düster sein wird
Wies Gestern, — und das immer finster, wie das Heute,
Ausstrecken wird finster und ewig schwermütig
Das Morgen zu der nächsten Morgenröte.

Das ist mein Land der Unermesslichkeit,
Wo nichts wächst, als das Nichts,
Geschlagen von Regen und grossem Wind,
Um das sich die eiserne Schwermut dreht
Und der Winternächte mechanischer Stundengang,
Und die gähnenden Sterne und die schwarzen Himmel,
Trauernd um so viel Abende,
Seit einem Haufen Jahre lastender Eintönigkeit.

Und werde ich immer begraben sein
In diesen Haiden voll unendlicher Vergessenheit?

Als der, für den die Hassgedanken schwärmen
Aus allen Enden der weiten Ebenen,
Mit ihrem, ach! seit wann schon! ewig gleichen Schrei!
Er, dessen magre Reiher auf der Düne nachts
Verschlingen in den Mondscheinmitternächten
Endlos — die Würmer und die Ungeheuer öder Schwermut!

Und jetzt — jetzt kennen Deine Augen die flachen Weiten,
Wo mein so düstres Herz, ach! und seit wann —
Seit welchen alten Tagen Winterruhe hält.

(Aus »Les apparus dans mes cheminsc. Brüssel 1891.)

LEONARDO DA VINCI/ AUS DEM ENGLISCHEN DES WALTER PATER VON FRANZ BLEI.

Homo minister et interpres naturae.



IE erste Ausgabe von Vasaris Leben des Leonardo, unterscheidet sich etwas von der, welche wir heute lesen. Dort war der Maler, der für die folgenden Jahrhunderte den Christus-Typus fixiert hat, uns als ein eindringlicher Denker dargestellt, der sich wenig aus den Glaubensbekenntnissen der Mitwelt macht und Philosophie über Christentum stellt. Doch Aussprüche von ihm, die bestimmt genug wären, einen solchen Eindruck zu rechtfertigen, sind nicht berichtet, und sie wären schwer zu vereinen gewesen mit einem Genie, das charakteristisch ist durch seine Tendenz, sich in eine raffinierte und graziöse Mystik zu verlieren. Der Verdacht war nichts weiter als ein Ausdruck der zeitgeheiligten Mode, nach welcher die Welt ihr Urteil über einen Menschen fasst, der Gedanken für sich allein hat und eine hohe Gleichgültigkeit und vornehme Missachtung der gewöhnlichen Form der Dinge zeigt; das Porträt Leonardos in der zweiten Ausgabe wurde, ich möchte sagen, blasser und konventioneller. Sei dies wie es will, immer bleibt eine gewisse Mystik in seinem Werke, etwas Rätselhaftes, das über das Mass des bei den Werken des Genies gewohnten hinausgeht, womit da Vinci fasciniert, vielleicht auch leicht zurückstösst. Sein Leben ist eine Reihe plötzlicher Ausbrüche, in deren Intervallen er nichts thut oder weitab von seinem Hauptwerke geschäftig ist. Durch ein merkwürdiges Geschick verschwanden die Werke, an denen sein mehr populärer Ruhm haftet, früh von der Welt — wie der Kampf um die Standarte; oder sie sind wie das Abendmahl mit dem Werke schwächerer Hände vermengt. Der Typus seiner Schönheit ist so exotisch, dass er die Meisten mehr fasciniert als entzückt, und er scheint mehr als der eines jeden andern Künstlers Ideen und Ansichten einer inneren Welt zu reflektieren. So erschien Leonardo auch den Zeitgenossen als im Besitze profaner und verborgner

Weisheit, so dem Michelet und anderen als einer, der moderne Ideen vorwegnahm. Er treibt ein Spiel mit seinem Genie und häuft sein ganzes Meisterwerk in die wenigen wirren Jahre seines späteren Lebens; und doch wieder ist er so besessen von seinem Genius, dass er unbewegt durch das traurige Geschick seiner Freunde und seines Vaterlandes geht, wie einer, der auf geheimer Mission vom Zufall hier durchgeführt wird. Seine ‚Legende' ist, mit den bekannten Anekdoten, eine der glänzendsten Vasaris. Spätere Schriftsteller schrieben diesen meist ab, bis die Kritik des Carlo Amoretti — 1804 — kaum eines der angegebenen Daten bestehen, keine der Anekdoten unverändert liess. Die verschiedenen Fragen sind seither, eine nach der anderen, Gegenstände specieller Untersuchungen geworden, und das bloss antiquarische Studium findet wenig mehr zu thun. Anderen bleibt noch die Besorgung einer neuen Ausgabe der 13 Bücher seiner Manuskripte und die technisch-kritische Trennung was seines bekannten Werkes wirklich von ihm, was halb und was völlig das Werk seiner Schüler ist. Doch der Liebhaber merkwürdiger Seelen mag wohl für sich den Eindruck analysieren, den dieses Werk ihm macht, und mag versuchen, dadurch eine Definition der Hauptelemente des Leonardo zu erreichen. Die Legende, wie sie von ihren Kritikern verbessert und erweitert wurde, kann hie und da den Resultaten dieser Analyse nützlich sein.

Sein Leben teilt sich in drei Perioden: 30 Jahre verbrachte er in Florenz, nahe 20 in Mailand, 19 unterwegs, bis er sich zur Ruhe hinlässt auf dem Château de Clou unter Franz des Ersten Gönnerschaft. Die Unehre der Illegitimität trifft seine Geburt. Piero Antonio, sein Vater, war aus einem Florentiner Edelgeschlecht, den Vinci aus dem Val d'Arno, und Leonardo, sorgfältig mit den legitimen Sprösslingen erzogen, war das Liebeskind seiner Jugend, mit jener kühnen und mächtigen Natur, die solchen Kindern oft eigen. Der Knabe, der alle mit seiner Schönheit berückt, improvisiert Musik und Lieder, kauft gefangene Vögel, um ihnen die Freiheit zu schenken und promeniert in den Strassen Florenz, ein Liebhaber kostbarer merkwürdiger Kleider und lebhafter Pferde.

Im frühesten Alter begann er zu zeichnen und Reliefs zu modellieren, welche nach Vasari lächelnde Frauengesichter darstellen. Sein Vater gab das Kind in die Werkstätte des Andrea del Verocchio, der damals der berühmteste unter den Florentinern war. Wundervolle Dinge gab es da — Reliquienschreine, Urnen, Bildwerke in Silber für die päpstliche Kapelle, Kuriositäten aus dem Mittelalter in der fremdartigen Gesellschaft antiker Fragmente, die man damals noch nicht lange zu graben begonnen. Einen andern Schüler dürfte Leonardo da gesehen haben, einen Jüngling, durch dessen Seele das heitere Licht und die luftigen Illusionen italienischer Sonnenuntergänge geschienen haben — später wurde er als Perugino berühmt. Verocchio war ein Künstler des primitiven Florentiner Typus, Bildhauer, Maler, Goldschmied zugleich. Nicht Bilder allein, auch Geräte für profanen und heiligen Gebrauch, Trinkgefässe und Truhen und Musikinstrumente zeichnete er, machte sie schön anzusehen und erfüllte des Lebens gewohnte Wege mit den Reflexen einer fernen Helle. Und Jahre der Geduld haben seine Hand so fein gemacht, dass ihre Werke in fernsten Orten gesucht sind.

Ein Zufall brachte Verocchio von den Brüdern Vallombrosa den Auftrag, die Taufe Christi zu malen, und Leonardo erhielt die Erlaubnis, einen Engel in der linken Ecke fertig zu machen. Dies war einer jener Momente, in welchen der Fortschritt einer grossen Sache — hier der italienischen Kunst — hart das Glück eines Menschen bedrängt, durch dessen Entmutigung und Erniedrigung die Menschheit in glücklicheren Individuen um einen Schritt dem endlichen Erfolge näher kommt. Denn unter der breitern Oberfläche eines nichts mehr als gutbezahlten Handwerkers, der Brochen für die Ornate von Santa Maria Novella ciseliert oder Eisengitter für die Mediceergräber hämmert, lag in Verocchio der Ehrgeiz, der italienischen Kunst eine höhere, grössere Art zu geben durch ein breiteres Wissen und eine tiefere Einsicht in die Dinge, ein Vorhaben nicht unähnlich dem noch unbewussten des Leonardo. Und oft wenn er eine Falte, oder einen erhobenen Arm oder das fliegende Haar modellierte, kam ihm etwas von der reiferen Manier und reicheren Menschlichkeit

einer späteren Zeit. Aber in dieser ‚Taufe' hatte der Schüler den Meister übertroffen; und Verocchio wandte sich bestürzt ab, und als ob ihm sein ganzes Werk von nun ab ein Schmerz sein würde, nachdem er den leuchtenden von Leonardos Hand belebten Engel geschaut.

Man kann diesen Engel in Florenz noch sehen — ein Stück Sonnenlicht in dem kalten mühsamen Bildwerk. Die Legende aber hat nur einen Gefühlswert, denn die Kunst des Malens war zu alten Zeiten die, der Verocchio die geringere Wichtigkeit gab. Und wie er in einem gewissen Sinn Leonardos Manier voraushat, so erinnert Leonardo auch seinerseits bis zuletzt an die Manier Verocchios; so in seiner Vorliebe für schönes Spielzeug, wie die Wasserkaraffe aus dem Spiegel oder die köstliche Stickerei um die gefalteten Hände, in der Bescheidenheit und Eitelkeit — so in dem Suchen nach Reliefs, wie die Kameen, die auf dem Bilde der Jungfrau mit der Waage an dem Gürtel des h. Michael hängen, — so in seiner Freude an glänzenden reflektierenden Steinen, wie die Schale der h. Anna, — so in einer hieratischen Accuratesse und Grazie, die an ein wohlgehaltenes und aufgeräumtes Sanktuarium erinnert. Inmitten aller Feinheit und Komplikation seines lombardischen Stiles verliessen ihn diese Charaktäre nie. Viel davon muss in dem heute verlornen Paradiso gewesen sein, einem Karton, den er für die flandrischen Weber zeichnete. Er muss die Vollendung des alten Florentiner Stiles der Miniaturen gezeigt haben, wo die Geduld jedes Blatt auf den Baum, jede Blume ins Gras stellte, in dem der erste Mann und das erste Weib standen.

Und weil es die Vollendung dieses Stiles war, reifte dieses Paradies in Leonardo einen Keim der Unzufriedenheit, der irgendwo an geheimen Orten seiner Natur lag. Denn der Weg zur Vollendung führt durch eine Reihe von Ueberwindungen, und dieses Bild — alles was er bisher in Florenz gemalt hat — war nichts mehr und nichts weiter als der alte Stil. Wenn seine Kunst in der Welt etwas bedeuten wollte, mussten tiefere Erkenntnisse von Natur und Menschentum sie schwerer machen. Natur war „die treue Meisterin höherer Intelligenzen". So begab er sich

in das Studium der Natur. Und er folgte da den älteren Gelehrten; er brütete über den verborgnen Eigenschaften der Pflanzen und Krystalle, den Linien, die die Sterne am Firmamente ziehen, über den Beziehungen, die zwischen den verschiedenen Arten der Lebewesen existieren und die sich dem offenen Auge eines durchs andere erklären; und für Jahre schien er denen, die um ihn waren als einer, der einer Stimme lauscht, die nur für ihn allein spricht.

Hier lernte er die Kunst des in die Tiefe gehens, die subtilsten Quellen des Ausdruckes bis zu ihrem Verschwinden zu verfolgen, — und die Macht eines inneren Daseins der Dinge offenbarte sich ihm da. Nicht auf einmal und völlig verliess er seine Kunst; nur war er nicht mehr länger der naive und objektive Maler, durch deren Seele wie durch ein klares Glas die lichten Bilder Florentiner Lebens ziehen und auf ihrem Wege auf die weisse Wand bloss ein bischen reifer und nachdenklicher werden. Viele Zeit brachte er hin mit merkwürdigen Zeichenversuchen, wie sich selbst vergessend im Ausspinnen verworrener Einfälle von Linien und Farben. Er war besessen von einer Liebe zum Unmöglichen: Berge durchboren, den Lauf der Ströme ändern, grosse Bauwerke, wie die Kirche San Giovanni, in die Luft heben wollte er — Dinge, die auszuführen die natürliche Magie den Schlüssel zu haben vorgab. Spätere Schriftsteller sehen in diesen Bemühungen eine Antizipation moderner Mechanik — für ihn waren es mehr Träume, wie sie ein müdes und überarbeitetes Gehirn erzeugt. Zwei Dinge waren ganz besonders in ihm gefestet, als Reflexe von Eindrücken, die er in seiner Jugend über das Mass stark empfangen hatte: das Lächeln der Frauen und die Bewegung grosser Gewässer.

Bei solchen Studien bildete sich im Geiste dieses graziösen Jünglings aus den beiden Extremen der Schönheit und des Schreckens eine Art Fusion, wie ein sichtbares und berührbares Bild, das ihn sein ganzes Leben nicht mehr verliess, und wenn er etwas von diesem Bilde in fremden Augen oder im Wuchs des Haares erblickte, dann verfolgte er solche Menschen durch die Strassen von Florenz bis die Sonne unterging. Viele solche Skizzen sind erhalten: Einige davon sind von dieser merkwürdigen Schön-

heit, dieser fernen Schönheit, die nur von jenen verstanden wird, die sie mit Liebe gesucht haben, von jenen, die von festgesetzten Typen der Schönheit ausgehend sich selbst an ihnen verfeinert haben, wie diese Typen selbst die gemeinen Formen der Welt verschönen. Aber nicht trennbar vermengt mit dieser Schönheit ist auch ein Element der Ironie; so dass er, in Mitleid oder Zorn, selbst Dante karrikiert. Legionen von Grotesken entstehen unter seinen Händen; und hat denn nicht die Natur selbst ihre Grotesken — die barok geborstenen Felsen, das verzerrende Licht des Abends auf einsamen Wegen, die unverhüllte Struktur des Menschen im Embry oder im Skelett?

Alle diese schwärmenden Phantasien sind in der Medusa der Uffizien vereinigt. Vasaris Geschichte einer früheren auf ein hölzernes Schild gemalten Meduse ist vielleicht Erfindung; und doch hätte sie richtig erzählt mehr Wahrscheinlichkeit als irgend sonst etwas der ganzen Legende. Denn es handelt sich hier nicht um das ernste Werk eines Mannes sondern um das Experiment eines Kindes. Diese Lazerten und Glühwürmer und das andere kleine fremdartige Getier, das in einem italienischen Weingarten haust, rufen das Bild einer Kindheit in einem toskanischen Dorfe, — halb Schloss, halb Bauernhof — wach, und ist es so treu der Natur als der berichtete Schrecken des Vaters, dem sein Knabe diese Meduse als Ueberraschung bereitete. Es war nicht zu launigem Spiel, dass er diese andere Medusa malte, das einzige grössere Werk, das er hinter sich in Florenz liess. Der Gegenstand ist oft und verschieden behandelt worden; Leonardo allein traf ihn; er allein gab ihn als das Haupt eines Kadavers, mächtig durch alle Schrecken des Todes. Was man die Fascination der Fäulnis nennen könnte, dringt aus jeder Linie der Schönheit dieses Antlitzes. Ueber die delikate Wange fliegt die unbemerkte Fledermaus. Die Schlangen scheinen sich gegenseitig zu würgen im erschreckten Kampf, der Medusenstirn zu entfliehen. Die Züge des Antlitzes, das der gewaltsame Tod charakteristisch verfärbt hat, sind voll Schwere und Majestät, wenn man das Bild in gleicher Höhe gegenüber betrachtet; aber sieht man es in der Höhe von unten, da gleitet, fällt, stürzt dieser Kopf nieder

auf uns, Scheitel zuvorderst, wie ein grosser stiller Stein, an dem sich die Woge der Schlangen bricht. Doch das ist für die Verse Shelleys.

Die Wissenschaft dieses Zeitalters war alle Divination, Hellsehen; nicht unterworfen unsern exakten modernen Formeln des Forschens, suchte sie in einer plötzlichen Eingebung tausend Erfahrungen zu konzentrieren. Moderne Kritiker, die nur an dem wohlgeordneten Traité de la Peinture dachten, den 100 Jahre später der Franzose Raffaelle de Fresne aus Leonardos konfusen nach seiner Gewohnheit von rechts nach links geschriebenen Manuskripte kompilierte, wollen eine überlegte Planmässigkeit in seinen Untersuchungen gefunden haben. Aber solche Arbeits- und Denkweise stand wenig in Einklang mit der eratischen Art von Leonardos Wesen. Und wenn wir uns ihn als den simplen Logiker denken, der Zeichnung der Anatomie unterordnet und Komposition mathematischen Gesetzen, so werden wir kaum von ihm den Eindruck erhalten, den seine Umgebung von ihm hatte. Ueber seine Tiegel gebeugt, mit Farben experimentierend, in einer merkwürdigen Variation des Alchymistentraumes versuchend, nicht das Elixier unvergänglichen Lebens zu finden, sondern Unsterblichkeit den sublilsten und delikatesten Effekten der Malerei zu geben, schien er seinen Zeitgenossen wie ein Zauberer oder Magier im Besitze verborgner Wissenschaft und rätselhafter Kenntnisse, der in einer Welt lebt, zu der nur er den Schlüssel besitzt. Was seine Philosophie gewesen zu sein scheint, war wohl denen des Paracelsus und Cardan am nächsten; und viel vom Geiste der älteren Alchymie liegt noch darin, mit seinem Vertrauen auf rasche Schlüsse und seltene Seitenpfade zur Erkenntnis. Für ihn war Philosophie etwas, das fremdartige Schnelligkeit und doppeltes Gesicht giebt, fähig macht, den Ursprung der Quellen in der Erde oder die Elemente des menschlichen Ausdrucks aufzudecken, — Occultes in gewöhnlichen und aussergewöhnlichen Dingen zu sehen, im Schilf des Flussufers oder im Stern, der nur einmal im Jahrhundert uns zu nahe kommt. Wie weit dadurch das klare Vorhaben verdunkelt, die feine Hand des Künstlers unsicher wurde — dies sehen wir nur undeutlich; das Mystische, das über Leonardos ganzem

Leben liegt — hier liegt es am dichtesten. Aber dieses ist sicher, dass er zu einer Zeit seines Lebens fast aufhörte, Künstler zu sein.

Das Jahr 1483 — das Jahr von Raphaels Geburt und das 31. des Leonardo — ist als das Datum für seinen Mailänder Besuch bekannt, durch einen Brief, in welchem er sich selbst dem Ludovico Sforza empfiehlt und ihm gegen Bezahlung unbekannte Geheimnisse der Kriegskunst zu enthüllen verspricht. Es war das derselbe Sforza, der seinen Neffen mit einem langsam wirkenden Gift ermordete und der so religiös empfindsam war, dass er den irdischesten Leidenschaften eine Art religiöse Sentimentalität beimischte. Als sein Emblem hatte er den Maulbeerbaum gewählt, dessen zögernde Entfaltung und dann plötzliches Ausbrechen in Blüte und Frucht zugleich das Symbol einer Weisheit war, die alle Kräfte für die Gelegenheit eines plötzlichen und sicheren Benützens spart. Vor Leonardo ging der Ruf, und er bekam den Auftrag zu einer Kolossalstatue des Francesco, des ersten Herzogs von Mailand. Leonardo selber kam nicht als Künstler oder als Einer, der stolz auf diesen Ruf als Künstler ist, sondern als ein Harfenspieler auf seiner silbernen von ihm erfundenen Harfe, bizarr nach der Form eines Pferdeschädels gebildet. Der kapriziöse Geist des Ludovico war auch den Genüssen der Musik nicht unhold; und Leonardos Natur besass eine Art magischen Zaubers. Fascinierend — dies ist immer das Wort, das ihn am liebsten fassen möchte. Es existiert kein Jugendbildnis von ihm; aber alles lässt glauben, dass bis zu dieser Zeit in seiner Stimme und Gestalt eine gewisse Charme lag, die genügte, das Missliche seiner Geburt zu balancieren. Seine physische Kraft war bedeutend; man erzählte, dass er ein Hufeisen biegen konnte wie wenn es schwacher Draht wäre. Der Duomo, dieses Werk transalpiner Künstler, so phantastisch für die Augen eines Florentiners, die an die vollen umgebrochenen Façaden eines Giotto und Arnolfo gewöhnt waren, ragte damals in seiner ganzen Frische; und unter ihm in den Strassen wogte ein Volk gleich phantastisch, beweglich und traumhaft. Leonardo war der letzte, der in den exotischen Blüten des Sentiments, die hier gediehen, ein Gift hätte finden können. Es war ein Leben köstlicher Sünden und gewählten Vergnügens. Leo-

nardo wurde ein berühmter Zeichner prunkvoller Aufzüge. Die Dinge zu nehmen, wie sie sich bieten — dies lag in der Art seiner Begabung, die halb Neugier, halb Verlangen nach Schönheit war.

Neugier und Verlangen nach Schönheit — diese möchten wohl die beiden Elementarkräfte von Leonardos Genie sein, die Neugierde oft im Streit mit dem Schönheitsbegehren, aber mit diesem zusammen einen Typus von subtiler und eigenartiger Grazie zeugend.

Die Bewegung des Cinquecento war eine Zweifache: die Renaissance und das Nahen dessen, was man den modernen Geist nennt, mit seinem Realismus, seinem Apell an die Erfahrung; die Bewegung umfasste Rückkehr zur Antike und Rückkehr zur Natur. Raphael repräsentiert die Rückkehr zur Antike, Leonardo die zur Natur. In dieser Rückkehr zur Natur suchte er eine grenzenlose Neugierde an ihren fortwährenden Ueberraschungen zu befriedigen, einen mikroskopischen Sinn für feine Arbeit an ihrer Finesse, an der Zartheit ihrer Operationen, dieser subtilitas naturae des Bacon. So sieht man Leonardo oft in intimen Beziehungen zu Gelehrten wie Fra Lucca Paccioli, den Mathematiker und zum Anatomen Anton della Torre. Seine Beobachtungen und Experimente füllen 13 Bände Manuskript; und Urteilsfähige beschreiben ihn als einen, der durch plötzliche Intuition zu wissenschaftlichen Ideen der Späteren kam. Er erklärte das dunkle Licht der unbeleuchteten Mondseite, wusste, dass das Meer früher die Berge bedeckte, in deren Gesteinen man Muscheln findet und dass die äquatorialen Wasser sich über den polaren Wassern sammeln.

Er, der so in die geheimsten Orte der Natur drang, zog immer das Entferntere dem weniger Fernen vor, liebte das, was eine Ausnahme scheinend nur ein raffinierterer Fall des Gesetzes ist und suchte die Objekte einer besonderen Atmosphäre, in der veränderte Lichter spielen. Er malte Blumen mit so besonderem Glücke, dass verschiedene Schriftsteller ihm eine Vorliebe für gewisse Blumen zuschrieben, so Clement für das Cyklamen und Rio für den Jasmin; und in Venedig wird aus einem seiner Skizzenbücher ein Blatt bewahrt, ganz bedeckt mit Studien nach Veilchen

und wilden Rosen. In Leonardo erscheint zum erstenmal der Geschmack für das Bizarre und Gesuchte in der Landschaft: die Hohlwege voll grünen Schattens bituminöser Felsen, — die gefurchten Risse der Untiefen, die das Wasser in seltsame Lichtflecken zerschneiden, — die feierlichen Effekte bewegter Wässer, die man verfolgen kann von ihrer fernen Quelle bei den Felsen zu Häupten der Madonna mit der Waage, vorbei an der kleinen Kaskade, die in die verräterische Stille der Madonna vom See fällt; nun ein breiter Fluss in der Felsenmadonna, der die weissen Mauern der fernen Dörfer bespült, der in der Gioconda in ein Netzwerk geteilter Ströme auseinandergleitet, ins Meer fällt in der Santa Anna, an diesem köstlichen Ufer, über dessen Wasser der Wind streicht wie die Hand des feinen Stechers über die Kupfertafel, diesem Strand, wo die unzerrissenen Muscheln zu Hauf im Sande liegen und die nie von den Wellen erreichten Felsen mit grünem Gras bedeckt sind, das fein ist wie Frauenhaar. Es ist die Landschaft Leonardos nicht eine des Traumes oder der phantastischen Willkür, sondern eine ganz heimlicher Plätze und jener Stunden, die mit einem Wunder an Finesse unter tausenden gewählt sind. Durch Leonardos merkwürdigen Gesichtsschleier erreichen ihn die Dinge so; nicht in gewöhnlichen Tagen und Nächten, sondern wie in dem matten Lichte einer Mondfinsternis oder in einer kurzen Regenpause bei Sonnenaufgang oder durch tiefes Wasser.

Und nicht in die Landschaft allein lauschte er so, auch in den Menschen, und er war vor allem ein Maler des Antlitzes; Gesichter, gemalt wie nie vor ihm und nie mehr nach ihm, mit einer Wirklichkeit erfüllt, die sich bis zur Illusion steigert. Einen Charakter zu nehmen wie er war und vorsichtig-zärtlich seine Art erforschen, dies gefiel einem so neugierigen Beobachter, so neugierigen Erfinder. So malte er die Porträts der Maitressen des Ludovico Lucretia Crivelli und Cecilia Galerani, die Dichterin, und Ludovic selbst, und die Herzogin Beatrice. Das Bildnis der Galerani ist verloren, als das der Lucretia hat man die belle Feronière des Louvre identifiziert; Ludovicos bleiches ängstliches Gesicht sieht man noch in der Ambrosiana und ihm gegenüber das Porträt der Beatrice d' Este, in der Leonardo ein

Zeichen frühen Sterbens gefunden zu haben scheint, indem er sie steif und schwer malte, voll der Reinheit des Todes und in traurig erdfarbnen Gewändern, das bleiche Steine nicht schmücken können.

Manchmal kam diese Neugier in Konflikt mit dem Verlangen nach Schönheit; sie verführte ihn, oft zu tief unter dieser Dinge Oberfläche zu gehen, die doch Beginn und Ende der Kunst ist. Dieser Kampf des Verstandes und seiner Ideen mit den Sensationen seines sinnlichen Schönheitbegehrens, dieser Kampf ist der Schlüssel zu Leonardos Mailänder Zeit mit ihrer Rastlosigkeit, ihren endlosen Versuchen, ihren bizarren Farbenexperimenten. Wie vieles musste er unvollendet lassen, wie vieles wieder beginnen! Sein Problem war, Ideen in Bilder zu formen. Was er bisher erreicht hatte, war Herrschaft über diesen frühen Florentiner Stil mit seiner naiven und beschränkten Sinnlichkeit. Und nun unternimmt er es, in diese enge Form die Divination einer dafür viel zu weiten Menschlichkeit zu fassen, diese Vision einer sich öffnenden Welt, die bloss für die grosse regellose Kunst des Shakespeare nicht zu weit war; und überall in dem Werke seiner Hände ist die Anstrengung zu merken. Und dieses sich Bemühen, dieses ewige Bedenken giebt ihm etwas wie Müdigkeit und Ueberdruss. Andern scheint er Unmögliches zu suchen, scheint er etwas schaffen zu wollen, das Kunst, das Malerei nie leisten kann. Oft scheint da und dort der Ausdruck physischer Schönheit forciert und missglückt wie in diesen schweren deutschen Stirnen, die zu deutsch und schwer für volle Schönheit sind.

Es war auch etwas deutsches in diesem Genie, das »müde sich gedacht«, wie Goethe sagt. Erinnert nicht an das spätere Deutschland dieser Streit um die Frage, ob Skulptur oder Malerei die höhere Kunst sei?* Und doch ist dieser Unterschied zwischen ihm und dem Deutschen, dass dieser mit all seiner neugierigen Wissenskraft sich gedacht hätte, nichts anderes mehr sei nötig; der Name Goethes selbst erinnert daran, wie gross für den Künstler die Gefahr zu vieler Wissenschaft sein kann; wie Goethe,

* Wie königlich, wie charakteristisch war Leonardos Antwort: Quanto più, un' arte porta seco fatica di corpo, tonto più è vile!

der in den Wahlverwandtschaften, im ersten Teile des Faust Ideen zu Bildern formt und so glücklich! nicht immer das Zauberwort zu finden wusste und uns im zweiten Faust mit einer Wissensmenge überschüttet, die ohne künstlerischen Charakter ist. — Leonardo wird niemals arbeiten bevor der glückliche Moment kommt, dieser Moment des bien-être, des wohligen Gefühles, der für produktive Naturen die Zeit des Schaffens ist. Auf diesen Moment wartet er; andere sind bloss Vorbereitungen dazu oder Nachgeschmacke. Wenige Menschen unterscheiden hier so eifersüchtig wie er es thut. Davon auch so viele Sprünge selbst in seinen besten Werken. Denn für Leonardo ist die Unterscheidung eine absolute, und im Momente des bien-être ist die Alchymie komplett: Die Idee ist gefangen in Farbe und Form: ein umwölkter Mysticismus ist verfeinert zu einer ruhigen Mystik voller Anmut, und Malen gefällt dem Auge, weil es die Seele zufrieden macht.

Die merkwürdige Schönheit, von der ich öfter sprach, findet man vor allem in seinen Zeichnungen, und hier besonders in dieser abstrakten Grazie der Konturen. Man betrachte einige dieser Blätter, und eines, das in Florenz ist, zuerst: die Köpfe einer Frau und eines Kindes, nebeneinandergestellt, doch jedes im eigenen Rahmen. Zuerst fällt das stärkere Pathos in den vollen Rundungen des kindlichen Gesichtes auf und die bestimmteren, reineren Linien des ältern ausgelebteren Antlitzes; es sind zweifellos Mutter und Kind. Ein Gefühl für die Mutterschaft ist in der That immer charakteristisch für Leonardo; und dieses Gefühl ist hier in den kleinen runden Schultern des Kindes bis zu einem halb-komischen Pathos gesteigert. Man kann eine ähnliche pathetische Wucht in drei anderen Zeichnungeu finden, in dem Bildnis eines jungen Mannes, der vorgebeugt wie in Sorgen sitzt und das Haupt in die Hand stützt, — in einem Sklaven, der in schwerfällig geneigter Stellung eine kurze Rast geniesst und in einer Madonna mit dem Kinde, die verstohlen und halberschrocken seitwärts blickt, wo ein mächtiger Greif mit fledermausartigen Flügeln (eine der feinsten Erfindungen Leonardos) sich plötzlich aus hoher Luft auf einen Löwen stürzt, der nach der Gruppe hin geht. Man muss auf diese

Kunst der Konturen aufmerksam machen, die des Jünglings Haar zeigt, auf das Gleichgewicht des Armes, den der Sklave über seinen Kopf legt, und auf diese Linien des kindlichen Kopfes, die das Innere des kleinen Schädels zu zeichnen scheinen, der so dünn und fein ist wie eine vom Winde bearbeitete Seemuschel.

Und wieder dieser andre Kopf, dessen Gefühlston noch stärker doch von andrer Art ist als der der Uebrigen — eine kleine Rötelzeichnung, an die sich jeder erinnert, der aufmerksam die Handzeichnungen der alten Meister im Louvre angesehen hat. Es ist ein Kopf — das Geschlecht ist ungewiss — im Schatten seines eignen Haars, die Wangenlinie aber in vollem Licht, mit etwas Wollüstigem und Sattem in den Augenlidern und Lippen. Eine andere Zeichnung möchte dasselbe Gesicht im Kindesalter sein: die Lippen sind da trocken und fieberisch, aber es ist viel Süsse in dem losen kurzen Kinderkleid mit Halsgeschmeide und der Bulla, und in dem zierlich gebundnen Haar. Man möchte den Suggestionen dieser beiden Zeichnungen nachgehend, mit ihnen und den Blättern, die in Florenz, Venedig und Mailand sind, eine Art Serie konstruieren, die besser als irgendwas den Typus von Leonardos weiblicher Schönheit zu verdeutlichen geeignet wäre. Töchter des Herodias mit ihrem phantastischen Kopfputz, so geknotet und um das Gesicht gefaltet, dass dessen herrliches Oval frei bleibt, sind sie nicht aus der christlichen Familie und nicht aus der des Raphael. Sie sind Hellseherinnen, die Einem gleich delikaten Instrumenten die subtileren Kräfte der Natur und die Arten ihrer Wirkuug offenbaren, alles Magnetische in ihnen, alle diese feineren Bedingungen, unter welchen die Materie sich zu dieser Subtilität der Bethätigung erhebt, dass sie ein Geistiges wird — wohin ihr bloss die feineren Nerven und das heftige Gefühl folgen kann; es ist, wie wenn man in Momenten der Erhebung diese Kräfte bei ihrer Arbeit an menschlichem Fleisch sähe. Nervös, elektrisch, matt und schwach in einer unerklärlichen Ohnmacht scheinen diese Frauen von andern nie gefühlte Kräfte in der Atmosphäre arbeiten zu fühlen, deren Gefäss sie werden und die sie einem mitteilen durch eine Kette geheimer Einflüsse.

Doch unter den jüngeren Köpfen ist einer in Florenz, den die Liebe zu ihrem eigenen gewählt haben würde, — eines jungen Mannes Kopf, der wohl das Porträt des Andrea Salaino sein könnte, der um seines lockigen und wehenden Haares willen — belli capelli ricci e inanellati — der Geliebte Leonardos, später sein Lieblingsschüler und Diener war. Von allen Beziehungen zu den Zeitgenossen, Männern und Frauen, die sein Leben in Mailand gehabt haben kann, ist dieses Verhältnis allein bekannt. Und Salaino identificierte sich selbst so völlig mit Leonardo, dass ihm die Santa Anna des Louvre zugeschrieben wurde. Es ist sehr charakteristisch, wie Leonardo seine Schüler wählt: es sind Männer, die eine gewisse Charme des Körpers oder des Gehabens auszeichnet, wie Salaino, oder Männer von Geburt und fürstlichen Lebensgewohnheiten, wie Francesco Melzi — Männer mit gerade so viel Genie, das sie fähig macht, in sein Geheimnis eingeweiht zu werden, die aber dafür bereit sind, ihre eigene Individualität aufzugeben. In ihrer Mitte arbeitete er — wenn er sich nicht wie oft in die Einsamkeit der Villa des Melzi in Canonica al Vaprio zurückzog — an seinen flüchtigen Manuskripten und Skizzen, arbeitend für die Stunde und für wenige, vielleicht nur für sich selber. Andere Künstler waren auch ohne Sorge um den Beifall der Gegenwart oder der Zukunft, aus Selbstvergessenheit oder weil sie moralische oder politische Ziele über ihre künstlerischen setzten; doch bei Leonardo scheint dieser einsame Schönheitskultus an einer Art Eigenliebe gehangen zu haben und an einer Gleichgültigkeit im Schaffen gegen Alles ausser die Kunst selber. Von den heimlichen Plätzen eines einzigen Temperaments brachte er fremde Blüten und bisher ungekannte Früchte; die neue Impression aufgenommen, ihre köstliche Wirkung gebildet — dies ist für ihn ein Ziel in sich, ein vollkommenes Ende.

Die Schüler eigneten sich des Meisters Art so völlig an, dass trotz der geringen Anzahl autentischer Werke wir ihn doch in einer Menge von Bildwerken anderer unzweifelhaft sehen und ihm so näherkommen. Manchmal, wie in der kleinen Madonna mit der Waage, wo Jesus an der Brust seiner Mutter die Menschensünden gegen Kieselsteine wiegt,

sehen wir eine im Vergleich mit der des Meisters rohe Hand auf einer feinen Zeichnung von ihm arbeiten. Manchmal hat man wie in der Tochter des Herodias und im Haupte des Täufers die verloren Originale oft wiederholt und variiert wie dies Luini und andere thaten. Und dann wieder blieb uns wohl das Original, aber es ist mehr ein durch kleine Details in der Umgebung variiertes Motiv. So verhält es sich mit dem angeblichen Täufer des Louvre (eine der wenigen Akte des Leonardo), dessen braunes zartes Fleisch und dessen Frauenhaar kein Mensch in der Wüste suchen gienge, und dessen enigmatisches Lächeln uns etwas zu raten giebt, das weitab von dem Gebaren und den Verhältnissen dieses Heiligen liegt. Doch das lange Kreuz, das wie ein Schilfrohr ist und wohl an den Täufer erinnert, wird schon ganz undeutlich in einer Copie der Ambrosiana und verschwindet vollständig in einer andern des Palazzo Rosso in Genua. Wenn man von diesem letzten Bilde zu dem Original zurückkehrt, ist man nicht länger mehr überrascht von St. Johannis merkwürdige Aehnlichkeit mit dem Bacchus, der in seiner Nähe hängt und der Théophile Gautier an Heines Götter im Exil denken machte, an diese armen Götter, die um des armen Lebens willen eine Anstellung bei der neuen Religion nahmen nach dem Fall der alten. Man hat hier eine jener symbolischen Erfindungen, in welchen das sichtbare »Sujet« nicht als der sogenannte Zweck und Sinn des Bildes gewählt wurde, sondern als eine Art Ausgangspunkt für einen Verlauf von Gefühlen, so subtil und vage wie die einer Musik. Keiner beherrschte sein »Sujet« vollkommener als Leonardo und keiner brachte es vollendeter zu rein artistischen Wirkungen. Und daher kommt es, dass er, fast immer ein Maler religiöser Dinge, der profanste der Maler ist. Die Person oder der gegebene Vorwurf, Johannes in der Wüste, die Jungfrau auf den Knien der hl. Anna — das ist nicht mehr als der Vorwand für ein Werk, das weitab führt von dem Wege seiner konventionellen Associationen.

Ueber das Abendmahl, seinen Verfall und seine Restaurationen giebt es eine ganze Litteratur; Goethes gedankenvolle Skizze der traurigen Schicksale dieses Werkes ist darunter weitaus das Beste. Der Tod der Herzogin

Beatrice im Kindbett löste in Ludovico einen dieser religiösen Paroxysmen aus, die bei ihm konstitutionell waren. Die niedrige und düstere Kirche Santa Maria dei Grazie war der Lieblingsplatz von der Herzogin Frömmigkeit. Sie hatte hier ihre letzten ahnungstrüben Tage verbracht und zum Schlusse war es notwendig geworden, sie mit Gewalt aus dieser Kirche zu bringen, in der man nun hundert Messen im Tag für ihr Seelenheil las. Auf die feuchte Wand des Refektoriums, durch die Wasser sickerte, malte Leonardo die Cena. Man erzählt hundert Anekdoten über das Bild, seine Retuschen und Verzögerungen. Sie berichten von Leonardo, wie er nicht arbeiten will ausser in jenen seinen Momenten, zornig auf alle, die meinen, Kunst sei ein Tagwerk oder ein Handwerk und wie er durch ganz Mailand daherkommt — um einen Pinselstrich zu thun. Er malte es nicht als Fresko, wo alles improvisiert sein muss, sondern in Oel, dem neuen Verfahren, das er als einer der ersten anwandte und das ihm erlaubte, öfter seine Idee während der Ausführung zu ändern, und feinere Effekte zu erreichen. Aber es stellte sich heraus, dass auf eine gemauerte Wand kein Verfahren weniger dauerhaft hätte sein können — innerhalb fünfzig Jahren war das Gemälde eine Ruine. Und um heute zu erkennen was es war, muss man zu Leonardos Studien gehen, vor allem zu dieser einen Zeichnung des Mittelkopfes in der Brera, der in seiner süssen Strenge an das monumentale Werk des Fiesole erinnert.

Es war mehr als einen gegebenen Gegenstand aus der Reihe seiner konventionellen Associationen zu heben. Nach all den Darstellungen des Mittelalters war diese Art, den Christus zu malen fremdartig; es ist nicht mehr die bleiche Hostie auf dem Altar, es ist einer, der Abschied von seinen Freunden nimmt. Fünf Jahre später malte es der junge Raphael in süssen, feierlichen Effekten im Refektorium von S. Onofrio in Florenz; aber noch mit aller mystischen Unkörperlichkeit der Schule des Perugino. Vasari behauptet, dass der mittlere Kopf nie vollendet wurde; aber ob vollendet oder unvollendet oder durch die Zeit verfallen — dieser Kopf wäre nur der höchstgesteigerte Ausdruck der Gefühle der ganzen Tischgesellschaft, dieser Fantome, durch die man die Wand sieht, die vergehend

sind wie die Schatten, welche an Herbsttagen die Baumblätter auf die Mauer werfen. Diese Mittelfigur ist bloss die vergehendste, durchsichtigste von allen und erweckt das, was die Geschichte, deren Symbol sie ist, für die Welt nach und nach wurde: blasser und blasser je mehr sie sich von uns entfernt. Die Kritik kam und suchte hinter diesen mystischen Astralleibern die körperlichen Originale aufzudecken, aber sie erweckte nicht die Wirklichkeit des Lebens, sondern eben diese transparenten Schatten, diese Geister ohne Fleisch und Bein.

Das Abendmahl wurde 1797 vollendet; 1798 zogen die Franzosen in Mailand ein, und ob es die Gaskonischen Bogenschützen als Ziel für ihre Bogen benützten oder nicht — von der Statue des Francesco Sforza existiert nichts mehr. Was in dieser Zeit ein solches Werk sein konnte, von welcher Vornehmheit und rassigen Wahrheit, — das kann man aus der Reiterstatue des Bartolomeo Colleoni erkennen, die Leonardos Lehrer Verocchio geschaffen hat und die auf der Piazza San Paolo e Giovanni in Venedig steht. Einige Spuren von Leonardos Sforza dürfte man in manchen seiner Zeichnungen finden und auch vielleicht durch einen wunderbaren Zufall, in einer entlegenen Stadt Frankreichs. Ludovico endete sein Leben als ein Gefangener auf Loches in der Touraine; da erlaubte man ihm zuletzt — so erzählt man — in einem Turmgemach des Schlosses frischere Luft zu atmen als die der tiefen Verliesse war, die ihn jahrelang gefangen hielten; und hier sind die Wände mit merkwürdig gemalten Arabesken bedeckt, die man dem Ludovico zuschreibt, Helme und Gesichter und Waffenstücke, und zwischen diesen mit grossen Buchstaben das Motto: Infelix sum. Es ist vielleicht nicht zu kühn, in diesen Zeichnungen ein sehnsüchtiges Nachträumen all der Experimente zu finden, welche die beiden um die Statue des grossen Herzogs in den Tagen des Glückes in Mailand so oft beschäftigten.

Die noch bleibenden Jahre von Leonardos Leben sind mehr oder minder Jahre des Wanderns. Aus seinem brillanten Hofleben hatte er nichts gerettet und er kehrte als ein armer Mann nach Florenz zurück. Vielleicht dass des Lebens Nötigung seinen Geist erregte: die nächsten vier Jahre

sind eine verlängerte Begeisterung oder Ekstase der Erfindung. Er malte die Bilder, die im Louvre sind — seine am meisten authentischen Werke —, und die hierher direkt aus dem Kabinette Franz I. in Fontainebleau kamen. Eines seiner Bilder, die S. Anna — nicht die des Louvre sondern ein Karton in London — erlebte für eine Weile eine Würdigung, die häufiger war in früheren Zeiten, wo gute Bilder noch etwas Wunderhaftes zu besitzen schienen: zwei Tage lang zog durch den Raum, in dem das Bild hing, eine naiv erregte Menschenmenge aller Stände, was dem Leonardo einen Geschmack von Cimabues Triumpf geben mochte. Aber sein Werk war weniger mit den heiligen als mit den lebenden Frauen von Florenz. Denn er verkehrte wie früher in der eleganten Welt, und in diesen Kreisen, die vielleicht durch den Tod Savonarolas ein bischen leichtsinnig wurden — der letzte Klatsch (1869) war über eine nackte Mona Lisa, die man in einem entlegenen Winkel der früheren Galerie Orleans entdeckte, — in diesen Kreisen sah er Ginevra di Benci und Lisa, das junge und dritte Weib des Francesco del Giocondo. Wie man ihn die Episoden der heiligen Geschichte benützen sah, nicht um ihrer selbst oder ihrer simplen malerischen Darstellung willen, sondern als eine symbolische Sprache der eignen Träume, ebenso giebt er auch jetzt einen Zustand seiner Seele, da er eine dieser müden Damen malt und sie als Leda oder Pomona, als Bescheidenheit oder Eitelkeit in den siebenten Himmel des symbolischen Ausdrucks hebt.

La Gioconda ist in jedem Sinne Leonardos Meisterwerk und der Typus seiner Art zu denken und zu arbeiten. An Suggestionskraft ist ihr nur die Melancholie von Dürer vergleichbar. Kein grober aufdringlicher Mysticismus zerstört den Eindruck dieses zarten und süssen Mysteriums. Jeder kennt das Gesicht und die Hände dieser Frau auf der Marmorbank, in diesem phantastischen Felsenrund, in diesem vergehenden Licht, das wie jenes in den Tiefen des Meeres ist. Von allen alten Bildern hat dieses vielleicht am wenigsten unter der Zeit gelitten.* Wie es häufig

* Doch war für Vasari noch eine Magie in dem Purpur der Lippen, die uns heute entgeht.

mit den Werken geht, in denen die schöpferische Kraft ihre Grenzen zu berühren scheint, ist auch in der Gioconda etwas, das der Meister nicht vorbedacht. In diesem unschätzbaren Portefeuille, das einmal in Vasaris Besitz war, lagen auch einige Studien von Verocchio, Gesichter von so frappanter Schönheit, dass sie der junge Leonardo oftmals kopierte. Es ist schwer, mit diesen Zeichnungen des älteren Meisters und Lehrers von einst, wie an sein Ausgangsprinzip, nicht dieses Lächeln in Bezug zu bringen, dieses unergründliche Lächeln, dem immer etwas Böses, Unglückverheissendes beigemischt ist, dieses Lächeln, das über allen Bildern Leonardos spielt. Uebrigens, die Gioconda ist ein Porträt. Von der Jugend an sieht man wie sich dieses Bild nach und nach in der Werkstatt seiner Träume entfaltet; und hätte man nicht das historische Zeugnis, man möchte glauben, die Gioconda sei Leonardos ideale Dame, hier nur persönlich und sichtbar geworden. Was gab es für eine Beziehung zwischen einer lebenden Florentinerin und diesem Geschöpfe seines Gedankens? Durch welche Affinität konnte sich diese Person und der Traum so getrennt von einander entwickeln, so getrennt und doch so nah beisammen? Von Anbeginn körperlos im Geiste Leonardos gegenwärtig, fern berührt in Verocchios Zeichnungen, fand sie sich endlich im Hause von Il Giocondo. Dass mehr als ein Porträt in dem Bilde ist, das bestätigt die Legende, die berichtet, dass man künstliche Mittel, die Gegenwart von Mimen und Flötenspielern verwandte, um auf diesem Gesichte den subtilen Ausdruck länger festzuhalten. Und dann — war es in oft begonnener, nie vollendeter Arbeit von vier Jahren, dass dieses Bildnis entstand, oder ward es wie durch einen Zauber in vier Monaten?

Dieses Geschöpf, das sich da so fremdartig an den Wassern erhebt, ist der Ausdruck alles dessen, was auf tausendjährigem Wege der Mann zu begehren kam. Ueber dieses Haupt ist »alles Ende der Welt gekommen«. Die Augenlider sind ein bischen müde. Es ist eine Schönheit, die von innen heraus an dem Fleische thätig war, es ist wie ein Lagerraum, Zelle für Zelle voll freundlicher Gedanken, phantastischer Träume, köstlicher Wollüste. Stelle man neben dieses Weib eine dieser weissen griechischen

Göttinnen oder eine der schönen Frauen der Antike, wie würden sie von dieser Schönheit verwirrt sein, in welche die Seele mit allen ihren Krankheiten kam! Alles Denken und Wissen der Welt hat seine Kraft gebraucht, die Form zu verfeinern und expressiver zu machen, der Animalismus Griechenlands, die Wollust Roms, das Traumsein des Mittelalters mit seinen geistigen Ambititionen und seiner Minneliebe, die Wiederkehr der alten Welt und die Sünden der Borgia. Sie ist älter als die Felsen, unter denen sie sitzt; gleich dem Vampyr war sie oftmals tot und kennt die Geheimnisse des Grabes; und sie tauchte ins tiefste Meer und um sie strahlte sein Licht des gesunkenen Tages; sie kaufte fremde Gewebe von Kaufleuten, die aus dem Osten kamen; und als Leda war sie die Mutter der Helena von Troja, und als heilige Anna die Mutter Marias; und alles das war für sie nur wie das Klingen von Lyren und Flöten und lebt nur in der Zartheit ihrer Augenlider und Hände. Die Vorstellung eines ewigen Lebens, die in sich zehntausend Erfahrungen zusammenfasst, ist alt; und das moderne Denken hat den Begriff der Menschheit geschaffen als ein Resultat und Ende aller Kräfte des Denkens und Lebens. Donna Lisa könnte eine Verkörperung der alten Vorstellung, ein Symbol der modernen Idee sein.

Während dieser florentiner Jahre ist die Geschichte Leonardos die seiner Kunst; er ist völlig verschwunden in ihren leuchtenden Wolken. Seine äussere Geschichte beginnt wieder 1502, mit einem wilden Zug durch Mittelitalien als Ingenieur des Cesare Borgia. Der Biograph, der die flüchtigen Notizen seiner Manuskripte zusammenstellt, kann ihn jeden Tag seines Weges verfolgen, auf den Turm von Siena hinauf, der, elastisch wie ein gespannter Bogen, gegen Rom schaut, hinab an die Küste von Piombino, und jeder Ort, den Leonardos Weg berührt, scheint erregt wie in einem Fiebertraum.

Ein anderes grosses Werk blieb ihm noch zu thun, ein Werk von dem bald jede Spur verschwand und in dem er Michel Angelo zum Rivalen hatte: der Kampf um die Standarte. Die Bürger von Florenz wollten da die Wände ihres Grossen Ratsaales geschmückt haben und sie schrieben

das Werk aus mit einer Darstellung irgend eines Vorganges der florentiner Kriegszüge des XV. Jahrhunderts als Bedingung. Michel Angelo wählte für seinen Karton eine Scene aus den Pisanerkriegen, in der die florentiner Soldaten beim Baden im Arno von Trompetenlärm überrascht zu den Waffen laufen. Die Zeichnung kam blos in einem Stich auf uns, der vielleicht weniger als jener Hintergrund seiner heiligen Familie in den Uffizien eine Vorstellung von jenen übermenschlichen Formen zu geben vermag, wie sie sich da aus dem Arno heben — eine Lust für eine frühere Welt. Leonardo wählte einen Zwischenfall in der Schlacht von Anghiari, da zwei feindliche Haufen um eine Standarte kämpften. Wie der des Michel Angelo ist auch dieser Karton verloren und wir haben nur Skizzen davon und ein Fragment des Rubens. Aus den Beschreibungen des Bildes muss man auf eine grosse Lust an der Darstellung des Schrecklichen denken: selbst die Pferde zerfleischen einander. Und doch ist ein anderes Fragment — eine Zeichnung in Florenz — wieder ganz verschieden: ein wehendes Gefild von Rüstungen, deren ciselierte Ränder wie Sonnenstrahlen von einer Seite zur andern laufen. Michel Angelo war 27 Jahre alt, Leonardo mehr als 50 Jahre und der damals 19jährige Raphael kam auf seinem ersten florentiner Besuch in den Saal und sah den beiden bei der Arbeit zu.

Wir sehen Leonardo wieder in Rom, umgeben von seinen Spiegeln, Phiolen und Schmelzöfen; aus Wachs und Quecksilber macht er merkwürdiges Spielzeug, das zu leben scheint. Die Unentschiedenheit, die ihn sein ganzes Leben gejagd hat und ihn wie mit einem Zaubermal zeichnete, war jetzt mit doppelter Stärke über ihn. Keiner hat politische Gleichgültigkeit weiter getrieben; seine Maxime war immer »vor dem Sturm zu fliehen«; er ist für oder gegen die Sforza, wie die das Schicksal hinauf oder hinab wirft. Und nun kommt er in der politischen Gesellschaft Roms in den Verdacht, heimliche Sympathien für die Franzosen zu haben; es lähmte ihn, sich so unter Gegnern zu sehen, und da ging er ganz nach Frankreich, das ihm schon lange den Hof gemacht hatte.

Frankreich war dabei, italienischer als Italien zu werden. Franz I. war

wie vor ihm Louis XII. ein Verehrer Leonardos: die Gioconda war bereits in seinem Besitz, nun bot er Leonardo das kleine Schloss Clou an, mit seinen Weingärten und Weiden, in dem lieblichen Thale der Marne und an den Mauern der Stadt Amboise, wo besonders zur Jagdzeit der Hof häufig residierte. »A Monsieur Lyonard, peinteur du Roy pour Amboyse« begann der Brief Franz I. Dieses Ereignis öffnet in der Geschichte der Kunst eine der interessantesten Perspektiven, wie unter einen merkwürdigen Wechsel des Lichtes die Blüte der italienischen Kunst sich in eine französische exotische Form wandelt und vergeht.

Zwei Fragen bleiben (nach der vielgeschäftigen Archeologie) betreffs Leonardos Tod: die Frage nach der exakten Form seines religiösen Meinens und die andere, ob Franz I. bei Leonardos Sterben gegenwärtig. Die eine wie die andere Frage ist von gleich dürftiger Bedeutung für die Würdigung von Leonardos Genie. Die Bestimmung seines Testamentes über die 30 Seelenmessen und die dicken Altarkerzen für die Kirche Saint-Florentin war nur das Gebräuchliche, und ihr Zweck bloss momentan und praktisch. Daraus kann man keine Beweise holen. Wir lassen das und verweilen lieber in Sinnen, wie einer in dem eine solche heftige Liebe zur Schönheit mächtig war, der sie dennoch in so bestimmten und begrenzten Formen suchte, in Händen, Blumen, Haaren, wie dieser nun sein Auge auf das vage Land richtete und seine letzte Neugier erfuhr.

HOLZSCHNITT VON E. R. WEISS
(DER GEWITTERENGEL.)



ZWEI MENSCHEN

Roman in Romanzen von Richard Dehmel

(Fortsetzung.)

Geborgen.

Doch von fernen Höhen springt das Licht
über Land und Stadt durch den trüben Morgen;
zwischen rings aufglitzerndem Grün verborgen,
hebt der Mann sein verwachtes Gesicht.
In dem einsamen Garten knirschte der Sand;
er lauscht noch, ob er träumte ob wachte,
eine Meise huscht um den Laubenrand —
da steht sie vor ihm, an die er dachte.
Sie nimmt die lahme, vernarbte Hand,
er will sie ihr entreiſsen, entringen,
aber heiſse Thränen dringen
über ihr und sein Gesicht,
er kann es nicht:

Nein, Meiner! und würdest du jetzt mich schlagen,
was wär mir's gegen dies Wiederfinden!
Oh, ich wär ja am liebsten mit vier Wagen
nach allen vier Winden
auseinandergejagt, dir endlich zu sagen:
was Du kannst, kann auch Ich ertragen,
alle, alle Weibeskraft sollst du in mir finden!
Sieh: hier hast du zwei Hände statt der einen,
ich bin ja nicht mehr wie früher — schau:
da muſst'ich mein Menschlichstes verneinen,
um der Welt und mir etwas vorzuscheinen,
jetzt bin ich etwas: Deine stolze Frau!

Ja! steh auf! mir ist, als müſst'ich ersticken,
bis die Leute mit menschenfreudigen Blicken
uns wieder nachschaun: welch strahlend Paar!
Und schlichest du, so die Stirne hebend, an Krücken,
ich hör ihr Geflüster: Wunderbar,
wer muſs das sein, was für ein Mann,
dem solch ein Weib gehören kann!

Sie lacht: seine Hand bebt auf ihrem Haar —
von den fernen Höhen lacht der Morgen,
um die Laube lachen die Vögel gar,
zwei Menschen fühlen sich geborgen.

Die Erleuchtung.

Und ein Abend rötet die Dächer alle,
eine Taubenschaar kreist mit flammenden Schwingen,
als habe sie dem schwülen Thale
eine Himmelsbotschaft herabzubringen,
da erklärt das Weib mit einem Male:

Lukas, nun muſs ich dir etwas sagen:
ich hab einen Brief an dich unterschlagen.
Ich muſst endlich wissen, was du triebst,
wenn du zuweilen Nachts heimlich schriebst —
du brauchst dein Erblassen nicht zu verstecken:
auch mich kam Furcht an, Schmerz, Verwirrung, fast Schrecken.
Ich konnt die sonderbaren Chiffern
zwar nit ganz und gar entziffern,
aber dieser Freund benutzt dich als Helfershelfer zu Zwecken,
die lichtscheu sind — er spricht von deinem Leben,
als wärst du gewohnt, falsche Karten zu geben.
Oh Lux, vertrau mir! ich hab nichts, nichts zu verlieren

als Dich! ich will mich in jede Armut finden,
selbst verachtet zu werden könnt ich verwinden —
nur laſs dir nicht für Geld die Hände binden!
sag mir: was ist's mit den Archivpapieren?!

Schwül blickt der Mann nach den flammenden Tauben,
seine Rechte hat versucht sich zu ballen,
er sagt, und seine Worte fallen
wie metallen:

Es ist Nichts! ich fordre von dir Glauben.
Und bis du reif bist, Näheres zu erfahren,
und um dir weiteres Miſstraun zu ersparen,
wird dieser Briefwechsel einfach unterbleiben;
denn ja — ich kann jetzt nicht mehr heimlich schreiben.
Einstweilen aber sollte dein eigen Treiben
dir die Erleuchtung innerst nahe legen:
kein Licht kommt anders als auf dunklen Wegen!
Hier: blick mir in die Augen hinein:
sag, meinst du wirklich, Ich kann lichtscheu sein?

Zwei Menschenseelen schimmern sich entgegen.

In der Schwebe.

Und Wolke über Wolke kommt gekrochen
und drückt das offne Land in dumpfe Schranken,
es liegt im Halblicht wie gebrochen,
der Bergforst steht gesträubt.
Der Donner brodelt schon, und Blitze wanken,
und wenn die Funken fahl durchs Dunkle kochen,
dann ist's als atmeten des Thales Flanken —
der Mann macht Halt wie dunstbetäubt:

So sind wir rings umhüllt vom Unbekannten;
dem Qualm der Niederungen kaum entklommen,
stehn wir vom Schwall der Höhen schon benommen
und gehn vielleicht erst recht der Tiefe zu.
Und wenn der Bann, dem unten wir entrannten,
hier oben uns ereilt mit glühendem Schuh,
wenn dann im letzten taumelgrellen Nu
die eine Frage noch in uns entbrannte:
ist nicht des Lebens Miſsgeschick
nur unsres Wesens Ungeschick —
dann wirbelt noch durch unsre tiefste Ruh
als einzige Antwort aus der Ewigkeit
des Daseins grausige Unsicherheit.

Und drohender erschallt das Lichtgebebe,
die hohen Tannen fangen an zu schauern,
bis ganz ins Land hängt Alles in der Schwebe,
es ist als ob das Thal die Flügel hebe —
das Weib zeigt in die rollenden Wolkenmauern:

Wenn sonst die Blitze so den Raum durchschossen,
war mir so grenzenlos, so haltlos bange
wie damals vor der Todeswut der Schlange —
jetzt scheint durch jeden mir der Himmel erschlossen!
ich brauche blos mit dir ins Licht zu schauen
und habe vor Nichts, vor Nichts mehr Grauen!

Und jählings reiſst sich aus der Dunkelheit
blendend und knatternd der erste klare Strahl,
mit prasselnder Sohle springt der Regen ins Thal,
zwei Menschen atmen wie befreit.

Nach Gewittern.

Und sie schreiten durch verwüstete Fluren;
von Hügel nieder zu Hügel hingeschwemmt
ziehn sich des Wolkenbruches Spuren,
die Bäume stehn noch wie gekämmt.
Das reife Korn am Weg ist wie geplättet;
fern am durchbrochnen Bahndamm hängen,
Strickleitern gleich, Reste von Schienensträngen,
die Brücke liegt zerrissen im Fluſs gebettet.
Die Sonne blitzt aus hundert Spiegelflächen,
des Weibes Blick folgt den gefüllten Bächen:

Wie wird nun nach dem ersten Staunen und Grauen
der Mensch hier rings mit doppelt mächtigem Mut
bahnen und bauen,
bis die Natur ihm seinen Willen thut!
So stand ich einst — o endlich kann ich's sagen —
nach frischer That vor meinem getöteten Kind:
im Garten draufsen stöhnte die Nacht, der Wind,
in meinem Innern sah ich Blutstürme jagen,
ein Paradies reifer Hoffnungen lag mir zerschlagen,
aber ein Glaube schwoll draus auf, so groſs,
als bebe die Erde vor Drang mich hochzutragen:
oh, unerschöpflich ist der Mutterschooſs!
Gieb mir die Hand, Lux: jedes Miſsgeschick
macht uns geschickt zu neuem Glück!

Sie greift nach seiner gelähmten Rechten,
eine Himmelsklarheit im dunkeln Augenpaare
gleich den glanzgefüllten Bächen,
er will noch wehren, er möchte sprechen,
da —: ein Schauer reckt sie, seine Finger umflechten

ihre stolzen Hüften, ihn zieht das Unsagbare,
er steht und stammelt, kaum bewuſst:

du Liebe, Schöne, Gute, einzig Wahre,
du Mörderin aus Lebenslust,
du Kind, du Engel an meiner Brust!

Der Himmel glänzt aus jeder Wasserrinne,
zwei Menschen sehn's wie eines Wunders inne.

Auf einer Wahlstatt.

Und schwarz aus dunklem Erntefeld
bäumt sich das Denkmal einer Schlacht.
Tief hinter den Garbenreihen hält
der groſse Mond im Dunst blassrote Wacht.
Es tränkt ein Duft die weite warme Nacht,
der jeden Busch zur Wolkenblume schwellt.
Die Wiesenraine sind wie Geistergleise.
Ein Mann sagt leise:

Es wollt eine Seele sich befrein,
da band ihr die Freiheit die Hände.
Nun sinnt sie in Tod und Leben hinein,
da schlieſst eins innerst das andre ein,
aller Zwang hat willig ein Ende.
Sieh dort: wie stehn, wie schimmern die vollen Aehren!
als ob sie stolz die Opfer verklären,
die einst hier fielen für fremdes Glück!
Kein Denkmal ruft die Tausende zurück,
die noch als Leichen Kindeskinder nähren;
auf diesem Hügel aber stand der Feldherr
und fühlte sich im Siegesglück als Weltherr.

Er hat den Arm wie zum Befehl gehoben,
da schmiegt das Weib ihr Haupt in seine Hand
und Brust an Brust, und raunt ins dunkle Land,
als höre sie das Mordgewühl noch toben:

Und fühlte doch vielleicht sein Herz erbeben,
und hätte gern die Tausende geschont,
wenn nicht auch Er bereit war, Blut und Leben
so rückhaltlos der Welt zurückzugeben,
wie dort sein Licht vergießt der rote Mond.
Ja, Meiner, ja: kein Glücklicher fühlt einsam:
was ihn beglückt, er geht drin auf, gemeinsam!

Und warm und wärmer schließt im Nebelkreise
sich Herz an Herz mit überströmender Macht;
die Erde schwillt gen Himmel, leise, leise,
die Wiesenraine werden Göttergleise,
zwei Menschen sinken in den Duft der Nacht.

Verstohlenes Leben.

Und aus verwildert stillen Gärten steigt
ein altes Städtchen in die Mittagsglut.
Um die zerborstenen Mauerwehren zweigt sich
Epheu, Hexenbart, Pfaffenhut;
weiße Rosen blühn am Thore.
Im Schatten ruht der Mann und träumt und schweigt
zur Giebeluhr hinauf, die nicht mehr zeigt,
das Weib zupft ihn am Ohre:

Du machst ja Augen, so voll entlegener Wonnen,
als sähst du die Jahrhunderte sich sonnen
auf den Ruinen.
Ja: die steinernen Jungfraun hoch am Thor,

die beten gar »reif« um ihr Stündlein empor
mit ihren verwitterten Mienen.
Wir aber — oh — wir haben Zeit;
sehn wir nicht auf zu ihnen
voll ewiger Seligkeit?!

Der Träumer hat den zarten Spott vernommen,
sein Blick ist freudig aufgeglommen,
die Gärten glühn, er lächelt sonderbar.
Er sucht nach Worten, Blick in Blick gegründet,
er spricht, als seh er tief ein Licht entzündet,
das früher nicht in ihrer Seele war:

Vielleicht sah ich in meinen entlegenen Wonnen
ein kommendes Jahrhundert schon sich sonnen,
nicht auf romantischen Ruhestätten zwar.
Ich sah nach dem edlen Ritter im Fries,
der seinen Mantel weiland den Bettlern liefs,
um hilflose Blöfsen zu decken.
Vielleicht ist heimlich nach Bettlerart
mancher edlere Ritter heut auf der Fahrt,
Helfershelfer zu wecken,
zu jetzt noch lichtscheuen Zwecken —

er schweigt. Die Gärten glühn. Es ist, als schliefe
verstohlenes Leben hinter allen Hecken.
Zwei Menschen sinnen in die Tiefe.

Im Gewühl.

Und hoch durch Hallen, die fast blenden,
braust Dampf, und dumpf donnert Rad bei Rad;
hohl durch die offnen Bogen-Enden
schwelt wie ein Herd mit tausend stillen Bränden

die Lichter-Dunstnacht einer grofsen Stadt.
Bahnzüge dröhnen rhythmisch hinaus, herein,
hin am Wirrwarr der scheinbar ziellosen Menge,
zwei Menschen überschaun das stete Gedränge,
ein Mann weist nach den fernen Häuserreihn:

Ist's nicht, als wären's Aeonen seit ehemals,
seit wir vom Haus deines Herrn Gemahls
die finstern, lichtdurchfurchten Mauern
auch so am Horizont sahn kauern?
Und ist's nicht wieder, nicht immer noch, als lauern
die roten Fensterhöhlen auch hier wie Augen,
die alle trüben Begierden einsaugen,
auf Habsucht Notdurft speichern, und Hafs zum Neide?
Und treibt doch Alle die Liebe, wie uns Beide,
sich Geist an Geist mit seelenvollen Händen
zu gleichen Lebenszwecken zu vollenden —
wär's da nicht not, dafs Freunde des Lebens sich fänden,
nur zu dem einen Endzweck auserlesen,
klar Alle der Seele Aller zuzuwenden:
bis einst der Geist, von jedem Zweck genesen,
nichts mehr zu wissen braucht als seine Triebe,
um offenbar zu sehn das weise Wesen
verliebter Thorheit und der grofsen Liebe?!

Und einer Seherin gleichend steht das Weib,
und näher drängt um sie das Köpfegewimmel.
Sie fragt, und hält die Hände in das Getümmel,
als schütze sie den Mutterleib:

Und wenn nun Einst und Jetzt auch Mir sich einen,
sodafs ich furchtlos Deine Freundin bleib,
trotz meiner Eheschuld, und trotz der deinen?!

Sie schweigt, als ob sie heimlich etwas versprach;
zwei Menschen sinnen der Menschheit nach.

Heiligtümer.

Und sie stehn vor einer Domfassade;
unvollendet hockt der eine der hohen Türme
im Kranz der gothischen Höllengewürme,
als bitte er den andern um Gnade.
Aber vor vermessenem Himmelsverlangen
scheint die irdische Tragkraft ihnen ausgegangen,
unten gähnen wie Grüfte die kunstgerechten Pforten.
Demütig Gebeugte nahen von allen Seiten,
und das Weib winkt dem Mann auch hineinzuschreiten,
und die Orgel erbraust zu ihren Worten:

Komm, laſs uns einmal wieder voller Kindheit sein;
horch, wie die alten Lieder Alle benedein.
Da spürt kein Herz mehr Sünde;
die Mutter mit dem Kinde
schlieſst ja auch Uns die Gründe
der Welt und Menschheit auf und ein.

Doch die Orgel verstummt, dumpf tönen Gesänge
einer verborgenen Priesterschaar,
und über dem weihrauchumdampften Altar
sehn sie bleich einen Gekreuzigten hängen
mit gräſslich wahr gemalten Wunden
und schrecklich schön geformtem Munde,
da neigt fromm der Mann dem Weibe sich dar:

Vor deinem künftigen Kinde
könnt ich dir beichten, den Heiligen gleich:
ich suchte einst ein biſschen Sünde

und fand das ganze Himmelreich.
Hier aber dünkt es ein Wortspiel mich,
wie dieses Schauspiel stimmungsvoll durchtrieben;
komm! draußen steht's von Grund auf in Stein geschrieben,
das schwere Wort: Vollende Dich!

Und die Orgel braust wieder; er sucht einen Pfad
ins Freie, scheu umkauert von Betern.
Ein feister Küster im Ornat
blickt ihnen nach wie frechen Spöttern.
Zwei Menschen fliehn vor fremden Göttern.

Von sicherm Ufer.

Und ein wüster Traum scheint Wirklichkeit geworden:
durch grabesstille Säle tobt ein Farbenmeer,
nackte Leiber hängen an den Wänden umher,
und geputzte Damen, Tiere, Bäume, Herren mit Orden.
Neben blühenden Feldern sieht man arme Leute jammern,
aus vergoldeten Rahmen stieren elende Kammern —
endlich seufzt der Mann und lächelt schwer:

Ich segne wahrhaftig meine gelähmte Hand,
wenn soviel gesunde auf käuflicher Leinewand
mit ihrer natürlichen Ohnmacht Stimmung machen.
Ob diese Künstler nicht über sich selber lachen,
wenn sie mit kindischer List vom vollen Leben
den Schaum abschöpfen? — Aber eben:
Stimmung — die Sprache sagt es — läßt sich ‚machen‘,
Gefühl und Geist sind Wenigen eingegeben.
Sieh dort: in all dem Schwall das schmale Bild,
von dem wir hier nur eine Klarheit erkennen,
die kühn aus tiefem Grau ins Blaue schwillt:
und magst du's arm vielleicht an Farbe nennen,

du fühlst doch, daſs da Einer spricht,
der innerlich so reich ist wie das Licht,
und der drum Schatten wirft auf das Gelichter
dieser dürftigen Flunkerwichter.

Sie treten näher, sie sehn am Strand
des Nachtmeers schlafend einen Knaben liegen,
ein groſser Stern scheint seinem Atem entstiegen,
in dessen Glanz sich alle Wellen wiegen —
endlich nimmt das Weib des Mannes Hand:

Und stimmt das nicht zum Frieden deinen Geist?!
Mir däucht, von sicherm Ufer kann man dreist
auch einem Irrlichtschwarm Reiz abgewinnen;
ich glaube, dir ist das Herz durch Andres schwer.
Ich hab auf einmal Sehnsucht nach dem Meer;
uns fehlt wol nur der freie Himmel hier drinnen.

Sie lächelt: komm! Er stutzt. Dann nickt er nur.
Zwei Menschen folgen ihrer Natur.

(Fortsetzung im nächsten Heft.)

ZWEI HOLZSCHNITTE AUS DEM BUCHE »DER WANDERER« VON E. R. WEISS.



EMIL RUDOLF WEISS DER WANDERER



ANMERKUNGEN.

Der Wanderer. Von Emil Rudolf Weiss.

WIR haben in der 11. Nummer des vorigen Jahrganges ein Gedicht aus dieser Sammlung abgedruckt und freuen uns ein schönes und bedeutendes Buch jetzt vollständig vor uns liegen zu sehen. Zunächst möchten wir unsere Befriedigung über die ausgezeichnete Drucklegung des kleinen Bandes aussprechen. Type, Papier und Raumverteilung sind exquisit. Die acht Holzschnitte, von denen wir mit der gütigen Erlaubnis des Künstlers zwei in dieser Nummer bringen, geben dem Bande eine vornehme Haltung. Sie sind — nebenbei bemerkt — vorzüglich gedruckt.

Die Gedichte zeigen den Verfasser als eine durchaus vornehme, männliche und ernste Natur. Wie E. R. Weiss in seinen bildnerischen Leistungen die verschiedensten Einflüsse zeigt und verarbeitet, so können wir auch bei vielen von seinen Gedichten die Patenschaft einzelner, dem Autor besonders nahestehender Autoren, wie Dauthendey, Dehmel und anderer, nicht verkennen. Wenn nun in solchen Gedichten das von aussen hergebrachte fremde Element, sei es formaler oder inhaltlicher Natur, nicht immer ganz glücklich verarbeitet scheint, so zeigt sich uns der Dichter am sympathischesten und bedeutendsten da, wo er seine eigene Sprache redet und Empfindungen vorträgt, die ihm ganz zugehören. In den Gedichten, wo dies der Fall ist, spricht sich ein ungestümes, aber nicht halt- oder sinnloses Verlangen und Streben nach bedeutenden Augenblicken und Empfindungen, ein reines und schönes Verhältnis zur Natur, vor allen Dingen zur Natur und zu den klimatischen Bedingungen unsres Vaterlandes aus. Der Dichter liebt die herbstlichen Tage, Wind, Regen und Wolkenzug, einsame Spazierwege auf den verlassenen Höhen unsrer Gebirge, die schönen tiefen Färbungen unseres bewölkten Himmels und unsrer Bäume und Gewässer. Doch findet sich als notwendiger Gegensatz auch ein bedeutsames, oft friedliches, oft wehmütig erregtes Be-

trachten abendlicher, ruhiger und beschränkt-dörflicher Verhältnisse und eine schöne, lebendige Freude an Fruchtbarkeit und frühlingshaftem Werden. Viele Gedichte erscheinen wie auf Spaziergängen durch unmittelbare Anschauung und Anregung entstanden, und hier kommt dem Dichter neben einer glücklichen, sprachlichen Gewandtheit das nahe Verhältnis des bildenden Künstlers zu den Erscheinungen und Bewegungen der Natur zu statten.

Allerdings fehlt es unserm Buch nicht an den in keiner modernen Gedichtsammlung zu vermeidenden Verzweiflungsausbrüchen und Ohnmachts-Anwandlungen, ebensowenig an geschraubten Unverständlichkeiten; aber im ganzen waltet doch für den ernsten Leser, der auch über gewisse leicht erklärliche Dilettantismen hinwegzusehen vermag, eine angenehme und bedeutende Haltung vor. Wir lassen ein paar Proben folgen, aus denen man ersehen möge, inwiefern die Sympathie, die wir dem »Wanderer« entgegenbringen, gerechtfertigt sei.

Zunächst drucken wir die drei ersten Gedichte ab, die für die schwermütig-ernste Haltung des Dichters bezeichnend sind.

GELIEBTER, dein Antlitz ist bleich wie ein fahles Schwert,
dein Auge ist weit und grau und gross und einsam,
und ruht in der Ferne im dunklen, schwermütigen Himmel,
der über die Glücklichen und Unglücklichen wandert.

Geliebte, du bist und ich bin wie der Wind in den Bäumen,
wie Rauch unser Name den Menschen und unser Schicksal,
aber wir sind die Kinder des ewigen Lebens,
weil du mich glaubst und ich dich und wir beide uns lieben.

Du bist ich, wir sind eins und wir sind an die Mutter verloren,
unser Leben ist nur ein Lächeln an ihren Brüsten,
ist Schauen und Schaffen, und unser Tod ist die Krone,
ist unseres reinen Wiederwerdens Funke.

So messen wir liebende Wandrer nur unsere Heimat,
wir finden Erfüllung und unsere Ewigkeiten,
gleich dem Keim, der im trächtigen Winde wunderbar wandert
und einmal die mütterliche Scholle findet.

IN hoher Oede wächst der Wald nicht mehr.
Zu meinen Füssen braussen die Wipfel unermesslich!
Die Tiefe dampft herauf mit den grossen Wolken.
Herauf! Herauf! Ich gehe im Sturme heimwärts!

Mein Herz brennt trunken von meiner Einsamkeit!
So kämpfen die Berge bei mir! verhüllte Gipfel!
Herab! Herab mit meinem schweigenden Lachen
werf ich mit dem sausenden Regen mich in die Tiefe!

Und liegt mein Blick wie das ferne Liebeslächeln
der Sonne bleich im jäh entschleierten Thal,
als eine Gnade — eine süsse Kunde
dahingegeben — ein flüchtiges Geschenk.

Getürmt der Felsweg! Ich lieb ihn und frage nicht:
wann steig ich nieder für immer? Ich singe die Oede,
die ewige Heimat der immerwährenden Wandrer!
Wandernd ewig geh ich ewig heimwärts!

OFFEN ist mir wieder Sturm und Einsamkeit des Herbstes.
O Glut um mich! O mühvoller Weg!
Ich sah dich, Sturm und Einsamkeit, nie grösser!
Fackeln umher — sie brannten so tief und düster noch nie um mich!
So hab ich noch nie in dir gelodert!

Ho! Verschütte in die grauen Wandererlüfte
der starken Bergwälder Gewand!
Blätter dahin, wie rastlose Vogelschwärme!
Wirf das Leben in den Sturm!
Es geschieht alles!
Das Leben geschieht, wie Blätter wirbeln.
Ich gebäre Stürme, trage sie dahin,
werfe sie spät in den Abgrund!
Grüsse sie mit Glutthränen! hab sie alle doch geliebt!
Hab sie aus dem Herz gerissen, sie geopfert!
Meine Totenflammen sinds, gegeben
zu dem glühenden Leiden! mitzubrennen!
mitzustrahlen! mitzusterben!

Ferner:

AM späten Abend trifft mich Rosenduft.
So spät! noch hergeweht.
Mein Leib geht
durch Staub und Lärm und Einsamkeit.

Sehe Kinder spielen
neben springenden Pferden.
wo der Tod lauert.
Schlafen Bäume in der grossen Erdegruft.
Dabei höre ich in ferner dunkler Luft
schwermütiger ewiger Wälder Rauschen.

Dann ein wundervoller Vers:

Fast, oh fast von dir bezwungen,
Vielgeliebter Tag der Schatten,
Fühl ich schwinden dein Ermatten:
Etwas hat sich los gerungen.

Leider verwischen die beiden folgenden Verse mit einigen Ungeschicklichkeiten den schönen Eindruck des ersten. Ueberhaupt wird man bei der Lektüre unsres Buches sich an einen fragmentarischen Genuss gewöhnen müssen, da, wie es bei den verschiedenen Beschäftigungen des Verfassers erklärlich ist, sprachliche Ungewandtheiten oder ein Mangel in der Berechnung poetischer Wirkungen öfters ein schön gedachtes und in den meisten Teilen gut ausgeführtes Gedicht als Ganzes verdirbt.
Wir lassen nun noch einiges teils vollständig, teils fragmentarisch folgen, wie es uns bei der Lektüre auffiel.

MITTERNACHT.
Vorher hab ich geglüht und gelacht.

Nun gehe ich im Wind und bin einsam.
Gut ist dies Geben für den,
der keine Geliebte hat.

Ich denke es mir wunderbar, erwartet zu werden
von einem anderen warmen Leib.
Auch das ist Traum und trübes Ungefähr,
wie alles, was da unter den Sternen ist.
Und trüb ist, was ich weiss und dass ichs weiss.

Ich deck es alles mit Gelächter zu,
das ist wie der Laternen unaufhörlich
Geklirr im Wind.

O schlafe gut!

Hauch der dunklen Tannen
Haucht mich an;
Es fällt alles ab,
Was Tagesnot mir angethan.

WEISS ich, Sonne, holde Gottestochter,
wohin du so lang gegangen? Ach!
Diesen armen Tag muss ich ertragen,
diesen schweren, leeren, langen! Ach!

Meine Hände sind so kühl geworden.
Darfst nicht gehen! Noch nicht sterben! Ach!
Denn ich habe sehr auf dich gewartet!
Sonst muss alles das verderben! Ach!

Komm! Es ist noch nicht zu spät geworden!
Komm du dunkelrote, warme! Ach!
Lange hofft ich, komm, weil ich dich liebe!
Deine späten, glühen Arme! Ach!

ICH umfange spät am Abend,
Wenn du lange schon gegangen,
Die leere Luft —
Als wäre in dem Schein, dem bangen,
Der trüb und still die Wand umglüht,
Dein Leib, dein Mund, dein Auge noch.

Stürz von den Felsen her, herab!
Komm aus den weichen Wäldern!
Dein Leben verquillt
an den Wiesenbächen.
Horch hinaus: das Gras saust.
Gelb lacht der Himmel, schwarz im Sturm!
Wirf die Ferne um dich, die Weite!
Liebe! Süsse Ewigkeit!
Gesang! Gesang!

Wir schliessen mit einem Gedicht, das — wenn wir nicht irren — Alfred Mombert gewidmet ist.

Am Rand der Erde niedergelegt.
Es war schon alles vergangen.
Die Unendlichkeit sauste umher.

Dazu bin ich geboren
und diesem muss ich lauschen.
Mit niemand, mit nichts das Leben vereinen.
Neigte meinen Kopf, nahm ihn in die Hand.
Das ist nicht einmal etwas zum Weinen.

Da säuselte noch ein naher Baum,
schaurig sanft.
Gottes Stimme sprach: Kind,
es ist nicht so, es ist nicht so . . .

Sehr schlecht sind in diesem Gedicht die drei ersten Verse. Ihnen fehlt gänzlich das, was ein Gedicht vor allen Dingen haben muss: Anschaulichkeit. Ein Wort wie »Unendlichkeit« giebt gar keinen Begriff, sondern ist nur rhetorisch, eine ungeheure Uebertreibung bekannter und gewohnter Vorstellungsarten ins Masslose. Man muss mit solchen Worten in der Poesie sehr vorsichtig sein. Wenn der Dichter nun gar hier die Unendlichkeit »herum sausen« lässt, so ist das grässlich schon durch die logische Verwechslung begrenzter Dinge, die allenfalls »in der Unendlichkeit herumsausen« könnten, mit dem Raum selbst.
Wir würden uns hier nicht so pedantisch über eine einzelne Unzulänglichkeit auslassen, wenn wir nicht mit Bedauern gesehen hätten, wie viele moderne Lyriker sich über die Grenzen und Bedingungen ihrer Kunst durchaus unklar sind. Ein Talent wie Alfred Mombert ist allerdings auch in unsrer Zeit und im Verhältnis zu der übrigen Produktion unsrer Tage ein Monstrum, aber trotzdem wird der verständige Kunstfreund ungern

sehen, wie manche schöne Begabung sich entweder in Leichtsinn und Unbedachtheit verschwendet, oder sich an Unmöglichkeiten zerreibt. Die Ursachen einer solchen Erscheinung sind so kompliziert und zum teil so tiefliegend, dass man eine baldige Aenderung und eine allgemeine Rückkehr guten Geschmacks kaum erhoffen darf, umsomehr sollte ein verständiger Beurteiler das Normale und Gesetzmässige wie in jeder Kunst so auch in der Lyrik betonen. —

Wenn wir hier mit einer mehr allgemeinen bedauernden Aeusserung schliessen, so möge der Dichter nicht ungehalten sein. Stellen, wie die oben angezogene, fanden wir nur als Ausnahmen, und wir sind seinem Buche für vieles dankbar, das so rein und bedeutend ist, wie der Schluss des zuletzt zitierten Gedichtes. S.

Wir machen darauf aufmerksam, dass »Der Wanderer« nicht im Buchhandel erschienen ist, sondern nur direkt vom Verfasser, Herrn E. R. Weiss, Baden-Baden, Hirschstrasse 4, bezogen werden kann.

DIE INSEL. II. JAHRGANG. 3. QUARTAL NR. 8. MAI 1901.
FUER DEN INHALT VERANTWORTLICH: A. W. HEYMEL, MUENCHEN.

DIE INSEL. Nr. 9.
JUNI 1901.

BEZUGS-BEDINGUNGEN

Abonnement vierteljährlich 6 Mark, halbjährlich 12 Mark, jährlich 24 Mark inkl. fester Einbanddecken mit Vorsatzpapier für jedes Quartal.

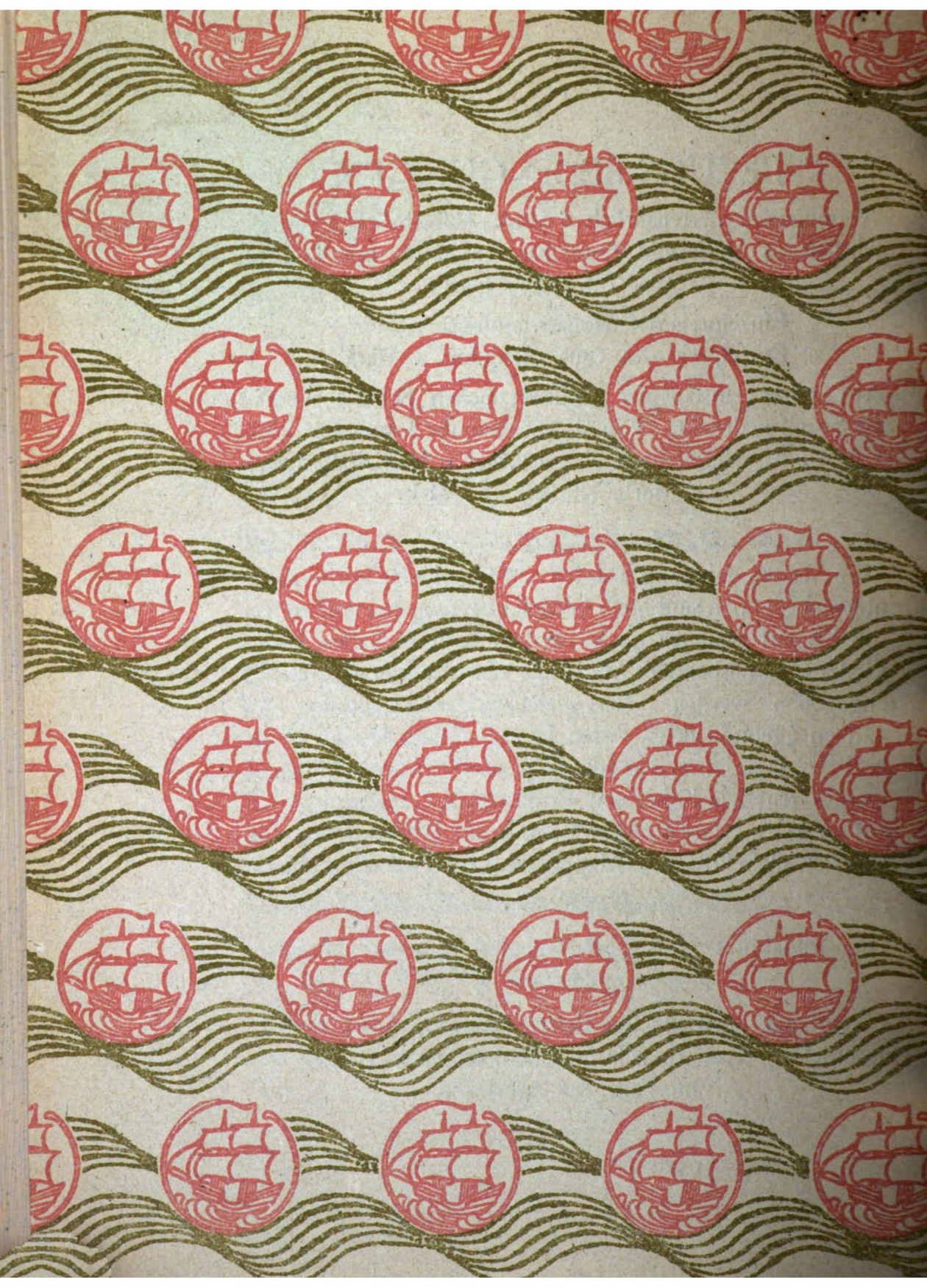
Einzelpreis der Monatsnummer: 2 Mark.
Einzelpreis des Quartalbandes: 8 Mark.

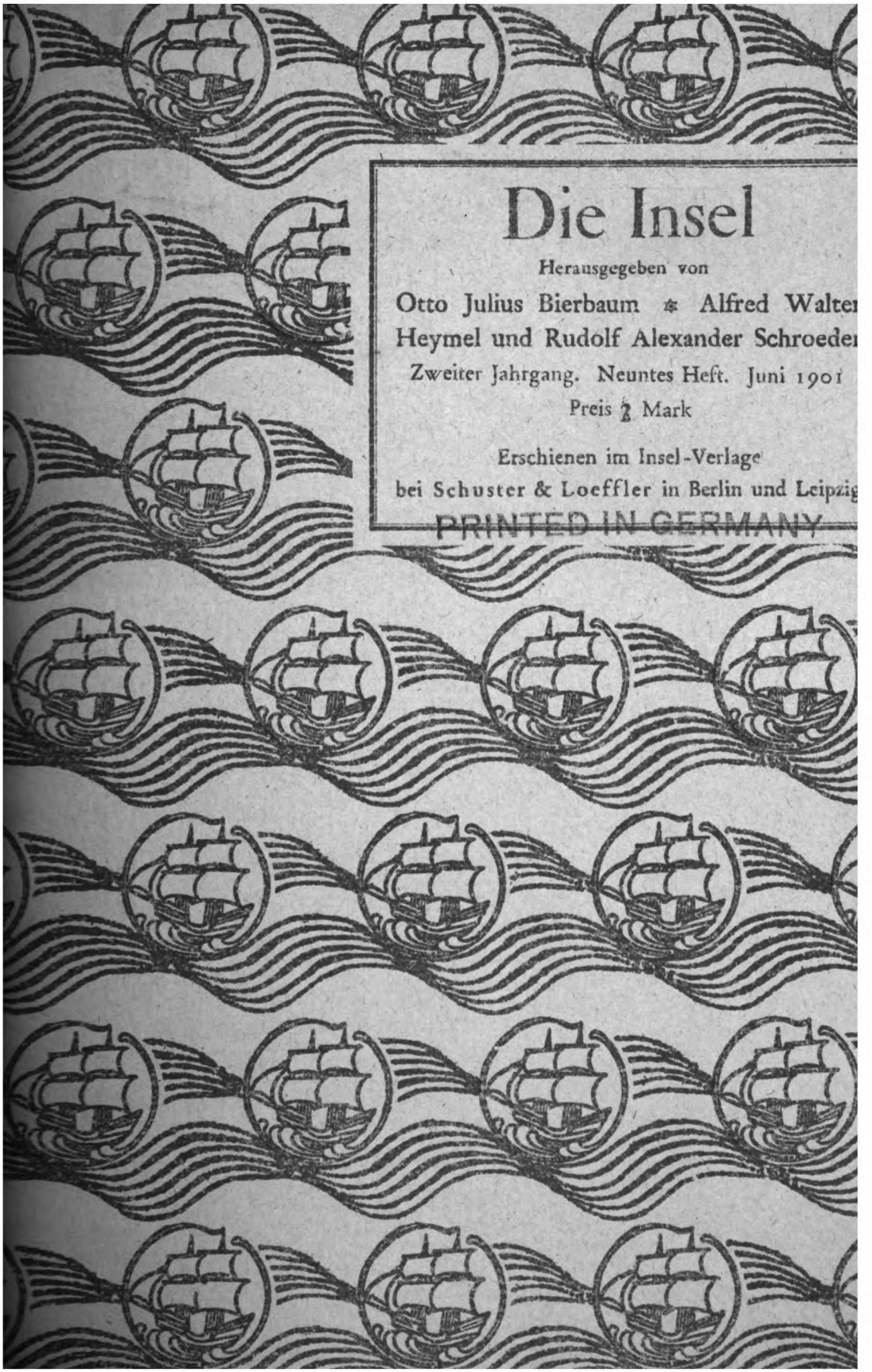
Auf starkes Inselpapier (Wasserzeichen Schiff) werden 50 Stück gedruckt. Von dieser Ausgabe kostet das Heft 3 Mark, das Abonnement vierteljährlich 9 Mark, halbjährlich 18 Mark, jährlich 36 Mark.

Vom ersten Jahrgang werden einzelne Hefte nicht mehr abgegeben, doch sind noch komplette Exemplare vorhanden, die bis auf weiteres noch zu dem ursprünglichen Preise (jeder Quartalsband 12 Mark, alle vier zusammen 36 Mark) abgegeben werden. Bei gleichzeitiger Erwerbung des ganzen (gebundenen) ersten Jahrganges der Monatsschrift und des (nur im ersten Jahrgange erschienenen) Mappenwerkes tritt wie bisher eine Ermässigung des Gesamtpreises auf 75 Mark (statt 90 Mark) für beide Publikationen ein. Für sich allein kostet das Mappenwerk nach wie vor 50 Mark.

Die Redaktion der Insel befindet sich in München Leopoldstrasse 4.

Unverlangt eingeschickte Beiträge werden nicht zurückgeschickt. Redaktionelle Gegenäusserungen erfolgen nur im Falle der Annahme.





Die Insel

Herausgegeben von

Otto Julius Bierbaum ✲ Alfred Walter
Heymel und Rudolf Alexander Schroeder

Zweiter Jahrgang. Neuntes Heft. Juni 1901

Preis ½ Mark

Erschienen im Insel-Verlage
bei Schuster & Loeffler in Berlin und Leipzig

PRINTED IN GERMANY

DIE INSEL/ MONATSSCHRIFT MIT BUCHSCHMUCK UND ILLUSTRATIONEN/ HERAUSGEGEBEN VON O. J. BIERBAUM, A. W. HEYMEL UND R. A. SCHROEDER

II. Jahrgang. 3. Quartal, No. 9. Juni 1901.

INHALTS-VERZEICHNIS

Vier Grotesken von Franz Blei. II. Ninon de Lenclos. . . . 205

Versuchung, Zeichnung von De Feure. 217

Drei Gedichte von Gustav Falke. 221

Gedichte von Emanuel von Bodman 223

Gedichte von Karl Schloss 225

Mine-Haha von Frank Wedekind. III. 234

Zeichnung von Felix Vallotton 256

Aus dem Buche: Herzlied von Maximilian Dauthendey. . . . 259

Sankt Adrian (Flämischer Holzschnitt des XIV. Jahrhunderts). . 264

»Spiegel«. Aus dem Buche Zu Hause von Alfred Walter Heymel. 267

Holzschnitt von E. R. Weiss (Aus »Der Wanderer«). 276

Zwei Menschen. Roman in Romanzen von Richard Dehmel . 279

Ungedrucktes von Wilhelm Heinse, (Schluss der Tagebücher aus Italien, 1783), mitgeteilt von Carl Schüddekopf 291

Anmerkungen 308

HARVARD COLLEGE
JAN 28 1937
LIBRARY

VIER GROTESKEN/ VON FRANZ BLEI.

II. NINON DE LENCLOS.

„So weit es Frauen betrifft sind Klugheit, Gesundheit, Sinnlichkeit und Schönheit unzertrennliche Begriffe, aus deren jedem sich die andern drei von selbst ergeben."
Frank Wedekind.

I.



N welchem Verstande auch dieses Beispiel von der schönen Ninon eine Groteske genannt ist, dies zu erklären wird mir in der dritten dieser Reihe erlaubt sein, für welche die Melancholie einer ernsten Erörterung besser taugt als für die Geschichte der süssen Ninon. — Henri de Lenclos war ihr Vater, nicht von übler Herkunft, ihre Mutter war eine Raconis, und Ninon wurde beiden als einziges Kind am 10. November 1620 zu Paris geboren. Die Mutter war eine sehr fromme Dame, die schon früh der Tochter den Traktat des Franciscus de Sales Ueber die Liebe zu Gott zur Lektüre gab; der Vater that dasselbe mit den Büchern des verehrten Montaigne und des Gassendi, und er gab auch den Namen Ninon. Die Erziehung des Vaters fand die Kleine mehr nach ihrer Anlage und was die der Mutter betrifft, kam sie schon mit dreizehn Jahren zu dem so kurzen als treffenden Schluss: qu'il n'y avait rien de vrai à tout cela; es ist Herr Tallemant, der diesen Ausspruch in jener seiner oft glänzenden Histoirettes aufgezeichnet hat, die er der Ninon widmet. Bei ihren ausgezeichneten Talenten war es dem väterlichen Erzieher sehr früh schon möglich, seine gewandte Schülerin und schöne Tochter in die Gesellschaft des Marais einzuführen, die unbekümmert um die innere und äussere Not des Landes sich mit Sicherheit und Grazie dem heitersten Genusse der Tage hingab, die noch das Abendrot der späten Renaissance vergoldete, mehr zu wollustvollem Ruhen und Geniessen ladend, als zu

That und Handeln wie früher, als diese Sonne noch in Mittagshöhe stand. Nun war Ruhen gut; es machte die Sinne lebendig und rückte das Abenteuer, das man sonst zu suchen ging, näher. Und mit Ninon kam Sinn und Beziehung in die Ausgelassenheit des Geistes und anmutige Grazie in die Lust der Sinne — was alles ihre Schönheit vermochte, die von jener harmonischen Art war, wie sie von dem verständigen Enthusiasten weiblicher Schönheit in den Satz gefasst ist, den ich diesem Versuche als Argument mitgab. — Es ist nicht auffallend, dass die Beschreibungen von Ninons Reizen sich so widersprechen, dass Tallemant sogar sagt, qu'elle n'en eut jamais beaucoup, und dass die auf uns gekommenen Porträts — durchaus von unbeholfener Hand gestochen — keine schöne Frau zeigen. Mag dieses an dem Unvermögen jener kleinen Illustratoren liegen, — dass sich die Urteile der Männer widersprechen, dies liegt am verwirrenden frühen Rufe von Ninons Schönheit, möchte auch im Neide der Verschmähten einen Grund finden, ist aber vor allem dieses Ursache, dass sich diese harmonische Schönheit nur dem ganz offenbart, der über dem Einzelnen das Ganze nicht versäumt, auf dieses immer bedacht ist als ein Kenner und der ganzen Schönheit ungeteiltes Empfinden ihrer Macht entgegenbringt. — Die Memoirenschreiber sprechen von Ninons hoher Gestalt, ihren feinen Beinen und noch feineren Armen und den schönsten weichen Händen. Ihre Haut, sagen sie, war weiss und zeugte im Vereine mit jenem mässigen Embonpoint des Körpers von guter und beständiger Gesundheit. Kastanienbraun war ihr Haar und schwarz die Brauen, wohlgetrennt und wohlgebogen; Augen: wie tiefschwarzer Sammt, patte de velours, Augen, in welchen zugleich der Widerstand und die Liebe, die Vernunft und die Wollust herrscheten. Die Zähne waren unvergleichlich, die Lippen köstlich (un peu raillantes et relevées vers le coin) und ihr Lächeln war eine gütige Verheissung. Doch nein! Es mögen die Schönheiten von Ninons Körper eine Legende sein, die jeder erzählen soll mit dem schönsten Schmucke sehnsüchtiger Erfindung oder seiner besten Geliebten entlehnten Wahrheit. So waren die Augen Ninon's, dachte ich unlängst, als ich den Blick einer Frau sah, der wie flüssiger

Bernstein leuchtete, — dies waren die Füsse Ninons, fiel es mir gestern ein, als eine Frau vor mir herging und die Schleppe hob. Jeder kennt Ninon und jeder weiss wie schön sie war, und jeder kennt sie anders — und es ist Ninon.

II.

SIND die Zeitgenossen Ninons auch voller Widersprüche und Unzulänglichkeiten, wenn sie von den Talenten des Körpers sprechen, so sind sie doch einig in Lob und Preisen von Ninons Gaben des Geistes. Und keine erfundene Geschichte könnte wahrhaftiger ein Beispiel zu dem Satze geben, wie Grund und Ursache aller schönen menschlichen Dinge die wohlbeschaffene Sinnlichkeit ist. Ninon waren alle Talente der Gesellschaft ihrer Zeit eigen und sie übte sie mit so vielem Reize, dass, was oft das Schicksal erfährt, in leerer Form sich aufzugeben, durch sie zu stärkerem Leben erwuchs. Sie spielte die Laute und Theorbe, galt als die beste Tänzerin der Sarabande und entzückte die Hörer mit einer Stimme, die nur une petite voix de ruelle war; doch sagte sie: la sensibilité est l'âme du chant und sie sagte es nicht nur. Aber dies waren die Gaben für die kleinen Gelegenheiten des heitern Zufalls — was ausser diesem und ausser Ninons Schönheit ihren Ruhm schuf, war die Güte ihres Herzens, die Lebhaftigkeit ihres Witzes, die Sicherheit ihres Thuns. Die zuverlässigste Freundin war sie ihren Freunden, die dieses Verdienst an ihr rühmten wie die Geliebten das Verdienst ihrer Schönheit — Le moindre defaut de filles galantes est la galanterie, sagte La Rochefoucauld und Ninon war galant, doch keine galante fille, wie man damals diese Frauen nannte. Ninon war eine amoureuse und hatte ihre caprices wie sie es nannte. Und sie gewann aus ihnen jene kostbaren Weisheiten über die Liebe und diese graziöse Theorie der Wollust, die ich gerne den Frauen von heute als einen Traktat empfehlen möchte, jenen, deren Temperament ein so schöner Ausgang und Anfang ist, der, ach wie bald! in schlimmster Litteratur oft endet oder in völligem Verluste, jenen Frauen, die ich bitten möchte, nicht auf den Orpheus zu hören, der zum

Steinerweichen singt, sondern dem Eros zu folgen, der gar nicht singt. — Ninon machte sich nichts aus der Metaphysik der Liebe; sie erklärte »aimer, c'est satisfaire un besoin«, und sie liebte dieses kleine cynische Wort, weil es sich so präcise gegen das stellt, was ihr als die Gefahr der Liebe erschien: die Idee der Liebe mit ihrem Gefolge falscher Gefühle und falscher Worte und schlechter Thränen. Und dann ist zu bemerken, dass dieses Wort die naive Wahrheit ist, wenn die Frau es ausspricht, die Frau, die uns verwirrte Männer immer überrascht durch die oft so merkwürdige Wahl ihres Geliebten. Un besoin à satisfaire. Doch man muss dieses Bedürfnis nicht in seinem engsten Verstande nehmen und davor erschrecken. Ninon kannte gar wohl die Köstlichkeiten des Zweifels, der Erwartung, des ersten Wortes, und auch diese waren ihr Bedürfnis; nur liess sie sich davon nicht zu Täuschungen verwirren über den tieferen Sinn aller dieser Dinge oder dass sie gar diesen selbst darüber in sich verbraucht und verloren hätte. Ein Beispiel für den weiteren Begriff, unter dem Ninon von dem besoin sprach, möge die ganz subtilen Schwärmer beruhigen: »Est-il situation plus délicieuse que celle d'amant sûr d'être aimé? Trouverez vous dans l'amour quelque chose de plus enchenteur que la résistance d'une femme qui vous engage à ne pas abuser de sa faiblesse? Est-il rien de plus séduisant qu'une voix presque étouffée par l'émotion, que ces refus qu'une amante se reproche . . .?« Die Ninon nahm die Liebe für das was sie ist, für einen Geschmack, der sich auf den Sinnen gründet, ein blindes Sentiment, welches kein Verdienst in dem Gegenstande, der es erweckt, voraussetzt, noch denselben zu einer Erkenntlichkeit verbindet, — mit einem Worte für eine Laune, eine Caprice, die nicht von uns abhängt, et qui est sujet au degoût ou au repentir.« Warten Sie meine Caprice ab, sagte Ninon dem, der auf sein Glück ungeduldig war. Ninon hat nie mit ihren Geliebten gebrochen; sie gab ihnen, wenn sie nicht mehr liebte, einen Abschied in aller Schönheit, so dass sie ihre Freunde bleiben mussten. So gross war diese Frau, und so sicher in ihrem Liebesvermögen, dass sie nie in Feigheit vor dem Worte: Ich liebe dich nicht mehr, die Krämpfe bekam oder jene Komödie spielte, die in

Lügen einen traurigen Zustand hinzieht und deren Heldin glaubt, nun, da das Ende eingetreten, den hassen zu müssen, den sie geliebt hat. Aus ihrer Art formte dies Ninon in den Satz: »Dès qu'une femme ne se trouve aucun goût pour celui qui veut lui plaire, il faudrait qu'elle n'abusât pas de sa credulité, et que, sans lui donner de vaines ésperances, elle lui signifiât bien nettement son congé. Mais il faudrait aussi que des qu' elle est persuadée qu'on l'aime elle en convînt de bonne foi, sauf à elle à se faire encore prier tant qu'elle le jugerait à propos avant d'avouer qu'elle est elle-même aussi tendre qu' on l'est pour elle.«

III.

EINIGE bestreiten es, dass Coligny der erste Geliebte der Ninon war, und nennen dafür den Herrn de Saint-Étienne; aber Saint-Evremont, Ninons ältester und längster Freund, verdient um dieser seiner Freundschaft willen Glauben. Und er nennt Coligny als den Glücklichen. Man weiss, dass dieser Herzog von Chatillon Protestant war, und so gross war der Zauber Ninons, dass sie es sich erlauben konnte, mit dem Herzoge über dessen Religion und die Vorzüge der eigenen zu streiten, ohne dass dieser davonlief. Wie es mit dieser ersten Liebe zu Ende ging, davon fehlen die Dokumente. Eine kleine Bosheit, die man sich darüber nicht ohne Witz zusammenlügte, muss sogar Tallemnat als Erfindung abweisen, doch weiss auch er, der alles wusste, nichts über den Schluss von Ninons erster Liebe zu sagen, die ihr die weise Kenntnis ihrer selbst zu früher Frucht zeitigte. — In diesen Tagen ihrer ersten Liebesweisheiten lernte Ninon die berühmte Marion de Lorme kennen, die damals, obzwar nicht mehr jung, doch immer noch so schön war, wenn sie auch kalte Fussbäder nehmen musste wegen ihrer etwas geröteten Nase. Manches hatten die beiden Amoureuses gemeinsam (nicht nur, wie es vorkam, die Geliebten), aber eines unterschied sie bedeutend: Marion zeigte nicht wie Ninon die schöne Uneigennützigkeit in der Wahl. Doch waren sie gute und würdige Freundinnen, wie es auch sonst der Ninon natürlich war, dass sie in der Sicherheit des eigenen Wertes Angst vor den Frauen

nicht kannte. Ces deux Laïs nannte die Beiden Saint-Evremond, und eine war stolz auf die andere und waren voller hübscher Aufmerksamkeiten für einander. Oft schliefen sie zusammen (wie es damals Sitte war) und einmal schenkte die Marion der Ninon kleine spanische Hunde in einem seidenen Körbchen. Der gar nicht galante Herzog von Saint-Simon muss von ihnen sagen: »elles acquirent une réputation et considération tout à fait singulières.« Die beste Gesellschaft verkehrte in ihren Salons. Ich nenne nicht die Namen der Vergessenen, aber Grammont, den der Graf Hamilton bekannt gemacht hat, Saint-Evremond, den Dichter, Desbarreaux, den Herrn d'Elbène, der von seinen Schulden lebte wie ein anderer von seinen Einkünften, Desyvetaux, und Scarron, als er noch jung und wohlgestalt war. Wenn diese Herren auch ohne Neid die Liebe Ninons und Colignys gesehen hatten, so sahen sie doch auch die Trennung nicht ohne Vergnügen. Der Besitz einer Sache giebt eine viel richtigere Vorstellung von ihr als das Verlangen danach, und nun rüstete sich jeder und Ninon erklärte, dass sie Beständigkeit und Treue einer weit reineren Gesinnung, nämlich für die Freundschaft aufbehielte. Coligny und anderen folgte de Palluan und de Miossens, ». . . aux maris si terrible—le Miossens à l'amour si sensible . . .« —

IV.

DIE Treue für die Freundschaft .. Ninon gab, wie es in dem graziös pointierten Satze des 18. Jahrhunderts heisst, »sie gab ihren Geliebten die gefährlichsten Rivalen in der Person ihrer Freunde.« Der arme Scarron musste das heitere Marais verlassen, um in dem Faubourg Saint-Germain eine Gesundheit zu suchen, die er nicht mehr finden sollte; denn er kam vollständig gelähmt wieder ins Marais zurück, wo er in Ninon die einzige Freundin fand, die tagelang bei ihm weilte, der sich nicht aus dem Stuhle rühren konnte. Von der Ninon hatte es der Graf Grammont nicht gelernt, der seine besten Freunde sofort aufgab, wenn sie krank wurden. Scarron war nicht der Einzige, der nun in Ninons Salon fehlte: der alte prächtige Desyvetaux war plötzlich verschwunden,

und da seine Angelegenheiten nie zum besten standen, fürchtete die gute Freundin Ninon, der lustige Alte sei auf einmal schwerem Trübsinn verfallen, und sie ging ihn suchen. Sie fand ihn glücklicher als je. Und dies ist eine hübsche Geschichte. Als abends einmal Desyvetaux heimkam, lag vor seiner Thüre ein ohnmächtiges junges Mädchen und neben ihr eine Harfe. Er liess sie in sein Haus bringen und ihr reichen was nötig war. Sie kam zu sich, und Desyvetaux erkannte bald, dass sein Herz nicht gleichgültig geblieben war. Mlle Dupuis — so hiess die Kleine — spielte nun auf ihrer Harfe aus Erkenntlichkeit für ihren Retter, der ein grosser Freund der Musik war. Und als sie gar zu singen anhub, wusste er, dass er sich niemals mehr von ihr würde trennen können. Er überredete sie, bei ihm zu bleiben, und das Mädchen blieb, da sie sah, wie glücklich sie den alten Herrn machte, für den nun das schönste Idyll anhob. Er zog sie als eine Schäferin an, sich selbst als einen Schäfer Corydon — der Gute war siebenzig alt — und lauschte, auf dem grünen Teppich seines zierlichsten Zimmers gelagert, den Tönen, die seine Schäferin aus ihrem Instrumente zwang. Zärtlich wie er, der oft dazu die Flöte blies, verliessen von diesem harmonischen Klange gerührte Vögel ihre Bauer, liebkoseten mit ihren Flügeln die Harfe und erstarben darauf noch trunkener voll Lust auf dem Busen der Schäferin. Die zu solcher Galanterie wohlerzogenen Vögel waren das äusserste Entzücken des alten Corydon, der nun nur mehr Eklogen sprach. — Das ist vielleicht sehr lächerlich, aber ist es nicht auch sehr rührend? Ninon, die Desyvetaux so mit Hirtenstab und rosarot gefüttertem Schäferhut fand, liess es sich gar nicht angelegen sein, ihn wieder auf seine frühere Lebensart zu bringen, da diese neue sein volles Glück ausmachte. Sie blieb seine Freundin und besuchte ihn oft in seiner zärtlichen Maskerade, die er nie mehr aufgab; als er im Sterben lag, bat er Fräulein Dupuis um seine Lieblingssarabande und verging selig lächelnd, ein gelbes Band in den Händen, »aus Liebe zu gentille Ninon, die es mir gegeben hat«.

V.

DOCH so sehr sich auch Ninon um ihre Freunde kümmerte, sie versäumte darüber der Liebe keine Zeit. Sie sagte es oft denen, die ihr gefielen, oder sie schrieb es ihnen, wie dem Herrn Novailles, worüber man sich bei den Précieuses im Hotel Rambouillet sehr erregte. »Ich glaube, ich werde dich drei Monate lieben — eine Ewigkeit für mich« schrieb sie dem Marschall d'Estrées, von dem sie sich später in einem Zustand fand, dont on rougit lorsqu'elle n'est pas le fruit d'un lieu respectable et nécessaire à l'ordre établi par les fortunes.« Da auch der Abbée d'Effiat Rechte auf das Kind zu haben behauptete, und Ninon nicht entscheiden wollte oder konnte, so that man es mit Würfeln, die dem Kinde und dem Marschall günstig fielen. Der Sohn wurde als ein Chevalier de Boissière erzogen, war Marinekapitän und starb sehr alt in Toulon als Freund der Musik und der Musiker. Das Glück, in welchem Ninon ihre ganze Lebenszeit durch diesen Sohn sah, liess sie niemals die Schwachheit bereuen, der es das Leben zu danken hatte. Ninon wurde noch einmal Mutter, doch nicht so glücklich. — Der dreizehnte Ludwig war gestorben und mit der Regentschaft, die für den minderjährigen Vierzehnten die Geschäfte besorgte, beginnt jene Zeit der französischen Galanterie, welche eine Europäische Kultur schuf.

Der Wechsel des Geschmacks stritt wider keine Pflicht,
der süsse Irrtum selbst hiess kein Verbrechen,
Vergnügen nannte man die zarten, feinen Laster.

Dies war auch die glücklichste Zeit Ninons, die Zeit ihrer vollsten Schönheit und ihres grössten Ruhmes. Sie war die berühmte Ninon, doch sie wollte ihrem Rufe nie ein Glück der Liebe danken. Sie bevorzugte jene, die sie nur um ihrer selbst willen liebten und fand an den anderen nichts, die der Ehrgeiz des Roués die Liebe Ninons suchen hiess. Die gute und hohe Meinung, die sie von der Liebe hatte, dass sie eine caprice-passion von Anfang zu Ende sei, bewahrte sie von allen falschen Ambitionen und gab ihr diese Sicherheit, dass ihre Caprice nie einen Unwürdigen beglückte. So kannte sie die Reue nicht, weil sie keine Enttäuschung kannte, wenn

man nicht eine solche in ihrem kurzen Verhältnis mit dem Duc d'Enghien sehen will, der trotz seiner robusten Schönheit weniger für den Dienst der Venus als für den Bellona's geschaffen war. In seinen Armen muss Ninon das Wort eingefallen sein: Pilosus aut fortis aut libidinosus, denn sie seufzte einmal auf: Ach mein Herr, sie müssen sehr tapfer sein! — Doch bewahrte sie dem Herzog ihre Freundschaft und hatte sein Bild lieb, unter das Chaulieu die Verse geschrieben hatte: Pour avoir la valeur d'Hercule Il n'est pas obligé d'en avoir la vigueur. — Beständigkeit in der Liebe hielt die Ninon nur für eine sehr mittelmässige Tugend, ja sie nannte sie die Furcht, ein anderes Herz zu finden, wenn das eine aufgegeben. Auch war immer sie es, die verabschiedete, die mit dem klugen Instinkt für den Moment den wählte, der den Geliebten noch nicht müde fand. Keiner sollte an ihr satt werden, denn jeder sollte ihr Freund bleiben. — Es war unausbleiblich, dass Frauen, denen es die Natur versagt hatte, dem Beipiele der Ninon zu folgen, von dieser Lebensführung skandalisiert waren. Die Königin-Regentin schickte eine Garde, die die Ninon ins Kloster der reuigen Mädchen bringen sollte. Aber da Ninon, wie Bautru gut bemerkte, weder reuig, noch Mädchen war, musste man ihr selbst die Wahl des Kloster lassen, als welche sie das der — Grands Cordeliers nannte. Anna von Oesterreich war darüber sehr zornig, aber dem Herzog von Enghien gelang es nicht nur, diesen Zorn zu sänftigen, sondern der Regentin auch so viel schönes von Ninon zu erzählen, dass es der hohen Dame sehr leid that, einer »so allgemein geschätzten und bewunderten Person Ungelegenheiten bereitet zu haben«.

VI.

DOCH entschloss sich Ninon, Paris zu verlassen, in dem es unruhig wurde. Man sprach selbst in den Salons zu viel von den neuen Steuern und der Politik; die Meinungen teilten sich, Parteien entstanden, sie debattierten — Ninon fand das unerträglich und ging fort. Sie hatte damals den Marquis von Villarceaux zum Geliebten, und Ninon war in dem Alter, das mehr das der Passion als der Caprice ist. Der Marquis

war so eifersüchtig, dass er oft kleine Jungen unter Ninons Bett zur Spionage versteckte. Da schnitt sich die wundervolle Frau ihr Haar ab und schickte es dem Eifersüchtigen als ein Zeichen der Treue. Villarceaux lief, stürzte zu ihr »et ils restaient des huit jours de suite au lit«. Es war eines der Güter des Marquis, wohin sich Ninon mit ihm zurückzog, und wo sie drei Jahre blieb, drei treue Jahre, woran man sehen kann, dass die Ninon nicht unbeständig war aus Mangel an Tiefe. Aber vielleicht war die Treue auch nur so lange, weil Paris so weit war. Als die Beiden dahin zurückkamen, war der Marquis noch immer der Verliebte. Doch Ninon nahm einen Andern. Und wieder einen Andern. Paris war wieder glücklich und mit ihm Ninon; es schien die Sonne, da der junge vierzehnte Louis König war und Molière seine Komödien schrieb, die er der Ninon vorlas; die schrieb in dieser Zeit an Saint-Evremond, der in London als ein Exilierter war, »qu'elle rendait grâce à Dieu tous les soirs de son esprit, et le priait tous les matins de la préserver des sottises de son coeur.« Ich will nicht die Geschichten aller dieser sottises von Ninons Herz erzählen, die man in den Büchern findet, wie in dem saffiangebundenen Schwabacherdrucke des vorigen Jahrhunderts, aus dem ich das Beste dieser Gechichte abschreibe, — nichts von Gourville und nichts von Saucourt, der allen Frauen gefiel und nur seiner eigenen nicht, und nichts von Chapelle, der das Unglück grosser Hände und eines dicken Bauches hatte, zwei Dinge, die Ninon nicht ausstehen konnte, und wie dieser Schreckliche den Eid schwur, sich jeden Tag zu betrinken und jeden Tag ein Schmähgedicht auf Ninon zu machen, bis er ihre Gunst erreicht hätte. Er schrieb nur dreissig, aber auch am einunddreissigsten Tage war ihm die Ninon nicht gnädig und an keinem. Die Geschichte mit de la Chatre kann man überall lesen. Auch alles Einzelne, das sich mit dem Sohne der Madame Sévigné zutrug, mit dem schönen Knaben, dessen Glück bei Ninon von wenig längrer Dauer war als das seines Vaters, der mitten aus einer erst kurzen Liebe weg in einer andern Schlacht sein Leben liess. Doch verkehrte die Sévigné, die den Mann und den Sohn an die Ninon verloren hatte, mit dieser in bewundernder

Freundschaft. — Dann war der Tänzer Pécour (— »er tanzte und gefiel« —) der glückliche Nebenbuhler des so tugendhaften als verliebten Choiseul, der weiter nichts konnte, als ewig seine Liebe sehr langweilig erklären, und dem Ninon sagte: C'est qu'il faut cent fois plus d'esprit pour faire l'amour que pour commander les armées. Der Tänzer war glücklich und frech. Als ihn Choiseul einmal in einer Art Uniform bei der Ninon traf und etwas spöttisches darüber bemerkte, sagte ihm Pécour: »Monseigneur, erstaunen Sie nicht, dass ich ein bischen Uniform trage. Je commande un corps où vous servez depuis longtemps.« — Ninon hätte viel zu thun gehabt, wenn sie überall das Feuer, das sie entzündete, gelöscht hätte. Und dann — Ninon war nicht mehr jung, sie war nun sechzig geworden. Aber ihrer Schönheit that die Zeit nichts. Sie sagte oft ihrem Freunde de la Rochefoucauld, er müsse seinem Satz, dass das Alter die Hölle der Frauen sei, in einer Note anfügen, dass dies für sie nicht gelte. In dem Paradiese ihres späten Herbstes wurden die Blätter nicht gelb, und selbst in den kleinen Fältchen um den Augen lachte die Liebe. Die Jüngsten sahen nicht, dass Ninon alt war, und die Aeltsten wurden wieder jung, wenn sie sie sahen. In dieser Zeit erlebte die Ninon die Tragödie, die einzige in ihrem Leben, deren grosses Motiv der Triumph ihrer Schönheit ist. Ein Sohn der Ninon von einem de Gersay wurde als Chevallier de Villiers erzogen und verkehrte wie viel junge Leute, deren Eltern sie hinschickten, damit sie lernten, in dem Salon der Ninon, von der er nicht wusste, dass sie seine Mutter sei. Und er verliebte sich in sie mit der Wut des Zwanzigjährigen. Ninon war gütig, zurückhaltend, ablenkend — doch es kam dazu, dass sie es ihm sagen musste. Er ersticht sich, und in den Augen des Sterbenden, über den sich Ninon beugt, ist noch immer die Liebe.

VII.

NUN nannte man die Ninon — Mademoiselle de Lenclos, da sie ruhiger geworden war. Elle se contenta de l'aise et du repos après avoir senti qu'il y a de plus vif, wie Saint-Evremond es fein und gütig

sagt. Nicht dass sie die Liebe aufgab — wurde sie doch von der Liebe nicht aufgegeben! — aber sie bemühte sich, das Herz ruhiger schlagen zu machen. Sie war neunundsiebzig alt, als sich der Abbé Gedoyn in sie verliebte. Sie hielt ihn hin und als sie ihn dann endlich in ihrem berühmten gelben Boudoir — noch einmal Ninon — empfing, und der Abbé über ihre Grausamkeit seufzte, mit der sie ihn so lange diese Stunde habe erwarten lassen — sagte ihm Ninon: Verzeihen sie, Geliebter. Aber, glauben sie mir, meine Sehnsucht war nicht geringer als die Ihre... Aber ich wollte — ein bischen Eitelkeit noch! — und weil es doch ein seltener Fall ist, abwarten bis ich achtzig Jahre habe — und achtzig bin ich seit gestern abend.« Ein Jahr dauerte diese letzte Liebe Ninons, dann ging Gédoyn auf Reisen und zeigte wenig Lust, zurückzukommen. Da schrieb ihm Ninon: » les plus courtes folies sont les meilleurs«

VIII.

Am 17. Oktober 1705 starb Ninon. — Am Allerseelentage 1751 war es bei den Damen der Hofes Mode, vor einem Totenkopf die Andacht zu verrichten. Man schmückte ihn mit Bändern und Rosen. Die Königin hatte den Kopf der Ninon für ihre Zerknirschung und nannte ihn: »ma belle mignonne.« — Wollen wir nicht, liebe Freundinnen, da die Stunden noch schön sind, in süssen Worten von der grossen Ninon reden, in Worten, die ihr Andenken wie Rosen schmücken?



DE FEURE VERSUCHUNG.


de Feure

DREI GEDICHTE VON GUSTAV FALKE.

In tiefer Scham.

ICH weinte auf mein Brot und würgte dran
Und konnt's nicht würgen und stand auf vom Mahl
Und ging hinaus ins kalte, kahle Feld
Und bot dem Märzwind meine heisse Qual.

An einem Dornbusch hing ein Fetzen Tuch.
Wer warf es weg, wem wärmte es zuletzt?
Wie er vielleicht bin ich ein Bettler nun,
Und was so warm mich hielt, ist ganz zerfetzt.

Wenn du dein Herz in deine Händ nimmst
Und giebst es hin, da, nimm's, und ohn' Entgelt,
Man nimmt es, dankt, und wirft dirs plötzlich hin:
Ich mags nicht mehr! dann stirbt dir eine Welt.

Dann stehst du da, entblösst und bettelarm
Und weisst nicht hin vor Scham, vor nackter Scham.
— — — — — — — — — — — — — — —
Und war ein Kind, das mir die Kleider nahm.

Vorm Entschlummern.

LEISE Füsse gehn im Gras,
Eine Stimme flüstert was?
Ich hör es deutlich vom Garten her;
Ein Halbschlaf drückt die Lider schwer.

Es spielt in meinen Traum hinein:
Die Füsse müssen meine sein,
Sie wandeln her, sie wandeln hin,
Vergangenes geht mir durch den Sinn:

Viel süsser Duft und Sonnenlicht,
Und eine Hand, die Rosen bricht.
Vor ihrem Bilde glühten sie,
Vor ihrem Bild verblühten sie.

Der Schlaf drückt mir die Augen schwer,
Ich höre die leise Stimme nicht mehr.
— Vor ihrem Bilde glühten sie,
— Vor ihrem Bild verblühten sie.

Bitte.

HOLDER Frühling hauch mich an,
Dass ich neu erstehe,
Was ein Herz ertragen kann,
Ich ertrug's an Wehe.

Einst so blühend, diese Brust,
Soll sie ganz erkalten?
Ach, ich bin mir kaum bewusst,
Lass den Tag so walten.

Wem ein schönes Glück verging,
Drauf er treulich baute,
Wer sich an ein Hoffen hing,
Das wie Märzschnee taute,

Lieblos scheint ihm wohl die Welt
Und so kalt zum Sterben,
All was er in Händen hält,
Sind nur tote Scherben.

Holder Frühling hauch mich an
In den neuen Tagen,
Was ein Herz ertragen kann,
Ach, ich hab's ertragen.

Tausend Knospen schwellen dir,
Duft weht auf und Lieder,
Eine Blüte schenk auch mir,
Eine einzige wieder.

GEDICHTE VON EMANUEL VON BODMAN.

Nixe.

SAG' — wurden unsre Seelen Steine?
Sag' — Stein die deine, Stein die meine?
Wir lachen in die Nacht hinaus.
Wir haben uns heut Abend nicht empfunden,
Und jedes geht und hasst nun diese Stunden,
Geht leer nach Haus.

Ich weiss, dass du in einer Stunde,
Glühende Sehnsucht auf dem Munde,
Mit Thränen deine Kissen netzst.
Ich auch. Daheim, da werd ich nach dir langen,
Und du wirst einsam mir entgegenbangen —
Warum nicht jetzt?

Der Ewige.

IM Regen, der herunterfliesst,
Im Samen, der zum Lichte spriesst,
Im Tier, im Stein, im Menschenkinde,
Draussen im Rauschen meiner Linde
— Mit allen Poren hör ich zu —
Bist du, bist du.

Du bist im Aether, bist im Sterne,
In jeder Nähe, jeder Ferne,
Du bist im Staub, du bist im Grase,
In jenem Stuhl, in jener Vase,
Und immer ändert sich dein Kleid
Und glänzt in bunter Herrlichkeit.

Ich habe Nächte lang gerungen,
Ich habe einsam mich bezwungen,
Und doch, was je in mir geträumt,
Hat nur nach dir, nach dir geschäumt.

Denn alles was da ist bist du.
Deine Bewegung ist die Ruh.
In dir leb' ich, ich fühle dich,
Und du, ich fühl's, du fühlst auch mich.
Die Linde rauscht. Ich höre zu.
Du! Du!

Erfüllung.

WAS ist es, dass wir jetzt so
Fröhlich wie Kinder sind?
Dass immer eine Welle süss
Von Herz zu Herzen rinnt?

Das ist, weil wir all beide einst,
Bevor wir uns gefunden,
Das Weh der halben Liebe
Mit leerer Brust empfunden.

Du weintest ihm zur Seite
Die grossen Augen voll.
Du sehntest dich nach einer Brust,
Die so wie deine schwoll.

Doch hat der Schmerz dein junges Bild
Zur Schönheit zart entfaltet,
Und mich hat meine Sehnsucht
Zum Helden umgestaltet.

Da breitete die Erde
Die vollen Hände aus
Und gab dich mir und gab mich dir
Und segnete das Haus.
Wir zitterten; wir hatten uns
Geahnt in manchen Stunden.
Nun wuchsen wir zusammen,
Wie wir es vorempfunden.

GEDICHTE VON KARL SCHLOSS.

GENIESSEN ist wie Traum
Wir sinken von den Dingen
Hinab mit schweren Schwingen
Zu dämmerndem Gelingen.

Wir träumen, wenn wir lachen,
In einem bunten Nachen
Von Geisterhand bewegt,
Der nie ans Ufer legt.

Und wenn wir weinen, sehn
Wir uns vorübergehn,
Den grünen Schatten gleich
An einem Mond, der bleich . . .

Nachtlied.

ALLE Wonne schlürft mein Ohr
Der Einsamkeit —
Selig wer die Welt verlor
Wie ein dunkles Kleid.
Nackt steh ich, mir enthüllt
Im dunklen Thal
Von mir selber angefüllt,
Ein goldner Pokal.

Lust will glühen und Leid
Wie Stern an Stern
Und dies Feuerkleid
Trag ich gern.

Die Lampe.

ES schlafen Blumen im Licht der Lampe — einen goldenen Schlaf.
Ein Mädchen geht mit einem Krug voll Thränen durch eine Allee.
Sie geht mit geschlossenen Augen — ach, es ist eine Blinde.
Und auf ihrem Haar liegt der dicke Blütenstaub.
Ihre weissen Hände scheinen diesen Garten zu pflegen — ihre weissen Hände duften nach schlafenden Blumen.
Auf allen Wegen liegt der goldene Blütenstaub so dick — man geht so weich darin, aber man glaubt zu sinken . . . zu sinken . . .
Eine Schwere und doch ein Schweben ist über alle Dinge gekommen.
Und dieser Garten scheint an sehr feinen goldnen Fäden zu schweben — zwischen einem Stern und einem dunklen Abgrund.
Auf allen Beeten liegt dieser dicke Blütenstaub — oder ist es Lichtstaub?
Das blinde Mädchen geht mit seinem Krug von Beet zu Beet und gießt die schlafenden Blumen — mit seinen Thränen.
Und singt ein Lied vom Glück der schlafenden Blumen . . .

Die Blume des Vergangenen.

WIR lachten viel
nun sind wir traurig,
wir waren froh
nun weinen wir.

Wenn wir nun küssen
so küssen wir das Gestern,
wenn wir nun weinen,
sind es die alten Thränen.

Ach, das Gestern
ist nie ausgeträumt,
und das Vergangene
atmet süss.

Wenn ich jetzt das Fenster
in die Nacht öffne,
so atmet das Vergangene
mit dem Vollmond süss herein

Ach, unser Glück
ist in Licht zergangen,
wir aber sind im Dunkeln
geblieben.

Ach, seit ich deinen Mund
weinen hörte,
hör ich den Mund
aller Dinge weinen.

Wenn ich jetzt das Fenster
dem Mond öffne,
ist mir des Mondes
goldne Fülle — Traurigkeit.

Der Mund der Traurigkeit
ist vergoldet,
in goldner Klarheit
schwimmt eine Traurigkeit.

Ach ich fürchte die Nacht,
die ich liebe,
denn sie ist süss
von Vergangenem.

Die Blume des Vergangenen
wird nicht vergehn,
wenn wir selbst vergehn
und längst vergangen sind.

Lass uns vergehen, Liebchen,
im Hauch des Vergangenen,
dass die Blume des Vergangenen
süsser atme . . .

Nächtliche Feier.

ICH sah den grünen Baum der Nacht —
hoch wölbt er sich ins Firmament
hoch wölbt er sich ins Firmament
und seine Aeste rauschten sacht
ein Feierabendlied ohn' End —
die Sterne waren aufgewacht
die Sterne waren aufgewacht
und rings verdunkelt das Geländ.

Auf grossen Flügeln rauschte mir
ein Segen in die wunde Brust
ein Segen in die wunde Brust
und träumend schweift ich wie das Tier —

der Erde Duft war tiefste Lust —
voll Regen dampfte das Revier
voll Regen dampfte das Revier
und Ewiges ward mir bewusst.

Und steigend in der Stunden Chor
umfing mich eine dunkle Bahn
umfing mich eine dunkle Bahn
einsamer war ich denn zuvor —
mit Ruhe war mein Leib umthan —
geschlossen stand der Sehnsucht Thor
geschlossen stand der Sehnsucht Thor —
dem Schweigen ward ich unterthan.

Und alle Berge schritt ich her
und segnete als wie im Traum
und segnete als wie im Traum
die Felder all, von Regen schwer —
ich stand an jedem Wiesensaum
und heiligte sein Dämmermeer
und heiligte sein Dämmermeer
und kniete unter jedem Baum.

Die Höhen lagen dort so gross —
ein nächtig Beten der Natur
ein nächtig Beten der Natur
nahm mich in seinen tiefen Schoss —
durch Ernten bückt sich jede Spur —
Kornfelder rauschten mir ein Los
Kornfelder rauschten mir ein Los
auf götterreicher schwüler Flur.

Wunder.

WENN mir die Lampe singt
warme goldne Lieder,
fühle ich euch wieder,
Herz an Herz erklingt.

Meine Hand — Seligkeit!
gehalten von eueren Händen!
o Fülle in diesen Wänden!
o Stunde warm und weit!

Mein Herz — heimgekehrt
an euere Wangen —
o Glück! — allumfangen!
blüht an einem Schwert . . .

Schwüle.

WIE ein Becher gelber Wein
ist der Mond kredenzt —
sieh, sieh seinen Regenschein
von den Bäumen hängen.

Und wie dunkle Fackeln sieh
Wolk' an Wolke rauchen
und wie Hymnen ihr Geglüh
auf dem Berge rauchen.

Und du fühlest: Erdenlust
dunkelt in den Sternen,
deine ganze junge Brust
wühlt in trüben Sternen.

Wiegenliedchen.

LAMPENLICHT lächelt —
mein Kindchen schläft,
sein Atem fächelt
die Blumen der Seele,
die Blumen der Seele,
den Rosenstrauch
der Liebe, erblüht
in seinem Hauch —
schlafe, schlafe.

Leis rauschen die Stunden
über sein Bett,
Atem des Kindes,
mit Blumen umwunden.
Rosige Lampen
erglühen im Traume,
wie seine Wangen
im Traume glühn —
schlafe, schlafe.

Hauch deines Mundes,
süsse Weise,
öffnet die Thüre
des Himmels leise —
Blüten fallen
wie Engelslöckchen,
silberne Glöckchen
singen und lallen
schlafe, schlafe.

Schlafe, mein Kind
wie der Duft in der Blume —
Süsse haucht
die Rose deines Schlafes,
haucht wie Rosen
in alle Dinge,
bis sie wie Geigen
zittern und singen
schlafe, schlafe.

Glück.

DUNKLEM Land entgegen!
o könnt ich meine Stirne
in die Fluren legen,
wie in Gottes Hand . . .

Du dunkler Abendwind
du grosser, umgiebst mich —
o könnt ich auf den Knien
weinen: du liebst mich.

Du weisst, wo
wir mit tiefstem Munde hangen —
aus dem warmen Schoss der Nacht
sieh mich, sieh mich hinaus verlangen.

Jetzt, jetzt mit dem übervollen
Herzen hinaus
über diese dunklen Schollen —
welche Sehnsucht! welches Glück!

Abendlied.

UEBER den Weiden
ist der Mond
aufgegangen —

Ueber den Weiden
ist mein Leiden
in Licht zergangen —

Ueber den Weiden
ist Friede
und seliges
Empfangen.

Märchen.

In der Nähe der Stadt »Tüa-Tüa-Taumi« liegt ein Weiher, an dem sich viele märchenhafte Begebenheiten abspielen. An einem schönen Frühlingsabend sassen tausend Grossmütter der Stadt »Tüa-Tüa-Taumi« am Weiher — jede eine Hornbrille auf der Nase und einen Strickstrumpf in der Hand — und strickten. Dazu sangen sie: »Goldne Abendsonne«. Der Frosch, der im Ufergras justament auf seinem Bauche sass, quakte vernehmlich. Da ärgerten sich die tausend Grossmütter und beschlossen ihn zu verderben. Der Frosch aber entgegnete: »Was wettet ihr, dass ich artiger in diesen Weiher springe als ihr?« Die tausend Grossmütter ärgerten sich noch mehr und waren es zufrieden. Zuerst sprang der Frosch, und bei Gott! sehr artig. Dann that es einen grossen Plumps und dann ward es stille. — Die Grossmütter sind alle ertrunken. Was kümmerte das den Frosch? Er rühmte sich, wo er hinkam. »Nein, der Frosch!« sagte die Unke. »Ja, der Frosch!« sagte der Molch.
Noch jetzt klingt es zuweilen an schönen Frühlingsabenden aus dem Weiher der Stadt »Tüa-Tüa-Taumi«: »Goldne Abendsonne!«

MINE-HAHA/ VON FRANK WEDEKIND.

III.



CH habe das erste Jahr meines Aufenthaltes im Park etwas ausführlich behandelt, und kann jetzt um so rascher über die folgenden hinweggehen. Manchmal habe ich der Erinnerung ein wenig Zwang angethan, indem ich der Vollständigkeit wegen Dinge eingefügt, deren ich mich in der That erst aus der späteren Zeit entsinne. Von nun an werde ich mich möglichst auf die nackten Thatsachen beschränken. Erlebt habe ich ja so wie so nicht viel während all der Jahre. Alles sind nur Bilder und Eindrücke. Damals, das weiss ich noch sehr gut, schlich mir die Zeit wie eine Schnecke dahin. Ich hatte das Gefühl, als müsse es so bleiben das ganze Leben lang und könne niemals aufhören. Wir waren glücklich, eine wie die andere, aber das war auch alles. Und da uns nichts aus der Eintönigkeit aufschreckte, wurden wir gross und dick. Wir hatten nichts anderes zu thun, als zu wachsen. Der Tanz begünstigte unsere Körperentwicklung und die Musik nahm nicht viel Lebenskraft in Anspruch. Aber wenn ich heute an jene sieben Jahre zurückdenke, erscheinen sie mir ganz ohne Zeitausdehnung, wie ein Augenblick, beinahe wie der Traum einer einzigen Nacht. Infolge der gänzlichen Unwissenheit, in der wir lebten, war unser Verkehr auf die einfachsten Elemente beschränkt. So erinnere ich mich auch nicht, dass mir all die Mädchen im Park jemals als geistig von einander verschieden erschienen wären. Eine dachte und fühlte wie die andere, und wenn eine den Mund aufthat, wussten immer alle übrigen schon, was sie sagen wollte. So kam es, dass wir sehr wenig sprachen. Bei den Mahlzeiten sagte oft Keine ein Wort. Alle assen schweigend in sich hinein. Nur an den körperlichen Unterschieden kannte man sich gegenseitig auseinander. Wenn Eine „Ich“ sagte, so meinte sie sich immer ganz damit, vom Scheitel bis zur Fussspitze. Wir fühlten unser Selbst in den Beinen und Füssen beinahe noch mehr als in den Augen und Fingern.

Von keinem der Mädchen ist mir im Gedächtnis geblieben, wie sie sprach. Ich weiss von jeder nur noch, wie sie ging.

Pamela ging fein, ohne Ernst und Grösse in ihrer Bewegung. Ihre Knie machten sich sehr geltend; man sah sie die Knie heben. Dabei hatte sie einen Mund, dessen Winkel leicht emporgezogen waren, dessen Unterlippe ein klein wenig vorstand, wie man es sieht, wenn jemand an einer Blume riecht. Die Schultern bildeten eine gerade Linie, und von Hüften war wenig zu sehen. Dazu ein Stumpnäschen und grosse helle Augen mit feinen geraden Brauen darüber. Alles an ihr war schlank, vornehm, decidiert und diskret. Wir verlebten ein glückliches Jahr unter ihrer Führung und sprachen oft über Blanca, die sie ebenso zurücksehnte, wie wir anderen. Den Mittelpunkt des Hauses bildete übrigens während des Sommers noch Wera, an der wir mit Anbetung emporsahen. Ich wurde für die Uebrigen zum Gegenstand ihres Neides, weil Wera einmal einen langen Spaziergang mit mir unternommen, auf dem wir kaum ein Wort gewechselt. Wir kamen bis an das Ende des Parkes hinunter, wo er sich in Gestrüpp, Schilf und Morast verlor. Auf einmal standen wir vor der hohen Mauer, über die von aussen ein Vogelbeerbaum herübersah. Da standen wir lange still und gingen um einander herum. Auf dem Heimweg sahen wir ein Reh im Gebüsch. Es kehrte uns gerade seinen weissen Hintern zu. Als es uns hörte, sprang es davon. Ich erinnere mich, dass ich gerne Freundschaft mit ihm geschlossen hätte. Mir war so feierlich an Weras Seite, dass ich mich nach einem lieben guten Kameraden sehnte. Im Herbste kam es dann wie Blanca vorausgesagt. Wera wurde ausgewählt und den ganzen Winter waren wir nur unserer sechs. Ihr herzberückender Tanz blieb uns noch lange lebhaft vor Augen. Ihre schmalen Gelenke, ihre schönen Glieder, ihre würdevollen Bewegungen hatte niemand von uns.

Von der kleinen Betty weiss ich nichts aus jener Zeit, als dass Pamela sie Mandoline spielen lehrte. Pamela ging bis in den Frühling hinein jede Nacht ins Theater. Dann meldete sich bei ihr die Reife und sie wurde von Irene abgelöst. Vierzehn Tage später verliess sie uns.

Während meines dritten Jahres war Irene unser Oberhaupt. Nach Pamelas Austritt hatten wir zwei neue Kinder bekommen, Amalie und Moilena, sodass wir jetzt wieder sieben waren. Amalie spielte mit Irene zusammen Guitarre. Moilena lernte die Harfe. Aber welch ein Unterschied zwischen ihren Stümpereien und Weras vollendetem Spiel.

In diesem Sommer war es, als eines Abends beim Baden ein etwa zehnjähriges Mädchen ertrank. Sie wurde mit vereinten Kräften herausgeholt und ans Ufer gelegt, rührte aber kein Glied mehr. Ihr Kopf war geschwollen und die Wange blutig gerissen. Nachdem man sie mehrmals beim Namen gerufen, hielten sich alle von ihr fern. Jedes Mädchen, auch die Jüngsten, machte einen grossen Bogen um sie herum und sahen nach der andern Seite. Die älteste aus ihrem Hause meldete den Vorfall, als sie abends zum Tanzen ins Theater ging, im Weissen Hause. Als wir am nächsten Abend wieder auf den Badeplatz kamen, war sie verschwunden.

Als Irene dann im nächsten Winter nicht mehr tanzen durfte, kam Melusine an die Reihe. Sie war erst elf Jahr alt, ein Jahr jünger als alle übrigen im Theater. Sie blieb während zwei Jahren unser Oberhaupt. Nach Irenens Austritt hatte man uns ein Mädchen Namens Barbara ins Haus gebracht. Wir waren jetzt, von oben an gezählt: Melusine, Filissa, ich, Betti, Amalie, Moilena und Barbara. Melusine unterrichtete Barbara auf der Schalmei. Filissa, Betti und ich hielten sehr zusammen. Wir tanzten des Abends zu dritt und erzählten uns Nachts, bevor Melusine aus dem Theater kam, unsere Erlebnisse bei Simba und Kairula. Einmal, an einem hellen Winterabend, gelangten wir durch tiefen Schnee an den Ausgang des Parkes. Es war ein hohes eisernes Gitter, oben herum vergoldet. Durch das Gitter sah man die Strasse zwischen zwei hohen Mauern durch, bis sie umbog. Dort sass ein Rabe auf der Mauer und krächzte. Betti wollte das Thor öffnen, aber es war zugeschlossen. Ein schwerer Riegel lag davor.

Im zweiten Jahre von Melusines Oberhoheit kam dann im Herbst für mich und meine Altersgenossinnen im Weissen Hause der grosse Moment

der Auswahl. Ich gab mich von vornherein keinen Hoffnungen hin, das ist sicher. Dagegen aspirierte Lora sichtlich und entschieden auf die Ehre. Wenn sie schon von Natur alle Vorzüge besass, volle, feste Formen, eine makellose weisse Haut, ausdrucksvolle Gesichtszüge, feine Extremitäten, so that sie überdies noch alles was in ihrer Macht stand, um ihren Wert zu erhöhen. Es gab keinen Moment, wo sie sich selbst ausser Acht liess, mochte man sie von vorne oder von hinten sehen. Im Laufe der vier Jahre hatte sie ihrem Körper eine solche Gelenkigkeit abgerungen, dass ihr keine Stellung, die sich denken liess, unmöglich war. Dabei blieb sie heiter, gleichmütig und bescheiden gegenüber einem jeden von uns. Es waren dann allerdings noch wenigstens drei Mädchen da, Iris, Diotima und Selma, die in allem mit ihr wetteiferten.

Wir hatten bei Simba Unterricht, als die beiden Damen, gefolgt von Kairula, hereintraten. Kairula wollte vor Freundlichkeit und Unterwürfigkeit aus den Fugen gehen, während Simba ganz ruhig blieb. Wir mussten uns entkleiden; welch ein sonderbares Gefühl! So sehr wir es unter uns gewohnt waren, einander nackt zu sehen, so hatte sich doch keine, seitdem sie im Park war, je vor Erwachsenen ohne Kleidung gezeigt. Viel machte es ja nicht aus, da uns beim Tanzen immer die Röcke in die Höhe flogen, und wir, ohne uns zu genieren auf den Händen gingen. Aber das sah man selber nicht, und es blieb immer das Empfinden der Kleidung zurück. Jetzt sah ich bei einer wie der andern, während wir uns mitten im Saal entkleideten wie sie rot im Gesicht wurde, mit den Augen zwinkerte und sich auf die Lippen biss. Auch der Schuhe und Strümpfe mussten wir uns so entledigen und jedes seine Habe dann auf den Divan tragen.

Dann wurde eine nach der anderen bei Namen aufgerufen. Als die Reihe an mich kam, sauste es mir vor den Ohren und vor den Augen sah ich rote Flammen. Nachdem ich, die Hände eingestützt, die Ellbogen nach hinten, mit langsamen Schritten durch den Saal gegangen, musste ich einen Augenblick tanzen, nur solange, bis ich recht in Feuer gekommen, und dann etwas Beliebiges spielen. Ich hatte kaum den Bogen

abgesetzt, als ich schon nicht mehr wusste, was ich gespielt hatte. Nachdem wir alle Revue passiert, riefen die Damen Diotima, Fanny, Olympia und Selma vor sich. Sie besahen die Mädchen noch einmal von vorne, von hinten, von beiden Seiten, betasteten die Muskeln, die Weichen, prüften Hände und Füsse, untersuchten die Zähne, die Haare, die Augen, die Fingernägel, und als das alles geschehen war, schickten sie Selma an ihren Platz zurück und liessen Iris vortreten. Iris wurde eben so sorgfältig untersucht, und dann mit Olympia verglichen. Olympia, das sah ich jetzt erst, war wirklich ein schönes Mädchen. Ueberdies war sie die Jüngste und eine der grössten von uns. Aber auch Iris wurde wieder zurückgeschickt und die Damen riefen Lora vor. Lora hatte keinen Tropfen Blut im Gesicht, aber sie hielt sich heldenmütig aufrecht und bot ihren Körper mit wahrer Lust der Untersuchung dar. Als sie die Zähne zeigen musste, zog sie die Lippen zurück, zugleich mit einem flammenden Blick aus ihren tiefblauen Augen, die sie bis dahin gesenkt gehalten, so zwar, dass die Dame, die sie dazu aufgefordert, den Blick nicht auszuhalten vermochte, und sich mit einer Bemerkung an ihre Begleiterin wandte. Loras Körper erschien mir so strotzend in diesem Augenblicke, gleichsam, als bäume er sich in verletztem Stolz, und wolle sich in seiner ganzen Herrlichkeit präsentieren.

Die Damen nahmen Diotima, Olympia, Fanny und Lora, wie sie waren, mit sich; wir übrigen kleideten uns wieder an und tanzten unsere alltäglichen Sprünge weiter.

In der folgenden Nacht träumte ich von Lora. Sie kam in einem weiten roten Mantel daher. Wir Mädchen, Hunderte und Hunderte, bildeten Spalier, zwei endlose Reihen, zwischen denen sie durchschritt. Sie war vollkommen ausgewachsen, sehr gross und noch um vieles schöner. Ihr Haar war mit weissen Blumen bekränzt, und an ihrer Seite hatte sie einen kleinen Knaben, den sie herzlich an sich drückte. Als sie bei mir vorbei kam, verneigte ich mich und sah dem Knaben unter die Augen. Es war Morni. Wie ich dann wieder nach Lora sah, war sie fort, und Morni allein blieb zurück. Aber wir vertrugen uns schlecht. Wir stritten

lange mit einander über irgend etwas und gingen traurig auseinander. Es war mitten im Winter, als Melusine endlich, nachdem sie zwei Jahre jeden Abend im Theater gewesen, mit der Nachricht nach Hause kam, sie dürfe nicht mehr tanzen. Filissa löste sie ab. Filissa war ein sehr gemütliches, munteres, elastisches Geschöpf. Schade, dass sie blond war. Das war das einzige, was mir an ihr missfiel. In der dritten Nacht kam sie mit Striemen um die Beine heim. Sie erzählte, Simba habe ihr die beigebracht. Sie führten ein Stück auf, in dem Simba jeden Abend eine durchprügle, und da sie die Jüngste sei, habe man ihr die Rolle zuerteilt. Das Stück werde noch bis zum Frühling gegeben, aber es mache ihr nichts. Man tanze nachher nur um so besser. Das Theater sei jeden Abend bis auf den letzten Platz besetzt, und wenn die betreffende Stelle komme, höre man die Leute immer schon im Voraus jauchzen. Nachher werde sie dann zur Königin gekrönt, und in den kostbarsten Gewändern auf einem goldenen Throne herumgetragen.

Im Frühjahr kam Melusine fort und Lydia wurde ins Haus gebracht. Filissa hatte die Oberherrschaft. Alles ging behaglich unter ihrem Regiment. Vom ersten Tag an studierte sie der kleinen Lydia das Cymbal ein, und die beiden verführten manchmal einen Lärm, dass man es auf eine halbe Meile weit im Park draussen hörte. Sie war heftig und grob gegen die Kleine, aber immer so, dass sich das Mädchen dabei amüsierte. Da Filissa ihre Gunst und Aufmerksamkeit jetzt auf alle verteilen musste, hielt ich mich speziell an Betty, die ihrerseits jemanden brauchte, dem sie alles erzählen konnte. Sie hatte Erlebnisse mit Kairula, die sie einer anderen hintansetzte, die die Mandoline schlechter spielte als sie. Ferner hatte sie sich in eine ihrer Altersgenossinnen vergafft, die die Füsse hinter dem Kopf zusammenlegen, mit den Armen ihre Schenkel umfassen und mit den Händen vor dem Leib Mandoline spielen konnte. Ausserdem konnte jenes Mädchen noch mit hinter dem Kopf zusammengelegten Füssen auf den Händen gehen, so dass das ganze aussah wie ein wandelnder Stern. Im Herbst kam Betty eines Abends von der Auswahl nach Hause, wütend, dass man sie nicht ausgewählt, auch nicht einmal den

wandelnden Stern, sondern ein hochnasiges unverschämtes Geschöpf, einen Fleischklumpen mit Bollaugen, an dem nichts menschlich war, als die Füsse.

Dann kam der Winter mit sehr viel Schnee und bodenlosen Wegen, und eines Abends beim Nachtessen sagte mir Filissa, ich müsste heute mit ihr gehen.

Mir schlug das Herz. Wir hüllten uns in unsere Mäntel und verliessen das Haus. Da es stockfinster war, nahm mich Filissa bei der Hand und zog mich hinter sich her. Sie wusste bei jedem Schritt, wo den Fuss hinsetzen und half mir über die Pfützen hinüber. Trotzdem war ich bis an die Knie von Schmutz bedeckt, als wir im Weissen Haus anlangten. Das Vestibül war hell erleuchtet. Wir stiegen rechts die Treppe hinunter und gelangten in die Garderobe. Dort zog ich mir Schuhe und Strümpfe aus, und ein altes Weib reinigte mir die Füsse. Ringsumher sassen Mädchen, die Filissa begrüssten und beglückwünschten. Mir warfen sie Seitenblicke zu und sprachen über meine Beine.

Filissa hatte mir gesagt, ich müsse als Bäuerin tanzen. Sie führte mich zu den Mädchen, die die nämliche Rolle hatten wie ich, und überliess mich meinem Schicksal. Wir waren unserer fünf Bäuerinnen, darunter eine Solistin, die als solche auf dem Programm aufgeführt war. Nachdem wir uns entkleidet, nahmen wir aus einem Schrank an der Wand unsere Kostüme, die sehr einfach waren, ein Röckchen, blau oder rot, das von der Taille bis auf die Knie reichte. Dazu schwere Holzschuhe, mit denen wir auf dem Boden klapperten. Das Haar flochten wir uns gegenseitig in Zöpfe.

Das Stück, welches an jenem Abend aufgeführt wurde, hiess »Der Mückenprinz«. Es war von Ademar, den ich zehn Jahre später, mit zwei und zwanzig Jahren, persönlich kennen lernte und dem ich, was meinen Lebensberuf betrifft, viel Anregung und Unterstützung zu verdanken habe. Die Personen waren folgende:

Hächi-Bümbüm, ein alter Zauberer.

Ada, seine Tochter.

Prinz Leonor.
Tremor, dessen Leibarzt.
Kammerherr von Heidebod.
Winnyfred, eine Hofdame.
Lina, eine Bäuerin.
Tutos, eine männliche Mücke.
Aretusa, eine weibliche Mücke.
Kammerherren, Hofdamen, Bäuerinnen und Mücken.

Allmählig füllte sich die ganze Garderobe mit Mädchen, die sich kostümierten. Simba stand mitten unter uns und beaufsichtigte alles was vorging. Ich hätte sie kaum wiedererkannt. Sie spielte den alten Zauberer. Sie steckte in einem langen faltigen, weiss und gelben Gewand, über und über mit Hieroglyphen bedeckt. Auf dem Kopf trug sie einen spitzen, hohen, weissen Hut, ihre Augenbrauen waren weiss geschminkt und vom Kinn herab wallte ihr ein langer weisser Bart. Sie rauchte eine dunkle Habanna, und hielt in der Hand einen Zauberstab.

Nachdem wir Bäuerinnen alle in unseren Röckchen und Holzschuhen steckten, versammelten wir uns am äussersten Ende der Garderobe um ein altes verschmitztes Weib, die einer nach der anderen von uns knallrote Backen schminkte. Während wir noch bei ihr standen, kamen die Hofdamen, unter ihnen Heidi, die schon seit dem Herbst mittanzte. Die Hofdamen trugen weisse Atlasschuhe und weisse Musselinröckchen von der Taille bis auf die Füsse, mit zwei breiten Trägern aus Musselin über die Schultern weg, im Haar einen weissen Federbusch. Die Mücken und die Kammerherren waren schon fix und fertig. Zwischen dem Gewühl von Tänzerinnen stolzierten mit erhobenem Kopf die Solisten einher; Franziska, die grösste der Mädchen, die den Prinzen Leonor spielte, ganz in rotem Trikot, mit einem weiten weissen Mantel, und einem blauen Barett auf den Locken; dann seine zukünftige Gemahlin, die Tochter des alten Zauberers, ein Mädchen namens Rosalwa, in langem weissseidenen Gewand mit Goldstickerei. Während wir uns schminken liessen, ertönte ununterbrochen ein dumpfes Rollen aus der Richtung vom Theater

her. Eines der Mädchen erklärte mir, das sei die unterirdische elektrische Bahn, mit der das Publikum Abends aus der Stadt her ins Theater fahre. Wir befanden uns gleichfalls unter der Erde. Die Garderobe reichte mit dem einen Ende unter das Weisse Haus, und mit dem andern bis dicht an das Theater. Dann kam ein kurzer enger Gang, der zur Bühne führte.

Nachdem alle kostümiert und geschminkt waren, hielt Simba Revue. Wir standen in einer Reihe, die die ganze Länge der Garderobe einnahm, zu oberst die neun Solisten, dann die Kammerherren, die Hofdamen, die Mücken und ich zuunterst als letzte Bäuerin. Simba ging vor und hinter uns durch. Darauf bewegte sich der Zug durch den langen dunklen Gang ins Theater.

Noch heute erinnere ich mich, wie beängstigend plötzlich das fürchterliche Getrampel über uns und das Getöse der vielen hundert Stimmen auf mich einwirkte, das zu uns herunter tönte. Wir befanden uns in dem dunklen Korridor, der unten rings um die Bühne herumführte. Die einzelnen Gruppen standen bei einander. Niemand sprach ein Wort. Filissa hatte mir gesagt, ich solle nur Acht geben, was die übrigen Bäuerinnen thun und alles genau nachmachen. Sehen konnte man von unserem Platz aus noch nichts als die weissen Stufen, die ringsum zur Bühne hinanführten.

Auf einmal wurde das Getöse von einer ohrzerreissenden Musik übertönt. Es dauerte aber trotzdem fort, und wurde, als die Musik aufhörte, nur noch lauter. Dann erklang eine Glocke, alles ward grabesstill, die Musik setzte von neuem ein, und von allen Seiten stiegen wir die Stufen hinan und lagerten uns um die Rampe.

Dann kam zuerst der Mückentanz, von dem ich wenig sah an jenem Abend, da ich anfangs die Augen nicht öffnen konnte. Wir waren, wie wir so dalagen, von allen Seiten aufs grellste beleuchtet, von oben durch den grossen Reflektor, der von der Mitte des Daches herunterhing, von unten durch den dichten Kranz von Lampen an der untersten Sitzreihe. Die Musik erdröhnte von der obersten Galerie herunter. Die Sitzreihen,

die auf allen Seiten amphitheatralisch anstiegen, waren bis hinauf nach vorne hin vergittert und im Innern dunkel, so dass wir nicht einmal unterscheiden konnten, ob sie besetzt waren oder nicht. Nie hat eine von uns Mädchen auch nur eine einzige Physiognomie aus dem Publikum erkennen können. Um so deutlicher vernahmen wir bei den entsprechenden Stellen das Beifallsgeheul bis unters Dach hinauf, in den Zwischenakten, das Schwadronieren und Schreien, und hin und wieder Gläsergeklirr.

Die Mücken waren von der Bühne verschwunden, bis auf zwei, die sich zu haschen suchten, und vor einander flohen. Es waren Tusos und Aretusa. Mit den eingestützten Ellenbogen bewegten sie ihre schmalen langen Flügel aus durchsichtigem Papier. Ebenso durchsichtig wie die Flügel, war ihr Kostüm aus schwarzem Tüll, aus dem unten nur die nackten Füsse hervorsahen. Es war eine Art Sack, um die Knöchel geschlossen, so dass sie nur ganz kleine Schritte machen konnte. Um Kopf und Stirn trugen sie einen goldenen Ring mit einem langen, biegsamen, blutroten Stachel. Die ganze Bühne war mit grünem Plüsch bedeckt, aus dem ein magerer Apfelbaum emporwuchs. Um diesen Baum herum tanzten die beiden Mücken, bis sie sich schliesslich gefangen hatten und sich, aufrecht stehend, mit niedergehaltenen Flügeln innig umschlangen. Das Haus erdröhnte von Händeklatschen und Bravogebrüll.

Im selben Moment erhoben wir Bäuerinnen uns von den Treppenstufen und stapften mit unseren Holzschuhen über die blitzende Rampe auf den Plüschteppich, während von der anderen Seite Prinz Leonor, mit einem Schmetterlingsnetz in der Hand, die Bühne betrat. Erst jagte er die beiden Mücken auseinander. Dann begrüsste er uns, schüttelte uns die Hände und küsste eine nach der anderen ab. Die Mücken hatten sich inzwischen wieder gefunden, der Prinz scheuchte sie von neuem auf und machte Jagd auf sie. Wir Bäuerinnen halfen ihm. Zuerst fing er Tutos, das Mückenmännchen, hielt es an den Flügeln fest und schickte zwei von uns aus, um einen Käfig zu holen. Die beiden brachten einen grossen hölzernen Käfig mit goldenen Stäben aus dem Korridor herauf, und Prinz

Leonor sperrte die Mücke hinein. Dann fing er Aretusa und schickte eine von uns, eine Stecknadel zu holen. Die Betreffende kam mit einer Stecknadel von Armslänge zurück. Der Prinz steckte dem Mädchen, das die Aretusa spielte, die Stecknadel von vorne durch den Musselin unter dem Leib durch, und spiesste sie so vor den Augen ihres eingekerkerten Geliebten an den Apfelbaum. Aretusa schlug eine Weile mit den Flügeln, zappelte mit den Beinen, dann verdrehte sie die Augen und starb. Nun schlang Prinz Leonor Lina, der Solistin unter uns Bäuerinnen, den Arm um den Leib und zog sie gewaltsam vor den Käfig unter den Apfelbaum. Dort legte er sich mit ihr ins Gras und breitete seinen weissen Mantel über sich und das Mädchen aus. Wir übrigen reichten uns die Hände zu einem Reigen, und tanzten um das Paar herum. Das Mückenmännchen kehrte sich im Käfig um. Wieder erbebte das Haus unter dem Trampeln, Klatschen und Bravorufen der Zuschauer.

Jetzt kam Hächi-Bümbüm, der alte Zauberer, mit seiner Tochter Ada des Weges daher. Der Prinz schickte uns Bäuerinnen samt seiner Geliebten fort, schüttelte dem Zauberer die Hand, sank vor seiner Tochter auf die Knie und erklärte ihr seine Liebe, indem er ihr als Brautgeschenk die im Käfig eingekerkerte Mücke bot. Ada beschwor ihren Vater um seine Zustimmung, sank ebenfalls in die Knie, und der Zauberer erteilte dem Paar seinen Segen. Damit war der erste Akt zu Ende.

Wir Bäuerinnen hatten während dieser letzten Szene wieder ausserhalb der Rampe, auf den obersten Stufen der rings zur Bühne hinaufführenden Treppe gelegen. Das Publikum im ersten Rang sah uns da direkt vor sich. Zwei tiefe, rauhe Stimmen, die ersten Männerstimmen, die ich in meinem Leben gehört, und die mir heute, nach ein und fünfzig Jahren noch im Ohr klingen, kritisierten meine Waden. Auf einmal durchfuhr mich ein tötlicher Schreck. Einer meiner Holzschuhe war mir vom Fuss gefallen und über die Stufen hinuntergepoltert. Ich wagte mich bis zum Schluss des Aktes nicht zu rühren. Als die Musik verstummte, zog sich das ganze Personal wieder in den Korridor unter dem Zuschauerraum zurück.

Erst drei Jahre später, als ich mit meinem damaligen Freund und Beschützer Fabian zum erstenmal als Zuschauerin im Theater war, sollte ich erfahren, was es eigentlich für eine Bewandnis mit den allabendlichen Vorstellungen hatte, dass nämlich aus dem Ertrag derselben die Betriebskosten für den ganzen Park bestritten wurden. Wir sassen damals im nämlichen Rang, in dem sich jetzt die beiden Herren über meine Waden unterhielten. Der Platz kostete 30 Kronen. Wie gerne wäre ich mit Fabian öfter hingegangen, aber das erlaubten uns unsere Verhältnisse nicht. Ich musste mich gedulden, bis ich mir eine Stellung in der Welt errungen.

Die kreisrunde Scheibe, welche die Bühne bildete, wurde während des Zwischenaktes hinuntergelassen und für den folgenden Akt hergerichtet. Als die Glocke ertönte, die Musik erscholl, und wir uns wieder um die Rampe lagerten, stand mitten auf der Bühne ein goldenes Bett, davor eine lange gedeckte Tafel und dahinter ein Tisch mit dem Käfig darauf, in welchem Tutos, das Mückenmännchen, gefangen sass. Den Boden bedeckte ein türkischer Teppich.

Darauf betrat der Hochzeitszug die Bühne, voran Prinz Leonor mit der schönen Ada; hinter ihnen der Zauberer Hächi-Bümbüm. Dann kam der Kammerherr von Heidebod mit der Hofdame Winnyfred am Arm. Den Schluss bildeten die übrigen Kammerherren, deren jeder eine Hofdame führte. Die Mädchen, die die Kammerherren spielten, trugen Rosasocken und schwarze Schnallenschuhe, ausserdem einen schwarzen Frack, der in der Taille zugeknöpft war und eine weisse Weste mit Hemdeinsatz, Stehkragen und weisser Kravatte sehen liess. Die Hofdamen erschienen vorn und hinten bis auf die Taille ausgeschnitten, was nicht hinderte, dass durch den weissen Musselin der ganze Körper sichtbar wurde. Weisse Glacéhandschuhe fehlten keinem der Hochzeitsgäste.

Die Gesellschaft setzte sich zu Tisch. Der alte Zauberer wies sämtliche Speisen zurück und rauchte statt zu essen eine Habanna. Nach beendigter Tafel erhoben sich die Kammerherren und Hofdamen, und tanzten einen Reigen. Darauf verabschiedete sich der Zauberer ebenso wie die übrigen

Gäste, und es blieb nur das Hochzeitspaar mit zwei Hofdamen, die zuerst die Braut entkleideten und zum Bett geleiteten, und dann ebenso mit dem Prinzen verfuhren. Der Prinz sowohl wie seine junge Gemahlin trugen ein weisses Spitzenhemd, das ihre Blössen deckte.

Die Hofdamen hatten sich zurückgezogen, die Musik flötete eine süsse Melodie und das Publikum brach ein über das andere Mal in Bravogeheul aus. Das Hochzeitspaar lag unter einer rotseidenen Decke. Nachdem sich das Publikum beruhigt, sprang der Prinz auf, zog die schöne Ada an den Haaren aus dem Bett heraus, schleppte sie zu dem goldenen Käfig, liess die Mücke heraus und sperrte seine Gemahlin hinein. Darauf verliess er die Bühne, kam mit einer der Hofdamen zurück, zog ihr die weissen Atlasschuhe ab und ging, ohne sie erst noch weiter zu entkleiden, mit ihr zu Bett. Die junge Gemahlin, die im Hemd im Käfig sass, schlug wie wahnsinnig gegen das Gitter. Der Prinz zog die rotseidene Decke über sich und die Hofdame, und das Publikum jauchzte vor Wonne.

Derweil war aber die Mücke mit ihren langen Flügeln herangeschwirrt und hüpfte aufs Bett. Prinz Leonor verscheuchte sie mit dem Taschentuch. Nun summte sie auf der Bühne umher und wartete, bis die beiden eingeschlafen waren. Dann schwebte sie leise zum Bett, kniete über der Hofdame nieder und bohrte ihren Stachel durch die seidene Decke. Die Hofdame fuhr mit einem Schrei empor und die Mücke entfloh. Der Prinz, der darüber erwacht war, wollte seiner Liebe noch einen Kuss geben, stiess aber auf Widerstand. Er zog sie zum Bett heraus und da zeigte es sich, dass sie einen geschwollenen Bauch hatte. Das Mädchen hatte sich, um die Geschwulst darzustellen, während sie noch unter der Decke war, ein Kissen unter das Kleidchen hinaufgestopft. Der Prinz jagte sie fort, warf ihr ihre weissen Atlaspantoffeln nach und ging, um sich eine andere zu holen.

Er kam mit Lina, der Bäuerin mit langen Zöpfen, blauem Röckchen und Holzschuhen zurück. Lina musste ihr Röckchen abstreifen, der Prinz hob sie aus ihren Holzschuhen, legte sie ins Bett, streckte sich neben sie und zog die seidene Decke herauf. Erneutes Wonnegebrüll in allen

Rängen. Die fürstliche Gemahlin schlug wieder gegen die Gitterstäbe, die Musik säuselte in den höchsten Tönen, und der Prinz und die Bäuerin schliefen, innig aneinander geschmiegt, ein.

Nun kam die Mücke wieder aufs Bett geschwirrt, kauerte über dem Prinzen nieder, und stach ihn, durch die seidene Decke durch, in den Bauch. Der Prinz erwachte, fuhr empor, sprang aus dem Bett und fand seinen Bauch unter dem Spitzenhemde ebenso dick geschwollen, wie vorher bei der Hofdame. Seine Gemahlin im Käfig klatschte vor Freude in die Hände. Der Prinz ballte die Fäuste, holte sein Schmetterlingsnetz, fing die Mücke und sperrte sie zu seiner Gemahlin in den Käfig ein.

Nach Schluss des zweiten Aktes zogen wir uns wieder in den dunklen Korridor zurück. Wir Bäuerinnen hatten während des ganzen zweiten Aktes nichts zu thun gehabt, als auf den Stufen zu liegen und unsere nakten Operkörper und Waden sehen zu lassen. Franziska, das Mädchen, das den Prinzen spielte, war mir derweil zu einem rätselhaften Wunderding geworden. Franziska hatte ebensowenig eine Ahnung von dem, was sie spielte, wie ich. Alles was wir wussten, war, dass das Zubettgehen zu Zweien verboten war. Das erklärte uns das Hallo im Publikum. Franziska gab ihre Rolle aber mit solcher Wärme und Ueberlegenheit, dass mich die Aufreguug nicht mehr die Augen aufschlagen liess. Jetzt kam sie aus der Garderobe. Ich fürchtete mich, sie anzusehen. Sie hatte sich wieder kostümiert, ihren geschwollenen Bauch aber unter dem roten Trikot beibehalten. Sie besah sich von allen Seiten im Spiegel, dann ging sie mit ihren graziösen Schritten zwischen uns durch und suchte die Hofdame Winnyfred, die ihren dicken Bauch gleichfalls noch für den letzten Akt nötig hatte.

Die Musik erdröhnte und wir stiegen wieder die Stufen hinan. Die Szenerie war unverändert. Ada, die Zaubererstochter, sass noch mit der Mücke im Käfig. Prinz Leonor schickte den Kammerherrn Heidebod nach seinem Leibarzt aus. Der Leibarzt war eigentlich nur eine Maske, ein kreidebleicher Kopf mit schwarzem Bart auf einer Querleiste, über die ein langer Talar hing. Unter diesem Talar steckte die kleinste von

uns Mädchen, und streckte ihre dünnen Aermchen zu den weiten, schwarzen Aermeln heraus. Der Prinz machte den Leibarzt auf seinen und der Hofdame dicken Bauch aufmerksam, und verlangte Hilfe von ihm. Der Leibarzt schüttelte seinen bleichen Kopf und zuckte die Achseln. Darauf holte der Prinz seine Gemahlin aus dem Käfig, nahm ihr das Hemd auf und zeigte dem Leibarzt, dass sie keinen dicken Bauch habe, wiewohl sie die ganze Nacht mit der Mücke zusammengesessen. Der Leibarzt entschloss sich schliesslich, eine Operation vorzunehmen. Er holte einen Hahnen, schlug ihn dem Prinz in den Bauch und drehte daran. Es kam aber nichts heraus. Darauf zog der Prinz sein Schwert und schlug dem Leibarzt den Kopf ab. Der Kopf rollte über die Bühne, der Leibarzt fiel um, der Prinz aber sprang dem Kopf nach und schleuderte ihn mit dem Fuss hoch in die Luft hinauf, dass er oben im vierten Rang hinter dem Logengitter zwischen die Leute fiel. Darauf trug der Prinz, immer noch den Hahnen im Bauch, seine Gemahlin auf den Armen ins Bett, winkte den Kammerherrn von Heidebod heran, und gebot ihm, sich zu ihr zu legen.

Jetzt trat Hächi-Bümbüm, der alte Zauberer, mit der brennenden Habanna herein. Seine Tochter flog ihm an den Hals und weinte. Der Zauberer stellte den Prinzen zur Rede. Der Prinz aber nahm ihn am Arm, führte ihn zum Käfig und sperrte ihn zu der Mücke ein. Dann zog er seiner Gemahlin das Hemd aus, riss sie vor den Augen ihres Vaters zu Boden und befahl dem Kammerherrn von Heidebod, sich ihr über den Kopf zu setzen, während sich ihr die Hofdame Winnyfred mit dem dicken Bauch auf die Füsse setzen musste. Prinz Leonor rief nun zunächst sämtliche Hofdamen herbei, und liess sie, eine nach der andern, über die Prinzessin wegschreiten. Dann kamen die Kammerherren in ihren Rosasocken und schwarzen Schnallenschuhen an die Reihe, und zuletzt holte er uns Bäuerinnen. Lina hatte mir gesagt, ich müsse Acht geben, dass ich das Mädchen nicht wirklich trete, sondern ihr nur den einen Fuss auf den Leib setze, während ich mit dem andern über sie wegspringe. Um so lauter müssten wir vor und nachher mit den Holzschuhen klappern.

Der alte Zauberer hatte jedoch derweil mit seinem Zauberstabe die Gitterstäbe durchfeilt und trat heraus. Er berührte uns allen, den Prinzen inbegriffen die Füsse, so dass sich niemand mehr vom Platz rühren konnte. Dann half er seiner Tochter auf, winkte das Mückenmännchen aus dem Käfig her, schnitt ihm die Flügel ab, blies ihm Tabakrauch ein und machte auf diese Weise einen Menschen aus ihm. Dem Prinzen riss er den Mantel und die Trikots vom Leibe und machte ein Zeichen in der Luft, worauf sämtliche Mücken angeschwirrt kamen, über den Prinzen herfielen und ihn blutig stachen, bis er tot war. Den Hofdamen, den Kammerherren und uns Bäuerinnen, die wir immer noch regungslos dastanden, berührte der Zauberer mit seinem Stab die Hände. Darauf stürzten wir vornüber und gingen im ganzen Umkreis der Bühne, der Rampe entlang, auf den Händen einher. Den Hofdamen fielen ihre Musselin-Röckchen dabei über die Taille bis auf den Boden, und sie streckten nur noch ihre Atlasschuhe in die Luft. Den Mädchen, die die Kammerherren spielten, baumelten die Frackschösse vor dem Kopf. Uns Bäuerinnen fielen die Holzschuhe von den Füssen, während unsere Zöpfe auf dem Boden schleiften. Inmitten dieses Reigens schickte der alte Zauberer seine Tochter mit dem neuen Menschenkinde zu Bett.

Der Schnee fiel dicht, die Wege leuchteten und ich hörte meine eigenen Schritte nicht, als ich spät in der Nacht allein nach Hause ging. Ich trat ins Schlafzimmer und machte Licht. Ein sonderbarer Anblick, die sechs Mädchen so ruhig schlafen zu sehen. Ich fror und schlupfte rasch ins Bett. Kaum hatte ich jedoch die Augen geschlossen, als sich das Stück weiterspann. Der Prinz schlug der Prinzessin den Kopf ab, die Mücken flatterten hoch oben zwischen den Rängen unter dem Plafond umher, und am andern Morgen war mir schlecht und elend wie nie zuvor.

Der »Mückenprinz« wurde zweihundertmal gegeben. In den letzten dreissig Vorstellungen spielte ich den Kammerherrn von Heidebod. Als ich eines Abends in meinem Frack aufrecht auf den Stufen vor dem ersten Rang stand, sagte hinter dem Gitter eine Stimme, bei deren Klang ich plötzlich mein Herz schlagen hörte: — Dir fehlt das Beste. — Im

Zwischenakt erzählte ich das den übrigen Kammerherren, unter denen jetzt auch Iris und Selma mittanzten; aber wiewohl wir unsere ersten Jahre alle mit Knaben verlebt, kam doch keine von uns darauf, was die Stimme gemeint hatte, so blindlings tanzten wir allabendlich unsere Rollen durch, so wenig liessen wir uns träumen von dem, was wir spielten.

Als der »Mückenprinz« aufhörte, das Haus zu füllen, nahm Simba das ständige Repertoir wieder auf, bestehend aus etwa zehn Stücken, alle im nämlichen Genre, die der Reihe nach abwechselten. Während dieser Zeit gab es viel zu lernen. Simba verwendete unsere Nachmittage im Weissen Hause darauf. Während eines Nachmittags studierte sie uns manchmal zwei Stücke ein. Erst im Herbst kam dann wieder eine Novität: »Der Sumpflöwe«, von einem gewissen Donald, die, solang ich tanzte, ihre Zugkraft behielt.

Filissa war im Frühling eines schönen Tages nicht wieder gekommen. Wir hatten in der letzten Zeit wenig zu einander gesagt. Mir schien, als blickte sie mit Neid auf mich, als empfinde sie, dass sie ihre schönste Zeit hinter sich habe. Sie war apatisch, liess sich tagsüber von den Anderen vortanzen, rührte selber aber kaum mehr die Füsse.

Am ersten Nachmittag im Weissen Haus, nachdem Filissa fort war, hielt Simba mir und meinen Altersgenossinnen, ehe sie mit dem Tanz begann, eine förmliche Rede. Sie sprach so feierlich, wie sie noch niemand hatte sprechen hören, mit erhobenem Kopf, die Augen in die Ferne gerichtet, ohne eine von uns eines Blickes zu würdigen.

— In diesem Jahre, sagte sie, hat jede von euch die heiligste Aufgabe zu erfüllen, die ihr jemals zu erfüllen haben werdet. Ihr habt sechs Mädchen zu Hause unter eurer Obhut. Dass diese Mädchen schön und gross und stark werden, wie ihr es seid, dafür seid ihr mir verantwortlich. Dass diese Mädchen tanzen und ihre Glieder gebrauchen lernen, wie ihr es gelernt habt, dafür seid ihr mir verantwortlich. Ich werde euch sagen, was an den Mädchen zu tadeln ist und wenn es nicht besser wird, so seid ihr mir dafür verantwortlich. Dass die sechs Mädchen glücklich unter eurer

Obhut sind, dass sie euch alle gleich gern haben, dass es ihnen wohl ist in eurem Hause und dass sie Sommer und Winter gesund und fröhlich sind, dafür seid ihr mir verantwortlich.

— In diesem Jahr, sagte sie weiter, ohne uns anzusehen, werdet ihr eine grosse Veränderung erleben. Der Kopf wird euch brummen, ihr werdet müde und traurig sein. Wenn ihr die Veränderung wahrnehmt, sagt es mir. —

Jede von uns ging, als die Uebung aus war, so rasch wie möglich ihrer Wege, nur um allein zu sein. Simbas Worte lagen so drückend auf mir, dass ich hätte in die Luft hinauf schreien mögen. Nach dem Nachtessen lief ich was ich konnte ins Theater, um Farben zu sehen und Musik zu hören.

Sieben Tage nachher sagte uns Kairula etwas ähnliches. Aber ihre alberne und plumpe Ausdrucksweise trug nur dazu bei, den Eindruck, den uns Simbas Rede hinterlassen, abzuschwächen und uns mit allem auszusöhnen. Sie kam auch auf die betreffende Veränderung zu sprechen, that aber so geheimnisvoll und brauchte so gesuchte, rätselhafte Ausdrücke, dass wir Mühe hatten, das Lachen zu verbeissen. Nachdem Kairula zu uns geredet, sahen wir Mädchen einander wieder ganz offen an.

Und dann verflossen noch einige lange Tage, während deren ich es von früh bis spät vor Ungeduld kaum aushielt, bis eines Abends richtig wieder eine Kiste in unser Schlafzimmer transportiert wurde. Mir zitterten die Arme als ich aufschloss. Auf dem Deckel stand »Arabella«. Als das Kind aber heraustrat, wurde mir eiskalt. Starr und leblos glotzte es uns an. Die ganze Nacht durch bebte ich vor dem folgenden Morgen, wo ich anfangen musste, ihm Unterricht zu erteilen.

Der folgende Tag war der glücklichste, den ich im Park erlebt habe. Das süsseste reizendste, schwarzlockige, blauäugige Geschöpfchen setzte sich am Morgen mit uns zum Frühstück. Den ganzen Tag waren wir zusammen mit der Geige beschäftigt, die Blanka dagelassen und als man Abends zum Baden ging hatte Arabella schon ein kleines Lied spielen gelernt. Beim Baden hielt ich sie mit den Händen über Wasser; und als ich

zum erstenmal mit ihr ins Weisse Haus ging, war ich den anderen Mädchen und Simba gegenüber so stolz, wie ich es nie auf mich selbst gewesen war. Ich sagte mir voll Entzücken, dass Simba oder Kairula, was dieses Mädchen betrifft, jedenfalls keine Ursache haben sollten, unzufrieden mit mir zu sein. Ich mochte nicht daran denken, dass ich nur ein Jahr lang mit ihr zusammen bleiben würde.

Mit Betty, Amalie, Moilena, Barbara und Lydia war ich sehr streng. Ich liess ihnen nicht einen Augenblick freie Zeit. Betty war mir dabei am unbequemsten. Barbara, die noch nicht gelernt hatte, ihren Rücken zu biegen, brachte ich während des Sommers dahin, dass sie, wenn sie auf den Händen ging, die Füsse geradeaus streckte. Während der sechs Jahre hatte ich alle Instrumente spielen gelernt, die im Haus waren. Mit der kleinen Lydia spielte ich jetzt vierhändig Cymbal. Die anderen mussten darnach tanzen.

Der Herbst war wunderschön. Lange nachdem Amalie von ihrer Auswahl zurückgekommen, war es noch so warm, dass ich Abends ohne Mantel ins Theater ging. Als der erste Schnee fiel, stand ich mit Arabella auf der Galerie vor dem Esszimmer. Es war stille Dämmerung im Park. Arabella erzählte mir von Leona, einem grossen Mädchen in langem weissen Kleid, das immer eine Rute in der Hand gehabt und sie damit an die Beine geschlagen hätte. Wunderbar genug, dass ich den Namen behalten habe. Arabellas Lippen gingen dabei so langsam auf und zu und ihre Augen sahen mich so hilflos an. Ich hob sie neben mich auf das Geländer und dachte daran, dass ich auch mal so klein gewesen.

Mitten in der Nacht, auf dem Heimweg aus dem Theater glaubte ich einmal, es schliche jemand hinter mir. Ich brachte es nicht mehr dazu mich umzusehen. Es war die Musik, der Lärm, die ungewöhnlichen Kostüme, alles was ich gesehen und gehört hatte, was mich in den sonderbaren Zustand versetzte. Im »Sumpflöwen« spielte Iris einen wüsten Räuber, der die Königin gefangen hatte und zu Hause in seiner Höhle an die Kette legte. Die Königin war ich. Wenn die Räuber heimkehrten, wurde ich losgekettet und musste tanzen. Das brachte

mich so um die Besinnung, dass ich mich eines Nachts, als ich in unser Schlafzimmer trat, nach Arabellas Bett hingezogen fühlte. Ihre schmächtigen Beine zeichneten sich unter der Decke ab. Ich hatte mich schon entkleidet und stand vielleicht eine Stunde so da. Den Rand ihrer Bettdecke hielt ich in der Hand. Plötzlich klopfte es von aussen dreimal gegen die Scheiben und ich schlich, so rasch ich konnte, in meine Ecke. Aber den ganzen folgenden Tag musste ich an Arabella denken und als mich die Räuber am Abend der Reihe nach abküssten, sah ich nur Arabella und Arabella. Zu Hause zog ich mich hastig aus um nur schnell in mein Bett zu kommen und stand auf einmal neben ihr, und rieb die Knie gegeneinander. — Komm was will! — dacht ich und hob die Decke auf. Im selben Augenblick öffnete das Mädchen die Augen und sah mich an. Ich beugte mich über sie und küsste sie. — Ich wollte dir nur gute Nacht sagen, sagte ich. Schlaf nur ruhig weiter — und ging zurück und legte mich nieder.

Am anderen Morgen beim Aufstehen fühlte ich furchtbar schwer in den Hüften und in den Beinen. Es zog mich etwas zur Erde hinunter. Ich sagte mir natürlich, das käme von der Kälte. Sonst fühlte ich mich gar nicht unwohl. Aber gegen Abend, als ich mit Amalie tanzte, kam die Veränderung. Ich lief ins Weisse Haus. Im Vestibül stand Selma. Das war ein sonderbares Zusammentreffen. Simba fragte uns gar nicht erst lange, sie sah uns nur prüfend unter die Augen. Dann nahm sie ein Licht und ging vorauf in ein kleines Stübchen unter dem Dach. Dort gab sie uns jeder ein zusammengelegtes Stück Zeug. — Seht her, hier habt ihr jede ein Muster, aber probiert es vorher an, damit ihr wisst, ob es euch zu eng oder zu weit ist und ihr euch darnach richten könnt. Du, Hidalla, bringst heute Abend Betty ins Theater und du, wandte sie sich an Selma, du bringst Dosia mit.

Als Selma und ich unten aus der Säulenhalle traten, stand der Himmel voll Sterne. Da fragte mich Selma, nachdem sie die Sterne betrachtet hatte:

— Glaubst du, Hidalla, dass es draussen auch Sterne giebt?

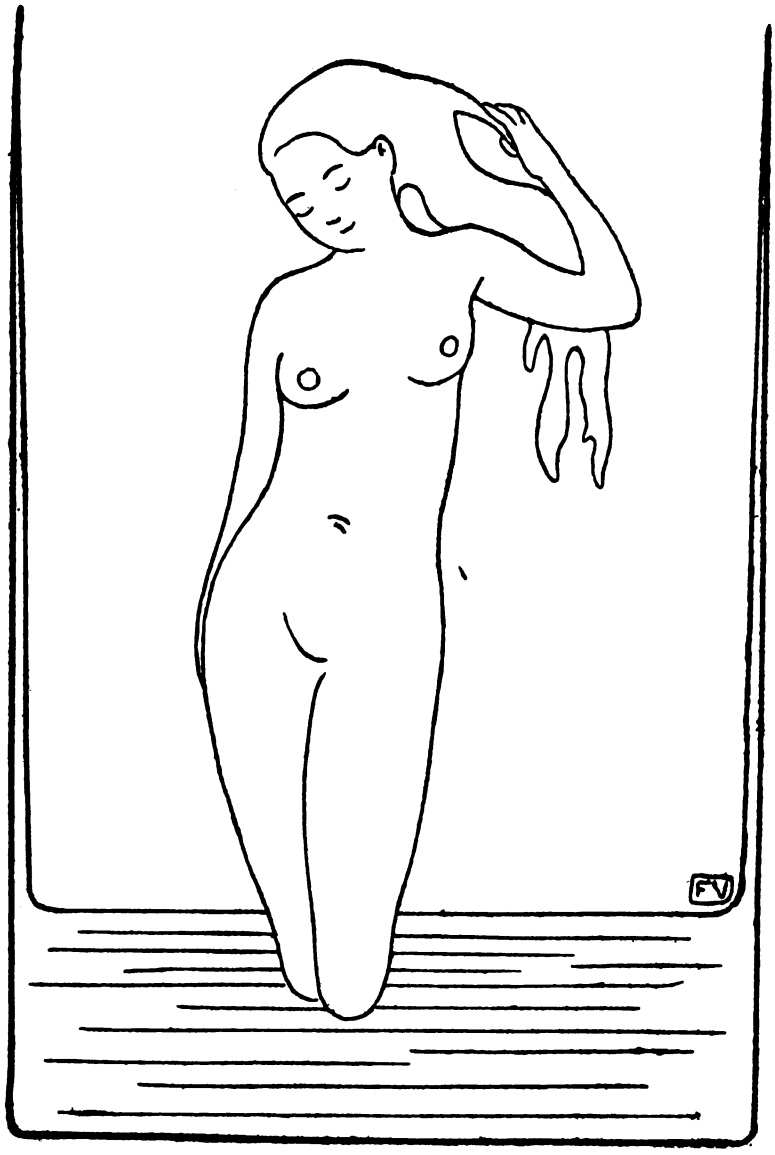
— Ich glaube es fast — antwortete ich ihr. — Sie reichen so weit.

— Nun, wir werden ja sehen — meinte sie. Und nach einer Weile: — Die Menschen im Theater sind so munter und lachen so viel, ich glaube fast, es ist draussen noch schöner als hier im Park.
— Wie sie wohl gekleidet sind? — fragte ich.
— Ich glaube, sagte Selma, sie sind so wie wir auf der Bühne. — —
— Schuhe haben sie jedenfalls an, wenn sie ausgehen.
— Ja, bemerkte ich, sonst könnten sie nicht so trampeln.
So sprachen wir noch lange Zeit. Dann trennten wir uns, nachdem wir uns gegenseitig das Versprechen abgenommen, wir wollten uns, wenn wir draussen seien, recht oft besuchen.
Am nächsten Abend sass ich seit einem Jahr zum erstenmal wieder mit den Anderen vor dem Kaminfeuer. Amalie und Moilana tanzten mitten im Zimmer. Arabella fragte mich, als sie das weisse Leinen sah, was ich da mache. Da dachte ich an Blanka. All die Abende war es mir, als sässe Blanka mit bei uns. Ich hob manchmal den Kopf, um sie anzusprechen. Arabella fand ich immer noch hübsch und entzückend, aber ich hatte nicht die Kraft, ihr in die Augen zu sehen. Jetzt hätte ich nicht mehr vermocht, an ihr Bett zu schleichen. Ich schämte mich jetzt auch, am Tag mit den Anderen zu tanzen. Dazu kam noch etwas anderes. Ich war auf einmal so dick geworden in der Taille und an den Beinen und meine Brüste standen so vor. Ich war mir zum Abscheu. Ueberall war ich mir im Wege. Ich war keiner Bewegung mehr sicher. Beim Auskleiden betastete ich mich voll Ingrimm und konnte den Gedanken nicht fassen, dass ich das alles sein solle. Am liebsten hätte ich das dicke Fleisch genommen und in die Ecke geworfen. Nachts im Bett schlug ich mich vor Wut, wenn ich mich mit meinen dicken Gliedern nicht zurecht finden konnte und am Morgen war ich mir womöglich noch fremder als vorher. Der Bauch, die Waden, die Schenkel, die Brüste, die Lippen, alles strotzte an mir.
Ich sehnte eine Veränderung herbei, so glücklich wir im Park waren, aber ich gehörte nicht mehr her. Mit meinen Altersgenossinen wurde ich jeden Tag vertrauter, je fremder mir die Mädchen in meinem eigenen

Heim wurden. Wenn ich auch in Wirklichkeit die Aelteste war, die ganze Aufmerksamkeit der Anderen konzentrierte sich doch auf Betty, die jeden Abend zum Tanzen ins Theater ging. Ich fühlte, wenn ich eintrat, dass ich lästig war und mir selber war ich es am meisten. Ich dachte, als die Tage länger und das Wetter sonniger wurde, auf meinen einsamen Spaziergängen oft mit Wehmut der Zeiten, da sich Blanka und Pamela meiner so treu und sorgsam angenommen. Jetzt hatte ich nicht einmal mehr jemand, dessen ich mich annehmen konnte. Mit Arabella hatte ich es verdorben. Ich begann nach und nach, sie zu verabscheuen um ihrer hübschen Augen und ihrer zarten und schlanken Glieder willen. Ich sah sie nicht mehr, wenn sie vor mir stand. Und ich wusste, dass ich ihr Unrecht that, aber ich brachte es nicht über mich, aufrichtig gegen mich zu sein. So wurde denn mein Abschied aus dem Park ganz anders als ich es mir vorher oft gedacht hatte. Als ich ging, liess ich nichts zurück, ich hatte nichts zu verlieren. Mir war trocken in der Kehle. Keine Gefühle. Jedesmal, wenn ich, um zu tanzen, ins Weisse Haus ging, hoffte ich, dass es das letzte Mal sein würde. Und als das letzte Mal endlich kam, hatte ich die Hoffnung schon beinahe aufgegeben, dass es jemals kommen würde.

Es war ein düstrer Frühlingstag mit warmem, erquickendem Regen. Die meisten von uns waren im Mantel gekommen. Was uns sofort über den Moment ins Klare setzte war das, dass Simba, statt in ihrem gewöhnlichen Perlenkostüm, in einem schlanken, eleganten schwarzen Seidenkleid in den Saal trat. Als wir alle sechsundzwanzig beisammen waren, führte sie uns in die Garderobe hinunter und durch den unterirdischen Gang ins Theater. Dort öffnete sie in dem Korridor eine Thür, die keine von uns jemals bemerkt hatte, und dann ging es noch eine Treppe tiefer. Zur Rechten und Linken waren die Billetschalter; wir kamen an den weiten Wendeltreppen vorbei, überall brannten die elektrischen Glühlampen und schliesslich standen wir neben den Wagen, in denen wir reichlich Platz fanden. Nachdem Simba eingestiegen war, ertönte eine Klingel und wir rollten in die Dunkelheit davon.

ZEICHNUNG
VON
FELIX VALLOTTON.


FV

AUS DEM BUCH: HERZLIED/ VON MAXIMILIAN DAUTHENDEY.

DER süsse Flieder steht nur einmal im Jahr auf dem Baum,
Deine Brüste blühen mir jahraus jahrein, du bist mehr als ein Frühling.

Meine Wünsche glänzten wie die Sprossen der Kastanie,
Du zogst sie Alle an die Sonne, wir sitzen in einem Laubdach,
Und lachen uns zu im satten Schatten.

Wie einen Baum, den der Blitz überfiel, hatte mich die Sehnsucht gezeichnet,
Jetzt wohnen deine Bienen bei mir und meine Augen fliessen über von deinem Honig.

In allem was mir schön und allmächtig scheint bist du,
Deine Augen kommen in mein Zimmer und die Luft wird jung,
Und mein Herz singt in seinem Käfig.

In mein Haus bringst du Lachtäublein unter mein Dach,
Die Blumen und Kräuter richten sich auf,
Bei Scheibe und Schwelle sitzen die Sonne und der Mond Mund an Mund.

Wie die Wolken an der Erde hängen Tag und Nacht,
So umdrängen dich meine Gedanken.
Die Nachtigallen loben dich,
Und ich schreibe ihre Lieder ab.

Du stehst wie eine Anemone in den Steinfeldern,
Ihre Blütenwangen ziehen meine Hände an.
Nie haben sich Bienen so süss genährt
Wie meine Lippen.

Wenn deine Arme sich ausbreiten, leuchtet mein Blut und schlägt Feuer.
Der Duft deines Haares trägt meinen Verstand fort.

Wär ich dein Haar, warm an dich gewachsen,
Ich würde dir auf Brust und Schoss fallen
Und immer bei dir liegen.

Du siehst in die Welt feierlich wie der Abend,
Und alle Menschen legen die Hände in den Schoss
Und schauen dich an.

Du dringst sanft in mich wie die Dunkelheit und weckst die Nachtigall,
Und deine Füsse steigen in mein Bett,
Sie haben nie einen andern Schritt gelernt.

Wenn dein Lächeln über die Berge geht wird der Wein süss und schwer,
Und die Welt sieht gross und neu aus.

Ich bin entbrannt für deine hurtigen Füsse,
Es ist als trüge jeder Fuss ein Herz
Dass sie so schnell zu mir eilen.

Wie der weithallende Wald atmet meine Brust bei dir auf,
Darf ich deinen Namen nennen
Wird meine Zunge eine süsse Frucht in meinem Mund.

Das Rot deiner Wange ist ein Bett für mein Auge,
Mein Zimmer wird feierlich von der Pracht deiner Haare,
Jede Stunde bei dir ist ein Baum voll zärtlicher Blumen.

Wenn ich von dir singe
Füllt der Himmel heiter meine Scheiben
Und die Wolken ziehn zufrieden ihren Weg.

Wenn ich dich vermisse
Zerrt mein Herz an einer Kette.
In meinem Ohr wohnt nur dein Name
Wie ein Vogel im Bauer.

Von deinem Leib haben die Maienglocken ihren keuschen Geruch.

Die Nachtigallen hast du heiss gemacht,
Ihr Gesang malt dein Bild.

Deine Lippen sind wie Kleeblüten klein und süss an meinem Weg gewachsen,
Und drüber glänzt dein Haar festlich
Wie bräutliche Hecken im Frühling.

Auf den Apfelbäumen ist ein rosiges Gedränge,
Die Blüten sind weich wie dein Nacken
Und rund wie deine Wangen,
Die Apfelbäume haben es von dir gelernt
Sich süss zu schmücken, sie verlernen es nie mehr.

Deine Schönheit ist meine Harfe,
Du bist unendlich schön, mein Lied sei ohne Ende.
Du schlägst die Wimpern nieder,
Sie sind mir eine neue Brücke in dein Herz.

Die Aeste der Bäume sind Flöten geworden,
Die Vögel begleiten mich.
Auf der Welt habe ich nur einen Weg,
Den auf dem du mir entgegenkommst.

Deine Augen machen meinen Tag,
Sie sitzen wie ein Königspaar,
Und wer an ihnen vorübergeht
Legt Stirn und Herz vor ihnen nieder.

Die Kronen deiner Reize überbieten einander wie Blumenkronen im Mai.
Heut scheint mir dein Haar über alle gekrönt,
Morgen sind deine Hände meine Königinnen,
Morgen deine Brüste, die ich heilig spreche.
Die Kronen deiner Reize überbieten einander wie Blumenkronen im Mai.

Deine Augen schläfern meinen Willen ein wie der Same des Mohnes,
Deine Augäpfel sind durchsichtiger als Tau,
Doch ihre Pupillen sind dunkel wie mein Tod.

Dein Gang ist königlich,
Du bist gewohnt durch den Himmel zu gehen.

Die Sonne könnte mich nicht tiefer stechen
Als der Stachel deiner Liebe.
Ich will gern an Dir verbrennen.

Ueberall blüht nun die Liebe,
Lass uns in die Gärten gehn,
Wo die kleinen frommen Primeln
Zärtlich schon in Paaren stehen.

In den Gärten wo die Schritte
Und die Worte nicht mehr eilen,
Wo die Träume unter weissen süssen Bäumen
Wie in lauter Wolken weilen.

Viele kleine trunkne Vögel
Kommen dir ans Herz geflogen,
Sind vom Land wo Honig fliesst,
Mit der Sonne hergezogen.

Lausche mit versunknem Auge
Meine Lippen wollen schwören.
Gieb Erhörung meinen Lippen,
Meinem Ewigjungen Sehnen
Gieb Betören.

Ich schaute in den Garten, da schaute mir die Glut einer Rose entgegen,
Ich fühlte sie aus der Ferne in meiner Hand wie deine Liebe.
Seit ich dich küsse geht die Zeit der Rosen nicht aus,
Der Garten lacht mit roten Lippen wie du.
Tag und Nacht sind kaum wie ein Fächerschlag
Und ein Jahr ist nur ein Hahnenschrei,
Ich lebe es mit geschlossnen Augen.

Dein Haar hält mich schwerer als Ketten gefangen,
Wenn nur ein Haar winkt
Klingt meine Kette bis ans Ende der Welt.
Alle Rosen sind süss wie deine Nähe,
Aber die Rosen werden zu Schmerzen wenn du mir fern bist:

Durch alle Fenster kommt es leer und bitter wie ein Meer herein,
Die Thüren stehn wie Eisen schwer und lassen keine Freude ein.
Mein Aug geht um und sucht sich wund und tötet langsam Stund um Stund,
Und Jemand geigt im Armenkleid und geigt auf meinem Herz sein Leid.

Der Himmel öffnet die blaue Thür,
Da kommt gar schön gezieret
Ein Jungfräulein herfür.

Ihr leuchtet warmes zärtliches Haar,
Davon werden die Wege klar,
Und Segen kommt in das Jahr.

Ich bin ihr nachgegangen,
Sie hat mich auch empfangen;
Jetzt leb' ich ohne Speis' und Trank
Von der Süsse ihrer Wangen.

Du liegst so gut in meinem Arm,
So gut ruht nur in mir mein Herz.
Wir schweben wie das Feuer fort
Und leben nur der Küsse Leben.
Einst werden Sonn' und Sterne kalt,
Uns hat der Tod vergessen müssen,
Und tausend, tausend Jahre alt,
Leben wir noch in jungen Küssen.

DER HEILIGE ADRIAN. FLAEMISCHER HOLZSCHNITT AUS DEM ANFANGE DES XIV. JAHRHUNDERTS (ORIGINAL IN DER BRUESSELER BIBLIOTHEQUE ROYALE).


ora pro nobis sca briana

»SPIEGEL«. AUS DEM BUCHE ZU HAUSE/ VON ALFRED WALTER HEYMEL.

DIE drei Freunde, Friedrich, Walter und Ernst, hatten einen angenehmen und anregenden Tag verlebt und sich jeder nach seiner Art, geistig und körperlich ausgearbeitet. Friedrich, ein junger Maler, hatte in der Akademie gezeichnet und war dann um die Mittagszeit mit Walter, der eben aus der Universität kam, unter den vom Schnee beschwerten Bäumen des Parkes hindurch auf die Felder geritten; beide hatten dort in der frischen Luft über die weisse Ebene hin, auf der die Mittagssonne glitzerte und Ross und Reiter die lustigsten Schatten werfen liess, ihre Pferde getummelt und nun waren sie, für den ganzen Tag erfrischt, in die Stadt zurückgekehrt. Bei ihrem Freunde Ernst, einem jungen Schriftsteller, hatten sie das Mittagessen eingenommen und waren später mit dessen Schlitten auf das Land hinausgefahren, hatten gelacht und gescherzt, sich angeregt unterhalten, die Pferde bewundert und sich an der Grösse der winterlichen Natur erfreut und erhoben.

So war es Abend geworden, und die drei Freunde beschlossen, in ein Konzert zu gehen, da sie in der Zeitung das auserlesene und seltene Programm lasen, das man diesen Abend spielen würde. Es war lauter alte Musik, der graziöse Rameau, der heitere, freie Mozart, der tiefe und ernste Bach, und vor allem der erhabene und majestätische Gluck. Kein Wunder, dass die drei Freunde in der gehobensten Stimmung den Konzertsaal verliessen. Beim Eingang trafen sie auf ihren gemeinsamen Freund Hermann, der sie einlud, bei ihm zu Abend zu essen. Die Eingeladenen gingen gerne zu ihm. Das einfache Abendbrot war schnell verzehrt, und die drei Gäste erzählten ihrem Freunde von den Erlebnissen und Eindrücken des Tages. Als Hermann bedauerte, nicht an der Schlittenfahrt teilgenommen zu haben, fragten die andern ihn, wie er denn den Tag verbracht habe, und er antwortete ihnen in einem Ton, der durch einen tiefen

Ernst den Zuhörern zu Herzen gehen musste: ‚Mit dem Andenken an eine Verstorbene'.

Als man mit Obst und Dessert fertig geworden war, begab man sich an das Kaminfeuer einer geräumigen Halle, die dadurch von einer eigentümlich geheimnisvollen Stimmung war, dass hohe, etwas matte Spiegel, die nur an einzelnen Stellen von dunkelbraunen Nussbaumtäfelungen unterbrochen wurden, ihre Wände bekleideten. Da die Spiegel sich gegenüber standen, erweiterten sie durch unendliche Wiederbilder die Halle zu einem gewaltigen gläsernen Palast von Spiegelsälen und bildeten so für die Phantasie einen seltsamen und wundervollen Irrgarten, in dem sie sich in abendlichen Träumereien ergehen mochte. Es standen in der Halle grosse, steife, schwarze Ledersophas und Ledersessel, von denen die Freunde vier in die Nähe des Kamins rückten. Der Diener stellte auf einen der kleinen runden Tische, die zahlreich zur Bequemlichkeit der Rauchenden und Lesenden umherstanden, einen Punsch, schenkte ein und wurde dann zu Bett geschickt.

Seit der kurzen Andeutung Hermanns hatte sich die Unterhaltung nur über gleichgültige Dinge hinbewegt, und erst, als die jungen Leute in den bequemen Sesseln mehr lagen als sassen, als das Licht ausgedreht war, und nur das offene Feuer die Halle erleuchtete, fing das Gespräch an tiefer zu gehen. Der Widerschein der Flammen überzog die Möbel und Täfelungen, die braungelben Thürvorhänge, die dunkeln Spiegelflächen, in denen sich hoch oben als einzige breite Helligkeit die weisse Decke des Saales abbildete, die Gesichter, Hände, und auch die weissen Hemdausschnitte der Freunde mit einem weichen goldenen Ton. Ernst bemerkte: »Es ist etwas seltsames um einen Sterbenden. Ich habe erst einmal einen Menschen in seiner letzten Stunde gesehen, und muss sagen, dass der Augenblick seines Todes den Eindruck einer grossen, fast berückenden Harmonie gab, und wenn es euch nicht langweilt, so will ich die Begebenheit erzählen.« Man bat ihn darum; er erzählte: »Mein Freund Christoph und ich waren noch auf dem Gymnasium. Er war der Liebling seiner Lehrer und Mitschüler, denn er zählte zu jenen Begabten, die ohne

dass sie zu Hause viel arbeiten, die Besten ihrer Klasse sind. Wir gehörten damals beide einem Sportklub an, und nicht nur beim Fussball war Christoph der vollendetste Kapitän unserer Jugendabteilung, sondern auch bei den jährlich wiederkehrenden Wettkämpfen errang er im Schnell- und Hürdenlauf, im Ringen und Speerwerfen immer die ersten Preise. Am Abend solcher Festtage sah mein Freund wie ein Premierminister in Gala aus; soviel Schleifen und Medaillen zierten seine Brust. Wie ihn alle kleinen Mädchen liebten, weil er gut tanzte, ihnen für sein bescheidenes Taschengeld Blumen und Chokolade kaufte und vor allem nie eine Gelegenheit versäumte, sie beim Nach-Hause-Bringen an winterlich dunklen Nachmittagen zu küssen, so verehrten ihn seine Freunde und sahen wie zu einem unerreichbaren Ideal zu ihm empor.

Ein leidenschaftlicher Reiter, macht er nun eines Tages einen Ausritt über Land. Durch einen gewaltigen Gewitterregen, der ihn bis auf die Haut durchnässt, zieht er sich eine Lungenentzündung zu, die mit so unheimlicher Vehemenz auftritt; dass ihn schon nach drei Tagen der Arzt aufgeben muss.

Als seinem besten Freunde wurde es mir erlaubt, ihn noch einmal zu sehen. Er lag in dem weissen Bett, fiebernd, die goldigen Haare wirr in der Stirne und seine Augen leuchteten wie sie wohl sonst bei einem Wettkampf geleuchtet hatten. Plötzlich hob er sich aus den Kissen empor und rief, ohne auf mich zu achten: »Der Gaul geht durch!« Und da er wohl fühlte, es würde nun etwas passieren, das er nicht mehr aufhalten vermöchte, rief er sich fliegenden Atems zu: »Sitzen, Sitzen«, und dann im Moment des höchsten Kampfes: »Schenkel ran!« Sein Gesicht nahm wieder einen matten Ausdruck an und wurde schneeweiss. Er zuckte wie bedauernd mit den Achseln, sank in die Kissen zurück und sagte leise: »Nun liegt er unten.« Dann war alles vorbei.

Wir haben noch lange viel von ihm und seiner Tüchtigkeit gesprochen, so dass er schon jetzt, nach fünf Jahren, eine Art mythische Figur für die Mitglieder des Vereins, die ihn nie gesehen haben, geworden ist. Sein Bild hängt in der Bretterbude, die den Spielenden als Garderobe dient, und wird

jedem Neuaufgenommenen mit der Mahnung, dem Dargestellten nachzueifern, gezeigt. Ist dies nicht auch eine Art Unsterblichkeit?«

Der jüngste im Kreise, Walter, ein frischer und natürlicher Mensch, der oft ohne Ueberlegung sprach und deshalb von den drei anderen, den Weiseren und Nachdenklicheren geneckt wurde, war ganz begeistert von der Erzählung und rief, als sie beendet war: »Welch ein herrlicher Tod; wie beneidenswert, in der Vorstellung oder gar in der Ausübung seiner Lieblingsbeschäftigung zu sterben. Wie wundervoll denke ich es mir, bei einer Parforcejagd hinter lebendem Wild sich zu Tode zu stürzen. Das muss so schön sein, wie in den Armen eines Mädchens sein Leben auszuhauchen.« Friedrich und Ernst lachten, und Walter fühlte, dass er, wenn nicht eine Dummheit, doch etwas Komisches gesagt haben musste, doch stimmte er gutmütig mit ein und meinte: »Lieblingsbeschäftigung ging nur auf das Jagdreiten.« Alle drei lachten herzlich und schienen fast den Schauer des Todes und der Bewunderung, die ihnen die Erzählung Friedrichs eingeflösst hatte, vergessen zu haben. Hermann jedoch verriet eine plötzliche heftige Erregung. Er fühlte sich augenscheinlich gedrängt, den Freunden gegenüber von dem zu sprechen, womit er sich den ganzen Tag allein getragen hatte. Wird es doch jungen Leuten immer schwer, nicht von dem zu reden, was sie gerade bedrängt und bedrückt, was sie eben erlebt haben oder bald zu thun gedenken; und so durchbrach denn auch bei Hermann eine Wortflut, genährt von Erinnerungen, Trauer, Dankbarkeit und Andenken, die Schranken der Zurückhaltung und des Schweigens. Die andern hatten längst auf diesen Ausbruch gewartet, im Gefühl einer zurückgehaltenen Neugierde, weil sie wussten, dass er doch von selbst anfangen würde, sein Herz auszuschütten und sich damit tröstlich zu erleichtern. Er begann: »Eine der schönsten Erinnerungen meines Lebens ist die an ein Rosenfest, das ich vor anderthalb Jahren feierte. Ernst, du warst dabei, und musst dirs nun gefallen lassen, dass ich den anderen davon erzähle. Ich hatte Antonie eben kennen gelernt, und war mit meinen 20 Jahren über die Ohren verliebt, auch verstanden wir uns gut, und so lief ich denn Sturm mit Blumen und kleinen

Aufmerksamkeiten. Da sie mir versprochen hatte, mit zwei Freundinnen bei mir zur Nacht zu essen, gingen Ernst und ich daran, mein kleines Speisezimmer, in dem damals auch mein Flügel stand, recht festlich herzurichten. Die Wachskerzen in den Wand- und Tischleuchtern und in dem krystallnen Lüster erhellten alles mit ihrem sanften, ruhigen Licht und vermischten ihren zarten Rauch mit dem Duft ungezählter Rosen, der sich uns weich um die Sinne legte. Dicht unter der Decke lief eine bunte Guirlande, und der ganze Kronleuchter war mit purpurroten Rosen geschmückt, während auf dem schwarzen Flügel und in den Ecken des Zimmers in hohen Gläsern langgestielte La France, bosquettartig gehäuft, standen. An den Thür- und Fenstervorhängen waren einzelne Rosen, mit der Blüte nach unten, festgesteckt, als ob sie wie im Regen niederfielen. Auf der runden Tafel lagen Maréchal Niel und vereinigten ihr sanftes Gelb und Grün mit dem Weiss des Tischtuches und dem Glanze des Silbers und Krystalles. Wenn sich Antoniens und meine Blicke begegneten, so leuchteten sie auf.

Nie werde ich den rührenden Eindruck vergessen, den ich hatte, als ich am nächsten Morgen in das Zimmer trat, denn der unbeschreiblich süsse und wehmütige Geruch verwelkender Rosen betäubte mich fast, und als ich einige Maréchal Niel, die noch auf dem Tische lagen, in die Hände nahm, liessen sie die schweren Köpfe hängen, als wären sie im Sterben. Wie die Blumen mir dann langsam und kühl entglitten und teilweise entblättert am Boden lagen, da fühlte ich wie nahe uns der Tod ist. Antonie ist nun auch gestorben.«

Das Feuer im Kamin war zusammengesunken, als Hermann geendet hatte. Nur noch die Reste glühten wie edelste Metalle und liessen, wenn dann und wann noch eine kleine kärgliche Flamme aus dem sterbenden Feuer aufzuckte, im Hintergrunde der Halle rätselhafte Schatten entstehen und vergehen. Walter trat an den Kamin und entfachte das Feuer, indem er neue Holzscheite darauf legte. Hermann schenkte, sobald er geendet hatte, mit etwas hastigem Eifer die Gläser von neuem voll. Die Freunde sprachen mit vieler Liebe und Verehrung von der Verstorbenen, die

allen ein guter und fröhlicher Kamerad und eine kluge Freundin gewesen war, als sie plötzlich bemerkten, dass Friedrich eingeschlafen war und heftig, wie unter Beklemmungen, atmete. Da Hermann ihn zu wecken versuchte, fuhr er aus seinen Träumen empor und machte einen so verstörten Eindruck, dass Walter ihn lachend neckte, indem er bemerkte: »Musst du denn immer schlafen, in der Kirche, im Konzert, in der Akademie, im Theater, auf dem Pferd oder wo du dich sonst auch befinden magst? Du schläfst noch einmal ein, wachst aus Faulheit nicht wieder auf, und wir müssen die Begräbniskosten bezahlen; das könnte dir so passen.« Friedrich sah ihn fast verweisend an und erwiderte: »Ich habe nicht geschlafen.« Als er darauf gefragt wurde, wovon man sich denn unterhalten hätte, antwortete er: »Vom Tode.« Einer der Freunde meinte: »Das hat er so im Traume gehört.« Aber Friedrich sagte bestimmt: »Ich habe nicht geträumt«, und dabei schaute er sich so scheu um, dass die Freunde heftig erschraken und Hermann auf ihn zuging, ihn anfasste, sich dicht zu ihm setzte, um den Grund seines eigentümlichen Benehmens zu erfragen, und ihn zu beruhigen mit der Ermahnung, er solle sich, wenn er einmal nervös aufgeregt sei, nicht so sehr gehen lassen. Friedrich antwortete fast ängstlich und mit unsicherer Stimme: »Ich glaubte wahrhaftig eben, ich sei gestorben und bin beinahe verwundert, dass ich noch unter euch bin, da ich doch eben im Palaste des Todes war.« Darauf nahm er Hermann bei der Hand und führte ihn vor einen der Spiegel und fuhr fort: »Denke dir ein Labyrinth von noch vielmehr Sälen und Verwirrungen, als du hier siehst, durch die ich alle auf einen Boden von Glas, auf dem ich jeden Augenblick auszugleiten befürchtete, schritt. Es trieb mich, wenn schon mich eine unerklärliche Furcht befallen hatte, vorwärts, denn ich sah wundervolle Dinge. In dem dritten Saal, den du dort in der Spiegelung noch erblickst, tanzten zwischen aufgestellten Schirmen und mannshohen rotlackierten Leuchtern, auf denen schlanke lange Kirchenlichter staken, zwei Mädchen, gekleidet wie auf japanischen Holzschnitten. Sie drehten und wiegten sich zu den zierlichen Weisen des Rameau, und das Spiel ihrer Hände

und Hüften, das Fliessen und Fallen ihrer faltigen Gewänder war so reizend wie das Schwanken schöner Blumen im Winde, wie das Scherzen kleiner Wellen auf einem See. Ihren Händen schienen Blumen zu entfallen, und wo ihre zarten Füsse den Boden berührt hatten, quollen Rosen hervor. Ich konnte mich kaum von der süssen Erscheinung losreissen. Als ich meine Wanderung weiter fortsetzte, hörte ich immer Musik und sah in dem Glas liebliche Landschaften. Bald spiegelte sich ein Garten mit Obstbäumen in weisser und rosaroter Blüte, bald erweckten fremdländisch gekleidete Frauen, die an Springbrunnen sassen, oder zwischen Tulpen- und Lilienbeeten spazieren gingen, während sie zur Laute sangen, durch die Anmut ihrer Erscheinung und den Wohllaut ihrer Stimmen mein Entzücken, das noch durch den Anblick des vornehmen Spieles zweier weissen Pfauen gesteigert wurde, die den Sängerinnen, wie Verliebte folgten, und immer von neuem zuckend und ruckweise ihre bunten Schleppen zu schimmernden Fächern entfalteten. Von stolzer Freude und erregter Liebeswonne wurden die Beiden so krampfhaft durchschauert, dass die langen Kiele ihrer vom Rücken aus aufrechtstehenden Federn leise klirrend aneinander schlugen und das vibrierende Gefieder ein schwirrendes Geräusch hervorrief. Eine heftige innere Bewegung lies die Tiere sich garnicht wieder beruhigen. Darauf durchschritt ich, wenn ich mich recht erinnere, ein Frauengemach, dessen Bewohnerinnen am Boden kauerten und bunte Vögel und seltene Blumen auf seidene Gewänder stickten. Ein grosser weisser Kakadu beugte sich aus seinem goldenen Ring weit vor, als wollte er mir zurufen: »Köpfchen krauen«. Die gelbe Don Juan Feder auf seinem Kopfe bewegte sich hin und her, und die weissen Federchen an seinem Halse spreizten sich auseinander, sodass der gelbe Flaum der unter ihnen war, sichtbar wurde. Da ich mich nicht mit ihm abgab und weiterging wie seine Herrinnen sah mir der Vogel ebenso traurig nach. Als ich sie verlassen hatte, machte es mir viel Vergnügen zu sehen, wie hier ein fliessendes Wasser von einem Bogen, unter dem der blutige Ball der scheidenden Sonne langsam hinuntersank, kühn überbrückt war, dort ein dünner silberner Wasserfall wie fallender Tau über dunkle Felsen

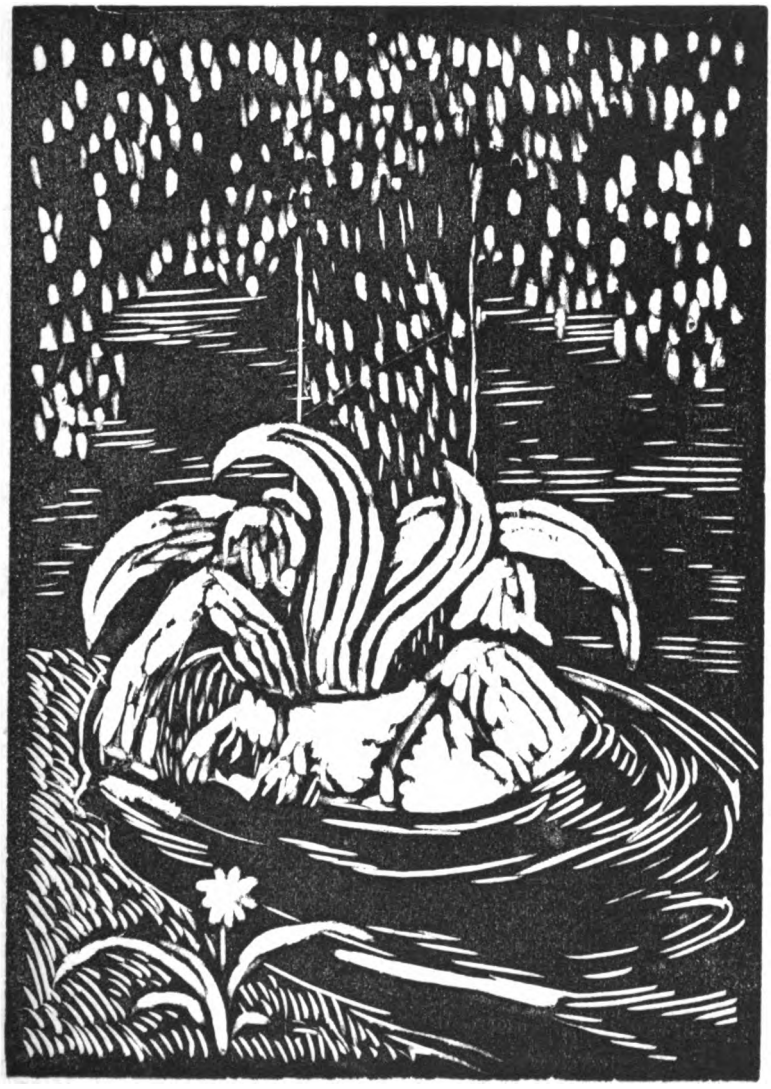
hinunterglitt. Trotzdem verliess mich nicht eine tiefe Sehnsucht, wie sie uns auch hier auf Erden bisweilen befällt, denn mir schien, alles das sei noch nichts im Vergleich zu dem, was mir sicher noch bevorstände.
Nur einer grotesken Szene in diesem anmutigen Irrgarten kann ich mich erinnern. In einem Bambushause sass mit untergeschlagenen Beinen ein Greis, der ein mattviolettes Gewand trug und einen hohen birnenförmig gewölbten Kahlkopf hatte. Sein glattes Gesicht sah aus wie das eines Weisen oder eines Schauspielers. Neben ihm lagen beschriebene Rollen und ein dickbäuchiges Musikinstrument; ein langer Rohrstab, den er in der Hand hielt, bedrohte vier Reihen kleiner Schüler, die, japanisch gekleidet, vor ihm sassen und lächerlicherweise meinen besten Bekannten, zum Teil euch, ähnlich sahen. Während sie eifrig studierten gestikulierte der Alte heftig in der Luft herum und schrie: »Heute ist es zu heiss, viel zu heiss! Ihr werdet nichts mehr in eure rauchenden Köpfe hineinbringen. Ich will euch lieber etwas erzählen, damit ihr gescheit werdet, spitzt mir aber gut die Ohren, denn ich bin ein Gelehrter und ein Dichter«; und nun fing er an, über den Tod und die Liebe zu dozieren und langweiliges Zeug zu schwatzen, wovon mir zum Glück nur einige Sätze in Erinnerung geblieben sind, die ich euch spasseshalber, und damit ihr erkennt, wie wunderlich und unklar sich alte Gelehrte bisweilen auszudrücken belieben, erzählen will. So lehrte er:
»Der Tod ist die Vereinigung mit der vom Grund aus Geliebten, daher wissen wir erst im Tode, wen wir auf Erden, selbst wenn wir uns das Gegenteil einbildeten, geliebt haben. Der Tod ist die schönste Brautnacht, und die wahre Liebe ist der Tod!« In der Art ging es eine ganze Weile immer verwirrter und verwirrender weiter, so dass ich mich schleunigst durch die Flucht rettete. Immer noch suchte ich jemand, ohne ihn zu kennen. Meine Sehnsucht führte mich wieder an Flüssen, Gebirgen, an Theatervorstellungen und Gärten vorbei. Von diesen öffnete sich einer zu einem Ausblick auf das ruhige Meer, das von zwei Seiten durch sanfte Hügelketten eingerahmt wurde und so eine Bucht bildete, in der viele bunte Schiffe hin und herzogen, mit armen Fischern bemannt oder gefüllt

mit vornehmen Männern und Frauen, die musizierten und mit Papierschirmen sich gegen die Sonne schützten. Ein grosser Schwarm von müden Zugvögeln näherte sich langsam der Terrasse des Gartens, mechanisch rührten sie die Flügel und ihre Hälse lagen sehnsüchtig vor, als sie doch kurz vor dem Ziel die Flugkraft verloren, in das Meer sanken, und alsbald von den Leuten in den Schiffen mit leichter Mühe und lachend für ihre Küche eingefangen wurden. Mich aber überkam ein tiefes Mitleid mit den Tieren.

Als ich dann durch wunderlich verschlungene Gänge, Kammern und grössere Gemächer in einem ganz fernen Saal, den du dir nie in der Phantasie eigentümlich und schön genug vorstellen kannst, gelangte, durchlief mich ein unbeschreibliches Wonnegefühl. Die krystallnen Wände erklangen wie Glocken, die der Schwengel leise berührt, aus dem Boden brachen unter meinen Füssen niegekannte Blumen hervor. Dort fand ich eine schöne Frau und starb.«

Die drei Freunde wussten nicht, was sie sagen sollten, sie schauten sich an, und als sie in die Spiegel sahen, erblickten sie wohl hundert schwarze Gestalten, aber sie erkannten sich nicht mehr in ihnen. Das Feuer war fast niedergebrannt. Walter besann sich zuerst, drehte das Licht an und sagte: »Kinder, wir werden noch alle verrückt. Dieser Raum macht einen auf die Dauer blödsinnig. Lasst uns Whisky trinken und noch etwas Billard spielen.« Er zog Ernst mit sich in ein Nebenzimmer. Hermann und Friedrich drückten sich die Hände, sahen sich an und Hermann bemerkte: »Walter und Ernst haben noch nie geliebt, möge sie der Himmel noch lange davor bewahren, Liebe ist unter allen Umständen ein rechtes Unglück. Ja, ja.« Darauf lachte er über seine eigene Banalität und Friedrich übertrumpfte diese noch, indem er sagte: »Oder das grösste Glück.« Darauf lachten alle beide und gingen in das Billardzimmer und tranken Whisky.

HOLZSCHNITT VON E. R. WEISS
(AUS »DEM WANDERER«).



ZWEI MENSCHEN

Roman in Romanzen von Richard Dehmel

(Fortsetzung.)

Ueber den Wassern.

Und es rauscht nur und weht.
Es liegt eine Insel, wol zwischen grauen Wogen,
es kommen wol Vögel durch die Glut geflogen,
die blaue Glut, die stumm und stet
die Dünen umschlingt.
Da gebiert die Erde im Stillen wol ihr Empfinden
und nimmt ihre Träume und giebt sie den Wellen, den Winden,
die Seele eines Weibes singt:

O laſs mich still so liegen,
an deiner Brust, die Augen zu.
Ich sehe zwei Wolken fliegen,
die eine Sonne wiegen —
wo sind wir, Du?

Und es rauscht und weht;
es liegt eine Düne, wol zwischen tausend andern,
es werden wol Sterne den blauen Raum durchwandern,
der über den bleichen wilden Hügeln steht
und golden schwingt,
die Seele eines Mannes singt:

Still, laſs uns weiter fliegen,
Beide die Augen zu.
Ich sehe zwei Meere liegen,
die einen Himmel wiegen.
O Du —

es rauscht, es weht;
über die heifsen Höhenzüge geht
höher und höher der goldne Schein
ins Blaue hinein,
wo das Dunkel schwebt.
Und aus dem Dunkel herüber auf grofsen Wogen
kommt die Einsamkeit gezogen,
und zwei Seelen singen: Eine Seele lebt,
wol zwischen den Sternen, den Sonnen, den Himmeln, den Erden,
die will uns wol endlich leibeigen werden:
es tönen die Wogen herüber, wie Herzen klingen,
Menschenherzen! zwei Seelen singen —

Dank.

Und sie sehn fünf Sonnen im Nebel stehn,
von Glanz umzingelt vier blasse kleine
im Kreise um die grofse eine,
der stille Kreis scheint den Nebel zu drehn.
Und im Dünensand hat im Wind über Nacht
jeder Halm um sich einen Kreis gemacht,
plötzlich lacht der Mann zu dem Phänomen:

Ist's nicht, als will uns der Himmel aus seinen Schätzen
rings deinen verkauften Perlring ersetzen,
von dem wir die tolle Ueberfahrt bezahlten!
O, wie deine Augen herzehell strahlten,
deine dunklen Augen im Sturm neben mir,
dafs ich kämpfte, dich nicht auf offnem Schiff zu umarmen!
Und da lagen diese Mitmenschlein zum Erbarmen
und waren seekrank! Hah, da dankt'ich dir,
Du, für deine wellenwild schwungvolle Körperschwere,
die mich auf den Grund aller irdischen Rhythmen tauchte,
da fühlt'ich wie ein sintflutlich Tier

unsre Urverwandtschaft mit dem Meere —
ja, meine Erlauchte:
was ist denn diese äuſsere Welt,
dies öde Eiland um uns her:
nur was die Seele davon hält,
das Ufer für das innre Meer!

Er hat sich erhoben; der Dünensand
fegt singend über den feuchten Strand,
die vier Sonnen im Nebel verschwimmen zu blassen Axen,
die sacht der leuchtenden Mitte zuwachsen,
das Weib streckt die Hand:

Zieh mich hoch — ja, rück es mir ins reinste
Licht, daſs deine Welt meine umspannt!
O, wie schmückt unsre Sonne mein schlicht Gewand,
und jeder Flimmer, jeder kleinste,
verflicht uns mit ins Allgemeinste
und hat doch hell für sich Bestand —

sieh! — Zwei Menschen umschlingt ein Strahlenband.

Aufschwung.

Und sie stehn von Morgenschauern erfaſst,
nackt; die Küste glüht perlmutterfarben.
Die Ebbenrillen furchen den Glast
wie rosige Narben,
in der See wühlt die Windsbraut und jauchzt und tost.
Und das Weib erschauert bis in den Schooſs
und wirrt ihr naſs Haar vom Nacken los

und breitet die Arme: jetzt kommt die Flut,
ich möcht ihr gleich wieder entgegenschwimmen!

Pulst sie dir auch so heifs ins Blut?
dies Branden, dies Glimmen!
wie sie Kraft schöpft — bis zum Horizont,
himmelan schwellend aus ihrem Rauch,
schwarzzottig, silberkraus übersonnt,
voll Spannung wie ein hochschwangerer Bauch,
und der Odem der Allmacht kreist drüber her:
o Mutter See! o Meer! mein Meer!

Und von Segeln der Morgenröte umschlossen,
schau — lacht der Mann und knipst ihr ein Muschelchen ab —

kommt ihr liebster Sohn durch den Raum geschossen,
sein Schiff hat Regenbogenflossen,
und holt dich ins Raumlose ab —
wo die fünf Sonnen noch immer am Himmel stehn,
und da wollen wir eine zum Ballspielen nehmen,
einen Knäuel zum Glanzweben,
eine Kugel, aus der wir Lichtbrot rollen,
eine, in der wir einander spiegeln wollen,
und die fünfte bleibt stehn:
die bleibt stehn, damit die Menschen es sehn können,
wie wir über die hohen Wellen gehn
und den freien Sternen dahinter entgegenrennen,
um die unsre Sonnen und alle sonnigen Herzen sich drehn,
auf Wieder-Immerwiedersehn!

Und da weist das Weib nieder: hell wie aus Aetherhöhn
spiegelt ein Ebbentümpel ihre Geberde —
zwei Menschen sehn den Himmel durch die Erde.

Die Geister.

Und sie schaukeln im Boot,
die Nacht kommt, Sturm droht,

die Wogen gehn hohl wie das Segeltuch.
Grell im Westen ringt noch und schwingt ein Streifen,
die Möven kreischen,
der Mann stemmt sich hoch, visiert den Bug:

Zieh die Leine straffer! so! setz dich fest!
Hast du Furcht? Ja lache, dann tanzen die Böen!
Sahst du mich nicht im Traum einst so stehn,
über Herren mit Kronen, die Rechte ums Steuer gepreſst!
Jetzt thut's die Linke! Horch: König Nord bläst zum Fest,
wie auf meinen groſsen Heimatseen!
Sieh: das Grenzband drüben wird schon blasser —
nun ruft er die Geister übers Wasser!
Holla! keine Geister, die jenseits hausen:
das sind Meine Geister, allseits brausen sie!
da die schäumenden Wonnen mit den sprühenden Haaren,
da das tiefschwarze Wehe treibt sie zu Paaren,
von den grauen Sehnsüchten überrannt,
bis die schimmernde Liebe alle hinreiſst und auſser sich spannt
und deinen trunknen Blick ins Weiteste lichtet,
da entsprüht dir, vom Rausch der Brünste entbrannt,
deine eigne Inbrunst zur Gestalt verdichtet —
halt ihr Stand!
denn fühlst du selber dich Geist genug,
dann verschwindet der sinnliche Spuk,
übern Erdrand auf flüchtendem Wasserbogen
kommt die Kraft deines Ursprungs hochgezogen,
und du streckst deine Hand aus, von Toden umbellt,
und schreist in den Aufruhr: O Meine Welt!

Meine Welt — mein Traum — o nicht einst — allerwegen
seh ich dich so — stammelt, jubelt das Weib —

aus mir selbst — letzte Nacht — hoch durch stürzenden Regen
mit mir selbst — ja, ein Geist — stieg dein lichter Leib:
Himmelfahrt! ja, fahr zu! ich fahr mit! allerwegen

Dein! — Zwei Menschen steuern dem Sturm entgegen.

Ueberschwang.

Und es tönt aus der Brandung wie Schalmein,
helle Nacht versilbert den fremden Strand,
langsam wälzen die Wellen den Mondschein ans Land,
in die dunkelroten Kliffe hinein,
da stürzen sie sich die Stirnen ein,
um zurück immer wieder verklärt zu sein —

es wollt eine Seele sich befrein,
sieh — entfaltet das Weib die Hände —
da ward Tod und Leben ihr zu Schein,
nur der Liebe ist kein Ende.
Ja, so sah es meine Seele im Traum:
es ging Deine Seele wie leuchtender Schaum
aus meinem Körper deinem entgegen,
ich sah voll Angst, wie ihr doppelt standet,
Ein Haupt hell, Ein Haupt dunkel umströmt von Regen,
bis ihr Leib in Geist ineinander euch fandet
und mich ergriffet — da sprachst du ein Wort,
wie ein Wirbel klang es, und über mich fort
stiegen wir, strömten wir lichtflutvermählt
hin in deine, meine, unsre Welt!

Es tönt aus der Brandung wie Geraun —
horch — raunt der Mann — das Zauberwort:

o! es hieſs wol: Wir Welt! Nicht Schein! nicht Traum!
horch, wie's wirbelt: WRwlt — o Urakkord!

WRwlt murmeln die Ströme, die groſsen,
wenn sie zusammenkommen im Meere!
WRwlt jubeln die Sternenchöre,
WRwlt die Stürme im Uferlosen!
WRwlt stammelten die Menschen, als sie noch reine Tiere waren,
werden's stammeln immer wieder, bis sie als reine Götter sich paaren,
die mit Wellen und Mondlichtschleiern
spielend ihre Freiheit feiern,
die Freiheit, die voll Eintracht spricht:
o gieb uns, Welt, Dein Gleichgewicht!

Es tönt aus der Brandung wie Gesang
um ein Menschenpaar im Ueberschwang.

Kinderfest.

Und sie wirbeln im Tanz, glühend im Glanz
mächtiger Feuer bei heller Sonne, in Feiertagslust,
Männer und Weiber mit offner Brust,
mit brennenden Backen, stampfenden Hacken,
auf offner Tenne, um eine Tonne,
die paukt ein Fischer voller Wonne,
um die Wette
mit einem Hirten, der bläst Clarinette,
und fernher braust den Takt die See.
Und nun reihn sich rings die Kinder zur Kette,
und es wogt ein Herz: meine Flammenfee —

weiſst noch? damals? unser Tanzen
zwischen den Modepuppen und Schranzen:
wie du mir wehrtest: nit erzählen —
wie du mich lehrtest: nit uns quälen —
und mich schürtest, wie einen Herd,
aus dem statt Wärme Feuerwerk sprang!

Und er schwingt sie derber die Tenne entlang,
unverwehrt,
singend schüren die Kinder den Feuerkreis,
zur Sonne singend, und in den Pausen
macht die See die Seelen erbrausen,
das Weib lacht heiſs:

WRwlt, Meiner! sei Kind! dann steigt
deine Fee herab von ihrem Stern!
O, sie hätt wol längst von Herzen gern
vor Mann und Weib den Damen und Herrn
die Zähne und die Zunge gezeigt:
seht, hier tanz'ich in selbstgestopften Strümpfen
und kann noch immer die Nase rümpfen,
ich habe seit Wochen nichts zu Tische
als Salz, Brot, Ziegenmilch und Fische,
aber bin Mutter Isis, die Herrin der Welt —
gelt, mein lieber Herr Gott: deine liebe Frau Welt!

Es braust die See, es braust ihr Blut,
zwei Menschen jauchzen vor Uebermut.

Zum Triumph.

Und sie sehn sich schimmern, ruhend vom Bade,
und schimmernd ruht das öde Gestade
im warmen Wind, sie lauschen ihm nach,
lauschen, wie die Weiten sich rühren,
wie alle Tiefen zu Höhen führen,
wie die Möven zwischen den Wellen
schwimmend auf und nieder schnellen,
und des Weibes Lächeln wird zur Sprache:

Lux, mein Leuchtender, wenn wir so liegen,
ich mit meinem schwarzen Windsbrauthaar,

du wie ein Flufsgott der See entstiegen,
und jeder Wogenkamm bringt uns Liebreize dar,
und mir versinkt die letzte Schranke,
die zwischen Leib und Seele noch blieb,
denn dein kleinstes Härchen ist mir so lieb,
so wert wie dein gröfster Gedanke —
und ich denk an gestern und strahle vor Ehren,
dafs ich dir Haar und Bart durfte scheren,
ach, und heut Nacht, du, hört'ich dich schnarchen
wie einen braven Patriarchen
und konnt nit lachen: Herr meines Lebens,
es war mir lieb als Aeufserung Deines Lebens —
und ich sag dir dann mit fröhlichem Mut:
ich bin auch deinem Töchterchen gut —
und frag dann ohne ein Lächeln des Spottes:
bin ich nun reif zur Mutter Gottes,
zu jeder Lebensmeisterschaft
tauglich, tüchtig, tugendhaft —

Dann, du, sag'ich lachend ohne Spott:
wir Götter brauchen keinen Gott,
mein himmlisches Freudenmädchen du —

reckt sein narbiger Arm sie der Sonne zu
und läfst sie thronen auf seinen Knien,
und sie, mitlachend, schaukelt ihn,
die Brüste zum Triumph gestrafft —

zwei Menschen schwelgen in ihrer Kraft.

Ein Erwachen.

Und es rauscht nur und glüht.
Es liegt eine Düne im schwülen Licht der Fernen;
es füllt ein Geflimmer wie von keimenden Sternen

die stille Wildnis, das Sandmeer sprüht,
es loht die hohle Hügelwand,
wie auf ewig vor Schatten behütet,
ein Nest, in dem der Himmel brütet —
und der Mann wiegt das Weib im Mittagsbrand:

Aufgewacht, Seele, aufgewacht!
Wunderland liegt aufgethan!
In uns, Seele, da träumt die Nacht;
aber hier, ein Hauch meines Mundes macht
diese dürftige Insel — ja, schau sie an —
zum Paradies und Kanaan,
wo Adam sündlos bei Eva ruht,
wo der Tag glüht wie unser Fleisch und Blut,
wo Alles Glied wird am reinen Leib der Liebe,
selbst der Halm dort im Sandgetriebe,
selbst der Salzgeruch, der von der Küste
herquillt in deine braunen Brüste
und Milch aus deinem Mutterblut braut,
selbst deine honigwabengoldne Haut,
und dein Atem, der meinen Atem einzieht,
und nicht zuletzt mein männliches Glied!
Und wenn die Seele noch so schreit:
sie führt zum Wahnsinn, diese Seligkeit:
dann, du, dann — er stammelt plötzlich, lauscht —

das Weib in Sonnetrunkenheit
jauchzt berauscht:

dann ist der Wahnsinn eben Seligkeit —

und fährt zusammen: ein Schatten fällt
in ihre nackte Glut herab
wie aus einer fremden Welt,

und übern Hügel oben tappt
ein Herr im Reisehut — o Graus:
zwei Menschen lachen einen aus.

Das Opfer.

Und bis in ihre Leuchtturmklause
sucht das Walten der Welt sie auf.
Unten pocht und schwebt im Dunkeln des Meeres Gebrause,
und den kleinen Tisch deckt bunt ein Haufen
Briefe aus aller Herren Ländern,
der Mann steht lesend, das Weib spielt zaudernd
mit den abgerissenen Rändern.
Endlich sagt sie, wie planlos plaudernd:

Lux, ich glaube: könnten die Menschen erraten,
mit welcher Eintracht wir uns beglücken,
ja, ich glaube, sie teilten unser Entzücken,
die selbst, denen wir Leides thaten.
Denn gelt: auch Dir doch würd'es gelingen,
diesem Glück alles Andre zum Opfer zu bringen?

Er schweigt — sie sucht seinen Blick — ihr graut:
sein Mund bewegt sich, aber die bleichen
Lippen geben keinen Laut,
er starrt auf ein Blatt mit seltsamen Zeichen.
Die Chiffern schwanken, ihr dröhnt das Meer,
fremd tönt seine Stimme zu ihr her:

Es hat eine Seele sich befreit —
ich hielt ihr Glück einst in Händen.
Ich versprach ihr lauter Seligkeit —
das ist nun alles zu Ende.
In williger Demut schien sie's zu dulden;
es war Stolz — stolz schwieg sie zu meinem Verschulden.

Ja: hier steht es von Helfershand geschrieben:
ich habe sie in den Tod getrieben —
ich ließ die Verzweiflung über sie kommen,
ich hab meinem Kind die Mutter genommen!
Verlangst du noch Opfer? — Ich glaube: nit!
Mir scheint, Mutter Isis: wir sind quitt.

Er setzt sich, sonderbar gelassen.
Unten schwebt und pocht im Dunkeln des Meeres Gebrause.
Stechend bebt das Licht der einsamen Klause.
Zwei Menschen suchen sich zu fassen.

Ende des zweiten Teils.
Fortsetzung im nächsten Jahrgang.

UNGEDRUCKTES VON WILHELM HEINSE/ (SCHLUSS DER TAGEBUECHER AUS ITALIEN, 1783)/MITGETEILT VON CARL SCHUEDDEKOPF.

Den 22 August [1783].

VON Verona abgereist bis nach Roveredo. Der Weg geht immer an der rechten Seite der Etsch fort, die herrliche Krümmungen macht, und durch wunderbare Felsenbrüche von Marmor strömt; nur an wenigen kleinen Dörfern und Flecken kömt zuweilen ein schmales Thal. Die Berge sind meistens sehr mahlerisch in ihren Tinten und Konturen, und machen die schönsten Formen; besonders trift man einzelne ungeheure Pyramiden an, die die Natur von selbst gewiss weit prächtiger und majestätischer als die Aegyptischen gebildet hat; man sieht wenigstens, woher diese ewige Form ihren Ursprung hat. Es ist eine Lust anzusehen, wie sich die Natur selbst zerstört, um sich wieder zu verjüngen. Wenn alles Fleisch weg ist, so fallen endlich die Knochen ein; und so sollt es auch mit den Menschen gehen, die eines natürlichen Todes sterben. Kurz vor Roveredo kömt ein Thal von lauter Stücken Marmorfels, die anzeigen, dass einmal eine ungeheure Zerstörung hier muss gewesen seyn; wahrscheinlich stürzte ein Gebürg bey einem Erdbeben ein, und hier liegen noch die Trümmer. Die schräge Lage der Marmorschichten der andern herum zeigt deutlich genug die Spuren vom Einsinken. Roveredo liegt ganz fürtreflich in einem grossen Kessel von Bergen, und bildet ein fruchtbares, gesundes Thal; hat fürtreflich Wasser, gute Früchte und Fische. Der ganze Ort sieht sehr nahrhaft und lebendig aus und ist gut gebaut mit etlichen schönen Pallästen. Die Menschen ergötzen sich mit Ballenspielen und Spazierengehen, und bauen jetzt zum erstenmal ein Theater, das neben einem der schönsten Palläste zu stehen kömt, der auch eben erbaut ist. Diess zeigt deutlich Wohlstand an. Die Berge machen schöne Formen und liegen gross und majestätisch darum her. Auch Billard wird hier stark gespielt.

Von Mantua aus und Verona mit einem ganzen *Carozzon* Geistlichen gefahren, worunter zwey Exjesuiten von *Angiolini* von Verona waren, von denen der jüngste drey Tragödien von Sophokles und eine von Euripides in Versen übersetzt erst kürzlich herausgegeben hat. Sie alle immer sehr zum besten gehabt über Italien und dessen Maremmen und ungesunde Oerter. Den Abt Bettinelli lächerlich gemacht, wegen seiner englischen Briefe, wegen seiner abgeschmackten Schrift, worinnen er behauptet, dass Homer, Plato und Virgil und Horaz bloss durch ihre Schreibart unsterblich wären, und dass übrigens jeder Mensch seine Gedanken und Leidenschaften und Gefühle überein habe, und kein Unterschied zwischen einem Pindar und dem schlechtsten Kapuziener sey. Ueber welsche und deutsche Sprache, *lingua madre e lingua figlia* stark disputiert, welsche und deutsche Uhr. Spanien.

Mit einem jungen wohlgebildeten Kaufmann von *Ala* abgereist, wo der ganze Flecken, etwa vier tausend Seelen stark, zusammenlief, und Abschied nahm. Mit einem Bedienten noch in der Kalesse gefahren, der die besten Dichter von Welschland fast auswendig wusste, und voll Feuer declamierte, und ziemlich gesunde Urtheile über jeden fällte. Es ist ein Vergnügen anzuhören, wie gebildet der gemeinste Mann meistens überall in Italien ist, und wie jede gute Poesie gleich der ganzen Nazion eigenthümlich wird, wie dieselbe declamieren, und so recht inniglich ihre Schönheiten fühlen. Aber wiederum ist wahr, die welsche Nazion hat nicht genug Geduld und kein Phlegma auf keinerley Weise, um stark in der Philosophie zu werden. Sie können kein Ganzes, das etwas lange währt eh es völlig erscheint, ausbeobachten; und diess gehört platterdings mit Stille und langsam immer schärfer dringender Ueberlegung zu einem Philosophen. Die deutsche und englische Nazion hat dazu die besten Eigenschaften von Natur.

Jetzt hält sich der Fürst Bathyani hier auf, vom Keiser hieher geschickt, um mit wenigem hauszuhalten, bis seine Schulden können bezahlt werden.

Den 23 August.

Einen sehr vergnügten Morgen hier in Roveredo noch zugebracht. Die

Familie *Fontane* ist eine der angesehnsten hier. Der *Monte Baldo* erstreckt sich noch bis hieher, und nimt bald sein Ende. In den Gebürgen wohnen *Selvatichi*, die ein Gemengsel von Deutsch und Welschem reden; weiter hab ich nichts von ihnen erfahren können, vermuthlich auch Ueberbleibsel von Kriegen, die sich aufs Gebürg gerettet und angebaut haben. Ueberhaupt sprechen die meisten Welschen hier schon ein wenig Deutsch; der Handel ist hier sehr ansehnlich.

Von Roveredo bis Trient kömt man wieder recht in die grosse gigantische unbändige Natur hinein. Der Berg *Cea*, wo oben darauf noch ein See mit guten Fischen ist, macht einen prächtigen furchtbaren Anblick, und verbirgt sein vielgipflicht Haupt mahlerisch in Wolken, und scheint wie ein Aetna zu dampfen. Wir fuhren wie mit Extrapost, und es gieng fast zu bequem; der Mensch ist ein Wesen von Stahlfedern; seine Kräfte müssen immer einen Druck haben, um in Stärke zu bleiben; und diess giebt wunderlich zugleich frohen Genuss bey Leiden.

Trento liegt fürtreflich im Gebürg, und die Etsch strömt königlich vorbey. Wasser, Wein und Obst und Brod und Luft sind gesund und köstlich. Uebrigens ist es ziemlich altfränkisch bis auf einige gute Palläste. Der Dom ist gothisch, und man kan mit Volkmannen sagen, ganz artig. Die Festung hat eine schöne Lage. Unter Trient steigt ein Felsen rund in die Höhe, worauf der Prinz einen Thiergarten angelegt hat, wo das Wild ganz frey ohne Zaun herum läuft; es würde in Abgrund stürzen, wenn es weg wollte. *Trento* hat vermuthlich seinen Namen von *dentro*, nach einem Dialekt ausgesprochen, im Gebürg drinn. Mittags nach Botzen abgereist. Die Leute sprechen hier schon und immer weiter welsch und deutsch; die Postknechte durchaus sind lauter Deutsche, so viel wir gehabt haben. Ein königliches Gebürg bey der *Vissa*, Ewisch, einem kleinen Bergstrom, worüber eine gesprengte hölzerne Brücke geht. Der Berg hat die Form einer ganz ungeheuern Pyramide mit Absätzen, und ist in der Mitte grün flecken weiss bewachsen. Das Thal wie überall an der Etsch, nur hier weit stärker, ist äusserst fruchtbar, besonders an Wein, der dachweis gepflanzt ist. So bis

nach *S. Michele*, der ersten Post davon; bis hieher sind die Berge noch immer marmorartig; und linker Hand der Etsch ganz bewachsen oft.

Das erste deutsche Dorf rechter Hand der Etsch ausser der Strasse heisst Hochholz. Das erste auf der Strasse Salorn; das folgende Neumark; Bronzol die folgende Post; Ueberall spricht man noch Italienisch mit unter, doch ist alles völlig deutsch, so bald man nur von *S. Micheli* um den Berg herum ist. Sitten und Luft. Der Postillion gleich zum andern Bruder trink, willst du Brod Schwager. Den Pferden gepfiffen, wenn sie pissen sollen, Posthorn geblasen, Mädchen als Kellnerinn, das gutherzige Gewäsch. Die Etsch hat den Weg durchs Gebürg gezeigt, so wie über den Gotthardt die Reuss und der Ticin, und vom Grimsel nach Bern die Aar. Die kleinen grünen Plätze sind äusserst reizend, eben wegen des Kontrasts mit den rauhen wilden Gebürgen. So bald man in Deutschland herüber tritt fühlt man eine ganz neue nahrhaftere und frischere und rauhere Region, die alle Sinnen angreift; wie noch so ganz anders zu Roveredo! Diess geht durch alles bis auf die Bäume; und so macht das Ganze bis an den Belt eine ganz eigenthümliche Sphäre aus, die wenig mit Frankreich und noch weit weniger mit Welschland gemein hat, wo alles trocken, zart und fest, und fein ist; dahingegen hier alles saftig frisch und steif oder plump, aber stark und mächtig und freynakicht. Um Mitternacht zu Botzen angelangt, durch Gegenden, die sehr schön seyn mögen, die ich aber im Dunkeln nicht unterscheiden konnte. Ohnweit Neuberg verlässt man zum ersten mal die Etsch, und der Weg geht in einer Allee zwischen Hügeln. Bey Neuburg öffnet sich reizend das Gebürg nach Botzen hin, vielgipflicht in der Ferne mit weiten Thälern.

Von Roveredo bis Botzen sind 50 Miglien, oder zehn deutsche Meilen. Die Gebürge sind nicht mit den Schweizerischen wegen Höhe zu vergleichen, und in der That nur Kinder gegen diese Riesensöhne. Auch hab ich keine andre als Marmor- oder Kalkartige gesehn. Der Berg von Salorn, von Welschland her, macht eine mächtige, starke, runde Masse, und steigt überall herum senkelrecht auf und droht fürchterlich herunter.

Der Berg *Cea* ist der erste gigantische, und alsdenn der Berg bey der Ewisch. Von Salorn aus bis nach Neuburg trift man einige ganz reizend angepflanzte Berge an, oben ist der Gipfel kahl und hängt herüber, alsdenn kömt Waldung, und unten am Abhang sind die lieblichsten Terrassen dachweis von Rebenstöcken. Hier erweitert sich dann schon milder die Gegend in mehrere Thäler und Ebnen. Die Grenzen von Welschland und Deutschland hat so recht die Natur gemacht, und beyde Völker sind in die Klüfte eingedrungen, so weit sie gekonnt haben. Das letztre welsche Dorf *S. Martino* ist ganz armseelig, und die Post hat kaum vier Pferde; das andre müssen Ochsen ziehn, und wenn Prinzen kämen. Das erste Dorf Salorn, obgleich seit ein paar Jahren von einem starken Brand mitgenommen, sieht doch munter und lebendig und muthig aus, und die Pferde rennen wie englische.

Den 24 August. Botzen, *Bolzano.*

Hier sieht man den Unterschied von deutscher Art und deutschem Blut erst recht. Aeusserlich in Tracht; die Männer haben runde grüne oder schwarze Hüte mit Bändern von derselben Farbe herum, die Schleifen hinten. Einen Hosenbund meistens über die Westen her, den die Achseln tragen. Meistens tragen sie noch schwarze Röcke mit roten Westen; oder braune Röcke. Die Weiber tragen grüne Hüthe gerad wie die Männer und haben sonst wunderliche Kopfputze. Sie binden die Haare in einen Knoten in den Nacken, und tragen darauf entweder eine weisse Budelmütze von Baumwolle, oder ein schwarzes Zeug wie einen dreyeckichten Hut, ganz närrisch fledermausmässig geschlagen. Uebrigens sieht man hier wieder Mieder und Schürzen und andere deutsche Tracht. Gutherzig und freundlich ist alles, und eins hängt an dem andern; totaler Unterschied von Welschland, wo jedes für sich ist. Voll Blut und Fleisch tritt jedes Geschöpf daher.

Fussböden von Holz und grosse Stubenöfen zum erstenmal in drey Jahren wieder gesehn. In ganz Tyrol von Roveredo aus steht über den Thüren geschrieben *C. M. B.*, die Namen der H. drey Könige. Die mehrsten tragen einen breiten Gurt um den Leib, zuweilen von Eisenblech. Man

sieht in den Gesichtern viele Gedankenlosigkeit bey Langeweile; sie wissen sich nicht besser zu beschäftigen, als dass sie arbeiten. Die Bewegung der Lebensgeister mit ergründen und phantasieren ist ihnen ziemlich fremd. Besonders machen die Weiber hier einen starken Kontrast mit dem welschen; sie thun hier fast alles, und in Welschland schier nichts, wo sie wie Göttinnen leben, und sich selten oder im Schleyer oder *Zendale* sehen lassen. Wie man in Rom die *Facchinen* auf den Strassen sieht, und die Köche und Kammerdiener in den Küchen; so hier die Weiber und Mädchen mit ihren Schlüsseln und Beuteln in einer Kette an den Miedern. Diess ist gewiss, dass der Mensch sein Glück auf verschiedene Art sucht, herum irrt, und es selten findet; weil wenige wissen, worin das wahre besteht, und auf den Zweck los gehn; der täglich und stündlich anders ist und seyn muss, wie die Bewegung, die jeden Moment andre Punkte von Wesen berührt; was ist Leben anders als Bewegung?

Botzen liegt sehr mahlerisch in Gebürgen; das Thal davon macht fast ein Herz hinein. Herum ist alles ein Weingarten, dick wie Buschwerk. Die Berge sind Terrassen weis bepflanzt, so weit sie nur haben können bepflanzt werden; und oben ist Waldung. Der Eissach fliesst an Botzen vorbey, und man fährt an seinem rechten Ufer weg bis Brixen *Brescianano*. Hier fangen die Granitgebürge an, die wirklich sehr hoch gen Himmel steigen, und Schweizerfigur machen. Besonders ist der Berg *Castelrut* fürchterlich prächtig. Alles ist Granitfelsen, und roher Porphyr. Mir scheint es ganz unleugbar, dass dieser Stein vom Feuer erzeugt ist; die Form der Berge selbst, und die Theile, die ihn zusammensetzen, und die zarten Schlacken von Brand darin können unmöglich vom Wasser herkommen. Vielleicht, und wohl gewiss werden sie tief im Innern der Erde erzeugt vom Centralfeuer, ohne eigentliche Vulkane gewesen zu seyn, und sind durch eine undenkliche Reyhe von Jahrtausenden endlich nach und nach zu dieser Höhe gestiegen, wo sie nun, vom Regen des Himmels aufgelöst, einstürzen und von den Flüssen zu Sand zermalmt werden. Sie sind, obgleich fast lauter Fels, doch mit Kiefern, *Carice*

bewachsen, und hier und da hat man an der Sonne Wein angepflanzt. So wunderbar herrlich und einfach und ewig sind die Wirkungen der Natur. Die Eissach zeigt immer den Weg fort. Unter den Bauerdirnen giebt es schöne Mädchen; frisch und munter sind sie fast alle, *NB.* die Schweizerfeigen, der eine Wassermelone dafür ass. *NB.* den Columbus, Americus, und die Venerische Krankheit. *NB.* die Moral, liebet eure Feinde.

Das Ballonspiel. Die Bälle werden von Rinds- oder Pferdleder gemacht, dann die Luft hinein gepumpt, und sie vorher mit dem Weissen vom Ey und ein wenig Mehl und Essig bestrichen. Die Hölzer werden von Nussbaum gemacht und die Pflöcke darin befestigt. Um den Arm bindet man eine Binde. Die Zahlen sind 15. 30. 40; und *gioco.* Der Ball darf nur zum erstenmal bey der Gegenpartey aufspringen; zum zweytenmal ist verloren.

Den 25 August.

Brixen ist eine wohlhabende kleine Stadt, die gut Kornland und Viehweiden hat. Der Eissach geht mitten durch, und die Weissgerber brauchen gut sein Wasser. Der aufgelöste Granit vom Wasser scheint also sehr fruchtbar zu seyn, besonders für Weiden, wie die Alpen in der Schweiz zeigen. Es liegt in einem schönen Thal, breit und lang, und hat etwas von Unterwalden an sich, nur dass die Berge noch ziemlich hoch hinauf bebaut und angebaut sind. Die Weiber und Mädchen sind äusserst natürlich, und sagen alles gerad heraus, wie sies denken. Z. B. Das junge Weib von Sterzingen: Das ist ein alter Fuchs! — Das ist ein vertracter Kerl — Der macht Augen! Aeugelchen so verliebt wie eine Katze. Uebrigens machen sie sich lustig, so gut sie können, tanzen ihr Teutsch, und schiessen. Mit dem Keiser sind sie eben nicht sehr zufrieden; der Gerichtsherr von Sterzingen sagte mir: Das geistliche Gut wird ihm eben nicht wohl bekommen, es ist noch keinem wohl bekommen. Sie sind sehr fromm. Das Tyroler alte Regiment wurde bey einem Marsch bewacht, wie Recruten; diess hat sie abscheulich verdrossen. Ueber den Eissach gehen viel gesprengte hölzerne Brücken.

Ueber Mittenwald und Sterzingen nach dem Prenner. Das Thal geht immer an dem Eissach fort; und das Gebürg ist nun lauter Granit, rauh und barsch und unten nur bewachsen, wo der Granit zu Sand vom Regen herabgespült ist. Im Thal sind Wiesen und Haberfelder. Sterzingen liegt ganz angenehm am Fuss des Prenner auf Wiesengrund. Dahinter steht ein runder Berg, mit lauter Kornfeld und oben Fichten. Er ist nicht gross, und besteht aus Granitsand vielleicht und gewiss aus Marmorsand. Rechter Hand schiesst der Eissach aus dem Gebürg. Von Botzen an bis hieher hat fast jedes Haus sein Erkerchen; und manche sind noch von gothischer Bauart. An allen Orten sind unten Hallen in verschiednen Strassen. Das Gebürg hat meistens die Pyramidenform, bis an manchen Stellen, wo es eine widrige, zerfallne, rohe und ungestalte Masse ausmacht; ganz und gar nicht für Kunst.

Den 26 August.

Die vorige ganze Nacht zugebracht über den Prenner, und früh um acht Uhr in Innspruck angelangt. Der Prenner, der höchste in Tyrol, wenn man seinen andern Gipfel dazu rechnet, besteht ganz aus Marmor oder Kalkstein, ein Gebürg wie der Appennin. Der Eissach stürzt von seinen Höhen herunter, und vermischt seinen Marmorsand mit dem Granitsand der andern Gebürge, woraus eine neue Art Stein nach Jahrtausenden ohne Zahl zum Vorschein kommen wird. Man sieht hier deutlich die erste Werkstatt der Natur. Die Flüsse geben im Grund der ganzen Erde die Form, und schaffen alle Mineralien. Es ist in der That kindisch, wenn *de Luc* behauptet, der Granit wär ein unsprünglicher Stein, da schon seine Körner die Zusammensetzung zeigen. Oben auf dem Prenner beym Posthause liegen die Marmoradern an Tage. Und am Fuss desselben wurden noch kürzlich die Marmor zum Thorstatüen, wo man herein fährt, in Innspruck gebrochen bey Sterzen. Der Prenner ist von Innspruck aus sehr steil, von Sterzen aus aber wenig, weil man dort schon von Botzen aus nach und nach in die Höhe kömt. Seine Formen sind weit sanfter, als die der Granitgebürge, bis auf die ganz kahlen zerfallnen Gipfel, die wie Aschenhaufen von Kalk aussehen, wie verbrannte Steine.

Er ist überall bewachsen, und fruchtbar; kurz, ein schönes, ungemein grosses, herrliches Gebürg. Es hat mir sehr leid gethan, dass die Fahrt bey Nacht geschah, und ich ihn nicht genauer untersuchen konnte. Innspruck liegt sehr angenehm unten in einem Thale, und die Inn strömt auf Wiesengrund durch; der schnellste Fluss im Ganzen, den ich noch je gesehen habe. Rings um her lagern sich hohe Gebürge. Die Kirche der *Zoccolanti* enthält ein wichtig Monument auf Keiser Max den ersten; es besteht aus einem Viereck von schwarzen Marmor, worin 24 Basreliefs sind, die die wichtigsten Kriege und Thaten desselben vorstellen. Der Bildhauer war ein Niederländer, Alexander Collinus und vollendete es 1564. Die Figuren sind meistens Porträte, und fleissig ausgearbeitet. Von Erfindungsgeist ist eben nicht viel zu sehen, und idealischer Gestalt gar nichts; doch hat es wegen der Porträte Verdienst, die freylich viel zu klein sind, um viel zu bedeuten. Auch sind der Schlachten und Belagerungen zu viel, ein leeres Getümmel. Oben auf steht Keiser Max selbst; er hat eine sehr verständige gütige Phisiognomie. Um diess Monument herum stehen 20 grosse Statuen in Bronze, von Fürsten und Prinzen und Frauen und Prinzessinnen aus dem Hause Oesterreich. Ihr Hauptverdienst besteht auch darin, dass die Köpfe Porträte, so aus dem rohen weg sind; und noch sind sie gut wegen der Kleidung. Es bleibt diess indessen vielleicht das wichtigste Monument, das die Deutschen aufzuzeigen haben.

Der *Palazzo reale* ist ein weitläuftig Gebäude von schlechtem Geschmacke, und nimt mit der Reitbahn, dem Exercierplatz, und Garten gut den vierten Theil der Stadt ein. Im Garten steht ein Held zu Pferde in vollem Gallopp, gerad wie die Statue Peters des grossen von Falconet. Das Pferd hat keine Phisiognomie, und die des Helden bedeutet wenig; sonst ist viel Natur darin.

Den 27 August.

Gestern Nachmittags von Innspruck abgereist. Das Thal von hier dehnt sich an der Inn noch weit hinauf, immer Wiesengrund. Endlich, ohngefehr nach zehn Stunden, gelangt man an den Fehren, einen Berg schier

wie der Prenner, nur weit unförmlicher und wilder. Ich habe wenig davon sehen können, weil ich immer in Nacht und Regen gefahren bin. Bey Lermes sind einige verfallne Berggipfel, wo sehr ergiebige Bleybergwerke sind. Zwischen der zweiten und dritten Post durch Delphs gefahren, wo Schöpf gebohren ist, und dessen Vater und Brüder noch als Bauren leben. Er schenkte ein Gemählde in eine benachbarte Kirche, die Verkündigung; und es gefiel den Bauren so wohl, dass sie zusammenlegten und seinem Vater ein Geschenk von hundert Thalern machten. Die Gegend seiner Heymath ist ein kleiner Kessel von einem Thal in Gebürgen. Von da kömt man durch lauter Fichtenwaldung.

Die Tyroler schiessen alle aus freyer Hand nach der Scheibe, wie die Schweizer, doch nicht so weit, meistens nur 150 Schritte. Vogelschiessen ist nicht im Gebrauch. Jagd haben sie wenig, weil sie alles wegschiessen, obs gleich verboten ist.

Von Innspruck aus mit einem hübschen bayrischen Gänschen abgereist, das mit ihrem Mann als Sängerin, so wie er als Sänger, mit schlechten Truppen herumzog. *NB.* das Bärlein ihr Hund. Die Gegend fängt bis nach Redi nach und nach an milder zu werden; und Redi liegt in der That schön in einem Wiesengrunde.

Füessen liegt sehr schön noch im Gebürg, und hat ein gutes Benedictiner- und Franziskanerkloster; im letztern gut Bier getrunken. Der Lech richtet in diesen Gegenden gräuliche Verwüstungen an, und sein Bett ist vor Füessen so breit, als ob er zuweilen Donau und Rhein wäre. Nicht weit von Füessen gräbt man Dorf. Nicht weit eben von Füessen ist die Grenze vom Keiserlichen, Schwäbischen und Bayerischen.

Den 28 August.

Man hat in Deutschland eben so ungesunde Luft, wie in Welschland, nur gehn die Striche nicht so weit. Gleich nach Füessen kömt ein sumpfig Land nach dem andern und auf die letzt ein See, wo ich die Luft so dick und ungesund befunden habe, schier wie bey Mantua. Schwaben fängt mit einer fruchtbaren Ebne an, von viel Kornfeldern und Waldungen, worin der Bischoff von Augsburg etliche Jagdschlösser hat. Es

giebt hier nur Rothwildpret. Stetten ist die erste Station nach Füessen, dahinter ist der See, wohinein kein Fluss läuft, und ein kleiner Bach heraus geht. Nach diesem kömt Kaufbeyern, ein Städtchen; darnach Tuchleb, wo ein ansehnlich Zuchthaus ist. Der ganze Weg ist mit Galgen gespickt, woran immer welche hängen; weil alles hier frey herumschwärmt. Sprache fatal; lau für lassen, hau für haben. Jäkel, wo gheschst hin? an Galgen. Wünsch Glück; wirsts wohl brauche. Das Land ist wohl bebaut; fast alle halbe Stunden liegt ein Dorf. Nachmittags um 5 Uhr in Augsburg.

Den 29 August.

Es ist wunderbar, wie die Menschen so verkehrt urtheilen können; da sagen die von Botzen und Lermes, aus den schönsten Tyroler Bergen: ach, wie das Augsburg schön liegt! und so ganz in der Ebne, gar keinen Berg ausser in der Ferne eine Art Anhöhe! in Tyrol erdrücken sie einen fast; ich möchte, fährt der andre fort, in Augsburg lieber mit tausend Thalern leben, als in Botzen mit zehntausenden; Meine Freude ist spazieren gehen, und das Herz geht mir auf, wenn ich ein schönes Lusthäuschen sehe, an den Kanälen um die Stadt. Die Wahrheit ist, die Gegend um Augsburg hat gar keinen Geschmack, ist flach und oben Gebürg, und hat nicht einmal dazu die schönen Wiesen und Bäume und Ströme der Lombardey, die freylich ganz etwas anders ist, und eher einen Virgil hervorbringen konnte. Der Lech ist ein wildes Wasser, das in der Ebne lauter hässliche, und keine einzige furchtbare und schreckliche Verwüstungen anrichtet.

Augsburg liegt innen auf einigen Hügeln; wie z. B. das Rathhaus und die S. Anna Kirche. Die Brunnen werden durch eine starke Wasserleitung vermittelst zweyer Wasserthürme versehen, die der Lech durch Kanäle treibt. Die Stadt sieht sehr wohlhabend aus, die Häuser sind gut gebaut, nur meistens abscheulich verziert, kindisch ohne Zweck, und mit erbärmlichen Mahlereyen. Die Strassen sind breit und geräumig; besonders die Hauptstrasse nach dem Rathhause, welche mit herrlichen kostbaren Brunnen versehen ist, worauf lauter Bildsäulen von Bronze sind, die frey-

lich nun wieder gar nichts mit Brunnen gemein haben; als Augustus mit Seenymphen; Herkules mit der Hyder pp. Das Weinlager ist ein Gebäude in gutem Geschmack für Augsburg und so das Haus am Brunnen des Augustus.

Das Rathhaus ist ein prächtig Gebäude mit schönen Sälen von Pilastern unten, und die zwey obern mit Säulen von Marmor, jeder achten. Es stecken viele Fratzenmahlereyen drinnen; doch auch ein schön Stück von *Lucas Cranach* Dalila, die dem Simson die Haare abschneidet. Es geschieht in einem schönen Blumengarten unter einem Apfelbaum im Grünen, und die Philister kommen durchs Gesträuche. Es ist etwas wildes von Phisiognomie da. Die Augsburger verwundern sich nur immer darüber, dass die Stücke so alt sind. Noch freuen sie sich über eine Arabeske, wo ein Faun ein Mädchen beschläft, unter einer Decke, und auf ein paar Thieren, die wie Hunde von hinten zusammen hangen, und oben darüber ist ein Körbchen, worin ein Priap mit ein paar Hoden, den eine Nymphe beym Kopfe sanft anfasst, und die andre gegen über spielt mit einem Hahn. Wunderbar ists, dass die frommen Augsburger so etwas abscheuliches so lange haben stehen lassen.

Die Evangelische Kirche zum heiligen Kreuz hat eine ganz krumme Fassade von innen. Der Küster sagte, wie ich ihn nach den guten Predigern fragte: wir haben einen fürtreflichen, Teichmeyer, einen Steirer, und wie ich mehrere wissen wollte: *in summa summarum*, wir haben jetzt, Gott Lob und Dank, lauter gute Leute.

Ein Concert gehört, wo einige Weiber und Mädchen waren, mit viel Geschmack gekleidet, und rund im Umgang. Früh schon ein hübsch Mädchen Wiebey kennen lernen, Tochter von einem der reichsten Banquier. Die Handlung hier besteht grossentheils in Leinwand nach Italien.

In dem Baurentanz von Holzer steckt viel Natur und Mahlergenie; der die Sackpfeife blässt, ist die beste Figur, fürtreflich gemahlt, besonders die Füsse.

Die spitzen schrägen Dächer überall haben mich sehr erschreckt, als ob

ich in Nova-Zembla angekommen wäre, wo der Schnee Klaftern hoch fallen müsste.

Den 30 August.

Das Wasser in Augsburg ist sehr schlecht und unrein; besonders greift es die Zähne an. Es giebt wenig Weiber ohne hässliche Zahnlücken; und wenigstens sehn sie immer gelb oder schwarz aus. Ueberhaupt ist der Ort wenig gesund.

Hier besteht der Discurs meist von meerschaumenen Tabacksköpfen, oder Krieg. Der Spass der Postillons ist, dass sie über Pflöcke wegfahren wie Wetter, und hernach langsam.

Früh um acht Uhr mit dem Postwagen nach München. Den Weg über lauter Kornland, Waldung, und unabsehliche Ebne. Bey Audach allein ein schöner Hügel und gleich daran der Fluss Amber. Menge Hasen von hier nach München. Empfindung allein, ohne viele Erfahrung und Verstand und Ueberlegung, betrügt entsetzlich im Ganzen; und wenn sie auch richtig ist: so verfälscht sie plötzlich Gewohnheit und Leidenschaft. Ach, was das für eine schöne Gegend ist, riefen meine Tyroler aus! und es war die einförmigste Ebne von lauter Stoppeln unter trübem Wolkenlicht.

Es ist komisch anzuhören, wie die Leute da dort schöne oder nicht schöne Frauenzimmer finden; gewiss ists, dass die hohe wahrhaftige Schönheit von Mann und Weib nur durch den schärfsten Sinn, das edelste Herz und den hellsten Verstand erkannt wird für das, was sie ist; und es gehört dazu die reinste sinnlichste Empfindung von Kindheit an von einem ächten Sohne der Natur. In einem eingeschränkten Thal hab ich nie viel Schönheit angetroffen, immer meistens auf Ebnen mit Gebüsch umgeben zwischen Hügeln und Flüssen und Gärten. Abends in München angelangt.

Die deutsche ist eine wilde rauhe Sprache, sagte ein Welscher zu mir; und wie ich ihm die Sache zu unserm Vortheil zum Theil widerlegte und zum Theil erklärte: antwortete er mir darauf: aber wie kömts, dass die Deutschen auswärts nie ihre Sprache unter einander reden, z. B. in

Malta und anderwärts in Italien reden sie Französisch oder Italiänisch, und in Paris Französisch; und selbst in Deutschland reden die Besten Französisch; diess thun weder Italiäner, noch Spanier und Franzosen. — — —

Den 4 September

von München abgereist; Geblieben also da fünf volle Tage.

Den 6 September

von Augsburg abgereist.

Noch gesehen die Kabinette bey Domherrn von Reischach.

Bey Kisow. *NB.* den Ruisdal, herrlich die Eichen, der Wasserfall, die Luftperspectiv der Ferne, die Beleuchtung des Hügels unter den Bäumen; alles wahr und deutlich gefasst wie die Natur.

Den Mieris. Ein Balbier, der einem eine Wunde in der Stirn sondiert. Fürtreflich koloriert, und schöner Ton von Beleuchtung.

Guter kleiner Sandrart, wie Van Dyk coloriert. Porträt vom selben in der Manier von Rubens.

Zwei schöne ausgeführte Skitzen von Ruisdal. Landschaft von Rubens.

Gute Stücke von Mettenleiter in Mieris Manier.

Bey Veiten, einem Kaufmann, einen schönen Rembrandt, der aber wohl ein Ekhut seyn mag. Johannes predigt in der Wüste. Vier kleine Stücke von einem unbekannten Meister vermuthlich *Schidone*, ganz fürtreflich, besonders die zwey grössern die Beschneidung und die Anbetung der 3 Könige.

Drei schöne *Hamiltons*, kleiner als der bey Reischach. Eine gute wohlerhaltne Skitze von einer grossen Composition von *Vasari*.

Bey Stein fünf fürtrefliche Klaviere verschiedner Art gesehen, besonders eins ins Kreuz mit Seiten bezogen, wo man an beyden Enden spielen kann. Seine Tochter hat erstaunliche Fertigkeit in den Fingern, und wenn sie noch mehr Genie und Geschmack erhielte, könnte sie eine der grössten Klavierspielerinnen werden. Götzen, Günthern, Brandmüllern, den Engländer Dasser, und andre wackre Leute kennen lernen. *NB.* unterwegs im Postwagen Mselle *Becker* aus Mannheim bis Dillingen. Bey Nacht hier über die Donau gefahren; der Ort hat eine Universität, und

etwa 5tausend Seelen. Den 7. Sept. schlechte Reise gemacht wegen schlechten Wetters und Weges.
Den 8 zu Stuttgard angelangt.
Den 9 früh abgereist. Ein Städtchen in einen Kessel von niedrigen Gebürg überall mit Wein bewachsen, im Thal Wiesen und Obst, und Kornäcker.
Ludwigsburg ist herrlich angelegt; die Alleen meist von Ulmen breit und schön; das Schloss deutsch prächtig. — Laufen liegt ganz unvergleichlich wo der Neckar mit der Ens zusammenfliesst; das Fichten und Kienbaumwäldchen voran ist reizend fürs Aug, die ganze Gegend fremd fruchtbar bewachsen für einen aus Italien. Abscheulich schlechte Wege, fast nicht zu befahren, wo man alle Augenblicke befürchten muss umgeworfen zu werden.
Den 10 zu Mannheim angelangt.
Den 11 abgereist; und zu Maynz angelangt.
Auf der Maynzer Schiffbrücke steht man in dem prächtigsten Amphitheater, das die Natur je gebildet hat. Statt der *Arena* ist der völlig 700 Schritt breite Strom lebendig und spiegelhell fortströmend; statt der Mauren das herrliche runde Gebürg von der Bergstrasse oben, und vom Rheingau unten; die Insel hinab liegt da wie eine Königsloge, und so die Favorite oben, wo gegen über der Mayn herein seinen Tribut bringt. Maynz hat die glücklichste Lage; nur sehen die lauter Dächer davon wie ewig böses Wetter aus. Die Mahlerey kann vor allem wenig zeigen, weil sie kein Ganzes vorstellen kann, sondern lauter Seiten. Was würden die Römer für Seegefechte und Lustspiele angestellt haben, wenn der Tyber so ein Strom wäre? Die Ufer sind reizend bewachsen besonders über der Favorite. Schade dass das Gebürg nicht höher ist und eine bessere Form hat. Die Brücke ruht auf 48 Schiffen.
Der Dom ist ein sehr armseelig leeres Gebäude. Uebrigens zeigt die ganze Stadt, dass sie nach und nach aus Lust und Liebe ist angebaut worden, so krum und eng und irregulär sind die meisten Strassen. Weil in der ganzen Lage wenig Form ist, so haben die Menschen auch in ihren

Gesichtern und Köpfen wenig Form; doch immer eine flache Art von Schönheit.

Der Rhein macht an Maynz ein völliges S, wo es in der Mitte liegt, nur umgekehrt von oben 2 herein. An der Stadt kan man recht sehen, dass die Baukunst vom Bedürfniss herstammt; sogar die Wände sind von Schiefer. Maynz hat immer die schönste Lage von ganz Deutschland; die Römer wählten klug.

Den 12 von Maynz ab. Den 13 von Bingen ab. Hier fangen die schönen Rheinberge mit alten Schlössern an, besonders bey Oberheubach und Bacharach.

Den 14 von Koblenz abgereist, und zu Bonn geblieben.

Die Gegend um Koblenz hat mehr Mannichfaltigkeit, und die Berge und Gestade mehr Form als zu Maynz, aber nicht die herrliche Einheit. Hohenstein nach Maynz kurz vor Koblenz ist der erste herrliche Ort wieder; die Berge eröfnen sich, und die Ferne nach Koblenz hin besonders durch die Inseln im Rhein ist in der That reizend. Die Fahrt nach Andernach Neuwied vorbey ist äusserst angenehm. Die Gegend um die Insel Nonnenwerth erquickend und erfreulich. Die sieben Berge machen durch ihre Vulkanische Form, obgleich Kleinigkeit gegen den Vesuv und Aetna, einen zauberischen Kontrast mit den andern, und liegen gar brüderlich und wild neben einander, und der Rhein strömt ganz zahm und spiegelklar vorbey. Das Schloss von Bonn zeigt sich alsdenn gar prächtig. Freylich hat doch nichts den Reiz und die hohe leichte Schönheit von Neapel und Rom. Ueberhaupt muss ein Mahler viel Geschmack haben um hier gut zu wählen. Am linken Ufer des Rheins gleichfalls Vulkane.

Den 15 Sept. zu Köln.

Diess sieht gerad aus von Deuts wie eine Art von menschlichem Schwalbennest am Rhein zusammengetragen, so gehts im halben Zirkel daran herum; ein paar erträgliche Kirchen ausgenommen, siehts abscheulich aus.

Eine der besten Kirchen ist die Jesuiterkirche, und die *S. Guniberti.*

Der Plan zur Stadt, ein halber Zirkel um den Rhein, bleibt aber immer herrlich und natürlich, und macht den Römern Ehre, wenn sie solchen so angelegt haben.

Starke Discurse von Essen den ganzen Rhein hinunter. Mein Geistlicher fragte immer: obs theuer zu Rom, zu Neapel, zu Florenz wäre, wo man besser ässe pp hatte sich statt des vertorbnen Magens die Brust curieren lassen 7 Monat lang zu Turin.
Den 18 September 1783 nach Düsseldorf.

ANMERKUNGEN.



ER Verlag der Insel beehrt sich hierdurch anzuzeigen, dass er Herrn Dr. Carl Schüddekopf in Weimar als Herausgeber einer Gesamtausgabe der Werke von Wilhelm Heinse gewonnen hat.

Die Ausgabe wird in zehn Bänden innerhalb der nächsten drei Jahre erscheinen und folgenden Inhalt haben:

I. Einleitung. — Gedichte und Aufsätze aus dem »Thüringischen Zuschauer« 1770. »Sinngedichte« 1771. »Musikalische Dialogen« (soweit als echt nachweisbar). »Die Kirschen« 1773. Zerstreute Gedichte, besonders aus den Halberstädter Papieren, und aus dem Nachlass, ungedruckt.

II. »Begebenheiten des Enkolp. Aus dem Satyricon des Petron übersetzt« 1773.

III. »Laidion oder die Eleusinischen Geheimnisse« 1774. — Kleine Schriften aus der »Iris« 1774—1776. Vorrede zu den »Erzählungen« 1775. Schriften zur bildenden Kunst aus dem »Teutschen Merkur« 1775—77.

IV. »Ardinghello und die glückseligen Inseln« 1787.

V. »Hildegard von Hohenthal« Teil I, II. 1795/96.

VI. »Hildegard von Hohenthal« Teil III. 1796. — »Anastasia und das Schachspiel« 1803.

VII. VIII. Tagebücher aus Italien, 1783, aus Holland, 1784, und von kleineren Reisen. — Aphorismen über Kunst, Litteratur und Politik. Ungedruckt.

IX. X. Sämtliche erreichbare Briefe, meist nach den Originalen, darunter viele ungedruckte.

Zunächst werden erscheinen:

Band IV, Ardinghello, mit einem Anhang: ungedruckte Vorarbeiten enthaltend.

Band VII, Tagebücher und Aphorismen, sämtlich ungedruckt.

Die im vorliegenden Hefte abgedruckten Tagebuchblätter sind dem ungedruckten Material dieser Ausgabe entnommen. Wir werden auch des weiteren in der Insel ab und an derartige Proben vor der Buchausgabe veröffentlichen.

Eugène Demolder, Les Patins de la Reine de Hollande. Roman. Paris, Mercure de France MCMI.

DIE Fabel dieses Romans hat Demolder in jener Novelle erzählt, die man im Septemberheft 1900 der Insel las. So fein jene Geschichte auch ist, möchte ich doch dem Romane den Vorzug geben, da dessen breitere Art dem Temperamente Demolders besser eignet, das ein behagliches Verweilen und ruhiges Erzählen ist, mit vieler Liebe zu den kleinen Dingen, die er mit Farben malt, wie nur die alten Meister seiner vlämischen Heimat, und wieder mit diesem Auge für die Beziehungen und Vertiefungen der Schicksale sieht, die man die Symbole des Lebens nennt, des Lebens und seiner Sehnsuchten. Deutscher Art ist die Kunst verwandt; mehr als jener, deren Sprache Demolder schreibt, die er in merkwürdiger Weise aus einer gallischen in eine vlämische zu wandeln scheint; und dies nicht um eines Kunststückes, etwa des »Lokaltones« willen, sondern weil so die Rasse sich ihren Ausdruck bestimmt, der Vlame sich trotz der französischen Sprache in seiner ganzen Andersheit behauptet. Ich möchte nur auf Demolders Erotik hinweisen, auf ihre ganz andere Artung der französischen der jüngeren Künstler gegenüber, die hier gerne ersinnen und darum oft so unsinnlich werden. Doch ich will die Anzeige dieses wundervollen Buches nicht mit Sätzen beschweren, die das Interesse verschieben könnten, so als ob es hier etwas für die Psychologen gäbe — nein, viel mehr: lassen Sie sich eine Geschichte erzählen. F. Blei.



Pestblätter des XV. Jahrhunderts. Herausgegeben von Paul Heitz mit einleitendem Text von W. L. Schreiber. 41 Abbildungen, wovon 25 mit der Hand koloriert, in Orginalgrösse. Strassburg, Verlag von J. H. Ed. Heitz & Mündel 1901.

INDEM wir uns vorbehalten, diese ganz vortreffliche Publikation zum Gegenstande einer ausführlicheren Betrachtung zu machen, wollen wir nicht verfehlen, schon heute darauf hinzuweisen, als auf ein Werk, das allen Freunden alter Holzschneidekunst höchst willkommen sein wird. Es schliesst sich den in demselben Verlage erschienenen alten Neujahrswünschen an, mit welcher Veröffentlichung es die gediegene äussere Ausstattung und den Vorzug gemeinsam hat, dass die meisten der mit der Hand vortrefflich im Charakter der Vorlagen kolorierten Drucke auf altem Büttenpapiere hergestellt sind.

Der Holzschnitt auf Seite 264 des vorliegenden Heftes, sowie der diesem Text übergedruckte sind der Heitz'schen Publikation mit der freundlichen Erlaubnis der Verlagshandlung entnommen.

Der zuerst genannte stellt den heiligen Adrian dar und ist ein vlämischer Holzschnitt aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts. Das Original befindet sich in Brüssel auf der Bibliothèque Royale.

Der zweite ist eine Darstellung des heiligen Rochus mit Engel und Hund, gleichfalls vlämischer Herkunft aus der Zeit von 1480—1490. Das Original befindet sich in London im British-Museum.

Friedrich Nietzsches gesammelte Briefe. Erster Band. Herausgegeben von Peter Gast und Dr. Arthur Seidl. Im Verlage von Schuster und Loeffler. 1900.

DIESE Anzeige kommt wohl viel zu spät. Es ist mehr als wahrscheinlich, dass unsre Freunde längst im Besitze dieser Sammlung sind, die zu den Büchern gehört, die man auf ihren Titel hin kauft. Auf keinem Fall ist es nötig, eine Sammlung Nietzschescher Briefe zu empfehlen; es genügt, etwaige Vergessliche daran zu erinnern, dass wir so glücklich sind, eine Ausgabe der brieflichen Aeusserungen unsres grossen Dichters und Lehrers zu besitzen. — Dem Verlage können wir den Tadel nicht ersparen, dass die Ausstattung dieses Buches zu wünschen übrig lässt. Es ist bekannt, wie sehr Nietzsche bei seinen Büchern auf gutes Papier und schönen Druck gehalten hat; es wäre also, abgesehen von allem anderen, doch eine Pflicht der Pietät gewesen, die gesammelten Briefe auf gutes Papier schön drucken zu lassen, — wofür man sich dann den hässlichen Rahmen um den in abscheulicher Schrift gehaltenen Aussen-Titel hätte schenken können. O. J. B.

Die deutsche Lyrik des XIX. Jahrhundert. Eine poetische Revue, zusammengestellt von Theodor von Sosnosky. (Im Verlage der Nachfolger der J. B. Cottaschen Buchhandlung, Stuttgart.)

ES war vorauszusehen, dass die Jahrhundertwende auch zum Vorwande für eine lyrische Anthologie dienen würde. Der ungeheure Erfolg der Blüten und Perlen etc. wird nicht so bald aus dem Gedächtnisse unsrer Verleger schwinden, die der einzelnen lyrischen Erscheinung gegenüber die ganze geschäftliche Vorsicht eines guten Hausvaters, wie sie vom Handelsgesetzbuch nicht peinlicher gefordert werden kann, an den Tag

legen, während sie für Zusammenstellungen ganzer Schwärme von Lyrikern eine offensichtliche Schwäche zeigen. Dieser Umstand gründet sich nicht, wie man wohl glauben könnte, bloss auf einen ästhetischen Defekt unserer Verlagsfirmen, sondern er hat auch eine Eigentümlichkeit des deutschen »Lesepublikums« zur Ursache. Dieses Lesepublikum misstraut im allgemeinen dem deutschen Dichter, von dem es nur eine sehr unbestimmte Vorstellung wie von etwas ausserordentlich Problematischem hat. Einen Band Gedichte von so einem Herrn zu kaufen, der, wie man es aus den Fliegenden Blättern weiss, entweder kurze Hosen und lange Haare hat oder ein blöder Modegeck mit ungeheuer viel Kravatte ist, das hiesse ungefähr soviel, wie sich ein Hektoliterfass voll Himbeersaft zu kaufen. Manche folgen, indem sie sich der lyrischen Produktion gegenüber passiv verhalten, nicht so sehr dieser Furchtvorstellung, sondern sie sagen sich: Dichten kann ich selber; jedenfalls werden es die zehntausend Herren und Damen, die jährlich Gedichtbücher verfertigen, im allgemeinen nicht besser machen, als ich; ich werde doch kein Narr sein und mir auf gut Glück einen dieser zehntausend Bände kaufen. Beide Sorten Lesepublikum aber (und die übrigen des gleichen Niveaus) vereinigen sich in der Ueberzeugung, dass, wenn man nun doch schon einmal Gedichte lesen muss (was immerhin einem Deutschen anständig ist), man am besten thut, sich der Führung der Schriftgelehrten anzuvertrauen, die den zwar seltsamen aber nützlichen Beruf ergriffen haben, jährlich aus den zehntausend Bänden den einen herzustellen, der gewissermassen den nahrhaften Extrakt daraus enthält.

Man sieht, ich spreche nicht von der Elite der Nation, aber das liegt im Thema, denn jene Auslesen der Lyrik wenden sich nicht an eine Auslese des Publikums, sondern an dieses selber in seiner ganzen Breite und Massigkeit. Darnach bestimmt sich dann auch zumeist ihr eigenes Wesen. Es sind lyrische Garküchen, deren Köche weniger Geschmack, als ein Gefühl für das haben müssen, was dem Durchschnittsgeschmacke ihrer Gäste entspricht, die leicht zufrieden zu stellen sind, wenn man ihnen nur nichts Ungewohntes zumutet.

Man dürfte sich füglich wundern, dass eine Verlagshandlung wie die Cottasche es mit den erlauchten Traditionen ihrer Firma für vereinbar gefunden hat, eine solche Garküche zu etablieren, wenn man nicht wüsste, dass im allgemeinen für Geschäftsleute die Traditionen der Vergangenheit nur den Wert haben, den Geschäftsoperationen der Gegenwart zur Folie zu dienen. Auch darf angenommen werden, dass die berühmte Firma des guten Glaubens handelte, mit dieser Revue etwas mehr herauszubringen, als eine gewöhnliche Anthologie, nämlich einen wirklichen Querschnitt durch die gesamte lyrische Ablagerungsschicht eines ganzen Jahrhunderts. Dann hätte sie sich aber einen kundigeren oder vorurteilsfreieren Herausgeber suchen müssen, als Herrn von Sosnosky, vielleicht auch, aber das ist schon etwas viel verlangt, einen Mann, der ein wirkliches inneres Verhältnis zum Wesen der lyrischen Poesie besitzt. Die Aufgabe war wirklich interessant. Wäre sie von einem wirklichen Kenner gelöst worden, dessen Kennerschaft aber nicht bloss litterarhistorischer Natur sondern eine Wissenschaft vom Wesen der Lyrik überhaupt gewesen wäre, so hätte das ein Buch vom grössten Werte und Interesse ergeben. Man denke doch, worum es sich handelt: um die feinste Kunst, deren die deutsche Seele, die deutsche Sprache fähig ist, und dies für einen Zeitraum, dessen Beginn noch im vollen Lichte der Goetheschen Sonne lag und an dessen Ende die deutsche Kunst beginnt, aus dem gesättigten Boden einer grossen vaterländischen Machtstellung die ästhetischen Kulturwerte zu ziehen.

Herr von Sosnosky hat offenbar kein Gefühl für die Grösse, Tiefe und Schönheit dieser Aufgabe gehabt. Man müsste sonst den Mut, mit dem er es gewagt hat, dieses Sammelsurium ans Licht zu stellen, Frivolität heissen. Nein, er hat sich offenbar nur gedacht: Das Jahrhundert ist vorbei, die Gelegenheit zu einer Anthologie ist günstig. Aber auch wenn man diesen niedrigsten Gesichtspunkt annimmt, ist man um Worte verlegen, will man die Art kennzeichnen, mit der diese Sammlung zusammengestellt ist. Das ist kein »Spiegelbild der gesamten deutschen Lyrik des XIX. Jahrhunderts«, wofür er sein Machwerk ausgiebt, sondern ein ziemlich

wahllos zusammengetragener Haufen, in dem wertvolles und wertloses hässlich durcheinander liegt. Dabei verrät die thörichte Arbeit nicht einmal Sachkenntnis. Während man Namen wie S. Fritz, E. Claar, C. A. Frankl, R. Haass, M. Kalbeck, M. Saphir, I. H. Seidl und ähnlichen begegnet, während eine Anzahl mässiger Talente mit einer ganzen Reihe uninteressanter Stücke vertreten sind, fehlen u. a. gänzlich: Wilhelm Arent, Avenarius, Carl Bleibtreu, E. v. Bodman, Julius Brand, Bulthaupt, Peter Cornelius, Arthur Fitger, die Gebrüder Hart, Klaus Groth, Franz Held, Peter Hille, Marie Janitschek, Oskar Panizza, R. M. Rilke, Hugo Salus, Ludwig Scharf, M. v. Stern, Wilhelm Wallot, Frank Wedekind, Wilhelm Weigand, Bruno Wille, und Dichter wie Conradi, Dehmel, die grosse Annette Droste-Hülshoff, Hartleben, Hofmannsthal, Gottfried Keller, Liliencron u. a. sind, sei es nach Ausmass oder Auswahl der Stücke, so ungenügend vertreten, dass es besser gewesen wäre, sie auch ganz wegzulassen.

Wir würden dieses klägliche Zerrbild der deutschen Lyrik des XIX. Jahrhunderts keines Wortes für wert gehalten haben, ginge es nicht unter der Flagge einer Verlagsfirma, deren hochgeachteter Name in diesem Falle eine Gefahr für alle die bedeutet, die, gleich uns, geneigt sind, zu glauben, dass unter diesem Zeichen nichts völlig Wertloses erscheinen könne.

O. J. B.

WIR machen die Freunde Edgar Allan Poes darauf aufmerksam, dass der Verlag von J. C. C. Bruns in Minden soeben begonnnen hat, eine kritische Gesamtausgabe seiner Werke herauszugeben, der ersten, die in deutscher Sprache erscheint. Die Uebersetzung der Prosastücke, die sich, soweit wir Einsicht genommen haben, gut liest, rührt von Hedda und Arthur Moeller-Bruck her; für die Gedichte hat, wozu wir ihn beglückwünschen, der Verlag Fräulein Hedwig Lachmann gewonnen, von der so vortreffliche Proben von Uebersetzungen Poescher Verse bekannt sind, dass man sich des Besten versehen kann. — Das ganze Werk wird zehn Bände zum Preise von je 2 Mark (ungebunden) umfassen. Bisher sind erschienen

Band IV: »William Wilson« (im allgemeinen romantisch-phantastische Novellen); Band V: »Der Geist des Bösen« (im allgemeinen Kriminalnovellen); Band VI: »Mesmeristische Enthüllungen« (im allgemeinen spiritistische Novellen.)

Unsere Leser sind gebeten, in den Prospekt der Bierbaum'schen Gedicht-Sammlung »Irrgarten der Liebe« Einblick zu nehmen, der diesem Hefte beiliegt.

DIE INSEL. II. JAHRGANG. 3. QUARTAL Nr. 9. JUNI 1901.
FUER DEN INHALT VERANTWORTLICH: A. W. HEYMEL,
MUENCHEN.

BEZUGS-BEDINGUNGEN

Abonnement vierteljährlich 6 Mark, halbjährlich 12 Mark, jährlich 24 Mark inkl. fester Einbanddecken mit Vorsatzpapier für jedes Quartal.

Einzelpreis der Monatsnummer: 2 Mark.
Einzelpreis des Quartalbandes: 8 Mark.

Auf starkes Inselpapier (Wasserzeichen Schiff) werden 50 Stück gedruckt. Von dieser Ausgabe kostet das Heft 3 Mark, das Abonnement vierteljährlich 9 Mark, halbjährlich 18 Mark, jährlich 36 Mark.

Vom ersten Jahrgang werden einzelne Hefte nicht mehr abgegeben, doch sind noch komplette Exemplare vorhanden, die bis auf weiteres noch zu dem ursprünglichen Preise (jeder Quartalsband 12 Mark, alle vier zusammen 36 Mark) abgegeben werden. Bei gleichzeitiger Erwerbung des ganzen (gebundenen) ersten Jahrganges der Monatsschrift und des (nur im ersten Jahrgange erschienenen) Mappenwerkes tritt wie bisher eine Ermässigung des Gesamtpreises auf 75 Mark (statt 90 Mark) für beide Publikationen ein. Für sich allein kostet das Mappenwerk nach wie vor 50 Mark.

Die Redaktion der Insel befindet sich in München Leopoldstrasse 4.

Unverlangt eingeschickte Beiträge werden nicht zurückgeschickt. Redaktionelle Gegenäusserungen erfolgen nur im Falle der Annahme.

DIE INSEL HERAUSGEGEBEN VON OTTO JULIUS BIERBAUM/ ALFRED WALTER HEYMEL/ RUDOLF ALEXANDER SCHRÖDER/ ZWEITER JAHRGANG/ VIERTES QUARTAL/ JULI BIS SEPTEMBER 1901/ GEDRUCKT IN DER OFFIZIN W. DRUGULIN IN LEIPZIG/ ERSCHIENEN IM VERLAGE DER INSEL BEI SCHUSTER & LOEFFLER IN BERLIN SW. 46.

INHALTS-VERZEICHNIS

Dramatische Werke.

Hofmannsthal, Hugo von, Gestern. Dramatische Studie in Versen. In einem Akt. Geschrieben 1891 139
Der Triumph der Zeit. Ein Ballett 325
Walser, Robert, Aschenbrödel. Komödie in Versen 3
Schneewitchen. Komödie in Versen 265

Novellen, Erzählungen, Skizzen.

Brentano, Clemens, Die Rose. Ein Märchen 189
Salten, Felix, Die Gedenktafel der Prinzessin Anna 67
Walser, Robert, Sechs kleine Geschichten 217

Gedichte.

Borchardt, Rudolf, Pathetische Elegie 59
Saturnische Elegie 181
Sechs Sonette 213
Heroische Elegie 315
Drei Gedichte aus dem Buche Vivian 370
Hölderlein, Friedrich, Hälfte des Lebens 261

Schröder, Rudolf Alexander, An Belinde II 117
Elegien 231
Invitation 369

Aufsätze. Abhandlungen. Verschiedenes.

Nietzsche, Friedrich, Umwertung aller Werte 241
Anmerkungen 131, 238, 374

Beigegebene Bilder.

Behmer, Markus, Drei Zeichnungen 51
Zwei Zeichnungen 126
Drei Zeichnungen 174
Drei Zeichnungen 224
Zeichnung 262
Zwei Zeichnungen 364
Kuniyoshi, Tusche-Zeichnungen 63, 186, 319

Die Insel

Herausgegeben von

Otto Julius Bierbaum * Alfred Walter Heymel und Rudolf Alexander Schroeder

Zweiter Jahrgang Zehntes Heft. Juli 1901

Preis 2 Mark

Erschienen im Insel-Verlage

bei Schuster & Loeffler in Berlin und Leipzig

PRINTED IN GERMANY

DIE INSEL/ MONATSSCHRIFT MIT BUCHSCHMUCK UND ILLUSTRATIONEN/ HERAUSGEGEBEN VON O. J. BIERBAUM, A. W. HEYMEL UND R. A. SCHROEDER

II. Jahrgang. 4. Quartal, No. 10. Juli 1901.

INHALTS-VERZEICHNIS

Aschenbrödel, Komödie in Versen von Robert Walser 3

Drei Zeichnungen von Markus Behmer. 51

Pathetische Elegie, ein Gedicht von Rudolf Borchardt 59

Tusche-Zeichnung von Kunisada II 63

Die Gedenktafel der Prinzessin Anna. Von Felix Salten. 67

An Belinde. Gedichte von Rudolf Alexander Schröder 117

Zwei Zeichnungen von Markus Behmer 126

Anmerkungen 131

HARVARD COLLEGE
JAN 28 1937
LIBRARY

ASCHENBROEDEL/ KOMOEDIE IN VERSEN/ VON ROBERT WALSER.

Garten hinter einem Hause.

Aschenbrödel:

ICH will nicht weinen, dass sie mich
zum Weinen schelten, bös ist ja
das Weinen nur, das Schelten nicht.
Wenn ich um ihre Hässigkeit
nicht weine ist der Hass ja lieb
und süss wie Kuchen, weinte ich,
er wär wie eine Wolke schwarz,
die uns die Sonne neidisch deckt.
Nein, wenn ich weint', empfände ich
den Hass so schwer, dass er sich nicht
mit Thränen nur befriedigte.
Er nähme mir das Leben, er,
ein Ungeheuer, wie er ist,
frässe mich tot. Wie lieblich ist
sein ganzes, giftiges Wesen mir,
der Fröhlichen, die nimmer weint,
die keine andern Thränen kennt
als die der Freude, die der ganz
gedankenlosen Lust. Es steckt
ein Kobold in den Sinnen mir;
und der weiss nichts von Traurigkeit.
Wenn sie mich weinen machen, weint
der lustige Sinn in mir, wenn sie
mich hassen, liebt sie meine Lust,
die selbst den Hass nicht hassen kann.

Verfolgen sie mich blind vor Wut
und mit des Aergers giftigem Pfeil,
so lächle ich. Mein Wesen scheint
das ihrige wie Sonne an.
Rührt sie auch nicht der heitre Strahl,
so blendet einen Augenblick
er ihre bösen Herzen doch.
Und weil ich stets beschäftigt bin,
hab ich zum Weinen keine Zeit
zum Lachen immer! Arbeit lacht.
Die Hände lachen, die sie thun,
die Seele lacht, die gerne thut,
was andre Seelen freundlich stimmt,
sind sie noch so verstockt. Komm Herz,
und lache meinen Kummer weg.

Sie will gehen. Ihre Schwestern oben am Fenster.

1. Schwester:

Thut doch das Ding, als ob sie wert
des Ansehns wäre, steht so still
wie eine Säul' im Sonnenlicht,
ein Prunk dem Auge, das sie sieht.
Fort in die Küche, fauler Pelz,
weisst schon dein bischen Pflicht nicht mehr?

Aschenbrödel:

Ich geh ja schon, beruhige dich.
Mich überfiel ein Sinnen nur,
als eben jetzt den Weg ich ging;
ich dachte, wie so schön du seist,
und deine liebe Schwester auch,
wie beide ihr das Angesicht

so reizend tragt, und vieles mehr,
das meinen armen Neid erweckt.
Entschuldige, und lass mich nun
gehorsam meiner Wege gehn.

Sie geht ab

1. Schwester:

Die dumme blöde Träumerin.
Wir sind zu gütig gegen sie.
Die Schelmin lacht uns heimlich aus,
zieht traurige Miene, wenn man sie
beim listigen Kichern überrascht.
Fortan will eine Peitsche ich
für ihre schlaue Trägheit sein.
Das Kleid der Arbeit hülle sie
in staubige schwarze Wolken ein.
Von Schönheit träume sie alsdann,
die Heuchlerin, die eben jetzt
so müssig stand. Ich will gleich gehn
und sehn, dass sie zu schaffen kriegt.

Sie schliesst das Fenster.

Zimmer im königlichen Palast.

Prinz:

Was ist es, das mich traurig macht?
Ist es mein eigner Sinn, der mich
mir selbst entfremdet? Ist es Schuld,
die auf mein Leben drückt? Ist's Gram,
den ich von der Natur empfing?
Gram ist der süssen Freude Feind;

das fühl ich, da ich grämlich bin.
Doch woher dringt die tück'sche Schmach
auf die verlassnen Sinne ein?
Dies klärt mir weder der Verstand
noch sein Kamrad, die Einsicht auf.
Stumm trag ich es, wie es auf mir
nun einmal lastet. — Ah, Musik!
Wess Stimme tönt so friedlich rein?
Was es auch sei, ich küsse es,
das mich so unbegreiflich küsst.
In diesem süssen Kusse liegt
Beruhigung mir. Gram floh dahin;
Nichts hör ich mehr als diesen Klang,
Nichts fühl ich mehr, als holden Tanz,
der mit den Gliedern Uebung hält.
Tanzt Schwermut mit so leichtem Schritt?
Ei was, sie flog zur Thür hinaus,
und mir ist's wieder herrlich wohl.
Der Narr?

Narr:

Der Narr jawohl und stets der Narr,
des Reiches Narr, der Narr der Welt,
derjenige liebe süsse Narr,
der nichts als immer närrisch war,
der Inbegriff der Narrerei,
am Montag Narr und ebenso
am Samstag Abend, Narr in All'm,
Narr für sich selbst und Narr dem Herrn,
recht seinem Herrn ergebner Narr.

Prinz:

Nun sage mir, was ist der Gram?

Narr:

Ein Narr ist er; und wer sich ihm
zu eigen giebt, nicht minder Narr.
Dass Ihr sein Narr seid, sagt mir schon
Eur bittersüsses Angesicht.
Pfui, Eure Jugend schilt Euch Narr;
und selbst der Narr nennt närrisch Euch.

Prinz:

Giebt's für den Gram denn Ursach nicht?

Narr:

Ihr selber seid die Ursach ihm,
sein Grund auf dem er festlich blüht,
seid seine Schaukel, die ihn wiegt,
sein Bett, worauf er breit sich streckt.
Es giebt nicht andern Grund als Euch.

Prinz:

Wie soll ich da dem Gram entfliehn,
wenn selber ich sein Becken bin,
was sagen möchte: selbst der Gram?

Narr:

Muss Euch der Narr das sagen, soll
Narrheit so sehr erhaben sein,
ich bitt Euch, über den Verstand
Gebildeter? Wie? Sagt doch selbst,
dies schickt für Euren Witz sich nicht.

Prinz:

Ich habe meinen Witz gepeitscht,
wie einen faulen, müden Hund
ich nimmer peitschte. Nun ist er
wie tot und rührt kein Schwänzchen mehr.

Narr:

Wir wollen, wie es recht mich dünkt,
die Kleider wechseln; seid Ihr Narr;
und ich nehm Euch als Narrn beim Ohr.
Schlagt Euch die Stirn dann, nennt Euch blöd,
steht tief dann unter meinem Witz,
der Euch belächelt. Wollt Ihr so?
Seid wirklich Ihr der Hoheit satt?

Prinz:

Wär fröhlich ich, ich gäb sie hin.
Doch gegen Deine Schellenkapp'
vertauscht ich selbst die Last noch nicht,
der ich so gern entledigt wär.

Narr:

Geht auf die Jagd. Ein muntres Ross
der Jubelruf der Hörner und,
was Herrliches das Handwerk birgt,
tötet das Ding, von dem Ihr meint,
dass untilgbarer Gram es sei.

Prinz:

Wohlan, ich folge Deinem Rat
nicht minder, wie mein Vater sich
dem Rat des weisen Kanzlers fügt,
wenn seine eigne Weisheit ihm
beschädigt dünkt. Komm, folge mir.
Ich gehe von der Scene weg
recht wie ein Prinz vom alten Stil
im klassischen Stück; und Du, der Narr
bist heute Narr im besten Sinn.

Geht ab.

Narr:

Zum Teufel, ja, das glaub ich gern;
und leicht sei es von mir geglaubt.
S'ist ja nicht sondre Schmeichelei.
Im Grunde schmeichelt es mir doch.
Dem Narren erweist ein Prinz sich lieb
aus lauter Sorg, nicht Narr zu sein.
Ich, der nicht Prinz bin, bin doch Herr
im eigentlichen Sinn des Worts,
da ich des Witzes Meister bin.
Mein Witz herrscht über meinen Herrn,
der aus dem Witz gefallen ist,
erst eben, wo mein Witz ihn hob,
zur Höhe seiner Fürstlichkeit.
Fürst ohne Narr ist wie der Witz,
der einmal über's andre stürzt.
Das ist mir eine Narrerei,
die über ihrem Wesen thront
und es verachtet, das ein Prinz,
der seines Narrn so sehr bedarf.
doch dazu bin ich ja sein Narr,
dass ich um seine Narrheit bin.
Komm Narr und geh dem Narren nach.

Ein Bergsturz im Wald. Der Prinz zu Pferd.

Prinz:

Der Ebene zu. Und dass es reisst
wie ein geschwollner Wetterbach.
Die Bäume stürzen vor dem Blick
der Himmel kreist, die ganze Welt

scheint mir ein lustiges Jagdgefild,
scheint ein verschlossner Park zu sein
für edle Jäger, deren Sinn
weit über ihre Handlung geht.
Wie fühl ich heitern, süssen Mut;
wie ist mir wohl. Die Tapferkeit
macht die beladne Seele leicht
wie eines schnellen Vogels Flug.
Ich scheine mir ein Bild zu sein
leblos und doch so lebenvoll,
gelassen und so aufgeregt,
bitter und süss im Augenblick.
Ein Bild voll edler Tapferkeit
ist sorgenlose Jägerei,
der ich von Herzen diene jetzt
vergessend, was so herzlich ist.
Der Wald ist meine holde Lust,
mein Tanzsaal, wo die Glieder sich
übend erfreuen. Die Bäume sind
die Teppiche und Kissen mir
von meines Vaters Prunkgemach,
wie herrlich hüllen sie mich ein;
ein Traum kann herrlicher nicht sein,
ein Bild nicht süsser, das die Kunst,
die gütige Göttin, selbst gemalt.
Der Tag ist mir ein Augenblick,
so kriegerisch verbracht, so schön
die Zeit erfüllt, ist sie mir Lust,
die nur zu schnell von dannen geht.

Grosses Zimmer mit einer Gallerie. Treppe zu derselben.

Aschenbrödel, die 1. Schwester.

Aschenbrödel:

Sieh doch auf meine Treu herab.
Sieh, sieh doch. O mein Sinnen ist
ganz nur für Deinen Dienst bereit.
Gleich einer Modeschachtel liegt's
geöffnet da, Aufmerksamkeit
liegt wie ein neuer Pelz darin,
dich zu erwärmen. O wie warm
dient Dir mein Herz. Ich bitte Dich,
schlag tapfer mich mit Deiner Hand,
wenn auch nur einen Augenblick,
so lang als wie die Wimper zuckt,
von Deinem Aug, der Dienst mir säumt.
Nie kann er das, da dienen doch
nur eine süsse Lust mir ist.

1. Schwester:

Dummes Küchending, Du bist nicht wert,
dass mit der Peitsche man Dich schlägt.

Aschenbrödel:

Zu Füssen stets ja bin ich Dir.
Ich darf Dir küssen Deine Hand,
die milde Hand, die nie mich schlägt,
als um gerechter Strafe will'n.
Du blickst mit deinen Augen mich
wie Sonne an. Ich bin die Erd',
die von dem gütigen Kusse lebt,
und die nichts andres immer kann,
als lieblich Dir entgegen blühn.

Zwar lieblich, ach, das bin ich nicht;
es mangelt ja an Liebe mir —
holdselig ist die Schwester nur,
doch ist sie nicht so schön als lieb,
und schöner doch als Güte ist.
Welch Glück, dass ich zu Füssen ihr
als Dienerin beschäftigt bin.

1. Schwester:

Schwatz nicht so viel, verwende Du
die Zeit, die mit dem Reden geht
zum Thun und eifrig'rem Bemühn.
Die Hand da von dem Kleide weg!

Aschenbrödel:

Wenn ich Dir eifrig dienen muss,
und doch die Hand nicht brauchen darf:
Womit denn thu ich meine Pflicht?
Wär sie in des Gedankens Flug
doch nur gethan, dann braucht' es nicht
der schmutzigen Hand, die Dir missfällt.
Sehnsucht zög Dir die Kleider an,
bediente auf das feinste Dich.
Mein Herz wär eine Dienerin
vielleicht gerade zart genug;
Die Schaffenslust dann schaffte Dir:
Wär wirklich auch damit geschafft?

1. Schwester:

Schweig endlich doch, wer möchte auch
Ohr haben für so viel Geschwätz.

Aschenbrödel:

Wer möchte auch — — ja, ja — — und doch
muss meine Zunge hurtig gehn

mit meiner Hand, damit die Lust
sie beide ausser Atem hält.
Wort springt aus meinem Munde so
und neckt die Hand; und diese lockt
der Zunge Reichtum wieder weg:
Die lust'gen Worte, die dann schnell
der Hände Thun verdoppeln, wie
wenn sie auch Finger hätten. Hand
und Sprache küssen sich, vermählt
sind beide auf das innigste.

1. Schwester:

Faulenzer sind sie beide. Du,
die Meistrin ihnen, bist es so,
dass man Dich ewig schlagen muss.
Weg jetzt.

Sie geht ab

Aschenbrödel (ihr nachrufend):

Schlag, schlag mich doch.

Der Prinz erscheint oben auf der Galerie.

Prinz:

Ich weiss nicht, wie ich da hinein
ins Märchen kam, ich forderte
nur einen Trunk nach Jägerart;
doch diese Räume hier sind so,
dass Augen sie nicht sehn, dass Sinn
sie füglich nicht erfassen kann.
Ein Schimmer schwebt die Wand dahin,
Geruch streut gelbe Rosen aus;
wie eine Seele kommts und gehts

und hält mir feierlich die Hand.
Ich stehe wie bezaubert still.
Es klammert um die Sinne sich;
dann wieder wird die Enge weit
die Decke schwankt, die Galerie
tanzt leise unter meinem Fuss.
Wie ist mir? Ach, dort unten geht
erst recht ein holdes Leben los.
Ich will es nehmen wie es ist,
wenn ich es auch nicht fassen kann.

Aschenbrödel:

Welch eine Art und Weise dreht
sich doch mit mir im Kreise um,
macht mein Betragen so zum Falsch
dies Herz zu einem Kugelspiel!
Gefühle rollen Kugeln gleich
wie zur Belustigung hin und her.
Ich, die sie halten sollte, bin
im Reize dieses Spiels verstrickt.
Das ängstigt mich und wieder doch
macht es mir winzig wenig bang.
Ich lache, doch im Lachen liegt
mir drohn'der Ernst; der wiederum
giebt herrlich mir zu lachen erst.
Der Ernst in meinem Treiben ist
gefährlich, lächerlich, so dass
selbst Ungemach noch lächeln muss,
das, mein ich, doch beschwerlich ist.
Nein, wenn ich weinte, lachten mich
der Kummer und die Sorge aus.
Viel lieber lach ich beide sie

zum rührenden und lieben Ding.
Zum Weinen ist noch übrig Zeit
wenn einmal Zeit selbst um mich weint.

Prinz (sich über die Brüstung neigend):
Bist Du ein Märchen, holdes Kind
sind deine Füsse, Hände so,
dass, wenn man sie berührte, sich
die Herrlichkeit in Luft verzög'? —
Ich bitte wie ein Flehnder Dich;
sprich, bist Du Bild und scheinst nur so?

Aschenbrödel:
Herr! Aschenbrödel bin ich. Seht,
der Schmutz, der an dem Kleide hangt,
sagt deutlicher es als mein Mund.

Prinz:
Ein Engel bist Du, Zärtlichkeit
verlegen um der Worte Sinn
stammelt, dass Du ein Engel bist.
Was bist Du sonst?

Aschenbrödel:
Ein recht verlogen närrisch Ding,
das gerne wüsste, wer Ihr seid.

Prinz:
Du reichst und nimmst die Antwort mir,
indem zugleich Du wieder frägst.

Aschenbrödel:
Nein, sagt es nicht. Ihr seid ein Prinz,
ein Königssohn, das sieht man Euch
an dem verschollnen Wesen an,

das unsrer Zeit sich nicht mehr schmiegt.
Ein Mantel ist von Hermelin
Euch um die Schulter angehängt.
Ihr tragt ein Schwert und einen Spiess,
wie das wohl nimmer Brauch mehr ist;
So denk ich wohl. Es kann ja sein,
dass ich mich irre; Königssohn,
das aber seid Ihr ganz gewiss.

Prinz:

Ja so gewiss als Du die Braut
mir bist.

Aschenbrödel:

Ihr sagt, dass Eure Braut ich bin?
O sagt es nicht. Es thut mir weh,
gleich von so holdem Knaben mich
verspottet und missliebt zu sehn.

Prinz:

Schon seh die Krone schimmernd ich
in Deine Haare eingedrückt:
ein Bild, wovor die Kunst sich spröd,
und Liebe sich verlegen zeigt.

Aschenbrödel:

Warum denn kamst Du her und wie?

Prinz:

Dies sagt das Märchen Dir zuletzt,
wenn auf des lieben Märchens Mund
das Schweigen ruht, wenn Stimm und Laut
und Farb und Lärm und Wasserfall
und See und Wald verschwunden sind.

Wenn dies geschieht, wird gleich das Wie
Dir in die Augen springen, doch
warum ich hier bin, weiss ich nicht.
Mitleid und Zärtlichkeit ja sind
heimliche Geister, deren Thun
Sinn nicht erratet. Sei nun still.
Begieb Dich in das strenge Los,
dem Du verfallen bist. Es wird
sich alles noch erklären.

Aschenbrödel fällt in ein schlummerndes Sinnen. Oben auf der Galerie erscheinen der König und der Kanzler.

König:

Da haben wir den Vogel Greif
nun in der Schlinge; greif ich Dich,
Du ausgerissner Schlingel, seh
ich ärgerlich es ist mein Sohn.

Prinz:

Still Vater, rührt Euch nicht.

König:

Ich mich nicht rühren vor dem Sohn,
der wie ein Bub errötend steht
vor meinem Tadel. Bist Du vor,
ich hinter Dich getreten, Schelm
dass Du Dir solche Sprache traust?
Gleich bei der hohen Krone sag,
wie kommst Du her, gerade hier
hierher. Heraus! He! Wird's mir bald
das stotternde Geständnis, wirds
mir um die Ohren laufen bald?

Prinz:

Ich habe weder Röte, noch
den Stotter, wie Ihr glaubt, ganz still
ganz ruhig, Vater, meld ich Euch
meld es dem Reich, der Welt, ich bin
verlobt.

König:

So?

Prinz:

Ja, ja, verlobt in jedem Sinn
wie Sprache es nur sagen kann,
ein Schwur beteuern; so verlobt
bin ich.

König:

Sieh! mit wem?

Prinz:

Mit einem Wunder, das nicht will
ein Wunder sein. So ein Geschöpf,
wie nur ein Mädchen sein kann, doch
noch als ein Mädchen unerhört.
Ein Bild, vor dem der Zauber kniet
und sich die blinden Augen reibt.
Das göttliche am Bilde ist,
dass es sich regt und Leben hat
und mir gehört, so wie ich ihm.
Ein Bund ist das, mein Vater, der
nicht mehr zu lösen ist. Das Blut
ging mit und unser keines säh
der liebsten Liebe Ende.

König:

Komm, Kanzler, komm!

Prinz:

Lass Deine Hand mich küssen, lass
Liebe Dir so zu Füssen flehn:
Sie ist, die ich mir nehmen will,
des Throns in jedem Sinne wert.
Zur Zierde wird sie unsrem Stamm;
Dein Alter wird sie süss erfreun.
O jage nicht den Sonnenschein
weg von des weissen Hauptes Schnee.
Erwärmen und entzücken wird
das Mädchen Dich, das mich entzückt.

König:

Schweig doch, Du weisst ja nicht, wie ich
gesinnt Dir bin. Hör an, mein Sohn:
Mach ich auch eine Miene wie
ein Stier, gleich auf die Hörner werd
ich Dich nicht nehmen. Tritt hier mit
in's Schwarz beiseit; im Dunkel so
wird schon ein Wort zu reden sein,
das unsern Hader sanft versöhnt.

Prinz:

Willst Du sie nicht noch sehn?

König:

Ich sah sie ja im Geiste schon.
Im Traum bin ich gefangen schon
und gütig gegen sie gesinnt.
Das will nicht sagen, dass ich es

auch gegenüber Dir nun bin.
Komm auf die Seite; und Du wirst
mein väterliches Woll'n verstehn,

Sie treten tiefer in die Galerie, wo man nur noch ihre Köpfe sieht.

Aschenbrödel, unten erwachend:

Nun möcht ich wissen, ob ich es
mit diesen Händen tappen kann.
Wenn es ein Traum ist, ist es nichts;
denn Träume, freuen sie uns auch,
sind doch nicht eine Regung wert.
Ich will den Fuss bewegen — so —
und nun die Hand und nun den Kopf.
Die Galerie, worüber sich
das Süsse mir herabgebeugt,
ist wirklich und wahrhaftig da,
obschon ich mich entsinnen nicht
und fragen kann, wie es geschah,
dass sich ein Prinz mir zugeneigt.
Sei's wie es will. Die Sache ist
ja noch so schnell verloren nicht.
Vielleicht war sie noch niemals da.
Ich träumte nur in einem Traum
jetzt eben schläferig davon.
Doch jenes Haupt und Lächeln kommt
wie eine Wirklichkeit mir vor,
die vor dem Schlaf war, Schlafen hat
misstrauisch mich und scheu gemacht,
hat mir das Spiel zerstört, in dem
so selig ich verloren war.
Nun mach ich einige Schritte vor
und seh, dass ich noch gehen kann.

Mein Blick sieht sich im Kreise um
und sieht, dass alles sauber ist,
durchaus nicht so geheimnisvoll,
wie ich es wünschte. Nun, das hat,
das alles, wie gesagt, hat Zeit.
Die Schwestern kommen.

Die beiden Schwestern kommen herein.

1. Schwester:

Ha, Aschenbrödel!

2. Schwester:

»Hier«, wird sie sagen. »Gleich, ich komm«,
wird ihre faule Rede sein.

Aschenbrödel:

Erzürnt Euch nicht. Ich bin ja da.
Auf meinen Knien, wenn Ihr wollt,
küss ich Euch Hand und Fuss. So schnell
war ich noch nie zum Dienst bereit.
so gern gehorcht' ich Euch noch nie.
Ich bitte, sagt, was soll ich thun.

2. Schwester:

Den Schuh hier binden meinem Fuss.

1. Schwester:

Für mich zum Handschuhmacher gehn.

Aschenbrödel:

Wie gerne spräng ich gleich für Dich,
doch bindet mich das Binden hier.
Wenn ich gebunden habe, fliegt,
mein Eifer für die Schwester fort,

die mir befiehlt, zu gehn. Bin ich
dann wieder hier, soll Müdigkeit
nur wieder neuem Dienste stehn.
Nie werdet Ihr mich müde sehn,
so lange Ihr es nicht erlaubt.

2. Schwester:

Das ist ja viel zu eng geschnürt,
Du träger Klotz, da — nimms dafür!

Sie stösst sie weg.

1. Schwester:

Geh, mach Dich fort, und dass Du nicht
auf Gassen und an Ecken säumst.

Aschenbrödel geht ab.

Prinz, auf der Galerie:

Sitzt nicht das eitle Schwesternpaar
wie Hass und Missgunst brütend da?.
Wie schlank sie sind. Sie wären schön,
verwüstete ihr Wesen nicht
der Unverstand, der bleiche Neid.
Ja, wie die finstern Wolken wehn
sie um das süsse Sonnenbild,
ihr kleines Schwesterchen, das ganz
verschüchtert ihrer Macht sich giebt,
und sich nicht mehr zu helfen weiss.
Dies sollte mir ein Märchen sein
für Kinder und für Grosse auch;
die beiden Modetürme da
und Ihr verhasstes kleines Reh,
verhasst, weil es so reizend ist.

Wo floh es hin? Es eignet sich
mich dünkt, fürs Springen nur zu gut.
Dass es mir flieht, befürcht ich stets.
Heda, Ihr Schwestern!

1. Schwester, umblickend:

Was will der Grobian?

2. Schwester:

Zu roh, merkts Euch, seid Ihr für uns.
Geht Eurem rauhen Handwerk nach,
Reizt Hunde, schwingt den schweren Spiess,
schiesst Hasen tot, hier ist nicht Platz
für solchen unerzognen Knecht.

Prinz:

Ja, ja. Es ist schon gut!

1. Schwester:

Lass, Schwester, doch den Narren sein.

Sie sprechen für sich.

Aschenbrödel kommt unbemerkt herein.

Prinz, leise:

Du Nachtigall, Du holder Traum,
Du über alle Phantasie
erhabene Erscheinung, sieh
wie meine Hände hurtig Dir
zur Anbetung zusammengehn.
Die Sprache muss ein Wiesel sein
sich überstürzend, wenn sie will,
dass es an Ausdruck ihr nicht fehlt;
doch sieht sie ihre Armut ein.

Bewunderung schliesst Ihr den Mund:
Liebe hält so den Atem an.

Aschenbrödel, lächelnd:

Still, Räusperer, still, still.

Prinz:

Mein Vater will auf seinem Schooss
als sein gekröntes Kind Dich sehn.

Aschenbrödel:

Ist er ein alter Mann. Ist er
des Landes König?

Prinz:

Ja, ja, er ist's. Ich bin sein Sohn.
Jetzt eben schalt er Schlingel mich,
der an der grossen Nase ihn
herumgeführt. Jetzt lächelt er
und weint die beiden Wangen voll.
Doch frag ich ihn, warum er wein',
sogleich bin ich ein Lumpenkerl,
ein Mensch, der keine Ehre kennt,
ein Dieb der hohen Majestät,
ein Flegel in dem besten Sinn.
Drum bin ich stille, mäuschenstill
und stör in seiner Ruh ihn nicht,
worin er Deine Anmut träumt.

Aschenbrödel:

Und dass er's thut, will er Dir noch
als einem Schlingel nicht gestehn?

Prinz:

Ganz so ist es.

Aschenbrödel:

Versteck Dich jetzt.

Der Prinz in seine vorige Stellung zurück.

Aschenbrödel:

Leis lachen meine Engel, die
in Lüften schwebend um mich sind;
Sie deuten auf die Köpfe dort,
die über dieser Galerie
zur Hälfte etwa sichtbar sind:
Seht die gigantische Krone nur,
die so zum heitren Lachen zwingt.
Seht eine Stirne kraus gefurcht.
Erblickt nun einen Jünglingskopf
und ratet fleissig, wer es ist;
der Prinz, ganz sicher, ist es nicht.
Sein Kopf vielleicht, auch der ist's nicht;
denn eine Hälfte von dem Kopf
kann doch gewiss der Kopf nicht sein.
Das Süsseste am Schauspiel ist,
dass man es still belachen muss
ganz leise, dass es niemand hört,
Vor allem meine Schwestern nicht,
die neben dem Gelächter sind,
von ihm betroffen werden, und
es doch nicht spüren. Ja, es liegt
ein Schlummer in dem grossen Saal.
Empfindung ist wie eingepackt
in eine Schachtel. Ich bin auch
ganz über allen Ausdruck müd.

Die Säule hier der Galerie
soll mir ein wenig Wiege sein.

Sie lehnt an eine Säule.

Märchen, phantastisch gekleidet, tritt hinter des Prinzen und des Königs Rücken auf.

Märchen, flüsternd:
Aschenbrödel!

Aschenbrödel, hervortretend:
Nein, was ist's auch. Wer bist Du, sprich!

Märchen:
Märchen bin ich, aus deren Mund
das alles hier Gesprochne klingt,
aus deren Hand der Bilder Reiz,
die hier entzücken, fliehn und gehn,
die das Gefühl der Liebe Dir
im Augenblick erwecken kann
durch süsse Gaben, Dir bestimmt.
Sieh, diese Kleider machen Dich
zum schönsten Fräulein, geben Dir
die Hand des Prinzen in die Hand.
Sieh, wie das funkelt, wie das blitzt.
Die Edelsteine, Perl'n, Korall'n
begehren sehnlich Dein zu sein,
Dir Brust zu schmücken, Hals und Arm
zierlich zu fesseln. Nimm sie hin,
und nimm es hin, das ganze Kleid.

Sie lässt den Rock herunterfallen.

Wenn es zu eng Dir etwas steht,
lass Dichs nicht grämen, vornehm Kleid
presst eng sich an die Glieder an,
schmiegt gern sich gierig an den Leib.
Was nun den Schuh betrifft, ich glaub
dass Du dazu das Füsschen hast,
so zierlich wie er es verlangt.
Willst Du die Schuhe nun nicht auch?

Sie hebt sie in die Höhe.

Aschenbrödel:

Du blendest mich.

Märchen:

Dich zu erschrecken kam ich her.
Die Menschen glauben nicht an mich;
doch das thut nichts, wenn nur mein Nahn,
sie wieder etwas sinnen macht.
Die Schuh' sind Silber, doch so leicht
wie Schwanenflaum. Ich bitte, fass
geschickt in Deine Hand sie auf.

Sie wirft sie in Aschenbrödels Hände.

Aschenbrödel:

Ach, ach.

Märchen:

Neck Deine Schwestern nicht damit.
Sei edel mit dem edlen Prunk.
Indessen, Du beträgst Dich so,
wie die Natur in Dir Dich zwingt.

Aschenbrödel:

O ich versichre Dich.

Märchen:

Du bist ein liebes holdes Kind,
des Märchens wert. Knie nicht vor mir.
Ich bitte, wenn Du lieb mich hast,
knie dem, vor dem ich selber knie.

Aschenbrödel, kniend:

Nein, lass mich. S'ist ja Dankbarkeit,
die göttlich sich bereichert fühlt.

Märchen:

S'ist wegen Deiner Mutter, dass
ich zu Dir komme. Eine Frau
so schön, wie sie, lebt nimmermehr,
so mit der Tugend ausgeschmückt
dass Tugend schöner war als sie,
die doch das Schönste, — lebt nicht mehr
als vielleicht noch in Dir. Du hast
das Süsseste von ihr, das, was
Fraun göttlich macht, den Reiz der Ruh,
der in dem edlen Sinne ist,
das Unaussprechliche, wovor
tüchtige Männer knien. Doch still.
Leg nun das Kleid im Stillen an,
schleich Dich zu Nacht in den Palast;
das Weitre weisst Du selbst. Dies träumt
zu lange schon. Die Szene muss
nun lebhaft wechseln. Staunen soll
erschrecken und das Märchen geht
dem Ende, seiner Heimat zu.

Geht ab.

Aschenbrödel:

Nun schnell, damit die Schwestern mich
zu früh nicht sehn, und ich zu spät
nicht den Verlust empfinde. Laune möcht
hier noch verweilen, doch dem Schelm
traut eine Glückliche nicht mehr,
die jetzt mit ihrem Reichtum flieht,
ihn zu verbergen. Laune möcht
hier lächeln noch, das Glück jedoch,
das lächelnde lacht mich hinweg.
Schnell, dass der Prinz mich so nicht sieht.

Ab.

Prinz:

He, Aschenbrödel!

König:

Die Nacht ist da, komm, gehn wir heim.

Prinz:

Ich muss hier ewig sein.

Drei Mädchen als Pagen treten auf.

1. Page:

Wie bang ist mir in diesem Kleid,
das mich zu einem Knaben macht.

2. Page:

Es kizzelt mich, es zupft, es sticht,
es ist ein unnennbar Gefühl,
es küsst am ganzen Körper mich.

1. Page:

Als ich dem Leib es anzog, schoss
ein Feuer mir ins Angesicht.

Nun ich es trage, weiss ich nicht,
wie ich darin mich fassen soll.

3. Page:

Man will es wie die Buben thun,
will springen, lachen, hin und her
die Glieder drehn und kanns doch nicht.
Es presst wie eine Sünde sich
um meinen jungen, weissen Leib,
macht mich erstarren.

1. Page:

Und doch, nicht um ein Königreich
möcht ich, dass die Empfindung mich
nicht ängstigte. Mir ist so wohl
und so wollüstig weh dabei.

2. Page:

Der Himmel und die Erde, wenn
sie aufeinander lägen, halb
so eng gespannt wie diese Tracht
und ich, sie fühlten, was es sei.

1. Page:

Der Prinz, ihr Mädchen, ruft.

Prinz:

Was wollt ihr und was thut ihr hier?.

1. Page:

Die Szene schmücken, wie Dein Traum
und wie das Märchen es verlangt.
Kostbare Stoffe hängen wir
der Galerie zum Schmucke an.
Jetzt streuen wir Essenzen aus,

die das Gemach mit Duft erfüll'n.
Jetzt zünden wir die Leuchter an
und machen so die Nacht im Raum
zum hellen Tage. Hast du noch
uns etwas zu befehlen, sag
es uns.

2. Page:

Soll'n wir das Volk zusammenschrein,
das dieses Fest beklatschen soll?

Prinz:

Nein, nein, es ist nicht solch ein Fest,
das, wie ihr meint, des Volks bedarf
es einzurahmen mit Geschrei.
Wir machen unter uns es aus.
Ganz still soll diese Feier sein.
Der öffentlichen Stimme giebt
sie nichts zu brüllen und der Welt
nichts zu bedenken. Unachtsam
wird hier gefeiert, ohn' Bedacht
soll Festlichkeit die Herzen füll'n.
Was wäre uns die Menge da
nicht für ein lästiger Gesell,
da sie nach Pomp verlangen würd',
nach eitler Pracht, die nimmer hier
bei unsrer Lust zu sehen ist.
Ich spüre solche stille Lust,
solch eine süsse Heiligkeit,
dass der Gedanke an ein Fest
mir überhaupt verwerflich ist.
Ich war hier festlich schon gestimmt,
noch eh ihr mit den Kerzen kamt,

dem Fest zu leuchten. Bange Lust,
Die halb sich schämt und halb sich freut,
die ein unsäglich Zittern ist,
die am Gelingen zweifelt, ist
Festgeberin hier.

3. Page:

Nur diese schlanke Säule noch
lass bräutlich mich umwinden, Herr.

Prinz:

Nun thut mir den Gefall'n und geht,
nehmt besten Dank für besten Dienst.

1. Page:

Die fein erzogne Pagen sind,
gehn, wenn man ihrer nicht bedarf.

2. Page:

Kommt weg. Des Prinzen Page ist,
die Träumerei.

Die Pagen gehen ab.

Prinz:

Ich handle jetzt so sehr im Traum,
dass ich mich füglich fremder Macht
ganz unterwerfen darf. Ist das,
was ich vor Augen sehe hier,
mein Eigentum, bin ich vielmehr
darein nicht wie ein Spiel gestellt?
Wie lange sitz ich hier nicht schon,
und nichts doch will mir vorwärtsgehn.
Ich glaube gar, ich bin verrückt;
und alles, was hier um mich ist,

ist es nicht minder, ist es wohl
durch Zaubermacht. Doch, wie gesagt,
ich will beherrscht, gefesselt sein.
Mein Blut, obwohl es fürstlich ist,
fühlt unter solchen Banden sich
wohl, überwohl. Ich möchte schrein,
mit solcher Stimme möcht ich schrein,
dass über alle Welten sich
der Klang verlöre. O wie schön
ist es durch Zwang hier, der doch sonst
den Ort verfinstert, wo er herrscht.
Noch nie war ich so sehr gespannt
auf eines Ausgangs Wunderbild.
Das Ende dieser Sache hier
muss Wunder sein, da sie so bang
mich warten lässt. He, Vater!

König:

Das wird zu ärgerlich. Komm heim.

Prinz:

Hier ist mein immerwährend Heim.
Ich fühle jeden Augenblick
als einen Kuss; das Gehn der Zeit
berührt die Wange schmeichelnd mir,
die Sinne ziehn am Wohlgeruch.
Ich hange dieser Welt hier an,
wie sie an mir. Ich komme da
nie, niemals weg.

König:

Und wenn ich Dir's befehle nun?

Prinz:

Du hast hier weder Wort noch Macht.
Ich gab mich einem Wort schon hin.
Und eine Macht gebietet mir,
die mich Dich überhören heisst.
Verzeih mir Vater, es ist jetzt
rebellisch junger Drang in mir,
wie Du ihn wohl auch hattest, als
noch jung Du warst. Ich bleibe hier
und warte, bis sich Leben regt.

König:

Ich muss wohl auch. Doch damit ist
noch nicht die Hand gereicht, die Dir
für Deine Red' verzeiht.

Prinz:

Verzeih'n ist so unendlich lieb
so süss dem, der es einmal übt,
dass Ihr mir wohl, ich weiss gewiss
verzeihen werdet.

König:

Dummes Zeug!

Prinz:

Dass es so sonderbar mir ist,
will ich vergessen, so dass selbst
Erwartung schweigt und Frage noch
ihr Thun verhehlt. Ich bin ja hier
an einem so geliebten Ort,
dass ich mich wohl gedulden kann.
Nur der Gedanke macht mir bang,
wo nur das Aschenbrödel bleibt.
Wie? Wenn sie gar nicht wiederkäm,

wenn sie vergässe ganz und gar,
wo ihr Empfinden hingehört?
Dies ist ja unwahrscheinlich, doch
unmöglich nicht. Die Möglichkeit
ist eine weite Welt, und dass
bereits Geschehnes möglich war,
sieht wie Unmöglichkeit auch aus,
ist mir auch unbegreiflich fast.
Unfassliches ist ferner wohl
so gut als bisher möglich. Sei's.
Ich will mich fassen, Menschen ziemt's
besonders Männern, stolz zu sein.
Doch welche Angst ist in dem Stolz,
erheuchelt so? Und solcher Stolz,
was vor sich selber ist er wert?
Nein ich will weinen, dass das Kind
Zufall so lang mir ferne hält,
und ich will denken, dass nur dies
es immer sei.

König:

Ich fürchte, während ich so ganz
hier müssig bleibe, schwankt mein Staat.
Lass Unordnung sich wälzen, nun
reizt mich das nahnde Ende doch
des Märchens hier, der Ordnung Gott
will ich dann nachher wieder sein.
Regierung schläft auch einmal gern;
und des Gesetzes Vater ist
auch nur ein Mensch.

Prinz:

Ich hielte gern den Atem an,
schärfer zu horchen ihrem Tritt.

Doch sie hat solches leise Gehn,
dass selbst die Ahnung es nicht merkt,
wenn sie sich naht. O nahte sie
hier dem begierigen Sinn sich doch,
der seine Muskeln fast zerreisst,
sie nah zu fühlen. Wie ist Näh
so süss, wenn um Geliebtes es
sich handelt, und wie roh ist sie,
wenn Böses uns aufdringlich ist.
Hier sollte Liebliches sich nur
recht wichtig drängen, doch das ist
der Liebe Weise eben nie.
Sie schweigt, wo sie vergessen muss;
sie hat nicht jenen lauten Schall,
der Falschheit zeichnet. O sie ist
reich; und es braucht der Worte nicht,
sich ihrer zu erinnern. Sehr,
o sehr weit kann die Liebste doch
von hier nicht sein. Dies sagt Gefühl
lebendig mir. Dass nur Geduld
dem Wartenden sich nicht entzieh',
ist alles, was ich denken kann.
Ich muss hier stehn, das steht so fest
wie Machtwort es befehlen kann.
Liebende harren gern; der Traum
von der Geliebten macht die Zeit
sich überstürzen. Was ist Zeit,
als ein Gezänk der Ungeduld,
beruhigt jetzt? Was glänzt mir dort?

Er steigt die Treppe der Galerie hinunter.

König:

Ich kann die Sache nicht verstehn,
warum ich hier der Stille mich
vermähle. Zum Vermählen bin
ich doch zu alt. Verstand schilt mich,
zeigt mit dem Finger auf mich hin
laut lachend, doch was thut das?
Ich bin ja alt und hab ein Recht
närrisch zu sein. Die Duldsamkeit
geht fröhlich mit dem weissen Haar
gemeinen Weg. Ich dulde, dass
mein Sohn den Vormund wacker spielt.
Aus Laune, die dem Alter ja
bekanntlich nachhüpft, lass ich's gehn,
wie Jugendsinn es haben will.
Ich schlafe. — Meinem Silberhaar
steht Müdigkeit so gut, wie Schlaf
greisem, kopfschüttelndem Verstand.

Prinz, unten, mit dem einen Schuh in der Hand:

Ich möchte diesen Gegenstand
als Vorspiel nahnder Herrlichkeit
und Liebe deuten. S'ist ein Schuh,
der einem feinen Fuss gehört.
Er drückt ein artiges Wesen aus,
als hätt er Mund und Rednergab.
Den Schwestern dort, die steinern sind,
gehört die zarte Zierrat nicht.
Wo hätten sie den Fuss dazu
so eng geformt für diesen Schuh.
Wem denn nur ist er? Dieser Frag
möcht ich nicht gegenüber stehn;

bang macht sie. Könnt es wirklich sein?
Wär es des Mädchens — aber nein.
Ich thu mir unnütz weh damit.
Wer gäbe Silber ihr und Gold,
wer ihr so königlichen Schmuck!
Und doch spricht eine Ahnung mir
von Aschenbrödel, zeigt auf ihr
seltsam Benehmen, ihre Fern,
Art überhaupt. Der Zauber ist,
wie ich ja weiss, hier Möglichkeit.
Ich will es wünschen, da ich nicht
es fassen, greifen kann.

Er geht nachdenklich die Treppe hinauf. Oben steht Aschenbrödel im Mägdekleid, das Geschenk des Märchens in den Armen tragend.

Aschenbrödel:

Seid Ihr noch immer hier, mein Prinz?

Prinz:

Entzückend Kind, dass ich noch hier,
ist nur, Dich wieder hier zu sehn.
Was trägst Du da?

Aschenbrödel:

Seht, schöne Kleider! Seht die Pracht
nur gierig an; ein Königsaug
kann sich daran erfreun.

Prinz:

Wer gab es Dir?

Aschenbrödel:

O das zu wissen reiz Euch nicht.
Ich weiss es selber nicht genau.

Genug, dass dieses Süsse mein,
und dass ich's tragen könnte, wenn
gerad' ich wollte. Doch — —

Prinz:

Doch — —.

Aschenbrödel:

Ich will nicht mehr.

Prinz:

Warum bist Du so seltsam kalt?
Wer trübte Deiner Seele See
mit Schlamm, dass er so finster sieht?

Aschenbrödel:

Ich selbst, und deshalb seid nur still,
steckt Euren edlen Zorn nur ein.
Es giebt hier keine Kränkung mehr.
Nur — —

Prinz:

Wie? Sag doch, Liebe!

Aschenbrödel:

Nur etwas ist, das mich noch kränkt:
dass diesen hübschen Sachen hier
ein Etwas fehlt. Den linken Schuh
muss ich vermissen — ah, da ist
da ist er ja.

Prinz:

Nun ja — und ist's der Deinige?

Aschenbrödel:

Wie könnt Ihr fragen, da er doch
dem Bruder hier aufs Tüpfchen gleicht.

So hab ich denn das Prachtgeschenk
vollständig; und so kann ich gehn.

Prinz:

Um Deinem Leib, nicht wahr, um es
holdseeligem Leibe anzuziehn?

Aschenbrödel:

Nein, nicht.

Prinz:

Was ist Dir plötzlich denn?

Aschenbrödel:

So plötzlich, ja, was ist es denn?

Prinz:

Du liebst mich nicht mehr?

Aschenbrödel:

Ob ich Euch liebe, weiss ich nicht.
Ich liebe Euch, es ist doch klar;
denn welches Mädchen wäre nicht
in hohen Stand und Tapferkeit,
in edle schöne Art verliebt?
Ich liebe Eure Pracht, die so
geduldig ist und meiner harrt.
Mich rührt, dass Ihr, gerade Ihr
mir, mir gerad Euch gütig zeigt.
Mich rührt so schnell etwas, ich bin
so hurtig aufgeregt, ich steh
wirklich ganz elend schutzlos da.
Jedweder kleine Windhauch weht
mein Inneres zum Sturme auf,
um gleich nachher so still zu sein,

wie jetzt es ausgebreitet liegt:
wie sonnbeschienener, ruhiger See.

Prinz:

Ist Deine Seele wirklich so?

Aschenbrödel:

So oder anders. Was vermag
ein Wort zu sagen. Allzu roh
ist unsrer Sprache Laut dafür.
Es brauchte der Musik, um das
besser zu wiederholen, sie
sie tönte es.

Musik.

Prinz:

Horch, welche holde Tanzmusik.
Die Sehnsucht geht mir schwellend auf;
und ich ertrag es nicht, dass wir
hier länger zögernd stehen. Komm,
lass Dich zum Tanze führen. Hier
ist jetzt ein Fest, durch Zaubermacht
uns aufgethan. Entledige Dich
der silberschweren Last und komm.

Aschenbrödel:

In diesem Kleide, Herr, voll Schmutz
und garstigen Flecken? Wollt Ihr denn
mit einer Küchenschürze tanzen, eng
geschmiegt an Russ und Kehricht sein?
Besinnen würde ich mich doch,
bevor ich also spielte.

Prinz:

Ich nicht.

Er trägt sie die Treppe hinunter.

Wenn er unten ist:

So tanzt ein Fürstenpaar:

Sie tanzen. Nach ein paar Sätzen schweigt die Musik.

Aschenbrödel:

Sieh, sieh!

Prinz:

Als mahnte sie uns, still zu sein.

Aschenbrödel:

Das will sie auch. Sie ist ein sehr
feinfühlig Wesen, will nicht, dass
der Ton durch Tanz verloren geh.
Sie weist auf unsre Einbildung
uns lebhaft hin: wir tanzen doch
im Traum so gut als wirklich. Tanz
in diesem Fall will nicht getanzt,
gepoltert sein. Empfindung kann
auch tanzen ohne einen Fuss
und ohne Lärm. Still, hören wir,
was die Musik uns ferner will.

Die Musik beginnt von neuem.

Prinz:

Horch, süss wie Traum!

Aschenbrödel:

Ein Traum ja ist sie, die so fein
den Traum in uns sich regen macht.

O sie verträgt nicht weiten Raum,
sie flüchtet in die Stille sich,
wo nichts als sie die Luft bewegt
zu leisem Schwingen. Senken wir
in ihren ganzen Inhalt uns.
Sodann vergessen wir, was doch
vergessen sein muss. Suchen wir
die Fährte der Empfindung auf,
die im gemeinen Drange wir
verloren. Leicht entdecken wir
das Süsse nicht. Es braucht dazu
unendliche Geduld, wie Sinn
es kaum vermag. Es ist so leicht,
wie wenn wir leicht begreifen woll'n
das Unbegreifliche. Komm, ruhn
wir heiter aus.

Prinz:

Süss wie Musik klingt deine Red.

Aschenbrödel:

Still, stört in dem Gedanken mich,
der, halb gelöst, so weh thut, nicht.
Ist er heraus, will lustig ich
und fröhlich sein, wie Ihr verlangt.
Doch nie wird seinen Kerker er,
den Sinn verlassen, sehr gereizt
fühl ich in meinem Herzen das.
Er wird ausklingen wie ein Ton
zaghaft, verschuldet; und nie stirbt
Erinnerung daran. Ein Teil
wird in mir bleiben, bis vielleicht
ein Zufall mich davon erlöst.

Prinz:

Welch ein Gedanke ist es denn?

Aschenbrödel:

Nichts, gar nichts. Es ist Laune nur.
Wenn einem Skrupel wir so sehr
nachhängen wollten. — — Dummes Zeug — —
das gäbe doch kein Ende uns,
weil Anfang Mitte Ende ganz
verschobene Dinge sind, die nie
ein Sinn noch fasste, nie ein Herz
jemals gekannt. Das Ende ist:
ich will mit dir jetzt fröhlich sein.

Prinz:

Wie rührst du mich, und wie entzückt
mich deine unbesonnene Art,
die allen Zeichen, die sie giebt,
nach, vornehm ist. Wir wollen jetzt
vergessen, wo und was wir sind,
Lust teilen, wie Beängstigung
wir redlich teilten. Bist Du still?

Aschenbrödel:

Ganz die gefang'ne Nachtigall,
die zitternd in der Schlinge sitzt,
und ihren Laut vergessen hat.

Prinz:

Du schmeichelst mir!

Aschenbrödel:

Ganz Dein bin ich, so ängstlich Dein,
dass Du den Leib mir borgen musst
mich tief drin zu verstecken.

Prinz:

Ich gebe Dir ein Königreich — — —

Aschenbrödel:

Nein, nein!

Prinz:

— — — Ein Haus, das Du bewohnen wirst.
Es steckt in einem Garten tief;
Dein Blick wird an den Bäumen ruhn,
an Blumen und am dicken Busch,
am Epheu, der die Mauer kränzt,
am Himmel, der das Sonnenlicht
Dir herrlicher als Andern schenkt,
weil es durch Grün gebrochen dringt.
Viel zarter ist dort Mondesstrahl.
Die Tannenspitze kitzelt wund
und zärtlich ihn. Der Vogellaut
ist Deinen Ohren ein Konzert
unsäglich schön. Du wandelst still
als Herrin durch die Gartenkunst,
auf Wegen, die, als hätten sie
Empfindung, auseinandergehn
und plötzlich wieder sich in eins
verziehn, Springbrunnen heitern Dich,
Du Träumerin auf, wenn Du zu sehr
Gedanken nachhängst. Alles wird
eilfertig Dir zu Diensten stehn,
wenn es Dir nur gefällt, es ganz
nur unter Dir zu fühlen, ganz
es heiter zu beherrschen.

Aschenbrödel:

Du machst mich lustig. Nicht, nicht wahr
ich würde wie auf Händen mich
getragen fühlen? Deiner Hand —
das ist gewiss, würd' ich mich ganz
anschmiegen und glückselig sein.
Doch diese Kleider hier, Du siehst, in die
so jämmerlich verliebt ich bin,
die würd' ich dann zur Seite thun
dürft' nicht mehr Aschenbrödel sein — —

Prinz:

Du hast dann Dienerinnen und
Schränke voll süsser Kleiderpracht.

Aschenbrödel:

So? hab ich das?

Prinz:

Du wärst den ganzen Tag still Dir
selbst überlassen. Nur wenn Dich
die Sehnsucht aus dem Garten trieb'
nach Menschen und nach stärkerm Lärm,
als er in Deiner Stille Dir
begegnet, fändst Du im Palast
rauschende Lust genug, Glanz, Pracht,
Musik, Tanz, Toben, was Du wollt'st.

Aschenbrödel:

Das würde alsdann wieder mir
die Einsamkeit als Gegenteil
sehr lieblich machen und sehr lieb.
Du meinst doch so?

Prinz:

Ja, so.

Aschenbrödel:

Wie lieb Du bist. Ich finde nicht
in dem unendlich weiten Land
der Dankbarkeit ein kleines Wort,
Dir Dank zu sagen. Lass mich Dich
dafür statt aller Danksagung
nur küssen, so. O das war süss.
Gut, dass es jetzt zu Ende ist.

Prinz:

Zu Ende? Was?

Aschenbrödel:

Das Springen ist zu Ende jetzt,
der Tanz mit Dir. Ich bin nicht Dir,
ich bin mir selber noch verlobt.
Gedächtnis mahnt mich, dass ich noch
das Liebe nicht zu End geträumt,
was hier — hier um mich schwebt, was hier
mir vieles noch zu schaffen giebt.
Siehst Du die stillen Schwestern dort,
die wie zu Stein erstarrt uns sehn
mit so erstaunten Augen an?
Mich dauern sie, obwohl sie nicht
des Mitleids wert sind. Aber das
ist nicht die wahre Art, es ist
um meinetwegen ja doch nur.
Ich liebe sie, die mich so hart
und streng behandeln, bin verliebt
in unverdiente Züchtigung,

in böse Worte, um darob
heiter zu lächeln. Dies giebt mir
unendliche Genugthuung,
füllt doch den langen Tag mir aus,
giebt mir zu springen und zu sehn,
zu denken, träumen. Und das bin
von Grund ich, eine Träumerin.
Zu schnell wär ich mit Dir verlobt,
der einer Bessern würdig ist.
Das Märchen giebt es nimmer zu.

Prinz:

Das Märchen will's. Das Märchen ist's
gerad, das uns verlobt will sehn.

Aschenbrödel:

Ein muntereres Märchen ist
das träumerische Wesen hier.
Bei Dir könnt ich nicht träumen!

Prinz:

Doch, doch!

Aschenbrödel:

Nein, wo es mir so vorgestellt
wie dem gefangnen Vogel wär,
könnt ich's nicht zu mir nehmen, könnt's
nicht küssen.

Prinz:

Du willst auf seiner Flucht es sehn.
Es soll Dir Mühe kosten, es
zu jagen, nur dann träumtest Du,
wenn Du den Traum erhaschen müsst'st?

Aschenbrödel:

Wie lieb Du mich verstehst. So ist's.
So ist's.

Prinz:

Nun, nun, beruhige Dich. Ich weiss,
jetzt gehst Du, legst das Kleid Dir an,
das Märchen Dir beschieden hat.
So Süsses war dir vorbestimmt,
und Du entkommst der Fessel nicht,
so sehr zehntausend Launen sich
in Dir dagegen sträuben. Darf
ich Dich geleiten bis zur Thür?

Sie stehen auf

Sieh, es wär schade doch für Dich.
Die Feinheit, die Du an dir hast
bestimmt Dich zur Gemahlin mir.
Du weinst?

Aschenbrödel:

Weil ich Dir folgen muss, und weil
trotz dem Gesagten ich so gern
Dir fürder folgen will.

Prinz:

Ich bitte recht, recht sehr.

Aschenbrödel mit den Kleidern, die sie aufgesammelt hat, ab.

He, Vater!

König (von oben):

Was für ein Mädchen ist das, Sohn!

Prinz:

Ist sie Dir recht nun?

König:

Sie soll als Göttin mir den Thron
besteigen. Die Erhebung soll
das Land erregen mit Musik
und Festlichkeit. Ich will gleich hin
und es verkünden unserm Staat.
Sie unterdessen kommt mit Dir
dem Jubel, der wie Weihrauch wird
vorhergehn, nach.

König ab

Prinz:

Ich will hier warten, bis sie kommt.

Zu Aschenbrödel, die im reichen Kleid oben auf der Galerie erscheint:

Ach, bist Du da?

Aschenbrödel:

Zu dienen, Herr.

Prinz:

Ah Du! Nein, o wie. —

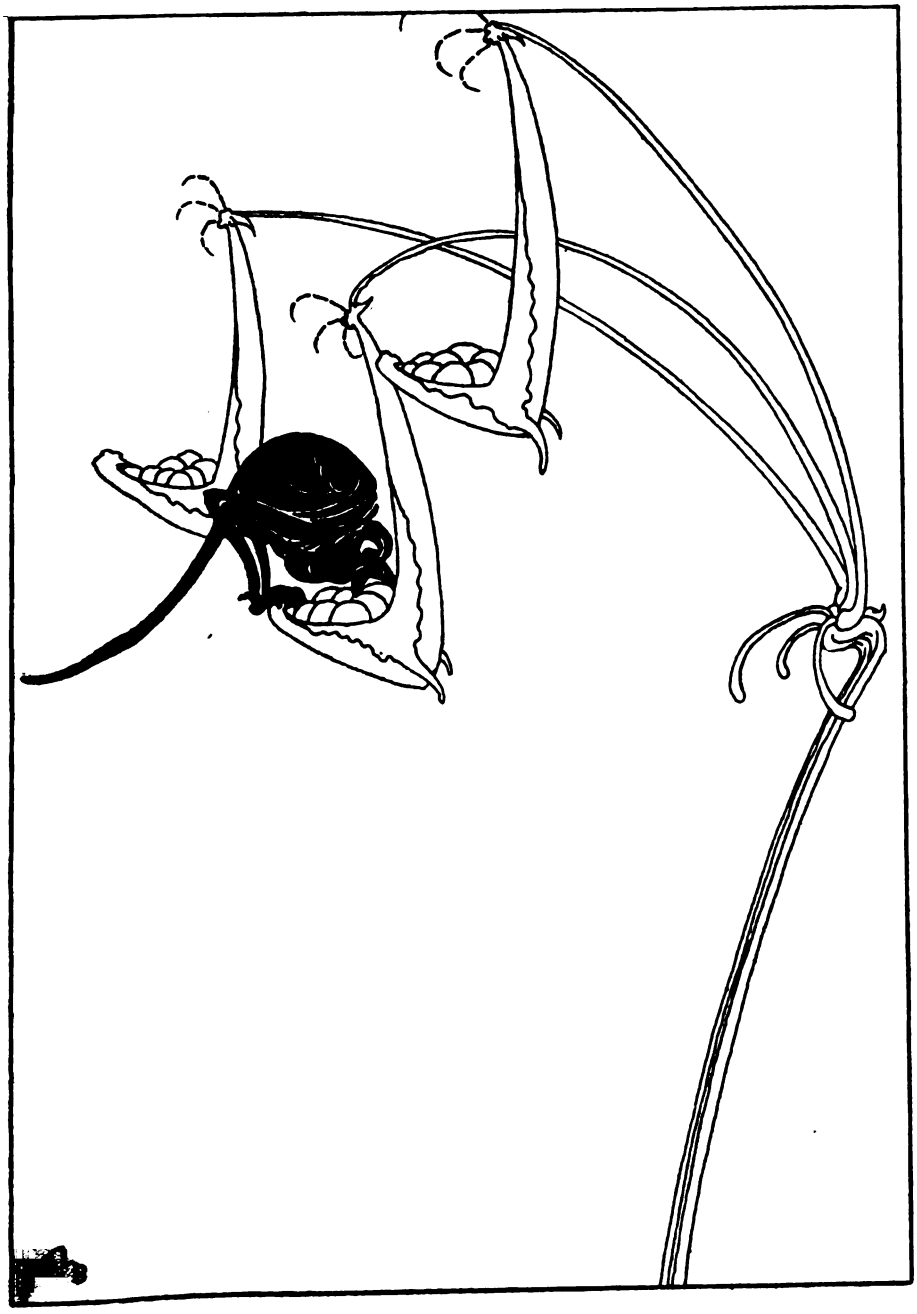
Er springt ihr gegen die Treppe entgegen.

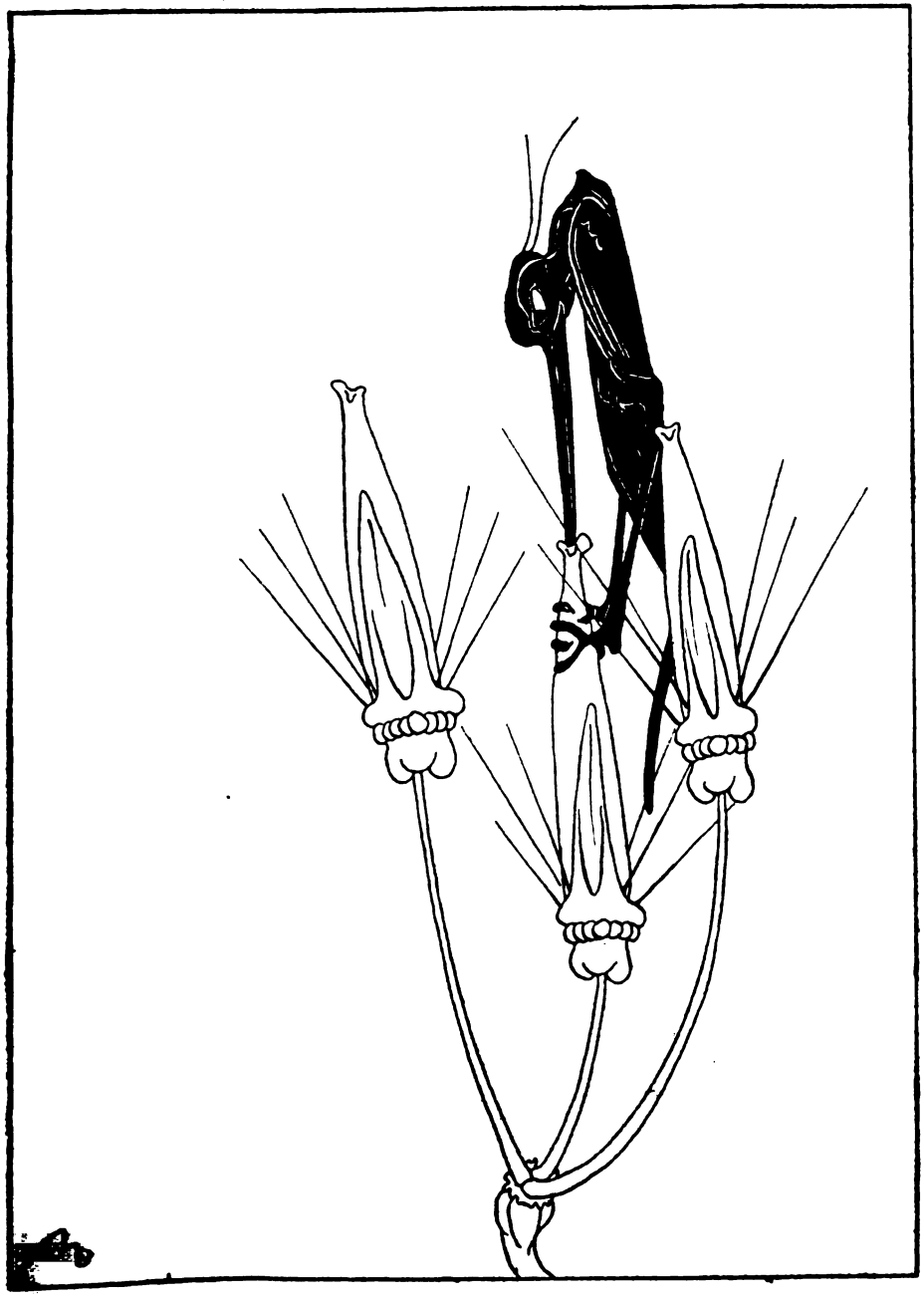
Aschenbrödel:

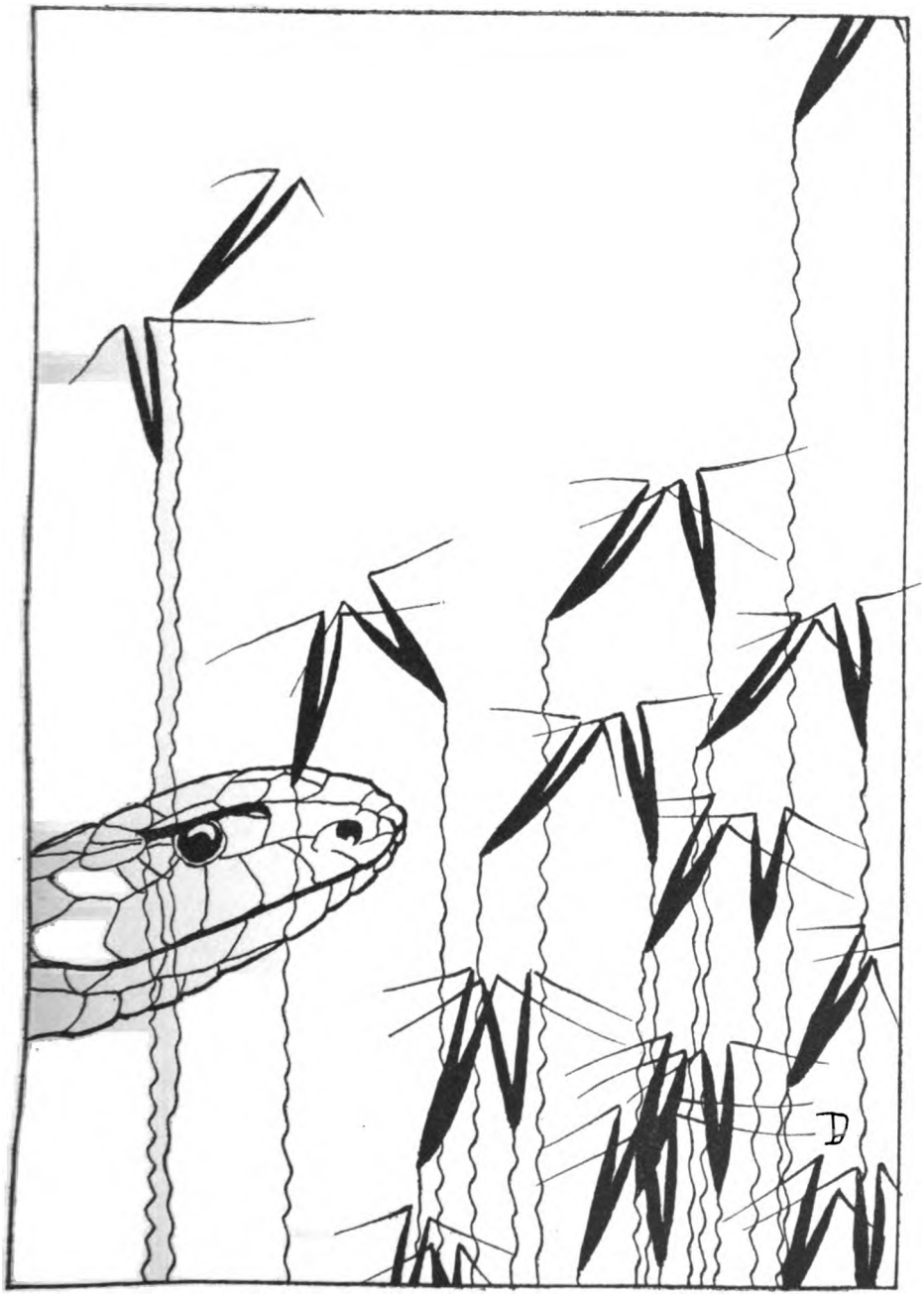
Ja, ja.

ENDE.

DREI ZEICHNUNGEN VON MARKUS BEHMER.







PATHETISCHE ELEGIE/ EIN GEDICHT VON RUDOLF BORCHARDT.

ALSO schwimmt der Tag in das Rot verführender Länder
Wieder hinunter, es sinkt, Schatten an Schatten gedrängt,
Schauernd der Zug der Stunden hinab. Der lösenden Welle
Schwarm an schwirrendem Schwarm ziehen die Vögel sich nach,
Dicht aufs Wasser gedrückt, und es fliegt die welkende Blume
Mit den Gewinden hinein, Tulpe, Violen und Mohn,
Die um den Becher des Mahls und um die steinerne Wange,
Starrende Locken und Stirn eines Unsterblichen hing.
Zwar sie tauschen den Tod nicht ein um Leben, es hat sie
Nicht die Freude gesät, und von dem Sommergefild
Trugen sie nicht, vom Schimmer gelockt, bezauberte Hände,
Schönes zu schönem gehäuft, in das verödete Haus,
Das nun schmal und finster im Winde steht, und der Tag-Wind
Nahm von dem schattigen Thor lange, wie lange nicht mehr
Ton des Gelächters fort und den Hall der fröhlichen Füsse
Ueber den Estrich hin Kammern und Halle und Saal,
Den die leichte Sohle des Starken thut, und es schweigen
Alle die Wände, es schweigt selber das wilde Gebüsch,
Das sich den Hof durch drängt und den Garten füllt mit Gerüchen,
Wie sie der Wählende liebt, Hauch von berauschendem Mund,
Herb und zart, wo Rosen und Lorbeer neben einander
In dem verwirrten Gebild dunkel und schimmernder stehn.
Aber sie lebten, die so die Nacht und den Tag durch schweigen
Und sie hatten vielleicht selber die Stimme von Zeus
Oder von Orpheus her, von dem die wehenden Bäume
Sehnsucht lernten, wie einst Tod und die Höhlen des Tods
Tief vergessend der Mund des Geheimnisvollen sie ausrief,
Als er allein dastand in der verfinsterten Welt.
Ja sie sprachen, und nicht aus eigenen Herzen, wie jene, —

Hinter den Blüten hervor sang aus der Maske der Gott,
Er, der Zeus als Stier durch die Wiesen trieb und dem Halbgott
Weibischen Purpur warf um den entsetzlichen Leib,
Ihnen war mit Lachen und Kuss das wilde Geflüster
Lange, das herzliche Wort, ihnen der scherzende Zorn
Und die Stimme vertraut der Leidenschaft, der zerrissne
Ruf des Gewölks, und es harrt stumm im Gehäuse der Blitz —
Ihnen war der fliegende Vers und die gleitende Klage
Nicht, die melodische, fremd, aber sie schweigen nunmehr,
Und es geziemt sich wohl, dass der Dichter durch die betrübte
Dämmrung gehe, der Nacht feuchterer Wölbungen zu,
Wo ins schwellende Bett unsicher schwankender Beete
Eingesunken, von Tau triefend die Locken und schwer
Atmend, tief im Traum, Erinnrung schläft, und er mag ihr
Wohl der Schönen das Haar aus der verwilderten Stirn
Herrlich duftendes fromm mit schüchterner Hand fortstreichen,
Dass sie erwache und nun kaum noch mit träumenden Mund,
Trunken von Tau und Schlaf und dem Anhauch ferner Entzückung
Rede; der Garten horcht, und es vernimmt sie das Haus,
Lüften ist und Laub wie Wind anbrausend die Stimme
Zugeteilt, die tot in den erstorbenen war,
Zarter schwirrt der glühende Ton der bezauberten Saiten,
Die über goldenen Rauch selig gelagerte Schar
Hält, und wie der gesammelte Chor mit Flammen heraufschlägt,
Zittert ein schwankes Gewühl zwischen den Büschen heran,
Schatten um Schatten sind zu den Wellen bewegter Blumen
Niedergebogen, den Ton tränken sie gerne wie Blut
Neu des erneuerten Seins von Deinen beseelenden Lippen
Weckende! Aber es schweigt halb die entschlafende schon,
Und der Gesang schwimmt hin in den Lärm irrplaudernder Bäche.
Duftender Nebel verhüllt schwach das erstarrende Bild;
Kalt und hart in dämmernder Luft aufstehen die Hecken,

Nur die Thüre noch stöhnt an dem verlassenen Haus.
Leer der Saal. Dir tönt nicht mehr der melodische Name,
Sprächest Du selber ihn nicht dumpf wie ein Schlafender thut,
Brauste Dir nicht im innern Sinn die bittere Meerflut
Sprühend auf, die neu ewig das ewige Bild
Auswirft. Zürne der Woge, gebiete den Kräften, sie hören
Nur das beschwörende Wort, das im erschütterten Grund
Dunkle Gewalt hinflüstert; am Strande stehst Du und Schatten
Greifst Du und leer aus der Luft ziehst Du die Arme zurück.
Geh und suche Dein Glück, einsame Blüte im Kruge,
Da Du das Auge gewandt, starren die Halme Dir fahl
Hässlich verdorrt entgegen und duftlos senkt seine bleichen
Kelche das tote Gebild, Spiel Deiner spielenden Hand.
Nehme den Tod denn Tod zurück und Erde die Erde,
Aber es steht »Unglück« über dem Hause fortan,
Wie in des Abends grünem Opal die letzte der Wolken
Finster und prachtvoll hängt über dem blinden Gefild —
— Bild der Seele, die mir so nahe wohnte, so ferne
Nun des verwilderten Walds schweigenden Wohnungen ist,
Wie der schluchzende Mund fern ist dem Munde des Küssens,
Als hinfliessend der Tag Stunden um Stunden herauf
Leichtgefügte, wie Barken trug, und die herrliche Locke,
Fast noch die kindliche Dir atmende Winde wie Spiel
Hielten — Aber du thronst nun unter der herbstlichen Krone,
Steinerner Trauer vermählt, und es bezwingt Deine Hand
Kaum in der Brust die Not, die sich furchtbar hebt wie der Löwe,
Stumm nachwachsende Wut, die Dir das Lebende zehrt —
Bild der verlorenen Seele, erhaben trauerndes, dunkle
Wolke, auf Händen der Luft ruhende über der Flut,
Führst Du mit Nacht und steigendem Mond und rauschendem Winde
Wieder das Gestern herauf vor den erschütterten Blick,
Dass ich das ferne Herz anrede mit fruchtloser Thräne

Und mit vergeblichem Wort, denn den Verzweifelten sind
Uns den Verlorenen mit adamantener Fessel die Füsse
Angeschmiedet, es ist nirgend Erbarmen für uns.
Wäre ein Weg zu Dir, ungangbar, wie er die Gärten
Dreifach und vierfach schirmt um das verzauberte Haus —
Ach, durch Dornen wandernd und ewige Lohe, ich käme
Brennend und blutend und bloss über die Mauern hinauf,
Dass ich stürbe mit Dir und Nachgefühl Deines Mundes
Auf den Lippen hinab ginge mit ruhigem Blick,
Ueber Dämonen den Sieg in Händen haltend ein Dämon,
Ganz gestillt, und gern schlürfte elysische Milch.
Aber es hat von Gestirnen die Nacht und Seide den Panzer
Ueber den riesigen Leib schweigend die Finstre gelegt
Und sie gebietet mir und Dir das eisige Lager,
Wie sie den Schlaf, umsonst, wie sie die Ruhe gebeut.
Traum, nun tanze den schwankenden Weg vor unseren Schritten,
Führe mit Masken den Chor stygischer Bilder heran,
Zeige die Liebe zerrütteten Haars und ewiger Fessel
Eingezwungen, der Tod steige in Schleiern herauf,
Zeige mit starrenden Augen und starrender Wimper das Schicksal,
Unbekümmert und schön schreite das ewige hin,
Jahreszeiten zerreissen das Laub und Rosen und Trauben,
Und die krystallene sitzt fahl und gestorben im Schnee,
Aber am eisernen Thor die zarten Hände zerschlagend
Zeige ergreisenden Haars, zeige mit wankenden Fuss
Jugend, ein schuldlos Kind, bis über den fliehenden Dingen
Auf dem erloschenen Meer neu sich entzünde der Tag.

TUSCHE-ZEICHNUNG VON KUNISADA II.



DIE GEDENKTAFEL DER PRINZESSIN ANNA/ VON FELIX SALTEN.

IN der Stadt Riavenna gebot vor vielen Jahren der junge Herzog Parabosco aus dem edlen Hause Combarini als der Dritte seines Namens. Er war fröhlichen Sinnes, denn er lebte mit Gott und mit seinen Nachbarn in Frieden und hielt auch gute Freundschaft mit seinem Oheim, dem Papste. Die Einwohner von Riavenna liebten ihn, weil er versprochen hatte, für das Wohl des Staates sorgen zu wollen. Und wirklich legte er den Unternehmungen seines Volkes, dem Aufschwung von Handel und Gewerbe kein ernstliches Hindernis entgegen. Zu Gesichte bekam man ihn selten, denn Parabosco war ungeachtet seiner jugendlichen Heiterkeit, sehr stolz. Er hauste mit seiner Schwester Anna in dem geräumigen Palast, umgeben von einer zahlreichen Garde, hielt einen prächtigen Hof und liebte neben der Jagd noch die Gesellschaft berühmter Künstler und weiser Männer. Parabosco war ein eigenwilliger junger Fürst und sein Bestreben ging dahin, nicht bloss die Stadt Riavenna und alles Volk, das darinnen lebte, zu beherrschen, sondern, als ein wahrer Regent, auch den Ereignissen zu gebieten, die sich unter seinem Szepter etwa zutragen konnten. Sogar mit Wind und Wetter wusste er sich auf besondere Weise abzufinden, dergestalt, dass es stets den Anschein hatte, als regne es nur auf herzoglichen Befehl und als blicke die Sonne nur mit Erlaubnis des Herzogs auf Riavenna herunter. Niemals befolgte er die Ratschläge der Grossen seines Reiches, und in schwierigen Fällen traf er unerwartete, oft rätselhafte Entscheidungen mit einer heimlichen Freude, wenn ihn niemand verstehen konnte. Dennoch geriet er nie in Verlegenheit, ja in allen Händeln der Staatskunst blieb er bisher immer ungetäuscht und siegreich. Seiner Schwester Anna, die, um sieben Jahr jünger als er, fast noch ein Kind, an seiner Seite lebte, überliess er es, sich auf ihre Weise zu vergnügen. Denn obgleich er sie als seine einzige noch lebende Verwandte

innig liebte, mochte er sie durch seine häufige Gesellschaft nicht in der Freiheit ihres Wollens behindern.

Im dritten Jahre seiner Regierung, Parabosco war eben vierundzwanzig Jahre alt geworden, ereignete sich ein Vorfall, der den Herzog für eine Weile aus seiner heiteren Ruhe aufrüttelte und ihm Veranlassung gab, über das menschliche Wesen tiefer nachzudenken.

Es war in einer milden Sommernacht gegen zwölf Uhr, und der Herzog kam eben aus der Vorstadt San Vito di Felice zurück, wo er den Abend bei seiner Geliebten verbracht hatte. Parabosco ging allein und war sehr glücklich. Wenn er sich auch schon vieler Frauen, die er besessen, entsinnen konnte, so hatte ihn doch keine im Innersten so tief erfreut wie des armen Hufschmieds Tochter, Vittoria Malfezzi. Die Buhlerinnen aus Rom, die ihm sein jugendlicher Vetter der Kardinal Combarini manchmal zugesendet, hatten ihn mit Tanz und Gesang oft erheitert und in trunkenen Stunden konnte er sich an den schamlosen Tollheiten neapolitanischer Dirnen ergötzen; heute aber hatte er zum ersten male eine Jungfrau in seinen Armen gehalten. Die bebende, beinahe feierliche Hingabe der jungen Vittoria hatte ihn in einen Zustand berauschter Seligkeit versetzt. Ihre unbewussten kunstlosen Liebkosungen erfüllten ihn mit Entzücken, und dass sie beim Abschied von ihm, vom Fürsten, nichts weiter verlangte als seine Küsse, stimmte ihn weich und zärtlich.

So ging er durch die stillen Strassen Riavennas seinem Palaste zu. Es war ihm auf diesem einsamen Heimweg, als habe ihn die Liebe seiner Stadt heute Abend zum ersten male umfangen, und ihm schien, als schreite er jetzt an diesen stillen verschlossenen Häusern vorüber wie an einer Reihe bescheidener stummer Spender. Parabosco bekam ein Gefühl von allgemeiner Zuneignng, und es war ihm plötzlich ein Bedürfnis zu sagen: »Mein Riavenna«. Mit dem Stolze des Eigentümers, mit der Hoheit des Regenten hatte er diese Worte oft und laut ausgesprochen, aber niemals so innig wie jetzt, da er in der milden Sommernacht nach Hause ging, im Herzen hocherfreut darüber, der Fürst von Riavenna zu sein und der Geliebte der holden Vittoria.

Eben betrat er das finstere Gässchen, das auf den grossen Platz vor dem Palast hinführte, als etwa zwanzig Schritte vor ihm ein Pförtchen sich aufthat und zwei Frauengestalten, die vom Dunkel der Mauer sich lösten, davonhuschen wollten. Parabosco that nun schnellere Schritte, um die Beiden einzuholen, und wie er dabei an dem Pförtchen vorbeikam, sagte er in der Eile zu sich: »Ist das nicht der Palazzo Gembi? Gewiss er ists. Nun, so bin ich an diesem Abend nicht allein vergnügt gewesen, und der blonde Franzesco, mein hübscher Fähnrich, hat auch seine Freude gehabt.« Während solcher Worte hatte er die vermummten Frauen eingeholt, die jetzt zu laufen begannen; Parabosco aber erreichte sie mit einem Sprung und hielt lachend die Eine an der Schulter fest. »Erschreckt nicht, mein holdes Fräulein«, redete er sie an, »ich will Euch nichts zu leide thun, — nur das Geleite möchte ich Euch geben, da Euer Liebhaber nun einmal so ungalant ist, und Euch des Nachts allein nach Hause schickt.« — »Erschreckt nicht, ich bitte Euch!«, sagte er nochmals und mit ernstem Tone, denn das junge Mädchen, dass er ergriffen hatte, zitterte am ganzen Körper und drohte umzusinken.

Die Andere aber, offenbar ihre Dienerin, sprang herzu, fasste die Halbohnmächtige um die Mitte und versuchte, sie mit sich fortzureissen. Parabosco, von so vieler Aengstlichkeit geärgert, gab das Mädchen frei und wandte sich an die Begleiterin, indem er sich bemühte, ihr durch den Schleier zu blicken. »Beruhigt Eure Herrin«, sprach er zu ihr. Allein er konnte nichts weiter sagen, denn jene schrie plötzlich auf: »Heilige Muttergottes — der Herzog!« Parabosco fühlte, wie er beim Klange dieser Stimme so heftig erschrak, dass seine Füsse bleischwer wurden und er wie festgewurzelt stand. War das wirklich die Stimme der alten Caterina, der Amme und Hüterin seiner Schwester . . .? Mit einem raschen Griff hatte er die Alte beim Handgelenk, riss ihr den Schleier ab und rief: »Jawohl, der Herzog! So wahr wie Du Caterina bist und das da meine Schwester!«

Ein leises Schluchzen, Parabosco von Kindheit an vertraut und teuer, liess sich jetzt vernehmen. Prinzessin Anna weinte. Parabosco reichte ihr

seinen Arm! »Wir haben denselben Weg«, sagte er und führte sie, die mit wankenden Knien neben ihm einherging, in den Palast. Nicht ein Wort mehr wurde gewechselt.

Parabosco brachte seine Schwester zu keinem der Hinterpförtchen seines fürstlichen Hauses, sondern er trat mit der Prinzessin durch das grosse Thor, wo im geräumigen Flur zwanzig Trabanten von der Garde die Wache hielten. Der Herzog passierte kopfnickend das Spalier der Soldaten, während sie dröhnend ihre Hellebarden vor ihm zur Erde stiessen. Er sah dem jungen Anführer fest ins Gesicht. Da gewahrte er, dass dieser blass wurde, während er den Degen senkte, und mit bestürzten Mienen auf die Prinzessin schaute. »Der also weiss es«, dachte der Herzog bei sich. Dann schritt er mit seiner Schwester die breite Marmortreppe hinauf, verabschiedete sich oben, wo zwei steinerne Löwen das Wappen der Combarini über die Brüstung hielten, mit einer tiefen Verbeugung von der Prinzessin, winkte der knixenden Amme mit der Hand und zog sich hierauf in seine Gemächer zurück.

Um vier Uhr vor Tage befahl Herzog Parabosco seinen Schergen, Caterina, die Amme und Beschliesserin der Prinzessin Anna zu verhaften und sogleich zu knebeln. Um halb Fünf schickte er nach dem Priester, dem er auftrug, der alten Frau die Beichte abzunehmen und ihr das Sakrament zu spenden. Die Schergen mussten dafür Sorge tragen, dass die Inquisitin sofort nachdem der Priester sie verlassen hatte, wieder geknebelt werde. Um fünf Uhr liess er den Henker holen und gebot ihm, Caterina in dem Augenblick, in dem die Sonne aufgehen werde, zu erdrosseln.

Als aber um sechs Uhr die Sonne aufgegangen war und mit ihren Strahlen Riavenna aus dem Schlafe weckte, stieg der Herzog in den Flur des Palastes hinab. An der untersten Stufe begegnete er dem Henker, der, aus den Kerkergewölben emporsteigend, die oberste Stufe der Kellertreppe gerade erreicht hatte und mit dem Herzog gleichzeitig auf ebener Erde angelangt war. »Ist es vorbei?« fragte Parabosco und der Henker nickte, Parabosco schlug nicht einmal ein Kreuz. Er dachte: »Ihr ist Recht ge-

schehen. Immer sollte man nur die Kuppler strafen; meine Schwester Anna ist ein Kind, und Franzesco — nun, wir werden ja sehen«
Hierauf liess der Herzog vier Trompeter aufsitzen, nach verschiedenen Richtungen durch die Strassen reiten und blasen, zum Zeichen, dass die Garde sich vor dem Schlosse zu versammeln habe.
Alsbald standen die Truppen auf dem freien Platze in Reih und Glied. Parabosco ging die Front ab und verweilte hie und da mit einigen Worten bei einem von den Hauptleuten. Von weitem sah er nach Franzesco Gembi hin, der gelassen und heiter vor seiner Abteilung stand, das flatternde Fähnlein hoch im Arm. Parabosco hielt vor dem greisen Bernardo Colalto und sagte laut: »Ich habe heute Nacht einen Spaziergang gemacht; — um zwölf Uhr kam ich durch jenes Gässchen«
Bernardo Colalto sah seinen Gebieter mit trüben Augen ohne Verständnis an. Der Herzog aber hatte während dieser Worte die Blicke fest auf das Antlitz Franzescos gerichtet, und als er bemerkte, dass dieser ihn nicht hatte hören können, da wandte er sich eilends von Colalto ab und schritt nun geradeaus auf Gembi zu: »Ihr habt viel Glück in der Liebe, Franzesco Gembi«, sagte er. Franzesco verzog seinen hübschen Mund zu einem fröhlichen Lächeln, als er aber die finstere Miene Paraboscos bemerkte, verstand er sogleich und erblasste. Und wie nun der Herzog mit halber Stimme fortfuhr, ganz nahe bei ihm: ». . . um zwölf Uhr kam ich durch jenes Gässchen«, da schwankte das Fähnlein im Arme des jungen Gembi. Der Herzog griff nach der Stange und rief: »Haltet das Banner fest, Herr Gembi!« Leise sagte er: »Wenn Ihr es versucht, mir zu entwischen, dann lasse ich Euch wegen Fahnenflucht niederschiessen. Im übrigen habt soviel Glück in der Liebe, als Ihr wollt und könnt; das ist Eure Sache.«
Nach diesem begab sich der Herzog wieder in den Palast und ging in das Zimmer seiner Schwester. Als die Prinzessin ihren Bruder bei sich eintreten sah, fiel sie thränenden Auges auf die Kniee und rang die Hände. Parabosco sagte mit Heftigkeit: »Steht auf, ich bitte Euch. Eine Combarini kniet nicht; Ihr vergesst dieses Gesetz.« Und weil sie seinem Befehl

nicht sogleich gehorchte, fügte er hinzu: »Ihr habt in dieser Nacht schon einmal vergessen, dass Ihr eine Combarini seid.« Da erhob sich die Prinzessin rasch und stand gesenkten Hauptes vor ihrem Bruder. Der Herzog aber fuhr fort: »Ihr seit die Tochter Paraboscos des Zweiten, wie ich sein Sohn bin, Eure Vorfahren sind auch die meinen. Aber vergesst nicht, meine Hoheit ist es, welche die Eure schafft, und deshalb« — hier wurde die Stimme des Herzogs lauter — »ja, gerade deshalb ist Eure Schmach nicht notwendig auch meine Schande; und ich werde Euch das beweisen!«

Damit ging er hinweg.

Eine Stunde lang sprach der Herzog in seinem Kabinett mit dem weisen rechtskundigen Philosophen Pietro Gonzalvo. Dann rief er seinen Pagen und hiess ihn, Agostino di Gardone, den Bildhauer herbeirufen.

»Nein«, sagte Parabosco, als der Page weggangen war, »nein, Gonzalvo, ich verliere meine Zeit mit Euch. Was Ihr ratet, ist nicht gut.«

»Meine Meinung ist im Gesetz begründet«, entgegnete Gonzalvo und hatte Lust, sich aufzuspielen. »Ich kann genug beweisen . . .«

»Nichts könnt Ihr beweisen«, fuhr der Herzog auf. »Im Gesetz! Habt Ihr nicht oft an meinem Hof mit anderen weisen Männern die Beschränktheit aller menschlichen Gesetze verspottet? Wenn die Jugend der Prinzessin Anna einem jungen Burschen an den Hals fliegt, — soll ich nach dem Gesetz darüber richten? Ihr kommt jetzt mit dem Büttel daher, Ihr Freigeist! Ihr sprecht von Sünde wie ein Pfaff. Und weil Franzesco Gembi angenommen und genossen hat, was ihm sein hübscher Schnurrbart erworben, soll ich ihn jetzt erdolchen, erwürgen, erschiessen lassen! Ihr gebt mir freie Wahl darüber. Nein, wahrlich, Herr Gonzalvo, es ist nicht zu glauben, aber so ist Eure Weisheit beschaffen.«

Parabosco lief im Zimmer auf und nieder: »Giebt es irgendwo in der Welt einen jungen Mann, der sich nicht mit Lust hineinstürzt, wenn ein schönes Mädchen ihm Arme und Beine öffnet? Giebt es einen?« wiederholte er und fuhr mit dieser Frage dem völlig ratlos gewordenen Gon-

zalvo dicht unter die Nase. »Bringt ihn mir doch — aber geschwind, ich bitte Euch sehr darum, und heute noch soll Franzesco Gembi baumeln. Wie oft haben wir von der Unwiderstehlichkeit der menschlichen Triebe gesprochen? Wie oft waren wir einig, dass es nutzlos sei, gegen die Natur Gesetze zu machen? Und jetzt wisst Ihr auf einmal nichts mehr davon, nichts mehr von dem Trieb zur Liebe, nichts von der Natur! Oder habt Ihr damit etwa meine eigene Jugend und ihre Ausbrüche rechtfertigen wollen? Schönen Dank! Die Mühe war überflüssig. Ich thue, was ich will und brauche keine Philosophie dazu, wenigstens nicht die Eure!«
Hier fiel dem Herzog mit einem Male die kleine Vittoria ein, und er hatte in der Folge eine rechte Mühe, die beiden Fälle, den seiner Schwester und den seiner Geliebten, nicht untereinander zu verwechseln. Dem armen Pietro Gonzalvo ging es unter so beschaffenen Umständen schlimm genug, denn der Herzog bezog von jetzt ab in die Verteidigungsreden, die er nun hielt, auch seine eigene Affäre mit ein.
»Ich soll die Prinzessin davonjagen, verbannen, in ein Kloster sperren, weil sie einen Mann unter ihrem Range liebte?
Gonzalvo schüttelte den Kopf und versuchte ein Lächeln, wie um anzudeuten, dass solche Grausamkeit nicht in seiner Absicht liege. Doch Parabosco hatte noch mehr zu fragen und rückte wieder näher: »Was aber, mein vortrefflicher Philosoph, wenn die Prinzessin einen Mann über ihrem Range geliebt und bei ihm geschlafen hätte? Würdet Ihr noch zur Verbannung raten, wenn sie diese Nacht beim Kaiser oder beim Papste gewesen wäre?«
Da Gonzalvo hierauf nicht gleich etwas zu sagen wusste, entstand eine Pause. Der Herzog lief im Zimmer hin und her und Gonzalvo, dem es ziemlich leer im Kopfe war, zählte ganz unwillkürlich den Takt dieser Schritte: eins — zwei, eins — zwei, bis er sich darüber ertappte und heftig erschrak. Gleich darauf fuhr er noch mehr zusammen, denn Parabosco schrie auf einmal: »Franzesco Gembi hängen lassen! Ihr seid nicht logisch, Meister Pietro!« Und er blieb vor ihm stehen. »Was hätte ich damit gethan? Hätte ich Franzesco bestraft oder mich an ihm gerächt?«

Gonzalvo fettes Antlitz erhellte sich. »Beides«, sagte er triumphierend und sein breiter Mund lächelte.
Parabosco mass ihn vom Kopf bis zu den Füssen, und Gonzalvos Sicherheit schwand wieder unter diesem Blick: »So sprechen Fürstendiener«, sagte der Herzog. »Fürsten denken anders.« Und er war sehr stolz.
»Ich liebe diesen kleinen Gembi nicht, ich möchte ihn ohrfeigen, ihn die Treppe hinunterwerfen, ihn mit der Reitpeitsche prügeln, das alles könnte ich und das dürfte ich vielleicht. Aber ihn hängen lassen, weil ich der Herzog bin und er der Gembi und weil er meine Schwester verführt hat und ich zufällig nicht die seinige . . .« Parabosco brach ab und drang heftig auf Gonzalvo ein: »Wenn ich Franzescos Schwester besessen hätte — was sage ich, wenn der niederste meiner Unterthanen eine Tochter hat und ich mache sie zu meiner Geliebten, die Tochter eines Hufschmieds — wie kann der Hufschmied . . .« der Herzog schluckte hier, um nicht zu sagen: der Hufschmied Malfezzi — »wie kann der Hufschmied«, sagte er, bei diesem Gewerbe beharrend, »über meine Liebe richten? Könnte er Parabosco beim Herzog verklagen? Und ich soll den Richter spielen über Franzesco und die Prinzessin?«
Währenddessen war Agostino di Gardone, der Bildhauer, eingetreten und blieb an der Thüre stehen.
»Gut, dass Ihr endlich kommt«, rief ihn der Herzog an. „Ihr habt das Bildnis meiner Schwester angefertigt, nicht?«
Agostino sah mit misstrauischen Augen auf den Herzog: »Jawohl, gnädiger Herr, auf Eure Bestellung — aber ich habe keine Lust, mein Geld zu verlieren, weil Ihr Euch mit der Prinzessin gezankt habt.«
»Wer spricht von Deinem Gelde?« fiel der Herzog ein. Aber Agostino unterbrach ihn: »Ich«, sagte er ruhig. Und als Parabosco zornig die Hand erhob, trat der Bildhauer einen Schritt vor und rief, mit dem Fusse stampfend: »Die Geschichte lässt sich nicht mehr rückgängig machen! Damit Ihrs wisst — das Bildnis ist fertig.«
»Umso besser«, sagte der Herzog schnell, der des Agostino Kühnheit von jeher duldete. »Habt ihr Platz für die Inschrift gelassen?«

»Platz genug, um einen ganzen Roman zu schreiben«, erwiderte Agostino, einigermassen besänftigt. »Die Platte ist so gross« — und er zeichnete die Umrisse mit der Hand in die Luft — »in der Mitte oben ist das Relief der Prinzessin; Ihr habt es ja so gewollt . . .«

»Ganz recht, ganz recht«, sagte Parabosco. »Aber der Stein darf mir nicht aufs Portal von Sankt Anna . . .«

»Gebt ihn hin, wohin Ihr wollt, was geht das mich an«, brummte Agostino.

»Nun wohl«, sprach jetzt der Herzog ruhig. »Ich befehle Euch, setzt auf den Stein die Inschrift: In diesem Hause wurde Prinzessin Anna entehrt.«

Agostino di Gardone und Pietro Gonzalvo fuhren zusammen. Der Herzog aber blieb gelassen und redete weiter: »Ich befehle Euch, diese Tafel noch heute am Palazzo Gembi anzubringen. Ihr geht sogleich, denn es ist keine Zeit zu verlieren. Wir haben jetzt noch vier Stunden bis zum Mittag. Vier Stunden nach dem Mittag muss dieser Stein an der Stelle, die ich bezeichnet habe, enthüllt werden und dem ganzen Volke erzählen, was heute Nacht geschehen. Geht, sag' ich Euch!«, fuhr der Herzog heraus, da Agostino zögerte. »Es ist mein Befehl. Ich lasse Euch peitschen, wenn Ihr nicht gehorchen wollt!« Und Parabosco schlug mit der Faust auf den Tisch, was er selten that.

»Ach was, peitschen!« murrte Agostino, zuckte die Achseln und ging ohne Gruss von dannen.

»Auch Ihr seid nun entlassen«, wandte sich der Herzog an Pietro, der mit kläglichen Augen überall im Zimmer umherspähte, als suche er in den Winkeln oder an der Decke nach einer Erklärung für diese Wendung der Dinge.

»Bedenkt, gnädiger Herr«, flüsterte Gonzalvo mit schwachem Atem.

»Es ist bedacht. Caterina, die Amme, liess ich knebeln, damit sie nicht allsogleich plaudere. Sie wurde diesen Morgen erwürgt, denn sie allein hat Strafe verdient. Zur Hüterin der Prinzessin war sie bestellt und ist die Kupplerin ihrer Wünsche gewesen, wie Ihr jetzt, der Ihr zu meinem Rate berufen seid, der Kuppler meines Zornes werden wolltet!«

Gonzalvo versuchte seinen Mienen einen beschämten und reumütigen Ausdruck zu geben, allein der Herzog sah ihn gar nicht an und sprach weiter: »Ich hätte vollends geschwiegen, aber der Fähnrich, der heute Nacht die Wache hielt, Filippo Geraldini, der wurde bleich, als er die Prinzessin an meinem Arm in den Palast treten sah. Er hat gewusst, woher die Prinzessin kam, sonst wäre er nicht bleich geworden. Franzesco Gembi hat sich vor ihm gebrüstet oder hats ihm anvertraut. Ein Fähnrich prahlt zum andern mit seiner Liebsten, und dieses Mal war meine Schwester der Gegenstand ihrer Gespräche . . .«

Bei den letzten Worten wurde der Herzog so aufgebracht, dass er einen Pagen an Gardone sandte und ihm aberamls befehlen liess, der Stein müsse noch diesen Nachmittag enthüllt werden.

Und wie um seinen Entschluss noch mehr zu bekräftigen, wandte er sich, als der Knabe fortgesprungen war, wieder zu Gonzalvo: »Er muss! Soll ichs als ein Gerücht, als einen Klatsch durch Riavenna flüstern und tuscheln lassen? Soll man mit Fingern nach mir zeigen? Soll man an meiner Tafel nicht mehr von Liebesabenteuern sprechen dürfen aus Furcht, mich zu verletzen oder zu höhnen? Oder soll von den Männern meines Hofes ein Jeder sichs heimlich vorsetzen, sein Glück bei der Prinzessin zu versuchen? Damit sie dann unter meinen Augen und scharenweise nach ihr angeln, wo es doch bisher nur Einer gewagt hat? O nein! Wo ichs mit Gottes Hilfe hindern kann, will ichs thun! Die Beiden mögen sich geliebt und ergötzt haben, — ich für mein Teil verspüre keine Lust, mich als Wandschirm davorzustellen, die Blicke der Gaffer aufzufangen, mich von den schmutzigen Händen der Neugier um und um betasten zu lassen. Haben sies gethan, Franzesco und meine Schwester Anna, dann mögen sie allein die Beschwerden davon haben, wie sie allein auch das Vergnügen davon gehabt haben. Und ehe es in der Stille kund wird, dann sollen es lieber gleich alle öffentlich wissen und dies dazu: Ich hefte diesen ganzen dunkeln Handel an das Haus der Gembi; so thu ich die Schmach von mir selbst ab und scheue nichts mehr, was aus diesem Abenteuer noch entstehen mag.«

Gonzalvo verbeugte sich und ging, da Parabosco ihm jetzt den Rücken kehrte und an ein Fenster trat.

Im Vorsaal draussen schlug der Philosoph sich vor die Stirne: »Ich Narr! Warum ist mir dergleichen nicht eingefallen? Heute noch wäre ich Kanzler geworden!« Als er aber auf der Treppe den Staatsschreiber Errante begegnete, sagte er zu diesem: »Wichtige Dinge haben wir jetzt miteinander beraten und befohlen, der Herzog und ich. Man wird heute noch in Riavenna darüber staunen.« Darauf ging er an dem bis zur Erde sich neigenden Errante vorüber, zog mit bedächtigem Schritt, die Stirne gerunzelt, die Treppe hinab, wie ein Mann, der von der Höhe seines Einflusses leutselig und mild einmal auch zu den gewöhnlichen Menschen niedersteigt.

Agostino di Gardone war kaum in seiner Werkstatt angelangt, als er sich Wein bringen liess, denn er war vom raschen Gehen erhitzt und durstig. In Wirklichkeit liess Agostino den Wein bringen, weil er sich beständig erhitzt und durstig fühlte und auch, weil er sich freute, noch diesen Tag eine Bezahlung zu erhalten, auf welche er so bald gar nicht gehofft hatte. »Wer weiss, wann Parabosco sich meines Reliefs erinnert haben würde. Jetzt verhilft mir die verliebte Prinzessin auf einmal zu meinem Gelde, und ich darf mir einen guten Tag anthun.«

Darauf trank Agostino bis zum Mittag, also vier Stunden lang, und liess sich Zeit; denn weil er ein flinker Arbeiter war, gedachte er, mit den paar Buchstaben immer noch fertig zu werden. Endlich erhob er sich, und wiewohl etwas trüb im Kopf, meisselte er doch mit grosser Schnelligkeit seine Inschrift und sang allerlei freche Lieder dazu, wie er immer that, wenn er mit Lust am Werke war. »In diesem Hause wurde Prinzessin Anna . . .«

Agostino war gerade zu den Buchstaben AN gekommen, als er anfing, sich auf den rechten Wortlaut zu besinnen, den Parabosco befohlen. Nachlässig wie immer und ohne Ehrfurcht, — denn in seiner Künstlerschaft dünkte er sich dem Herzoge gleichgestellt — hatte er nur flüchtig

acht gegeben, als dieser redete, und so war ihm jetzt nach vierstündigem Trinken und bei dem zerstreuten Denken an das unverhoffte Geld der Text aus dem Gedächtnis geraten. »In diesem Hause wurde Prinzessin Anna ... Ja, was wurde sie? Lächerlich! Ich weiss schon, was sie wurde«, dachte Agostino. »Und bei Gott, ich wäre gerne dabei gewesen, als sie das wurde, was sie wurde, denn sie ist ein hübsches Mädchen und ihre lachenden schwarzen Augen könnten auch mich zu einer Gedenktafel begeistern ... meinetwegen soll dann ein anderer die Bestellung erhalten! Was sie wurde, darüber ist keine Frage! Aber ich weiss genau, dass der Herzog ein mildes Wort dafür gebraucht hat.«

Nun lagen dem Agostino wohl deshalb, weil er nur ein einfacher Künstler war, die gut fleischlichen Worte näher als die begrifflichen. Er ging also der Reihe nach alle Ausdrücke durch, die sich für das Vergehen der Prinzessin Anna finden liessen. Den Hammer schwingend, sprach er fast mit jedem Schlag eine neue Bezeichnung aus, und wenn ihm Jemand dabei zugehört hätte, so wäre er gewiss ebenso erstaunt gewesen über diese sonderbare Art, seine Arbeit mit unfläthigen Reden zu begleiten, als auch über den reichen Wortschatz, der dem Agostino für eine einzige Sache zu Gebote stand. Indessen prüfte der Bildhauer alle diese Ausdrücke, die ihm so glatt von den Lippen sprangen, auf ihre Tauglichkeit und verwarf sie wieder. Er lachte manchmal kurz auf, wenn ihm auf seiner Suche nach dem verlorenen Wort ein recht kräftiger Ausdruck aus der Volkssprache Riavennas aufstiess und er sich vorstellte, wie sich das wohl hinter dem Namen der Prinzessin Anna ausnehmen würde. Dabei begann er immer rascher zu sprechen, denn er wollte mit sich im Reinen sein, noch ehe er den Namen Anna vollendet haben würde, und er fürchtete sich, er könne, vom rechten Einfall verlassen, gezwungen werden, die Arbeit zu unterbrechen, um in ärgerlicher Grübelei die beste Zeit zu verlieren. Kaum aber stand noch das letzte A auf der Tafel, da that Agostino einen kleinen Sprung: Das fiel ihm gerade rechtzeitig ein! Prinzessin Anna wurde zum ersten Male! Das war doch die Hauptsache! Denn wenns nicht zum ersten male wäre, könnte der gute Parabosco

schon daran gewöhnt sein und brauchte kein solches Aufhebens davon machen. Schliesslich, er kann ja nicht an jedes Haus eine Tafel anbringen lassen, in welchem die Prinzessin Anna wurde... Sowas feiert man doch nur beim ersten Male. »Und jetzt weiss ich auch, was auf die Tafel gehört!« rief Agostino laut, indem er den Hammer schwang: »Entjungfert! In diesem Hause wurde Prinzessin Anna entjungfert!«

Damit grub er denn frohen Mutes dieses Wort, das ihm in Vergleich zu allen übrigen bisher überdachten sehr vornehm erschien, in seine Tafel. Das dunkle Bewusstsein, der Herzog habe sich wohl irgendwie anders vernehmen lassen, störte Agostino nicht weiter, da er auf feine Unterschiede niemals sonderlich achtete und der Meinung war, es müsse nun auch so gut sein, wie es sei, und Jeder werde es verstehen, worauf es ja dem Herzog zunächst ankomme.

Als die Inschrift nach manchem Hammerschlag und etlichem Gesang zuletzt fertig war, stach Agostino sorglos sein ANNO DOMINI darunter und weil noch eine volle Stunde übrig blieb, that er aus besonderem Fleiss noch allerlei Zierat hinzu, wie es ihm gerade durch den Sinn kam. Er machte ein Herz, das von einem zierlichen Pfeile durchbohrt wurde, liess ein Krönlein darüber schweben und stellte rechts und links davon ein frommes Kreuzchen. Dafür aber setzte er ganz unten in die Ecke einen kleinen Phallus nach pompejanischer Manier, nicht so gross, dass er besorgen musste, die Leute werden ihn aus der Entfernung wahrnehmen, aber doch so, dass er seinen eigenen Spass daran haben konnte und damit er dastehe als die persönliche Meinung, die der Künstler für sich selbst dazugethan.

Dann liess er zwei Maurer kommen, schlug ein Tuch um seinen Stein, gebot ihnen, Werkzeuge mitzunehmen und machte sich mit ihnen auf den Weg zum Palazzo Gembi.

Der Fähnrich Franzesco Gembi war eben auf seinem Zimmer, das er nach der Begegnung mit dem Herzog nicht mehr verlassen hatte. Sein Kamerad und vertrauter Freund Filippo Geraldini weilte bei ihm, und die Beiden

besprachen sich darüber, was nun zu thun, was zu befürchten und was zu erwarten sei. Franzesco war in grosser Sorge um die Prinzessin und hatte den treuen Andrea, der in diesem Liebeshandel oft sein Bote gewesen, in den herzoglichen Palast geschickt, damit er dort von der alten Caterina erfahre, wie es um die Prinzessin bestellt sei. Allein Andrea war vor einer Stunde mit allen Anzeichen der Bestürzung zurückgekehrt und hatte gemeldet, Caterina sei diesen Morgen in der Stille erdrosselt worden, auf Befehl des Herzogs.

Nun sah Franzesco für sich ein gleiches Schicksal voraus und erwartete jeden Augenblick, die Häscher eintreten zu sehen, während Geraldini ihn zu trösten und zu beruhigen suchte. Da erhob sich draussen ein Lärm und alsbald trat Andrea wieder in das Zimmer, um zu berichten, es seien unten am Thore einige Leute mit einer Tafel, die sie durchaus an die Front des Palastes anbringen wollten. Das Gesinde habe ihnen solches verwehren wollen, aber Agostino di Gardone, der Bildhauer sei mit ihnen. Der habe schrecklich geflucht und geschworen, die Tafel müsse dahin, dicht unter die Fenster des jungen Herrn Franzesco, — also habe der Herzog befohlen.

Franzesco Gembi erblasste und sprang auf, während Geraldini den Andrea wieder hinuntersandte, mit der Weisung, sein Herr lasse sagen, er sei in allen Stücken dem Gebote des Herzogs gehorsam und sie mögen nach Belieben schalten, wenn sie wirklich im Namen Paraboscos gekommen seien. Franzesco hielt den Andrea noch auf und wollte gerne erst wissen, was das für eine Tafel sei, aber indessen sie noch hin- und herredeten, erscholl von der Strasse herauf das wüste Geschrei Agostinos, der das Volk anredete: »Aufgepasst, Ihr Leute! In einer Stunde werde ich Euch ein neues Kunstwerk zeigen! Ein Kunstwerk auf Befehl des Herzogs! Ausgeführt zum Gedächtnis dieser Nacht von Eurem Mitbürger Agostino di Gardone! Holla! von mir! Angebracht und gehörig befestigt dort, wo es hingehört, vor den Fenstern des Franzesco Gembi! Auf Befehl des Herzogs, sage ich Euch, Ihr dummen Hunde! Ich spasse nicht, auf Befehl des Herzogs!«

Geraldini öffnete das Fenster und sah hinunter. Einige Leute hatten sich schon um Agostino versammelt, der seine wirren langen Haare schüttelte, sein rotes bärtiges Gesicht aufblähte und mit den Armen gestikulierte: »Im Namen des Herzogs, Ihr Leute von Riavenna, herbei! Soll man Euch an den Ohren herschleppen?«

»Halt' Dein Maul, Du Schwein!« schrie ihm Geraldini von oben zu. »Wenn Du wirklich im Namen des Herzogs da bist, dann thu', was man Dir befohlen hat, und mach', dass Du fortkommst.«

Agostino lachte mit offenem Mund zu dem Fenster empor: »Haha! Wenn ich wirklich im Namen des Herzogs da bin — das sollt Ihr gleich sehen.« Und er fing fürchterlich zu brüllen an: »Im Namen des Herzogs!« Wahrhaft entsetzlich schreiend fügte er hinzu: »Ich bin hoffentlich laut genug, dass Parabosco mich hören kann; denn er ist zuhause! Im Namen Paraboscos!! Na also, wenns nicht wahr ist, kann er ja herüberschicken und mich Lügen strafen! Im Namen des Herzogs!« setzte er von neuem und noch kräftiger ein, während Geraldini schon geglaubt hatte, er könne keinen Atem mehr haben.

Geraldini schlug das Fenster zu, denn er mochte nicht noch tiefer in diese Angelegenheit geraten, die augenscheinlich eine böse Wendung nahm. »Du hörst«, sagte er zu Franzesco Gembi, »was dieser betrunkene Agostino für einen Lärm macht. Lass ihn gewähren, es wird sonst nur noch schlimmer.« Franzesco, der gar nichts mehr wusste, noch ahnen konnte, stand mitten im Zimmer und strich mit der Hand aufgeregt bald über Stirn und Augen, bald wieder über Haare und Ohren. Da klopften draussen die ersten Hammerschläge an die Mauer, und man vernahm, wie abgehauene Steine und losgelöster Mörtel aufs Pflaster niederprasselten. Gleich darauf traten zwei Arbeiter in das Gemach mit Stricken und Pflöcken und verlangten, dass man sie ans Fenster lasse, denn die Tafel des Agostino müsse nun aufgewunden werden. Franzesco deutete nur mit der Hand, dass er nichts dagegen machen könne, und die beiden Gesellen warfen ihr Werkzeug ohne weiteres auf den Fussboden. Von draussen aber hatte Agostino die Leiter erstiegen und erschien nun mit seinem un-

gekämmten Kopf im Fensterrahmen. »Seid mir gegrüsst, Herr Franzesco Gembi«, gröhlte er jetzt ins Zimmer, stützte sich mit beiden Fäusten auf den Sims und machte viele komische Verbeugungen. »Wünsche wohl geschlafen zu haben diese Nacht! Seid mir gegrüsst! Ihr seht, welch einen höflichen Besuch Ihr an mir habt. Ich bring noch was mit. Ha? bin ich ein Gast? Was seid Ihr für ein Glückspilz, junger Mann. Ihr bekommt da ganz umsonst einen echten Gardone ans Haus gepickt, den Andere teuer bezahlen müssen. Ihr aber habt zuerst das Vergnügen und hinterher noch den Profit.« Franzesco wandte sich ab; allein der Bildhauer gab sich jetzt wieder jenem Einfall hin, der ihn schon früher bei der Arbeit belustigt hatte, und er redete den jungen Fähnrich gemütlicher an: »Unter uns, lieber Freund, ich wollte, es wär zu machen, dass wir unsere Verrichtungen tauschen. Ich nähme gern die Nachtarbeit auf mich.« Er schnalzte laut mit der Zunge am Gaumen. »Und dann könnt Ihr Euch am Marmor unterhalten.«

Franzesco gab keine Antwort, sondern schritt der Thüre zu. Der Einbruch in sein Haus, den er dulden musste, traf ihn aufs Schmerzlichste, und es schien ihm unerträglich, die Reden Agostinos länger anzuhören. »Am liebsten würde ich auf und davon gehen«, sagte er draussen zu Filippo. »Aber Parabosco hat mich ja förmlich in Hausarrest gesetzt. Gott mag wissen, was er vor hat.«

Geraldini hegte seit einigen Minuten den stillen, aber innigen Wunsch, auf gute Art aus diesem Hause wegzukommen. »Den Teufel auch«, dachte er, »ist das Freundschaft, mich da festzuhalten und mich am Ende mit ins Verderben zu ziehen? Kann ich helfen? Ich schade mir nur beim Herzog, ganz gewiss, ich schade mir sehr.«

»Gott mag wissen, was er vor hat«, wiederholte Franzesco, als er keine Antwort bekam. Geraldini nahm sich zusammen und sagte: »Parabosco? Man behauptet, er sei ein wildes Tier, wenn er sich beleidigt fühlt.«

Franzesco sah seinen Freund mit einem Blick an, der zaghaft einige Aufmunterung zu erbitten schien, weshalb Geraldini unwillkürlich hinzufügte: »Wir werden ja sehen.« Zu mehr konnte er sich nicht aufschwingen,

denn er hatte beschlossen, von nun ab zurückhaltend zu sein. Die Beiden schwiegen eine Weile und horchten auf die Hammerschläge, die sich von draussen vernehmen liessen, so aufmerksam, als wollten sie sie zählen. Im Nebenzimmer schimpfte Agostino mit den Arbeitern und verlieh jedem seiner Befehle Nachdruck, indem er alle Augenblicke schrie: »Im Namen des Herzogs!«

»Wenn ich nur wüsste, was auf jener Tafel steht«, sagte Franzesco vor sich hin.

Geraldini schnappte diese Worte förmlich auf. »Ich gehe hinunter und schaue. . .« Damit war er schon an der Thüre.

»Komm aber geschwind wieder zurück!« rief ihm Franzesco nach.

»Sobald ich alles weiss«, antwortete Geraldini, fast schon draussen.

Er befand sich jetzt im Schlafgemach seines Freundes. Suchend blickte er um sich. »Ah, da ist es ja«, flüsterte er hastig und ging auf eine kleine Tapetenthüre zu. »Es ist besser, man sieht mich vom Schlosse aus nicht aus diesem Hause gehen . . . Verdammte Geschichte!« brummte Geraldini dann und warf einen Seitenblick auf das Bett seines Freundes. Gleich darauf stiess er die Tapetenthüre auf, lief die geheime Treppe hinunter und schlüpfte durch das Hinterpförtchen, durch welches die Prinzessin in dieser Nacht davongeschlichen war. Das kleine Gässchen durchschritt er eilig und kam alsbald auf den Platz.

Dort standen ein paar Müssiggänger und sahen den Anstalten zu, die Agostino traf. Niemand hatte eine rechte Ahnung von dem, was hier geschehen werde; man glaubte, Franzesco Gembi habe sein Wappenschild in Stein hauen lassen, und weil jeder Edelmann dazu der Bewilligung des Herzogs bedurfte, fand man auch nichts Auffallendes an Agostinos beständigen Anrufungen des herzoglichen Namens.

Geraldini lief über den Platz dem Palaste zu. Er empfand eine innige Genugthuung, sich wieder hier draussen bei allen anderen unbescholtenen und unverdächtigen Leuten zu befinden. Nach dem Inhalt jener Tafel verspürte Geraldini jetzt nur noch eine mässige Neugierde, so sehr hatte er sich bereits im Innern von Franzesco Schicksal abgewendet. Sein

dringendster Wunsch war in diesem Augenblicke, sich im Palaste zu zeigen, womöglich vom Herzog selbst gesehen zu werden, damit dieser zur Kenntnis nehme, dass der Fähnrich Filippo Geraldini sich durchaus nicht zu Franzesco Gembi halte.

Als er den Palast betrat, sah er die vier wohlbekannten Trompeter zu Pferde steigen und vier Herolde, die das fürstliche Wappen der Combarini in bunter Stickerei auf der Brust trugen, schickten sich ebenfalls an, die Sättel ihrer grossen andalusischen Rosse zu erklettern. Aus dem Vorsaal trat der greise Hofmeister Guisseppe Spezzi an die steinerne Brüstung und rief in die Halle hinunter: »Fertig?«

»Fertig!« donnerten die vier Herolde zu ihm hinauf,

»Ausreiten!« schrie Spezzi und verschwand wieder in der Thür des Vorsaals. Darauf dröhnte das Gewölbe vom Hufschlag der acht hinaustrampelnden Pferde. Geraldini sah, wie die Reiter draussen auf dem Platze die gewohnten vier Richtungen einschlugen; ein Paar von ihnen blieb zuerst noch vor dem Hause stehen. Die Fanfare klang und der Herold rief: »Bürger von Riavenna! Auf Befehl Seiner Gnaden des Herzogs Parabosco des Dritten wird zum Gedächtnis der heutigen Nacht am Palazzo Gembi eine Gedenktafel enthüllt!«

Geraldini näherte sich der Treppe. Er hörte noch die Hornstösse nach allen Seiten verklingen, er hörte ein vierfaches »Bürger von Riavenna!« wie ein vierstimmiges Echo, das allmählich in der Ferne verhallte.

Oben im Vorsaale traf er den Staatsschreiber Errante, den Hofmeister Spezzi, einige Höflinge und Trabanten, die wie Statuen vor den Fenstern standen und Wache hielten. Geraldini trat mit vielem Geräusch ein, um die Blicke auf sich zu ziehen. Alle schwiegen. Nur zwei kleine Pagen flüsterten in einer Ecke miteinander. Geraldini verspürte eine starke Sehnsucht, wenigstens an diesem Gespräche teilzunehmen. Da lachte der eine von ihnen hell auf. Spezzi liess ein strenges »Pst!« vernehmen, die Pagen schwiegen, und es war wiederum still im Saal. Bange Minuten verstrichen so. Geraldini schwur bei sich, nicht vom Platze zu weichen.

Plötzlich fiel ihm ein, wie thöricht es gewesen sei, sich am Fenster Franzesco Gembis zu zeigen. Er überhäufte sich mit Vorwürfen. Wie konnte er das nur wagen! Und dazu hatte er noch Agostino beschimpft! Agostino der im Namen des Herzogs gekommen war! »Du Schwein«, habe ich ihm gesagt, dachte Geraldini und fühlte sich verloren.

Leise öffnete sich die Thüre zu dem Kabinette des Herzogs und Gonzalvo kam heraus. »Gehe Einer sogleich zum Palazzo Gembi hinüber und sehe nach der Tafel«, sagte der Philosoph, hochmütig in die Luft sprechend, ohne sich an einen Einzelnen zu wenden. »Seine Gnaden begehrt zu wissen, ob Agostino di Gardone nach seinem Befehl gehandelt hat.«

Geraldini sprang feurig herzu. »Mit Eurer Erlaubnis, Herr Gonzalvo, will ich es thun . . .«

Gonzalvo nickte und Filippo verliess sogleich den Palast.

Auf dem Platze unten wimmelte vieles Volk durcheinander, das sich um den Palazzo Gembi scharte. Immer mehr Menschen strömten herzu, schon war ein Gedränge entstanden, und Geraldini sah keine Möglichkeit mehr, rasch bis unter die Fenster Franzescos vorzudringen. Er kehrte um und befahl acht Trabanten von der Wache, ihm den Weg zu bahnen. Mit gefällten Hellebarden schritten sie vor ihm her. Das Volk wich schreiend und lachend zur Seite, drängte hinter Geraldini nur noch eifriger nach, denn alle machten sich jetzt auf ein seltenes Schauspiel gefasst. Geraldini hielt vor dem Hause, just am Fusse der Leiter, die zu der Tafel emporführte und die Agostino di Gardone jetzt erstieg. Droben über allen Köpfen lachte der Bildhauer aus seinem breiten fröhlichen Gesicht und begrüsste, mit der Hand winkend, die Menge.

Von unten wurden Rufe laut: »Ah, der Meister Agostino! — Ein neues Werk von Gardone! — Bravo! Glück zu, Agostino! — Zeig uns, was da hinter dem Vorhang steckt!« Beifallsklatschen flatterte auf, von verschiedenen Seiten wurde gelacht. Gardone verneigte sich auf seiner Leiter und warf überallhin Kusshände aus. Die Leute applaudierten noch stärker. Alles schwatzte durcheinander und war vergnügt. Plötzlich begann Ago-

stino zu schreien und nahm die ganze Kraft seiner ungeheuren Stimme zusammen, sodass er wirklich beim ersten Ausruf gleich allen Lärm durchdrang und alsbald tiefe Stille eintrat.

»Achtung! — Bür—ger — von — Ri—a—venna!« Er nahm seine Mütze vom Kopf. »Parabosco der Dritte, Gott segne ihn!« — Hier machte er eine kleine Pause.

»Vivat!« brüllte die Menge und alle entblössten das Haupt.

In diesem Augenblick wurde Geraldini von dem Gefühl überwältigt, dass er einer im Namen des Herzogs angeordneten Feierlichkeit als Abgesandter, gleichsam als Stellvertreter des Fürsten beiwohne. Er zog vom Leder und stand nun, die Degenspitze grüssend gesenkt, vor der Leiter, im Halbkreise die acht Trabanten um ihn, die sogleich, als sie die Bewegungen ihres Führers sahen, die Hellebarden präsentierten.

Agostino lächelte freundlich auf diese kleine Ceremonie herab und begann aufs neue: »Parabosco setzt seiner Schwester, der Prinzessin Anna ein Denkmal. Im Namen des Herzogs enthülle ich diesen Stein!«

Damit warf er seine Mütze in die Luft und riss die schmutzige Leinwand von seiner Arbeit weg.

Die Vordersten schrien auf: »Ah! die Prinzessin Anna! — Wahrhaftig, unsere kleine Anna! — O wie schön! — Sie ist es, wie sie leibt und lebt.

Agostino stieg rasch die Leiter herunter, und jetzt prangte der frische Marmor unverdeckt und liess die hellen Goldbuchstaben der Inschrift weithin sehen: »In diesem Hause wurde Prinzessin Anna entjungfert«.

Die Vordersten lasen es zuerst und lachten laut auf, die Besonnenen jedoch stiessen einander an und deuteten auf die Soldaten, die regungslos und ernst geblieben waren. Ein verlegenes Schweigen entstand rings um Geraldini, blitzartig aber waren die Worte der Inschrift an diejenigen weitergegeben worden, die entfernter standen und nicht mit eigenen Augen zu lesen vermochten. Deshalb erhob sich das Lachen, das vorne verstummt war, rückwärts von neuem, steigerte sich, je mehr von dem, was geschehen war, Kenntnis hatten, und in weniger als einer Minute erfüllte ein brausendes Gejohle die Luft.

Geraldini, der voll Verblüffung gelesen hatte, was da vor seinen Augen enthüllt wurde, war zuerst wie betäubt; doch besann er sich alsbald seines Auftrags, machte nun kehrt und zog mit blanker Waffe, geleitet von seinen Soldaten, dem Palaste wieder zu, mitten durch das aufgeregte Volk. Viele verworrene Worte und Ausrufe schwirrten an sein Ohr. In die Masse war eine lebhafte Bewegung geraten. Alle drängten jetzt nach vorne, dem Palazzo Gembi zu, während die Ersten vor dem Hause sich nun mit Geraldini nach rückwärts wandten. Man wirbelte durcheinander, rief, lachte, gestikulierte:

»Entjungfert, sagt Ihr!«

»Ach Du mein Gott, das steht so einfach da?«

»Welch ein Gedanke!«

»Entjungfert!«

Als würden alle dieses Wort immer und immer wieder einstimmig aussprechen, mit solcher Deutlichkeit hörte man es beständig. Geraldini vernahm dazu immer nur in abgerissenen Sätzen das hitzige Geplauder der Zunächststehenden.

»Entjungfert?« fragte in höchstem Erstaunen ein kleiner alter Mann.

»Wirklich?« pfiff er beinahe. »Nicht möglich!«

»Das kommt Dir nur so vor!« brüllte ein Fleischer ihn an. »Es ist ganz leicht!«

Und sogleich fiel ein Chorus ein: »Ganz leicht! ganz leicht!«

»Entjungfert!« hörte Geraldini nach ein paar Schritten einen ängstlichen Mann ganz bestürzt ausrufen, »Ja, ist sie denn verheiratet?«

Von allen Seiten drang man auf ihn ein: »Vieh! Wenn sie verheiratet wäre, was gäbs da weiter zu reden!«

Der ängstliche Mann erschrak und antwortete nur immer: »Du mein Gott! Du mein Gott!«

Einer entrüstete sich darüber und schrie ihn an: »Verheiratet! Wärs denn dann ein Wunder?«

»Ein Wunder?« rief eine gellende Stimme. »Auch ohne Hochzeit ist das Entjungfern kein Wunder!«

Man lachte. »Noch lange nicht!« gaben Andere zurück.
»Freilich — das haben schon Viele getroffen!«
»Aber eine Prinzessin!«
»Und in diesem Hause!«
»Wer hats denn gethan?«
»Nun, wer sonst, als Franzesco Gembi!«
»Bravo, Gembi! Bravo, Gembi!«
»Der hübsche junge Gembi?«
»Gewiss! es giebt nur den Einen.«
»Ach Du lieber Gott, wie's der treibt — eine Prinzessin und entjungfert sie so mir nichts dir nichts!«
»Ja, ist Franzesco Gembi der Liebhaber unserer Prinzessin?«
Geraldini schaute eben zufällig nach dem Sprecher, da fuhr der Juwelier des Herzogs, der augendienernde Ascoli, auf diesen los und rief mit übertriebener Empörung: »Wer sagt, dass die Prinzessin einen Liebhaber hat? Wer wagt es, zu sagen, dass unsere gnädige Prinzessin . . .!«
Andere, die in der Nähe standen, mischten sich unter den Blicken Geraldinis beschwichtigend ein: »Ach was . . . Niemand sagts« und wieder Andere, diensteifrig und begütigend: »Niemand spricht von Liebhaber.. entjungfert hat er sie, das ist alles . . .!«
Der Streit wurde heftiger. »Und der Herzog?«
»Was der Herzog?«
»Der Herzog hats erlaubt!«
»Natürlich!«
»Wieso erlaubt?«
»Warum nicht gar!« Gelächter.
Eine Stimme: »Befohlen!«
Viele Stimmen wichtig: »Der Herzog hats befohlen! Gewiss hat ers befohlen!«
»Ihr seid dumm! . . . Glaubt doch so was nicht!«
»Warum nicht?«
»Warum lässt er ein Denkmal setzen, wenn ers nicht befohlen hat?«

»Das weiss ich nicht!«

»Aus Wut vielleicht!«

»Haha! ein Denkmal aus Wut! Hat man sowas schon gehört?«

»Erlaubt hat ers!«

»Hoch Parabosco!«

Die Zunächststehenden schrieen: »Hoch Parabosco!« und sahen Geraldini an, als wollten sie ihn bitten: Sags auch gefälligst, dass ich es war, der Hoch! gerufen hat, oder so, als forderten sie ihn zur Zeugenschaft auf für ihre gute Gesinnung.

Vom Palazzo Gembi aber, wo immer neue Scharen sich herandrängten, um die Inschrift zu lesen, flog salvenweise helles Gelächter auf und ein Gewirre laut miteinander kämpfender Stimmen.

Auf den Brunnen, wo vier steinere Löwen ihre Mäuler aufrissen, waren soeben ein paar lustige Gesellen gesprungen. Sie begannen schon ihre Guitarren zu stimmen, und einer von ihnen fing an, mit frechen Geberden ein Spottlied zu improvisieren:

»Was hast Du diese Nacht gemacht?
O Anna, o Prinzessin Anna!«

ein Zweiter fiel ein:

»Geschlafen? Nein — gelacht, gewacht —
O Anna, o Prinzessin Anna!«

Die Umstehenden brachen in Geschrei aus, applaudierten und manche sangen schon im Chorus mit: »O Anna, o Prinzessin Anna!« Geraldini beschleunigte seine Schritte. Die Burschen dort oben tanzten, klimperten und führten mit allerlei unzüchtigen Bewegungen eine Liebesscene auf. Die Frauen kreischten, die Mädchen kicherten, die Männer brüllten, denn die Lustigmacher hatten die Rollen unter sich verteilt. Einer stellte die Prinzessin vor, die sich sträubt, ein Anderer den Herzog, wie er seiner Schwester Befehle erteilt, und der Dritte ahmte Franzescos Liebesraserei nach. »O Anna, o Prinzessin Anna!« sangen sie. Geraldini erschrak, als ihm plötzlich einfiel, der Herzog könne von seinem Fenster aus diese Spottkomödie mit ansehen. Er wandte sich rasch dem Brunnen zu, und

mit dem Degen drohend, rief er über alle Köpfe fort: »Hinunter dort, Ihr Schufte!«

Sogleich brüllte die Menge: »Hinunter, Ihr Schufte!« Fäuste erhoben sich, Rufe der Entrüstung wurden laut, und im Nu waren die Spielleute verschwunden, der Brunnen leer, nur die vier Löwen glotzten wie vorher mit aufgerissenen Rachen auf das Volk, das sie überall umtummelte.

Geraldini stieg die Treppe empor, um dem Herzog seine Meldung zu erstatten. Er fühlte sich geborgen und dachte, jedem übel zu begegnen, der ihn etwa als einen Freund Franzesco Gembis ansprechen wollte. Ehe er noch den Vorsaal betrat, sprang ein Page heraus und rief Filippo zu: »Der Herzog erwartet Euch! Wo steckt Ihr denn?« Filippo folgte ihm, der Page lief neben ihm her, während sie den Vorsaal durchschritten: »Gut, dass Ihr endlich da seid. Seine Gnaden sind schon ungeduldig, und eben wurde ich ausgesendet, nach der lustigen Tafel zu sehen, die Agostino angefertigt hat.« Damit sprang er vor ihm auf die Schwelle und stiess die Flügelthüren auf.

Geraldini stand vor dem Herzog.

Parabosco wandelte raschen Schrittes im Gemach hin und her, die Hände auf dem Rücken. So blieb er vor Geraldini stehen und sah ihn an. »Ihr seid's?« sagte er mit eigentümlichem Blick, und Geraldini fühlte, dass alle seine Anstrengungen vergeblich gewesen. Dieser Blick warf ihn zu Franzesco Gembi.

»Was giebts?« fragte Parabosco.

»Hoheit . . . ich war den ganzen Tag im Palast, Eurer Befehle gewärtig.«

Parabosco lächelte unmerklich. »Ihr seid nicht im Dienst. Mich kümmerts nicht, wo Ihr wart.«

»Ich wollte sagen«, stammelte Geraldini, »dass ich der Erste . . . dass ich deshalb hinüberlief . . . dass ich . . .«

»Die Tafel«, unterbrach ihn der Herzog. »Ist Agostino damit zu Ende?«

»Jawohl.«

»Die Inschrift?«

»Sie lautet . . .«

Und da Geraldini zögerte, forderte ihn Parabosco zum Weitersprechen auf: »Werde ichs endlich hören? Nun? Sie lautet? . .«

Geraldini nahm seine Tapferkeit zusammen: »In diesem Hause wurde Prinzessin Anna . . .« Aber beim letzten Worte entsank ihm aller Mut. Er stockte wieder und war sehr verlegen. Der Herzog mass ihn vom Kopf bis zu den Füssen. Noch nie hatte Geraldini ein so hochmütiges Antlitz gesehen: »Entjungfert«, stiess er leise heraus und atmete tief.

Parabosco trat einen Schritt zurück. »Seid Ihr von Sinnen?«

Filippo beteuerte: »Ich hab es selbst gelesen.«

Jetzt fuhr Parabosco lebhaft empor: »Dieser Hund von einem Bildhauer! Ich befahl ein anderes Wort — durchaus ein anderes Wort!« Dabei fing er an, in seinem Gedächtnis nach jenem Wort zu suchen und wunderte sich höchlich, dass er sich nicht darauf besinnen konnte ». . . es war ein anderes Wort! Uebrigens«, brach er ab, »das steht nun einmal da, und es ist jedenfalls deutlich. — Das Volk?«

»Die Leute lachen, applaudieren, man singt.«

»Spottlieder?« fragte der Herzog kalt.

»Ja.«

»Auf mich?«

»Nein.«

»Auf die Prinzessin?«

Geraldini nickte.

Parabosco sah mit blinzelnden Augen vor sich hin, als überlege er etwas. Geraldini fasste sich ein Herz: »Befehlen Euer Gnaden, dass die Sänger und Improvisatoren fortgejagt werden?«

Parabosco richtete seine blinzelnden abwägenden Blicke auf Geraldini: »Singen sie von . . . anderen auch?«

»Noch hab ich nichts gehört. Ich ging sogleich, als der Stein enthüllt wurde, in den Palast zurück, um Euer Gnaden Nachricht zu bringen, laut Befehl.«

»Lasst sie singen«, sprach der Herzog, und wieder zuckte ein rasches Lächeln unmerklich um seine Lippen. »Lasst sie singen. Ich will Niemandem den Mund verstopfen.«

Geraldini war froh, von seinem Angriff auf die Sänger nicht berichtet zu haben. Innerlich lobte er sich wegen seiner Klugheit. Hätte der Herzog gesagt: »Bringt die frechen Bursche zum Schweigen«, dann würde er, Filippo, erwidert haben: »Das ist bereits geschehen, ich habe es gethan.« So wäre er des Lobes sicher gewesen und war um dem Tadel entronnen.

Der Herzog stand jetzt am Fenster und sah hinaus. Drunten wogte der Platz von Menschen, Stimmengewirr, Gelächter, Lärmen scholl gedämpft herauf, und wie ein weisser Fleck schimmerte von der altersgrauen Fassade des Palazzo Gembi die Gedenktafel herüber.

Parabosco schaute lange auf die Tafel und auf die Menschen, dann wandte er sich um: »Man rüste für den Abend ein Fest. Der ganze Adel von Riavenna ist geladen. Man wisse daraus«, setzte er feierlich hinzu, »Wir haben nichts gemein mehr mit den Dingen von der Strasse.«

Er winkte, und Geraldini lief aus dem Gemach. »Der Herzog lässt ein Fest rüsten!« schrie er Errante und Gonzalvo im Vorsaale zu. Die Beiden sahen einander an und begaben sich eilig in das Kabinett des Herzogs.

Noch hatte Filippo den Flur nicht erreicht, wo gerade die heimkehrenden Herolde und Trompeter von den Pferden stiegen, als der alte Spezzi wieder an der Treppenbrüstung erschien und herunterrief: »Die Herolde zurück!« »Zurück«, donnerten die vier Herolde.

»Bereithalten mit den Trompetern! der Herzog giebt ein Fest! — Läufer!« »Läufer!« schrie der Wachtposten.

In der dunklen Tiefe des Korridors sprang eine schwarze Thüre auf, aus welcher eine Schaar von flinken Burschen in gelber Livrée mit nickenden Straussfedern hervorbrach. Sie flogen mit Tumult die Treppe hinauf, wo Spezzi ihnen entgegenrief: »Wartet hier! Man wird Euch die Einladungen geben!«

Geraldini spazierte auf den Platz hinaus und mischte sich unter das Volk. Gerne wäre er jetzt verstohlen zu Franzesco Gembi geeilt. Dieser musste nun allbereits von jener Inschrift Kenntnis haben und Geraldini hätte gerne gewusst, wie Gembi das aufnehme. Aber er wagte es nicht, in jenes Haus zu treten, vor dessen Thor ganz Riavenna versammelt war und gleichsam Wache hielt. Unbemerkt hätte jetzt niemand dort hineinschlüpfen können. Auch sah Geraldini viele Adelige umherstreichen. Der dicke alte Colalto schob sich langsam durch die Menge. Die Kämmerer standen in Gruppen beisammen, und in ihren Sänften liessen sich die Domherren und adeligen Frauen über den Platz tragen, vorbei an jener Tafel, zu der sie kopfschüttelnd emporsahen. Geraldini war schon fast beim Brunnen angelangt, als er umsehend warnahm, wie Gonzalvo, in einen weiten Mantel gehüllt, den Palast verliess und sich in der Menge verlor.

Das Volk hatte sich mit dem neuen Ereignis noch auf keine Weise abgefunden. Man scherzte und lachte, und die Dreisteren rissen unehrerbietige Witze auf die Prinzessin, auf Franzesco Gembi und auf den Herzog. Allein die Mehrheit zauderte einstweilen, ihnen offen beizustimmen, und wo einer anfing, die Leute mit Spottreden anzusprechen, wichen sie ihm eher verlegen aus, als dass sie sich ergötzen liessen. Dazu kam, dass sie eine gewisse Scheu vor den Adeligen empfanden, die heute alle mitten unter ihnen umherwandelten und sie abschreckten, ihrer Laune die Zügel schiessen zu lassen.

Die Tafel hing da droben und zeigte das Bildnis der jugendlichen Prinzessin Anna, vor deren Schönheit ganz Riavenna jedes Mal in ein angewöhntes Entzücken geriet. Darunter prangte die bündige Inschrift und so schimmerte der Marmor wie ein sprechendes und dennoch stummes Rätsel über allen Köpfen, schien alle anzulocken und zu reizen und während alle von dieser Tafel erwarteten, sie solle sich irgendwie selbst erklären, blieb sie beharrlich und augenscheinlich für immer bei ihrem Ausspruch. Dem ward nichts hinzugefügt. Das stand da oben wie eine Botschaft, immer aufs neue wiederholt, so oft man sie auch lesen mochte.

Und so oft die Blicke zu ihr emporflogen, fragend, Antwort, nähere Auskunft, Erläuterung heischend, gab es keine anderen Worte als die eben schon einmal da waren: »In diesem Hause wurde Prinzessin Anna entjungfert.«

Viele waren, die das Haupt entblössten, als sie an die Tafel herantraten, und dann ratlos, verlegen und erschrocken, die Mütze in der Hand dastanden, nachdem sie gelesen hatten.

Weil nun das Volk, seitdem Geraldini die Gaukler mit dem Degen in der Hand vom Brunnen verscheucht hatte, sich nicht mehr recht an diese halten mochte, belauerte und belauschte es die Edelleute, ohne jedoch viel zu erfahren, denn auch der Adel war betroffen und wusste noch nicht recht, wie er sich zu der Sache stellen durfte. Aus dem Palaste war bisher kein Wort herausgedrungen. Die Parole, die sonst von oben ausging und die man als bequemes Hilfsmittel für die eigene Meinung nützen konnte, war dieses Mal noch nicht herabgelangt. Nur Wenige hatten Parabosco gesprochen, aber sie hüllten sich in tiefes Schweigen. Agostino di Gardone war betrunken und schwor, er wisse nicht mehr, als was er ohnehin schon auf seine Tafel geschrieben habe. Gonzalvo wies alle Frager zurück, und was Parabosco betraf, so unternahm es niemand, ein Kalkul aufzustellen, denn niemals konnte man so recht wissen, woran man mit ihm war.

Der junge Cesare Galli hatte sich, als er mit anderen Edlen vor die Tafel getreten, heftig abgewendet und gesagt: »Wahrlich, es ist eine schändliche Art, die Schande seines Hauses so öffentlich zu verkünden!« Die in der Garde dienten und dabeistanden, hatten geschwiegen, denn niemand wollte sich den Mund verbrennen; die übrigen Herren hatten mit den Achseln gezuckt und einander angesehen und jeder dachte, was alle wussten: »Cesare Galli lässt sich hinreissen, weil er in die Prinzessin verliebt ist.«

Dann waren die Ratsherren herbeigekommen, liefen zusammen, fanden sich mit ihren schwarzen Talaren in der Menge, sickerten überall aus ihr hervor. Wie Oel auf Wasser sich sammelt, hatten sie sich zu einer

Gruppe am Brunnen vereinigt. Dort hielten sie, und es schien, als habe an denselbem Ort, an welchem der Uebermut sich zuerst geregt hatte, nunmehr die Bedächtigkeit Platz genommen. Denn die Ratsherren schwiegen, sahen nach der Tafel hin, schüttelten die Köpfe, blickten einander an, und das Volk stand ringsherum und schaute bald auf die Ratsherren, bald auf den weissen Marmor am Palazzo Gembi. Die Ratsherren aber wurden von einer panischen Gedankenflucht ergriffen. Sie wussten nichts zu sagen. Es gab ein langes Schweigen. Räusperte sich jemand, so blickten ihn alle an, denn sie glaubten, er wolle reden. Allein es war nichts; er hatte sich eben nur geräuspert. Wieder Schweigen, denn jetzt wollte sich auch niemand mehr räuspern. Dann sprach endlich einer zum andern: »Die Prinzessin Anna . . .!« Und der Zweite erwiderte, die Augen starr auf den Denkstein geheftet: ». . . entjungfert.« Und ein Dritter fügte gewissenhaft hinzu: ». . . in diesem Hause.« Darüber jedoch war niemand erstaunt, denn das wussten ja schon alle.

Zuletzt trat der Ratsschreiber Luigi in die Mitte des Kreises. Es war ein dicker, selbstzufriedener Mann, der zu jedem Streit und zu jeder Verwirrung zu lächeln pflegte, mit einer Miene, als besässe nur er allein das Mittel, Ruhe und Ordnung zu schaffen. Mit dieser Miene sah er sich jetzt überall um und sagte triumphierenden Tones: »Wir sollten zum Herzog gehen und ihn um Gnade bitten für die liebreizende Prinzessin.« In die letzten beiden Worte legte er Rührung. Ein Gemurmel erhob sich bei den Nächststehenden im Volke. Die Leute nickten einander zu, und man hörte Rufe: »Das ist wahr! Liebreizend ist sie!«

»Man muss um Gnade bitten!«

Luigi genoss ein gewisses Ansehen beim Volke, denn er gehörte zu jenen Menschen, die in untergeordneter Stellung mit vielsagendem Lächeln, mit Andeutungen und kurzen Worten sich darauf verstehen, die Meinung zu verbreiten, als hätten sie ihre Oberen in der Tasche, als sei alles, was geschieht und was nicht geschieht, nur auf ihr Eingreifen und stilles Wirken zurückzuführen.

Deshalb schlug seine Meinung auch gleich Wurzel.

»Um Gnade bitten«, hiess es.

»Das ist besser, als hier stehen und Maulaffen feilhalten!«

»Ein kluger Mann, der Ratsschreiber!«

»Was, klug? Er ist der Einzige, der die Sache versteht.«

»Der Leithammel ist er unter diesen Schafen, wisst Ihr das nicht?«

»Ja, ja, er hält sie alle am Gängelbande!«

Luigi stand noch immer mit siegreichem Lächeln da und warf seine werbenden Blicke auf die Zuhörer. Die Ratsherren verdross das Gehaben des Mannes. Besonders den jähzornigen Vespasiano, und weil er befürchtete, man werde, von der Volksmeinung überrumpelt, dem eitlen Luigi nachgeben, entschloss er sich zu schnellem Eingreifen, liess seinem Unmut freiem Lauf und fuhr über den Ratsschreiber her: »Wer hat denn Dich eigentlich gefragt, Du vorlauter geschwätziger Narr? Was stehst Du hier auf dem Markt und thust, als ob Du für uns alle denken müsstest? Glaubst Du, wir wissen ohne Dich gar nicht, was wir zu thun haben?«

Auf dem Gesichte des Schreibers machte die Selbstzufriedenheit dem Ausdrucke ertappter Wichtigthuerei und Dummheit Platz. Noch einmal versuchte er es, sich beim Volke zu retten und stammelte: »Die arme Prinzessin ... ich denke doch ... Gnade ...«

»Schweig!« brüllte nun Vespasiano, während alle lachten. »Wie können wir den Herzog jetzt um Gnade bitten? Was bist Du für ein Esel! Wir hätten ihn vorher bitten müssen, ehe er sie hat entjungfern lassen. Jetzt ists zu spät!« Dabei deutete er mit einer grossen Geberde auf die Tafel, die am Hause des Franzesco haftete, wie die Besiegelung eines unabänderlichen Schicksals.

»Jawohl«, murmelten die Uebrigen, indem sie mit den Blicken der Geste Vespasianos folgten und zum Denkstein aufschauten. »Jetzt ists zu spät.«

»Gewiss. Was kann man da noch machen?« sagten die Leute und betrachteten voll Interesse das marmorne Bildnis der Prinzessin.

»Herr Vespasiano?« fragte über die Köpfe der andern hinweg ein langer

Kerl voll Ehrerbietung. »Herr Vespasiano, Ihr sagt, der Herzog habe die Prinzessin entjungfern lassen . . .?«

»Gewiss«, entgegnete Vespasiano streng. Vor einer Viertelstunde noch hatte er, selbst ohne Meinung, dieses Gerücht von ungefähr vernommen und es belächelt, vor zwei Minuten hatte er es aufgegriffen, um es diesem elenden Luigi an den Kopf zu werfen, wie man im Zorn nach der nächstbesten Zaunlatte langt. Jetzt aber war er schon felsenfest davon überzeugt. »Gewiss«, wiederholte er und blickte umher.

Ein lebhaftes Fragen, Rufen, Drängen erhob sich vor den Ratsherren, die sich jetzt als im Mittelpunkt der Ereignisse fühlten und mit Befriedigung wahrnahmen, dass die Leitung der allgemeinen Meinung wieder in ihren Händen liege.

»Der Herzog liess sie entjungfern?« hiess es.

»Wer sagt das?«

»Nun, Vespasiano, der Ratsherr sagts.«

»Vespasiano sagts? Der muss es doch wissen.«

»Ich habs gleich gesagt, früher als Vespasiano.«

»Natürlich, der Herzog hats befohlen!«

»Befohlen, warum nicht gar!«

»Ich sags Euch auf meine Ehre, befohlen!«

»Wollt Ihr den Beweis? Gut! Das Denkmal.«

»Ein schöner Beweis!«

»Der beste!«

»Erlaubt einmal — er bestellt da den Agostino und lässt ihr Bildnis in Marmor hauen —«

»Aha!«

»Seht Ihr! Und als alles vorbereitet war, sucht er den Franzesco Gembi aus und befiehlt ihm: thus!«

»Und der Gembi thuts?«

»Wer hätts nicht gethan?«

»Glaubt Ihr, der Gembi hätt, sich getraut ohne die Erlaubnis des Herzogs?«

»Aha! aha! aha!«
»Nun, soll ers da nicht befohlen haben?«
»Richtig!«
»Aber weshalb?«
»Ja, ja — weshalb?«
»Ihr fragt — das weiss niemand!«
»Ihr kennt das Hofleben nicht!«
»Es wird schon seinen Grund haben!«
»Was glaubt Ihr — Parabosco thut das zum Scherz?«
»Wichtige Dinge mögen da im Spiele sein.«
»Was wissen wir von solchen Dingen!«
»Unsereins erfährt ja nie etwas!«
»Ja, aber warum hat der Gembi sie denn nicht geheiratet?«
»O Du Dummkopf — wie kann er denn eine Prinzessin heiraten!«
»Aber wenn er sie doch . . .«
»Staatspolitik!«
»Ei ja, dann möcht ich auch Staatspolitiker sein!«
»Freilich, die habens gut!«
»Die thun nur so mit den Prinzessinnen und brauchen nicht einmal heiraten!«
»Ist denn der Gembi ein Politiker?«
»Ach was, so ein Politiker bin ich auch!«
Die Leute lachten. »Ich auch!«
»Wenn der Herzog wieder was braucht, soll er nur zu mir schicken.«
Das Gelächter wurde allgemein. Man ergab sich wieder dem Scherz, und für einen Augenblick schien es, als wollte man sich endlich dem wahren Sinne der Gedenktafel nähern.
Da tönte vom Palast her Pferdegetrappel. Die vier Trompeter kamen wieder herausgeritten, hinter ihnen die vier Herolde. Dicht vor dem Thore blieben die acht Reiter stehen, voran in einer Reihe die Trompeter. Neugierig wich das Volk vor ihnen zurück und schloss die kleine Truppe im Kreise ein. Die Trompeter setzten ihre Instrumente an den Mund,

und eine silbern klingende Fanfare schmetterte lustig über den weiten Platz. Darauf ritten die Herolde ein paar Schritte vor, so dass jetzt die Trompeter hinter ihnen zu stehen kamen, dann hoben sie ihre Stäbe, und sich im Bügel reckend, riefen sie einstimmig: »Seine Gnaden der Herzog rüstet für den Abend ein Fest. Der ganze Adel ist geladen, nach Sonnenuntergang zu erscheinen.«

Sogleich brachen, der Gewohnheit folgend, alle Leute in Hochrufe aus, denn es war in Riavenna Sitte, dass das Volk Hoch! schrie, wenn der Adel zum Herzog geladen wurde. Die Herolde senkten ihre Stäbe. Jetzt ritten ihrerseits die Trompeter ein wenig vor, dergestalt, dass sie nun die Herolde hinter sich hatten. Und eine fröhlich tutende Fanfare gab dieser Verkündigung ihren Abschluss.

Nun war das Wort »Staatspolitik« eben erst durch die Menge gelaufen. Seit die Tafel enthüllt war, hatte man ausserdem den Ruf: »Auf Befehl des Herzog!« oft genug vernommen, und die wirre Meinung des Haufens hatte sich an diese Fetzen einer achtbaren Begründung geklammert, um mit dem sonderbaren Vorfall ins Reine zu kommen.

Würde man das Ereignis, von dem jener Denkstein so knapp und gründlich erzählte, für sich allein haben gelten lassen, dann wäre die Sache leicht zu besprechen und beurteilen gewesen. Aber die Menschen schenkten der Aufrichtigkeit dieser Inschrift keinen Glauben, ihrer Einfachheit misstrauten sie, und da sie durchaus einer besonderen Bedeutung, irgendeiner geheimnisvollen Absicht, die nach ihrer Meinung unbedingt dahinterstecken müsse, habhaft werden wollten, hatte sich diese überaus verständliche Angelegenheit nach und nach verdunkelt und etwas aufreizend Unbegreifliches angenommen.

Da fingen nun die hellen Trompetenstösse alle umherflatternden herrschaftlichen Worte auf und bliesen sie mit ihrem tönenden Atem in vollen Klängen über den weiten Platz, durch die ganze Stadt. Und jetzt war es bei Gross und Klein entschieden: ein Fest, Parabosco giebt ein Fest! Man hat also ein freudiges Ereignis zu feiern. Ueberall gab man den trabenden Rösslein der Herolde Raum, sprang neben ihnen her, die Mützen wurden

in die Luft geworfen und das Hochrufen wollte kein Ende nehmen. Vespasiano, der Ratsherr, dem die herzoglichen Fanfaren neuen Mut eingeblasen hatten, richtete sich stolzer auf als zuvor. Er mass den Stadtschreiber mitleidig nnd redete ihn an: »Wenn Du nur immer still sein wolltest, Du Dümmster unter allen Dummen von Riavenna! Jetzt würden wir schön dastehen, wären wir Deinem Rate gefolgt und hätten den Herzog um Gnade für die Prinzessin gebeten. Sei froh, dass wir nur Dich auslachen, besser, als hätte uns Parabosco mit Spott und Hohn heimgeschickt.«

Die Umstehenden erhoben ein dröhnendes Gewieher, und in seinem Schalle fühlte der arme Luigi die letzten Reste seines Ansehens dahinschwinden.

Plötzlich entstand ein Tumult. Schreien, Kreischen, Lachen, und durch das dichteste Gedränge machte sich Agostino di Gardone Platz. Er kam aus der Schenke und war noch mehr betrunken als am Mittag. Aber der riesige Mann schwankte nicht. Nur sein Antlitz erschien gerötet, und in seinen feuchtglänzenden Augen waren feine rote Aederchen hervorgetreten. Nach vielstündigem Gelag, denn sein Trinken musste vom Morgen an gerechnet werden, hatte er sich vorne die Halskrause geöffnet, um sich ein bischen Luft zu machen. Das war alles. Jetzt trat er, aufgelöst in jene grenzenlose, ein wenig boshafte Heiterkeit, die ihn im Rausche immer befiel, vor den versammelten Rat. Eine Weile sah er sich da um, schaute von einen zum andern, lächelte, wiegte den Kopf, blinzelte schlau und lächelte wieder. Die Ratsherren schauten ihn an wie einen, der mehr von der Sache wisse als andere Leute, mehr, als er vielleicht sagen wolle und dürfe. Sie schwiegen und begnügten sich, ihm freundliche, wenn auch ziemlich ratlose Gesichter zu machen.

Agostino hob endlich in ermunterndem Tone zu sprechen an: »Nun, Ihr strengen Herren, was sagt Ihr zu meinem neuen Werk?«

Vespasiano näherte sich ihm mit Liebenswürdigkeit. Er hatte den besonderen Wunsch, Agostino in diesem Augenblicke lieber für sich allein zu haben, am liebsten in einem stillen Winkel, beim Glase Wein; dort

wollte er dann schon genau erfahren, was los sei. Jetzt blickte er ihn nur mit gewinnendem Ausdruck an und streckte ihm die Hand entgegen: »Es ist ein schönes Stück Arbeit, Eure Gedenktafel.«

»Hoho!« lachte Agostino, »ein schönes Stück Arbeit, weiter nichts? Ihr müsstet Euch eigentlich bei Parabosco bedanken, weil er der Stadt wieder einen solchen Schatz geschenkt hat.«

Die Ratsherren sahen einander an und der Stadtschreiber, der aufs neue sein Heil versuchen wollte, schrie begeistert: »Das ist wahr! Parabosco schmückt Riavenna wie kein anderer Fürst!«

Agostino schlug ihm dafür mit soviel Anerkennung auf die Schulter, dass er taumelte: »Du hast Recht, wackerer Luigi, es ist ein Schmuck!«

»Eine Zierde für die Stadt«, pflichteten andere bei, in dem Bestreben, Agostino zu gefallen. Jetzt war die Unterhaltung allgemein.

»Ja, ja, der Herzog ist gut.«

»Er ist ein Freund der Kunst.«

»Ein Freund? Er ist ihr Beschützer!«

»Das muss man sagen, es geschieht etwas für Riavenna.«

»Welch ein Meisterwerk?«

»Meisterwerk?« brüllte Agostino. »So etwas hat man in ganz Italien nicht, nicht in Ferrara, nicht in Bologna, nicht in Florenz!«

»So ists! Bravo, Agostino!« riefen Viele.

»Ein Kunstwerk«, sagte einer laut, aber mit unerklärlicher Melancholie.

»Das machts nicht allein«, begann Vespasiano mit grosser Wichtigkeit. »Lest doch nur — seht Ihr, darin liegts! Das wird man in ganz Italien erzählen, und von allen Gegenden werden die Leute herbeiströmen, um diese Tafel zu sehen.«

Agostinos Augen leuchteten voll Bosheit auf: »Von ganz Italien?« johlte er. »Aus der ganzen Welt!«

Und hingerissen schrieen alle durcheinander: »Ja, ja!«

»Recht hat er!«

»Es ist ein Segen für die ganze Stadt!«

Agostino mit funkelnden Blicken: »Riavenna wird einen neuen Auf-

schwung nehmen!«
Ein ungeheurer Jubel erhob sich.
»Es lebe der Herzog! es lebe der Herzog!«
»Das ist ein Fürst, dieser Parabosco! der schläft nicht!«
Eine schrille Stimme: »Die Prinzessin auch nicht!«
Darauf stürmische Entrüstung: »Ruhig! . . . Ihr da! wollt Ihr eingesperrt werden?«
»Seht doch, was wisst Ihr davon!«
»Die Prinzessin . . .«
»Wenn der Herzog will . . .«
»Was glaubt Ihr . . .«
»Es ist nicht zu unserem Schaden!«
»Man muss«, begann jetzt der Stadtschreiber voll Seligkeit über seinen Einfall, »man muss«, wiederholte er, und um gehört zu werden, liess er seine Stimme in den höchsten Tönen pfeifen: »Man muss dem Herzog danken und der Prinzessin auch.«
Lauter Beifall lohnte diese Worte.
»Dem Herzog danken und der Prinzessin!« tönte es durcheinander.
Agostino aber tobte dazwischen: »Und Franzesco Gembi!« Er war wie rasend. »Den dürft Ihr nicht vergessen«, setzte er ernst hinzu, während er wieder nur mit den Augen lachte.
»Ja, ja! Der Gembi! Der junge Gembi!«
»Zum Herzog!«
»Die Ratsherren zum Herzog«, brüllte das Volk.
»Zuerst zum Herzog!«
Die Ratsherrn steckten die Köpfe zusammen. Es hatte bisher schwer auf ihnen gelastet, dass sie ihrerseits zu diesem Ereignis noch nichts beschlossen, noch keine Veranstaltung getroffen hatten. Nun besprachen sie untereinander die Anrede, die man vor Parabosco halten wollte.
Gonzalvo aber, der die ganze Zeit über umherschlich und das Volk belauerte, trat unversehens aus der Menge hervor: »Wartet noch eine Weile«, sagte er, und wandte sich an Vespasiano, »ich will Euch beim Herzog

anmelden. Seine Gnaden haben wichtige Geschäfte, und es könnte sein, dass Ihr nicht vorgelassen werdet.«

Vespasiano wollte sich in Dankesbezeugungen ergehen, allein Gonzalvo schritt eilig davon, demütig von allem Volke begrüsst, denn sein Ansehen stieg von Stunde zu Stunde.

Während sich die allgemeine Aufmerksamkeit dem unerwartet erschienenen Gonzalvo zuwendete, schlich Agostino beiseite. Vergnügt eilte er zum Palast, drückte sich dort unbemerkt die Mauer entlang, bis er an ein wohlbekanntes Seitenpförtchen gelangte. Er klopfte, und der alte Geschützmeister, der hier wohnte, kam heraus.

»War schon jemand bei Dir wegen der Salutschüsse?« fragte Agostino geschäftig.

»Nein . . . Niemand . .« erwiderte jener.

Agostino that sehr zornig: »Gaffen und schreien, das können sie, die Bande! aber ans Notwendigste denkt wieder einmal Keiner! . . . Gieb her!«

Der alte Dossi zauderte.

»Wie Du willst«, sagte Agostino freundlich. »Mich gehts ja nichts an. Ich thu' es ohnehin nur aus Freundschaft für Dich. Mich werden sie ja nicht fortjagen, wenn die Salven ausbleiben.« Damit ging er fort.

Dossi aber hielt ihn zurück, gab ihm Lunten, Schiesspulver und, was der Bildhauer am Nötigsten brauchte, das Losungswort für die Wälle.

Agostino machte sich auf heimlichen Seitenpfaden rasch auf den Weg, hinaus zu deren Vorwerken, um um dort mit verschmitztem Lächeln die Mörser zu entzünden.

Gonzalvo schritt unterdessen durch den Korridor, der zu den Gemächern der Prinzessin Anna führte. Er war froh, dass die Ratsherren auf seinen Zuspruch nicht zum Herzog gegangen waren, und hatte nur die einzige Angst, ein anderer könne vor ihm die Nachrichten vom Marktplatz in den Palast bringen. Deshalb eilte er, zu raschem Handeln entschlossen, vorerst zur Prinzessin. Niemand war in den Gemächern zu sehen als ein

Trabant von der Garde, der im ersten Vorsaal auf Wache stand, andächtig in den leeren Hof hinunterglotzte und die Hellebarde grüssend zur Erde stiess, als Gonzalvo eintrat. Gonzalvo kam in den zweiten Vorsaal und fand ihn leer. Keiner von den Kammerherren, nicht einmal ein Lakai war hier. Er trat in die grosse Antichambre . . . Niemand. Die Ehrendamen verschwunden, der Hof versagte den Dienst. Nur eine alte Dienerin sass in einem Winkel und schluchzte: Es war die Schwester der erdrosselten Caterina. Gonzalvo trug ihr auf, zur Prinzessin zu gehen und ihn zu melden. Die Alte lief und kam alsbald zurück. Die Prinzessin habe sich eingeriegelt und durch die Thüre herausgerufen, sie wolle niemanden sehen. Gonzalvo zuckte die Achsel: »Schade. Ich habe sie für tapfer gehalten.« Einen Augenblick überlegte er: »Soll ichs ganz allein auf mich nehmen?«

Dann schüttelte er den Kopf, wandte sich und ging rasch zum Herzog hinüber.

Parabosco war allein und las in einem grossen Buche. Vielmehr stellte er sich so an, als ob er läse. In Wahrheit schielte er beständig nach dem Fenster, horchte auf, so oft Stimmengewirr von unten her stärker an sein Ohr drang, und als Gonzalvo eintrat, fuhr er, leicht erschreckt, zusammen. Gonzalvo verneigte sich, Parabosco fragte kurz: »Was wollt Ihr?«

»Euer Gnaden, das Volk«

Der Herzog sprang vom Sessel auf: »Schweigt! Ich hab Euch nicht nach dem Volke gefragt! Wir fragen nicht nach dem Volke!« rief er ungeduldig und begann, nach seiner Art in dem weiten Gemach auf und ab zu laufen.

Gonzalvo schwieg, aber er ging nicht.

»Das Volk«, begann Parabosco nach einer kleinen Weile, »das Volk mag thun, denken, sagen, glauben, meinen, was es will . . . wir kümmern uns nicht darum und —« er wandte sich plötzlich gegen Gonzalvo — »wir haben keine Späher ausgesendet, uns dergleichen zu melden.« Noch heftiger fuhr er fort: »Lasst mich endlich zufrieden! Merkt Ihr denn nicht? ich bin fertig damit! Ich will fertig sein! Ein für allemal! Das Volk —

was es wissen will, das hab ich ihm dort an die Wand geschrieben!«
Er deutete mit der Hand zum Fenster hinaus. »Selbst die Mühe, Epigramme an Gembis Haus zu heften, hab ich ihnen erspart; der Stein dort ist dauerhafter als ihre Pasquille aus Papier! Was wollen sie mehr?«
Gonzalvo ermutigte sich an dieser hingeworfenen Schlussfrage: »Wenn es Euer Gnaden belieben würde, mich zu hören.«
»Was giebts?«
»Ich rate Euer Gnaden —« Der Herzog lachte spöttisch auf. Gonzalvo zögerte nicht länger: »Ich rate Euer Gnaden zu befehlen, die Prinzessin Anna möge sogleich ausreiten und sich dem Volke zeigen.«
Parabosco blieb wie festgewurzelt stehen. Dann brach er los: »Gonzalvo! Gonzalvo! Euer Eifer ist erstaunlich! Höchst erstaunlich ist Euer Eifer! Wenn ich Eurer Weisheit gefolgt wäre, dann läge Francesco Gembi jetzt im Grabe, und meine Schwester im Kerker oder im Kloster.«
»Euer Gnaden«, unterbrach Gonzalvo den Herzog. Aber Parabosco war blass geworden und seine Stimme bebte zornig: »Was glaubt Ihr denn von Uns? Sollen Wir den Pöbel zum Richter machen über die Prinzessin? Ihr seid danach, mich aufs Aeusserste zu reizen Jene Tafel, die dort hängt, auf meinen Befehl, ist eine Bekanntmachung, aber keine Anklage . . . versteht Ihr? Ein offenes Wort, das die bösen Zungen und heimlichen Schwätzer ebenso beschämen soll als die Prinzessin. Versteht Ihr? Beschämen, aber nicht richten! Ein Urteil ist das nicht. Und wenn Wir mit der Hoheit der Prinzessin Unserer Schwester nicht ins Gericht gehen, dann werden Wirs denen da unten nimmer gestatten.«
Gonzalvo hob die Arme, als weise er solche Gedanken weit von sich fort. Parabosco aber mochte nicht hören, noch sehen: »Sehr gemein ist es, was Ihr da wollt. Das heisst, die Prinzessin an den Pranger stellen. Und ehe ich dulde, dass sich nur eine Hand — was sage ich! nur ein Wort, nur ein Laut gegen meine Schwester erhebt«
Gonzalvo benützte eine Pause, die der Herzog zum Atemschöpfen brauchte, und sagte hastig: »Ich bitte nochmals, lasst die Prinzessin ausreiten.«
Der Herzog ergriff das Buch und einen Augenblick schien es, als wolle

er Gonzalvo damit auf den Kopf schlagen. Dann setzte er sich abgewendet nieder und begann zu lesen, wie wenn er allein wäre.
Gonzalvo begann nochmals: »Lasst die Prinzessin ausreiten, Euer Gnaden: ich gebe mein Leben zum Pfande«
In dieser Sekunde krachten von den Bastionen her die ersten Schüsse, die der muntere Agostino dort zu Ehren des Tages abfeuerte. Von der Strasse herauf drang ausbrechendes Geschrei, lange anhaltend. Dann donnerte rasch nacheinander Salve auf Salve.
Parabosco that einen Sprung: »Sind die Leute rasend?« sprach er leise.
Aber Gonzalvo trat jetzt vor und wiederholte mit Energie: »Euer Gnaden, bald wird es dunkel; lasst die Prinzessin Anna ausreiten und sich dem Volke zeigen, ehe die Sonne untergeht. Ich bürge mit meinem Kopfe, dass nichts von alldem geschieht, was Euer Gnaden befürchten.«
Der Herzog sah ihn eine Weile an. Dann winkte er mit der Hand: »Es sei. Euer Kopf. Bringt der Prinzessin den Befehl.«
Gonzalvo verbeugte sich tief und ging gemessenen Schrittes aus dem Gemach. Draussen aber begann er zu laufen: »Die Pferde der Prinzessin!« schrie er in den Hof hinunter· »Auf Befehl des Herzogs! Der Hofstaat der Prinzessin!« rief er, durch die Säle eilend, und jagte Pagen, Läufer, Thürsteher vor sich her. Kam er durch ein leeres Gemach, dann rieb er sich vergnügt die Hände.

Auf dem Platze unten wollte die Menge nicht weichen. Die Ratsherren standen beisammen und erwarteten Gonzalvos Rückkehr. Allgemein war jetzt die Rede von dem Dank an den Herzog, an die Prinzessin und an Francesco Gembi, den der versammelte Rat beschlossen. Jetzt wagten sich auch die Grübler hervor und besprachen mit geheimnisvollen Mienen die verborgenen Ursachen, die das Schicksal der Prinzessin Anna bestimmt haben mochten.
»Der Herzog«
»Wer kennt seine Weisheit!« hörte man.

»Wichtige Dinge gehen vielleicht vor, ohne dass mans ahnt.«
»Und sie . . .?«
»Ja, sie ist eben das Opfer«
»Ein heldenmütiges Mädchen!«
»Eine echte Prinzessin, das sagt alles.«
Francesco Gembi, den man belächelt hatte und höchstens für einen erfolgreichen Liebhaber, für einen hübschen Offizier gelten liess, der sogar Prinzessinnen zu Falle bringen könne, hübsch, aber dumm, denn er hatte sich erwischen lassen, derselbe Gembi erschien mit einem Male in schwerwiegende Angelegenheiten des Staates und der fürstlichen Familie verwickelt, als ein Mann, der insgeheim seine Affären betreibt und der seinen Weg auf eine erstaunliche Weise zu machen wisse. Dazu kam noch, dass die jungen Edelleute, die durch den Ratsbeschluss zu allerlei grossartigen Vermutungen hingerissen wurden, allmählich in Aufregung gerieten und sich über Francesco Gembi vernehmen liessen. Manche von ihnen mit einer angenommnen Begeisterung für Gembi, dessen Fähigkeiten sie stets erkannt haben wollten. Die Uebrigen nannten ihn unter sich einen Streber, warfen ihm mächtige Protektion vor uud liessen durchschimmern, dass sich wohl tüchtigere Männer für ein so schwieriges Amt gefunden hätten, dass eigentlich andere hätten in Betracht kommen müssen, wenn es nach dem Rang und nach dem Verdienst ginge. Zuletzt suchten sie sich achselzuckend mit der klugen Erkenntnis zu beschwichtigen, es geschehe eben auch bei Hofe nicht alles nach Recht und Billigkeit.
Da knallten die ersten Mörser Agostinos. »Freudenschüsse!« rief das Volk
»Man feuert auf den Wällen!«
»Von der Vorstadt San Vito di Felice her kommts!«
Und wie der fröhliche Geschützdonner die Luft zerriss, bemächtigte sich grosse Begeisterung des ganzen Volkes.
»Man schiesst!«
»Man feuert die Kanonen ab!«
»Das thut man immer, wenn eine Prinzessin entjungfert wird!« rief Cesare Galli bitter.

Aber so betäubt waren die Leute, dass sie ganz ernsthaft antworteten: »Freilich! freilich!«

Von den jungen Burschen liefen viele zu den Vorwerken hinaus, um sich das Abprotzen aus der Nähe zu besehen, und bildeten dort im Verein mit den Soldaten, die von Agostino durcheinandergejagt wurden, eine vermehrte Helferschar, weshalb denn das Schiessen immer heftiger wurde. Schon wollten die Ratsherren nicht länger säumen und ohne Gonzalvo abzuwarten, dankbar vor ihren Gebieter treten, schon hörten sie sich durch Zurufe aus dem Volke aufgefordert, nun endlich zum Herzog zu gehen, da wurden die Thorflügel des Palastes weit aufgeschlagen, eisernes Stampfen von Pferdehufen klang auf den Steinfliessen und hoch zu Ross erschien im Thorbogen die jugendliche Gestalt der Prinzessin Anna. Sie war in ein blaues, silbergesticktes Sammetgewand gekleidet, hatte eine blitzende Krone auf ihren schwarzen Locken und ritt ihren milchweissen goldgeschirrten Zelter, den zwei Pagen rechts und links am Zügel führten. Zwei Kavaliere schritten ihr mit gezogenem Degen zur Seite. Zwei Edelfrauen im vollen Staat folgten zu Pferde und zwei andere Kavaliere, Federhüte in der Hand, ritten entblössten Hauptes hinterdrein.

Als dieser prächtige Zug sichtbar wurde, erhob sich ein unermesslicher Jubel. Die Menge stürzte wie eine einzige Welle dem Palaste entgegen und die Luft erzitterte von dem Geschrei: »Es lebe die Prinzessin Anna!« Man hatte die Prinzessin mehr tot als lebendig vor Angst aufs Pferd gehoben. Als die Thore sich vor ihr öffneten, schlug sie beide Hände vor die Augen, weil sie glaubte, man führe sie jetzt der öffentlichen Schande entgegen. Die Nachricht von der Gedenktafel war nur ganz unbestimmt und flüchtig zu ihr gedrungen; sie wusste nichts Näheres. Sie war über den Tod der alten Caterina noch sehr betrübt und zitterte für Gembi.

Bei den ersten Schritten, die ihr Rösslein that, vernahm sie das jubelnde Gebrause rings um sich her, das sie ganz einhüllte. Sie presste erschreckt die Hände fester vor die Augen, weil sie im Anfang nicht verstand, aus welcher Gesinnung dieses laute Rufen kam, und sich verspottet wähnte.

Dann aber hörte sie immer deutlicher: »Es lebe die Prinzessin Anna!« Das zog wie ein anhaltender Schrei über sie hin. Und einzelne Ansprachen aus der Nähe drangen durch das Getöse zu ihr. Männerstimmen, die mit begeisterten Tönen zu ihr sprachen, flüsterten, sangen: »Sei gegrüsst, Prinzessin Anna!«

»Du bist die Schönste unter allen Frauen!«

»Lass mich sterben für Dich, denn ich liebe Dich, Prinzessin Anna!«

»Wir lieben Dich, wir Alle!«

Weiber, die sich herandrängten und nach dem Saum ihres Kleides haschten, nach ihren herabhängenden Aermeln, um sie mit Küssen zu bedecken, und die verwirrend auf sie einredeten:

»Liebste herzige Prinzessin!«

»Unsere Anna . . «

»Unser Kindchen . . .«

»Seht, wie sie sich die Augen zuhält!«

»Zeige Dein Antlitz!« riefen die Mädchen.

»Ach, Du Arme!« flüsterten die Frauen zu ihr hinauf. »Hast Du sehr gelitten?«

»Du zartes Täubchen Du! Hat er Dir wehgethan?«

»Sei wieder froh, Du Engel! Nun ists vorüber!«

»Das müssen wir Alle erdulden!«

»Iss den Kopf einer Lacerte, aber gebraten, dann vergisst Du daran, als wäre es nie gewesen.«

»Ja, thu das, Prinzessin. Auch gegen die Schwangerschaft hilfts Dir.«

»Zeige Dein Antlitz!« riefen die jungen Mädchen aufs neue.

Und die Männer bettelten: »Zeige Dein Antlitz!«

»Sie ist böse auf uns«, hiess es unter den alten Weibern.

Und andere: »Sie will uns nicht sehen!« Und eine hochgewachsene Dirne mit fliegenden Haaren rief laut: »O, ich verstehe Dich! Wie gut kann ich Dich verstehen!« Dann warf sie sich zur Erde und jammerte: »Lass Dein Pferd über mich hinstampfen, ich vergehe!«

Sie ward emporgerissen und verschwand in einem Knäuel nach ihr sich streckender Arme.

Ein wahrer Taumel hatte die Leute ergriffen. Nur schrittweise gelangte die Kavalkade vorwärts, um ihre Runde über den Platz zu vollenden.
Die Wangen der Prinzessin glühten unter ihren Fingern. Jedes Wort, das sie vernahm, trieb ihr vor Scham das Blut zu den Schläfen. Ihr kurzes verschwiegenes Glück wurde hier furchtbar laut und schrie mit tausend fremden Stimmen. Das heimliche Feuer der verflossenen Nacht war ausgebrochen, hatte ganz Riavenna ergriffen und schlug jetzt lodernd über dem Volk zusammen. Mit erhitzten Gesichtern balgten sich Edelleute, Ratsherren, Bürger und Pöbel, um in die Nähe der Prinzessin zu geraten. An ihr schienen sich alle Gedanken und Wünsche dieser Menge entzündet zu haben und dampften ihr atemraubend entgegen.
Eilig war der Küster von San Felice in die Kirche gesprungen und tobte am Glockenstrang seine Begeisterung aus, damit der Domherr ihn später nicht schelte, er habe das Ehrengeläute versäumt, da man doch auf den Bastionen so fleissig knallte.
Nun war der Zug eben vor dem Palazzo Gembi angelangt, als die Glocken feierlich zu läuten anfingen. Prinzessin Anna, von diesem Klang, der die Luft zu reinigen schien, ergriffen, berauscht vom Jubel des Volkes, unwissend, wo sie sich befand, nahm endlich die Hände von den Augen. Aufblickend, gewahrte sie das Haus ihres Geliebten und den weissen Marmor daran. Sie sah ihr eigenes Bildnis von diesem Hause herniedergrüssen, las mit einem einzigen Blick die Inschrift, und weil soeben die Sonne unterging und mit ihren schrägfallenden Strahlen das frische Gold aller in den Stein gegrabenen Zeichen aufleuchten liess, sah sie plötzlich auch den kleinen Phallus in der Ecke, der jetzt zu den wohlbekannten Fenstern aufwärts zeigte. Da schlug sie mit einem leisen Schrei die Hände rasch wieder vors Gesicht, beugte sich weit vorüber und ein heftiges Schluchzen erschütterte ihre Brust. Ihr war, als habe man ihr alle Kleider vom Leibe gerissen und sie nackend den Blicken der Leute preisgegeben. Was sie vor wenigen Stunden noch erlebt, allein mit sich und ihrem Geliebten, das stand jetzt mit schrecklicher Deutlichkeit vor ihrer Seele, und ihr war, als hätte man das Bett ihrer Liebe aus seinem dämmrigen

Winkel hinausgestossen auf den Marktplatz und sie läge darauf in Franzescos Umarmung, im Angesichte des rohen Volkes.
Verzweifelt klammerte sie sich an die Mähne ihres Pferdes. In diesem Augenblicke hasste sie Parabosco, ihren fürstlichen Bruder.
Die Leute aber fielen dem Pferde in die Zügel und meinten, der Prinzessin besonders zu huldigen, wenn sie sie gerade vor dem Palazzo Gembi festhielten, sich um sie scharten und stärker als zuvor riefen: »Es lebe die Prinzessin Anna!«

Am Fenster seines Gemaches aber stand der Herzog. Er schaute auf den Platz hinunter und fühlte sein Herz klopfen, als das Thor für die ausreitende Prinzessin geöffnet wurde. Dann hörte er den Ausbruch des Jubels, er sah das Volk um seine Schwester sich drängen, stossen und raufen, er sah die geschwenkten Mützen; wie alle miteinander wetteiferten, der jungen Prinzessin Kleid, den Saum ihres Aermels zu küssen, er sah, wie seine Schwester beim Anblick der Gedenktafel in Thränen ausbrach, er hörte, wie die Kirchenglocken mit festlichem Gesange einfielen in das Freudengeschrei der Menge. Und Parabosco wurde zuerst bleich, dann wurde er rot, und seine Unterlippe bebte ein wenig. Dann aber schien es, als würde er ganz ruhig und streiche mit den Fingern nur deshalb über den Schnurrbart, um ein Lächeln, das dort aufgestiegen war, zu verbergen.
Er sagte kein Wort.
Gonzalvo, der neben ihm stand, sagte auch nichts, allein er biss die Zähne zusammen, um nicht laut aufzujauchzen.

Der Himmel war purpurfarben vom Abendglanz, und leise huschten schon die ersten grauen Schleier der Dämmerung darüber hin, als die Prinzessin wieder in den Palast zurückkehrte.
Noch immer stand der Herzog am Fenster und noch immer wogte unten das Volk, das jetzt den Parabosco hochleben liess. Agostino di Gardone, der nun fröhlich wieder auf dem Platze erschien, nachdem er sein Pulver

verknallt hatte, sah mit Ergötzen die Wirkung seiner Kanonade, und seine Wonne stieg, als er von dem Umzug vernahm, den die Prinzessin hier abgehalten. Er wollte nun einmal seinen aufgeregten Mitbürgern keine Ruhe gönnen und so rief er jetzt, indem er vor seine Gedenktafel trat, zu den Fenstern des Franzesco empor: »Zeige Dich, Franzesco Gembi! Riavenna will Dich sehen!«

Sogleich waren alle darauf versessen, des jungen Fähnrichs habhaft zu werden, und brüllten zu den Fenstern hinauf: »Zeige Dich, Franzesco Gembi!«

Franzesco Gembi hatte lange vergeblich auf die Rückkehr seines Freundes gewartet. Schliesslich erfuhr er durch den treuen Andrea, von welcher Art jene Tafel sei, die der Herzog an sein Haus hatte heften lassen. Als er den Wortlaut vernommen, war er in eine blinde Wut geraten und hatte alles in seinem Zimmer kurz und klein geschlagen. Der Kronleuchter, die Stühle, kostbare Teller, Vasen, Spiegel lagen in Trümmern auf dem Boden. Dann hatte er sich vom treuen Andrea den Degen entwinden lassen und sich allmählich gefasst. Die Fanfaren, das Geschrei, das Schiessen trug dazu bei, ihn nur noch mehr zu reizen. Dennoch überlegte er. Dass Geraldini sich nicht mehr blicken liess, war ihm ein Beweis, wie schlimm die Dinge stehen mussten. Aber er hatte den Entschluss gefasst, Parabosco Trotz zu bieten. »Dazu hat er kein Recht, und wenn er hundertmal der Herzog ist!« Er sagte sich diese Worte beständig vor. Wenn er an das Schicksal der Prinzessin dachte, erschrak er aufs Aeusserste. »Gott mag wissen«, sagte er — denn es war eine Gewohnheit Franzescos, bei allen Anlässen »Gott mag wissen« zu sagen — »Gott mag wissen, wie Parabosco sie behandelt.« Jene Tafel erfüllte ihn mit tiefer Beschämung, als hätte er selbst das Geheimnis seiner Liebe an die Wand geschrieben. Er fühlte sich entehrt. »Ich wags«, rief er zuletzt, liess seine Staatsgewänder holen und legte sie an. Sobald es dunkel geworden und der Pöbel da unten sich verlaufen hätte, wollte er zum Herzog gehen. Er wollte ihm alles, was er nur verlangen würde, anbieten: seine Freiheit, seinen Adel, selbst sein Leben. Aber der Gedenkstein musste

dafür entfernt werden. Würde der Herzog seine Bitte nicht erhören, so gedachte Franzesco — und dieses war sein fester Vorsatz — noch in derselben Nacht den verhassten Marmor zu zertrümmern, geschehe dann, was wolle.

Als er endlich mit dem Ankleiden fertig geworden, rief ihn sein alter Diener mit vielen erstaunten Ausrufungen ans Fenster. Hinter der Gardine verborgen, sah Franzesco die Prinzessin, frei, fürstlich geschmückt, auf ihrem Zug vom Volke gehuldigt. Wie im Traume starrte er hinunter und wie im Traume hörte er das Geläute von den Türmen. Gänzlich verwirrt, folgte er mit den Blicken allen Vorgängen auf der Strasse, ohne sie zu verstehen; denn er hatte es sogleich aufgegeben, das zu begreifen, was hier vor seinen Augen geschah. »Gott mag es wissen«, flüsterte er nur vor sich hin.

Jetzt war die Prinzessin wieder im Palaste verschwunden, die Thore hatten sich hinter ihr geschlossen, da hörte Franzesco von unten seinen Namen rufen, immer lauter, immer stürmischer. Er wusste nicht, was nun zu thun sei, allein der Diener zog unversehens den Vorhang auf, und Franzesco stand da, im vollen Schmucke seines Staatskleides, dem ganzen Volke sichtbar. Ein Aufschrei des Entzückens begrüsste ihn, so zwingend, dass er unwillkürlich sein Haupt wie zum Danke neigte. »Es lebe Franzesco Gembi!« hörte er tausendstimmig. »Es lebe der tapfere Franzesco Gembi!« Und wieder neigte er das Haupt und schliesslich nickte er immerzu, hob die Hand, winkte und grüsste freudig und mit seinem hübschen Lächeln die Menschen da unten, die er vor wenigen Minuten noch für seine Spötter und Feinde gehalten.

Da öffnete sich die Thüre, und Filippo Geraldini sauste herein. Stürmisch fiel er Franzesco um den Hals: »Der Herzog . . . ach, mein Teurer, Du weisst nicht, wie glücklich ich bin . . . Parabosco lässt Dich rufen . . . komme sogleich mit mir . . . Du ahnst nicht, was ich für Dich gethan habe . . . aber denke daran, wenns Zeit ist . . . Gehen wir . . . Auch Gonzalvo ist Dein Freund . . . sei Du der unsere . . . Geschwind, geschwind! . . . Der Herzog will Dich sprechen, ehe das Fest beginnt!«

Dann sprang er ans Fenster, beugte sich weit hinaus und, der Menge freundlich winkend, rief er: »Ich bringe Euch Euren Franzesco! Wir kommen gleich!«

Franzesco Gembi schritt mit seinem Freund über den Platz. Es dämmerte schon, aber das Volk führte wahre Tänze auf, um seinem neuen Liebling ins Antlitz zu blicken. Hundert Hände streckten sich ihm entgegen. Jeder sprach ihn an. Bitten, Glückwünsche, Schmeicheleien tönten durcheinander. Man versuchte, ihn aufzuheben und wollte ihn auf den Schultern tragen. Mühsam nur erwehrte er sich dieser Gunstbezeigung, die Agostino angestiftet hatte. Nun drückte er dem Bildhauer herzlich die Hand und eilte, gefolgt von dem zärtlichen Geraldini, in den Palast. Das Volk blieb noch lange jubelnd und singend beisammen. Die Glocken waren verstummt, das Schiessen hatte längst aufgehört, aber ein Nachklang der festlichen Laune schwebte noch im Zwielicht. Die weisse Marmortafel blinkte hell vom Palazzo Gembi nieder und schien die Leute munter zu halten. An ihrem Anblick erneuerte sich die Lustbarkeit immer wieder und wer schon sachte nach Hause gehen wollte, der fühlte sich noch einmal zum Verweilen aufgefordert, so oft er jene Tafel ansah. Sie war nach und nach im Bewusstsein des Volkes zum historischen Denkmal einer patriotischen That geworden, und wenn auch Niemand zu sagen wusste, worin eigentlich das Ruhmvolle dieser That bestehe, so zweifelte doch keiner mehr daran, dass sie äusserst ruhmvoll gewesen, und jeder fühlte sich überzeugt, das Geschehene sei nur zum allgemeinen Wohl geschehen und komme dem Heile des Staates irgendwie zugute. So fuhr man fort, dankbare und freudige Ausrufe in die Luft zu schreien, während schon die ersten Sänften herankamen und die edlen Gäste für das Fest des Herzogs brachten. Erst als in den Fenstern des Palastes die Lichter aufstrahlten und der Mond hoch vom Himmel her seinen Glanz beschwichtigend über Riavenna ausbreitete, verlor sich die Menge langsam, befriedigt und beglückt über den schönen Tag.

Franzesco Gembi betrat den fürstlichen Saal aufrechten Schrittes. Der kurze Weg über den Platz hatte genügt, auch in ihm das dunkle Empfinden zu erwecken, er habe ein verdienstliches Werk vollbracht und sich auf irgend eine Weise ausgezeichnet.

Auf seinem Thron empfing Parabosco den jungen Edelmann. Nur die Prinzessin war zugegen.

Franzesco verneigte sich tief vor dem Herzog und der Prinzessin. Diese aber wendete ihr verweintes Antlitz ab und sah zu Boden.

»Nun, Franzesco Gembi«, sagte der Herzog, und das Lächeln, das er früher verborgen hatte, schwebte jetzt frei und vornehm auf seinen Lippen. »Ich hab es Euch schon heute in aller Frühe gesagt: Ihr habt viel Glück in der Liebe.« Es war ein klein wenig wegwerfend, das Lächeln Paraboscos, und Franzesco wurde sachte aufgebracht. Er fühlte, sein Verdienst werde doch nicht so recht gewürdigt, wie er gehofft hatte.

»Prinzessin«, wandte sich der Herzog immer lächelnd zu seiner Schwester. »Franzesco Gembi ist ein bedeutender Mann geworden. Es bedarf der Heimlichkeiten nicht mehr, und so frage ich Euch denn: wollt Ihr diesen ebenso tapferen als edlen und nützlichen Jüngling zum Gemahl?«

Prinzessin Anna sprang empor. Einen Augenblick schlug die Liebe in ihrem Herzen wieder auf, aber sie sah in Franzescos hübsches Antlitz, und es war ihr fremd. Sie sah, dass seine hellen blauen Augen auf eine eigentümliche Art sieghaft blitzten. Alles an ihm erschien ihr dreist, zudringlich, anmassend. Wie ein Lakai, der sich eine unschickliche Vertraulichkeit erlaubt, stand er da, tief unter ihr, und ihr Stolz fühlte sich gedemütigt. Einen raschen angstvollen Blick warf sie auf ihren Bruder. Sie sah sein verächtliches Lächeln, und mit einer heftigen Geberde von Franzesco sich abwendend, rannte sie aus dem Zimmer.

Der Herzog lachte kurz auf und schaute Gembi an, der ratlos und mit unglücklicher Miene umherblickte. Dann sagte Parabosco mit übertriebenem Bedauern: »Es thut mir herzlich leid, aber es scheint, die Prinzessin will diese Heirat nicht . . . Was thun? Für Euch muss un-

bedingt etwas geschehen«, fügte er eifrig hinzu. »Ein Mann wie Ihr! . . .« Dann trat er ganz nahe an Gembi heran und sprach voll Milde: »Wisst Ihr, was? Ich überlasse Euch selbst die Wahl. Erwägt bei Euch, welcher Belohnung Ihr würdig seid, und jede, die Euch gerecht erscheint, sei Euch gewährt.«

Damit winkte der Herzog, und Franzesco Gembi schlich davon.

Das Fest sollte seinen Anfang nehmen. Da schickte Parabosco zur Prinzessin Anna, dass sie an seiner Seite erscheine. Und als sie dann kam, geschmückt mit allen Abzeichen ihres Ranges und ihrer Schönheit, die Spuren reifenden Erlebens in ihren Zügen, nahm sie Parabosco gütig an der Hand und sprach: »Vergessen wir den Kummer, den wir einander bereitet haben. Seien wir nur untereinander einig, dann sind wir auch frei. Denn die Uebrigen alle . . .«

»Die bücken sich vor uns«, vollendete die Prinzessin und sah ihrem Bruder jetzt zum erstenmale wieder voll ins Antlitz.

Hierauf schritten sie Hand in Hand unter Paukenschall und Fanfaren durch die hellerleuchteten Säle, und der ganze Hof neigte sich tief zur Erde.

Parabosco aber zog sich bald von der Gesellschaft zurück, that die reichen Gewänder ab und legte einfache Kleider an. Dann eilte er durch das Hinterpförtchen hinaus auf die Strasse und wandelte den Weg nach San Vito di Felice.

Vittoria stand am Hausthor neben ihrem Vater. Parabosco stutzte zuerst, aber Vittoria lief ihm entgegen: »Komm nur, Geliebter«, sagte sie, »mein Vater weiss alles.«

Der alte Hufschmied näherte sich, lüftete die Kappe und sagte voll Ehrfurcht: »Belieben Euer Gnaden einzutreten«, und vorausschreitend, öffnete er die Thür zur Kammer seiner Tochter.

Parabosco trat ein, verwundert und die Hand noch immer misstrauisch

am Knauf seines Dolches. Vittoria aber schob den Riegel vor und sank ihm in die Arme. »Warum staunst Du?« sagte sie leise. »Wenn Deine Schwester es thut, dann darf ichs auch.« Und mit kindlicher Freude nestelte sie ihr Mieder auf.

»Ja, dann ... freilich!« rief der Herzog erleuchtet. Er zog die holde Vittoria an sein Herz und war sehr glücklich.

AN BELINDE/ GEDICHTE VON RUDOLF ALEXANDER SCHROEDER. II.

I.

SUESSIGKEIT, noch einmal wieder
Will sie mir vom Munde fliessen,
Will ein buntes Lied-Gefieder
Meiner Sehnsucht Himmel grüssen.

Will von Düften holder Stunde,
Wie mein Herz sie einst erfuhr,
Bleiben eine Liebes-Kunde,
Eines Lebens letzte Spur.

II.

HIER erscheint dein Bild mir wieder;
Und es wirkt auch in der Ferne;
Würden doch die zarten Lieder
Zeichen meiner Liebe gerne.

Geht von Wellen, die getragen
Meines Herzens schwankes Schiff,
Bis hierher ein Ufer-Schlagen,
Silberschaum an Strand und Riff.

III.

MUESSEN nicht zu Schatten werden
Diese luftigen Gebilde,
Weil wir eine Fremde singen?

Weilst du, Süsse, noch auf Erden
Und verherrlichst dein Gefilde,
Mög ein Ton auch zu dir dringen! —

IV.

FELSEN über Thälern hängend
Und aus Schlucht und Stein-Verliessen
Bäche emsig nieder drängend,
Bis sie sich ins Meer ergiessen.

So aus dunkelsten Bereichen
Ist es, dass mein Seufzen dringt;
Möchte, Freundin, dich erreichen,
Wie es in der Luft ertrinkt.

V.

STRAEUCHER, die von Rosen glühen,
Sind so wie mein Herz entglommen;
Will es doch in Liebe blühen.

Düfte, die sie rings verstreuen,
Sind wie Lieder, mir entkommen; —
Möchten beide dich erfreuen!

VI.

FREILICH, kurz sind diese Lieder
Und mit Seufzern zu vergleichen;
Beide tönen immer wieder,
Beide meiner Liebe Zeichen.

Aber horchst du auf, verwundert,
Wenn ich singe, süsses Kind,
Denk, dass meine Lieder hundert,
Meine Seufzer tausend sind.

VII.

NICHT ein schmerzliches Versenken
Zeugt im Herzen diese Töne,
Nein, ein lieblich Angedenken
Und ein Traum von deiner Schöne.

Nicht ein ungestüm Verlangen
Macht uns jetzt noch bang und wild,
Haben wir doch Trost empfangen,
Wie er nur Beglückten quillt.

VIII.

SEI du uns gegrüsst! Denn immer
Regt das Herz sich dir entgegen;
Aber freundlich winkt dein Schimmer
Und erheiternd unsern Wegen.

Wenn ein seltsam Traum-Gesicht
Uns in einer Nacht entstanden,
Hält sein zauberisches Licht
Uns noch Tage lang in Banden.

IX.

NICHT in diesen Büchern nur,
Welche deinen Namen künden, —
Deiner Liebe holde Spur
Lässt in manchem Wort sich finden.

Ja, wenn einmal unser Sinn
Dich vergesslich aufgegeben,
Geht durch späte Lieder hin
Noch ein Hauch von deinem Leben.

X.

WIE ich diese Lieder singe,
Ist es, um mich zu befrein.
Dass mein Gram mich nicht bezwinge,
Schläfr' ich ihn melodisch ein.

Und den lieblichen Akkorden
Wandelt sich, was mich verletzt;
Ist ein holdes Bild geworden,
Dessen Anblick mich ergetzt.

XI.

OH, wie lieblich, hier in Lauben,
Ueberhaucht von Rosenranken
Deiner, Süsse, zu gedenken.

Möchte dich mir nahe glauben;
Soviel liebliche Gedanken
Will dein fernes Bild mir schenken.

XII.

FUEHL ich doch so innig rein,
Wie du mich mit dir verbindest;
Irgend etwas muss auch sein,
Das du so von mir empfindest.

Ist dir nicht in deinen Sinn
Irgendwie mein Bild gekommen?
Ach, ich gäbe gern mich hin,
Würde ich nur aufgenommen! —

XIII.

RUHIG, reinlich sollt ihr bleiben,
Verse, die ihr angehören;
Und kein leidenschaftlich Treiben
Soll ein rein Gedenken stören.

Wenn ein Weh sich regen will,
Soll es sich zur Freude wenden;
Denn wir wollen ernst und still
Unsern Liebestraum vollenden.

XIV.

HAUPT ertränkt in Nebel-Massen
Stehen Berge ernst erwartend,
Bis der Sonne warmer Kuss
Allen Dunst und Schleier löste.

So auch weiss ich mich zu fassen,
Und in Jammer nicht entartend,
Wart ich auf des Tages Gruss,
Wo mich dein Vergessen tröste.

XV.

DOCH wir wollen deine Tage
Auch in Zukunft noch verehren;
Lernten wir doch ohne Klage
Angesehntes zu entbehren.

War uns doch vergönnt zu sehen,
Dein erheiterndes Gesicht.
Wo wir nun im Leben gehen,
Finden wir so Schönes nicht.

XVI.

BLAUEM Meer, entzückten Fluten
Segel freundlich ausgesendet,
Deren Weiss in Himmels-Gluten
Uns wie Blitz der Sonne blendet.

Fern, wie sie ins Ferne ziehen,
Fühlt mein Herz sich so befreit,
Als wenn Wünsche mit entfliehen;
Und es bleibt: Zufriedenheit.

XVII.

FRUEHLING. Aus den Knospen streben
Blätter, zart im Frühlingshauch,
Werden bald uns Schatten geben,
Wand und Wölbung, Baum und Strauch.

Werd ich unter diesen Bäumen,
Wenn sie voll in Blättern stehn,
Noch von jener Seele träumen,
Deren Abbild ich gesehn?

XVIII.

OH, mir ist, als ob sich hübe
Wolkenlast, die mich bedrückt,
Dass nach Stunden deiner Trübe
Mich ein reines Licht beglückt.

XIX.

SEH ich herrliche Gestalten,
Denk ich: Sie war schöner noch.
Sehe ich ein holdes Schalten,
Regtest du dich holder doch.

Und so macht dein Zauberglanz
Mich für andres Licht erblinden;
Und mein Herz weiss noch nicht ganz
Sich mit sich zurecht zu finden.

XX.

WIE benenn ich dies Gefühl,
Diese träumenden Gedanken?
Keine Sehnsucht und kein Ziel,
Wellengleich ein müssig Schwanken.

Will dein Bild sich vor mich stellen,
Das mich noch gefangen hält,
Ist es mir, als wenn die Wellen
Leis ein leises Wehen schwellt.

XXI.

MICH in Blumenduft ertränken
Möchte ich und im Geniessen
Alles Zarten, alles Süssen
An dein Herz, Geliebte, denken.

Ach, wie sie zusammenfliessen,
Ihre Wollust mir zu schenken,
Will mich süsser ein Gedenken
Deiner Atmosphäre grüssen.

XXII.

WIE sichs nun zum Abend schickt,
Wird die Sonne untergehen,
Die nun andern Ländern lacht.

Wie sie alle Welt erblickt,
Wird sie auch dein Lächeln sehen,
Das mich traurig einst gemacht.

XXIII.

SCHEINT uns manches so verfänglich
Und verwirrt im Ungewissen,
Schön ists: Einen Tag zu wissen,
Wo wir lebten überschwänglich.

Wenn wir manches ernst verneinen,
Und uns wenig mehr berührt,
Hat dein liebliches Erscheinen
Stets aufs neue uns verführt.

XXIV.

ABER doch — aus seinen Banden
Sehnt das Herz sich wieder frei,
Forscht, ob nicht in neuen Landen
Neues ihm bereitet sei.

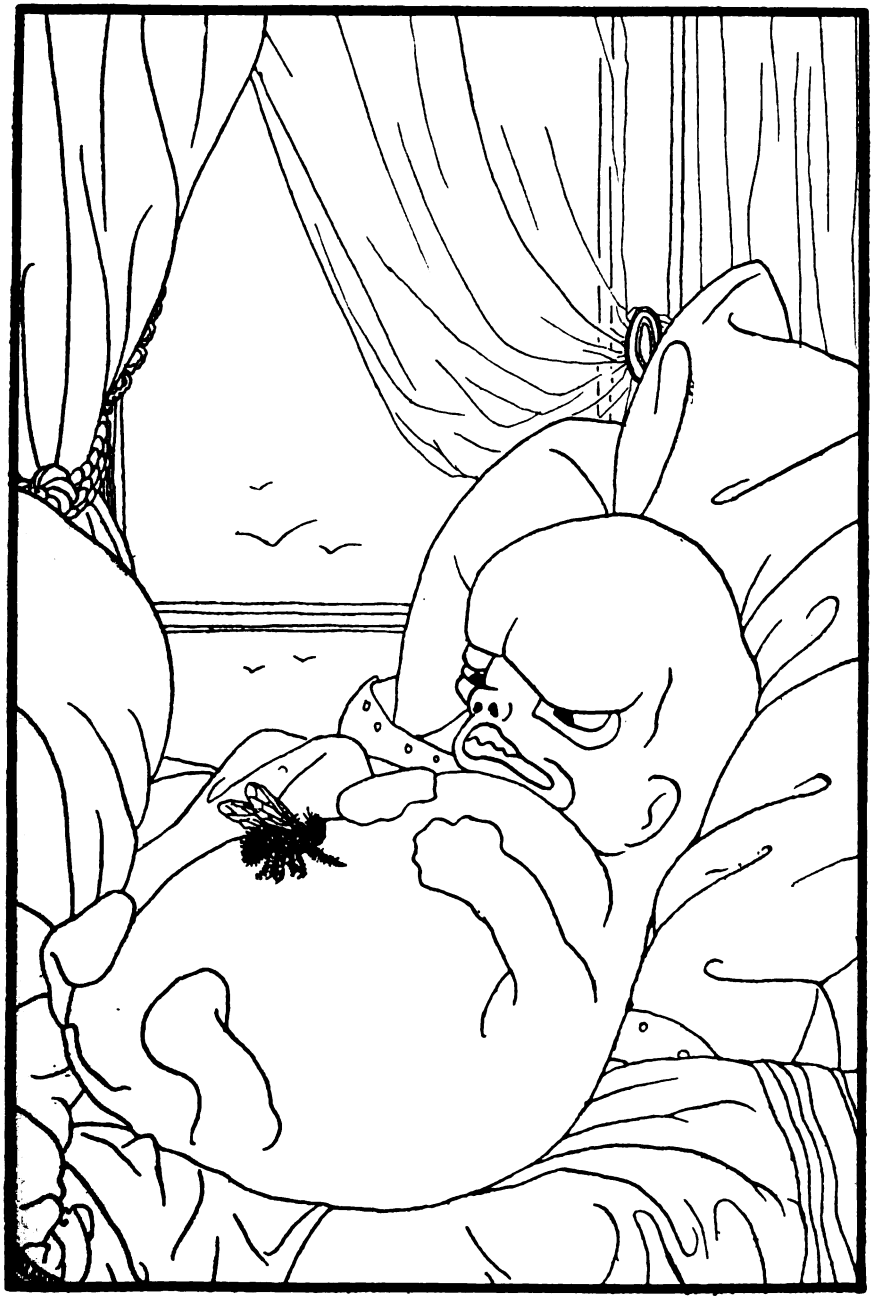
Und da du es nie ermessen,
Wie ich sehr dich wertgeschätzt,
Kann ich auch dein Bild vergessen,
Ohne, dass ich dich verletzt.

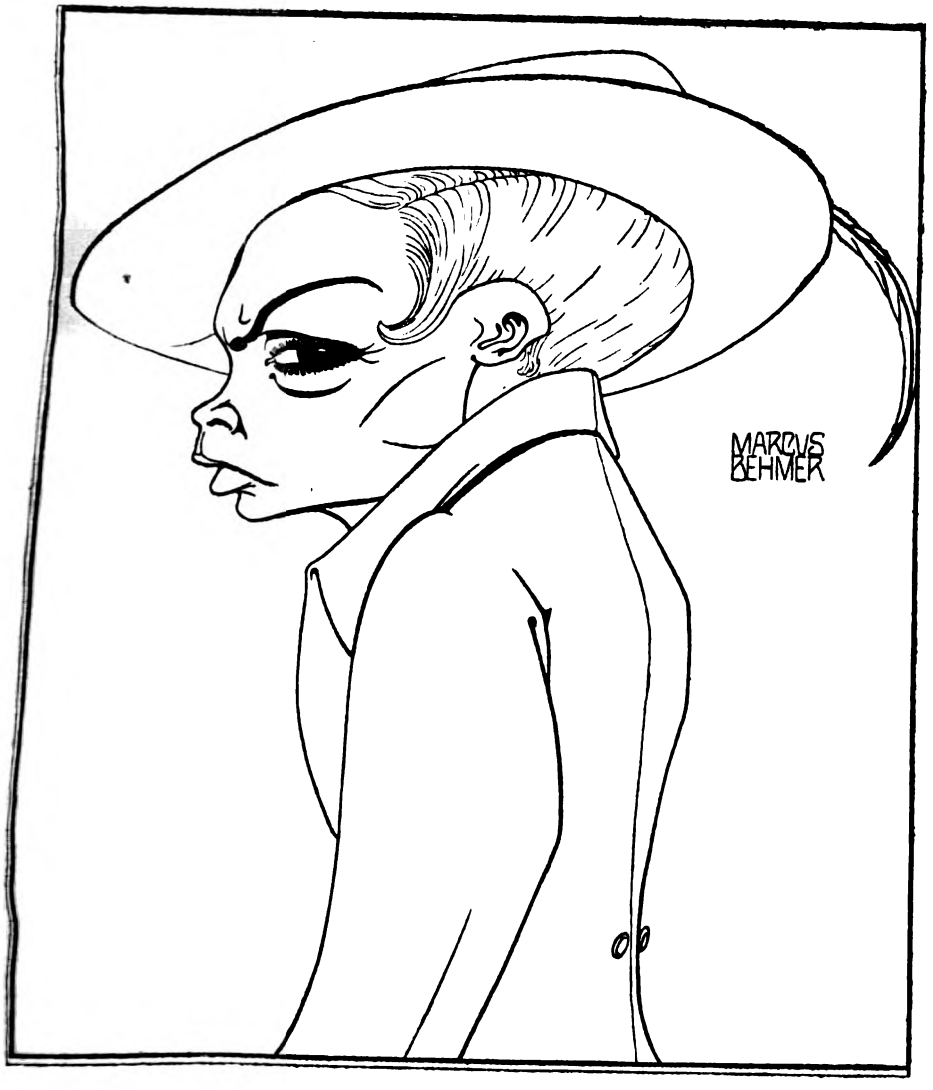
XXV.

MOECHTE mir ein Grab bereiten
Für die Schmerzen meiner Liebe,
Einen Stein darüber breiten,
Drauf ich deinen Namen schriebe.

Hier — so wäre drauf zu lesen —
Ruht Belindens Angedenken.
Und: Mich wollt es einmal kränken,
Dass sie nicht mein Glück gewesen.

ZWEI ZEICHNUNGEN VON MARKUS BEHMER.




MARCUS
BEHMER

ANMERKUNGEN.

Ein Jahrhundert französischer Malerei von Richard Muther. Berlin. S. Fischers Verlag 1901.

WIR empfehlen die Anschaffung dieses kleinen Büchleins jedem, der für wenig Geld sich ein Memorial der herrlichen Centenarausstellung beschaffen möchte, die uns im vorigen Sommer im »Grand Palais« einen Ueberblick über die französische Malerei dieses Jahrhunderts verschaffen wollte.

Allerdings ist das kleine Buch weit davon entfernt erschöpfend oder auch nur annähernd genügend in seinen Illustrationen zu sein; und textlich ist es ganz ungenügend; aber es sind immerhin 126 kleine Illustrationen drin; und das ist schon etwas.

Der Text von Herrn Muther ist von unerhörter Banalität, ein unerträgliches Geschwätz. Ganz abgesehen davon, dass der Verfasser Thatsächliches oder kritisch Wertvolles überhaupt nicht vorbringt, sondern nur mit unerträglichem Leichtsinn über die bedeutendsten und ernsthaftesten Sachen in einem äusserst geschmacklosen Jargon redet, — wir führen Ausdrücke an wie: »Ekstasen des Lichtes« (Titel), »ungeschlachter, derber Prolet« (von Courbet) »Persönlichkeiten grössten Kalibers« —, abgesehen davon, dass er Goethe falsch zitiert: — »»der Armen Schicksal ist beklagenswert« ist der ständige Kehrreim ihrer Bilder« —, abgesehen davon, dass er, wenn er geistreich wird, sagt: X verhält sich zu Y wie Rafael zu Michelangelo oder Rembrandt zu Rubens und was dergleichen beliebte Gemeinheiten mehr sind, giebt er sich auch da, wo er selber redet, urteilt, verwundert ist, und nicht nur seine Phrasen oder Vorbilder es sind, derartige Blössen, wie wir sie selbst einem deutschen Kunsthistoriker von dem »Kaliber« des Herrn Muther nicht zugetraut hätten.

So nennt er, um nur einiges anzuführen, Grasset (wirklich Grasset) den bedeutendsten Vertreter der graphischen Kunst in Frankreich, nennt Lionardo, Khnopff, Thoorop und Moreau in einem Atem, u. s. w. Wir wollen uns bei weiteren Einzelheiten des Mutherschen Machwerks

nicht aufhalten. Die meisten Käufer des niedlichen kleinen Buches werden den Text nicht beachten; und wer ihn liest und mit Vergnügen liest, dem ist nicht zu helfen.

Das Buch ist recht nett gedruckt. Papier und Reproduktionen sind gut. Einband und Vorsatzpapier dürften mit mehr Geschmack gewählt sein.

S.

Das Wesen der Kunst. Im Spiegel deutscher Kunstanschauung. Auf Grund einer Rundfrage zum Fest der Karlsruher Künstlerschaft (»Drei Tage im Morgenlande«) zusammengestellt von Albert Herzog. Karlsruhe i. B. Druck und Verlag: G. Braun'sche Hofbuchdruckerei 1901.

So ungeheuerlich wie die Pretension seines Titels, so unbedeutend ist der Inhalt dieses Büchleins.

»Was ist die Kunst?« So lautete die recht geschmacklose Umfrage, zu der sich einige begeisterte Karlsruher Künstlergemüter veranlasst fanden; und es wundert uns nur, dass so viele Persönlichkeiten von Bedeutung sich zum Versuch einer Antwort herbeiliessen. Für den Psychologen mag es ein gewisses Interesse haben, zu sehen, auf wieviel verschiedene Weisen verschiedene dilettantische Denker entweder versuchen, einem unlösbaren Problem aus dem Handgelenke beizukommen, oder mit einer Uebergehung der eigentlichen Frage Dinge vorbringen, an denen sie ein augenblickliches Interesse haben. So giebt es eine bunte Sammlung von phrasenhaften Auseinandersetzungen, Lakonismen ohne Sinn, Witzeleien, ja sogar Invektionen — kurz von alle dem, was der Leichtsinn auf eine leichtsinnig gestellte Frage vorzubringen hat; und statt des »Spiegels der deutschen Kunstanschauung« in dem der Herausgeber nur das »Wesen der Kunst« zeigen wollte, sehen wir eine Sammlung bunter Scherben, die alle einen mehr oder minder trüben Widerschein, aber kein Spiegelbild geben. Dass sich unter den vielen sogenannten Antworten auch ein paar gute und treffende Bemerkungen finden, ist erklärlich; doch rechtfertigt sich unsrer Meinung nach dadurch eine Umfrage nicht, die im Grunde nur einer ganz

gemeinen Neugierde und Lust an Indiskretionen aller Art, aber weder der Kunst noch den Künstlern dient. Man könnte ebenso gut bei Pastoren Umfrage halten, was sie über das »Wesen des lieben Gottes« dächten, als bei Künstlern, was sie vom »Wesen der Kunst« hielten. Im ersteren Falle würde man sogar gewissenhaftere Antworten zu erwarten haben.
Das Buch ist, trotzdem es von »Künstlern« herausgegeben und recht luxuriös ausgestattet wurde, ungewöhnlich geschmacklos gedruckt. Einleitungs- und Schluss-Gedicht vom Herausgeber sind überaus läppisch. Für die unter unsern Lesern, die keine Zeit oder keinen Humor haben, aus dem Phrasengewässer der Brochüre die wenigen vorhandenen Perlen selbst aufzulesen, drucken wir hier ein reizendes Gedicht ab, das Hans Thoma als »Antwort« sandte:

O Ramses, weiser König,
Ueber Kunst zu sagen weiss ich wenig:
Als Kind auf Schiefertafel und Papier
Durch Krixeln und Kraxeln bracht ich manches herfür;
Der Nachbar es Gewurstel und Unsinn nannte,
Ich selber auch nicht viel darin erkannte,
Doch schiens mir wohl, nur wusst ich nicht was?
Ich lief zur Mutter; die liebe, die sagte mir das:
Dass ein Pferd es sei, ein Haus, ein gräuliches Tier,
Der Mann davor fiele um vor Schrecken schier.
Ganz ähnlich hab ichs durch all die Jahre getrieben,
Gar mancher nannts grässlich, ein andrer ist stehen geblieben
Vor den Tafeln, die ich mit Formen und Farben gefüllt.
Man fragte gar oft, welch Geheimnis hinein ich gehüllt?
Und kommen die Fragen: wozu, warum und was?
In Verlegenheit sagt ich wohl öfter: es ist ja nur Spass!
Es drängt mich halt immer, etwas zu bilden und zu gestalten
Es muss schon ein eigner Trieb in mir walten.
O König Ramses, sei gnädig, bleib milde
Wenn ich genau nicht sagen kann, wie ichs bilde.

Es ist halt die Kunst, ich mach, was ich kann,
Viel Fleiss steckt drin, du findest vielleicht Gefallen daran,
Wenn gnädigst geruhst, mit Geduld es zu sehen:
Du wirst es aus Wallung der eignen Seele verstehen:
Drum weiser König, o gütiger Ramses,
Wenn das Bild dir gefällt und wies dir gefällt, so benams es.

S.

DIE INSEL. II. JAHRGANG. 4. QUARTAL. NR. 10. JULI 1901.
FUER DEN INHALT VERANTWORTLICH: R. A. SCHROEDER, MUENCHEN.

BEZUGS-BEDINGUNGEN

Abonnement vierteljährlich 6 Mark, halbjährlich 12 Mark, jährlich 24 Mark inkl. fester Einbanddecken mit Vorsatzpapier für jedes Quartal.

Einzelpreis der Monatsnummer: 2 Mark.
Einzelpreis des Quartalbandes: 8 Mark.

Auf starkes Inselpapier (Wasserzeichen Schiff) werden 50 Stück gedruckt. Von dieser Ausgabe kostet das Heft 3 Mark, das Abonnement vierteljährlich 9 Mark, halbjährlich 18 Mark, jährlich 36 Mark.

Vom ersten Jahrgang werden einzelne Hefte nicht mehr abgegeben, doch sind noch komplette Exemplare vorhanden, die bis auf weiteres noch zu dem ursprünglichen Preise (jeder Quartalsband 12 Mark, alle vier zusammen 36 Mark) abgegeben werden. Bei gleichzeitiger Erwerbung des ganzen (gebundenen) ersten Jahrganges der Monatsschrift und des (nur im ersten Jahrgange erschienenen) Mappenwerkes tritt wie bisher eine Ermässigung des Gesamtpreises auf 75 Mark (statt 90 Mark) für beide Publikationen ein. Für sich allein kostet das Mappenwerk nach wie vor 50 Mark.

Die Redaktion der Insel befindet sich in München Leopoldstrasse 4.

Unverlangt eingeschickte Beiträge werden nicht zurückgeschickt. Redaktionelle Gegenäusserungen erfolgen nur im Falle der Annahme.



Die Insel

Herausgegeben von

Otto Julius Bierbaum ✻ Alfred Walter Heymel und Rudolf Alexander Schroeder

Zweiter Jahrgang. Elftes Heft. August 1901

Preis 2 Mark

Erschienen im Insel-Verlage

bei Schuster & Loeffler in Berlin und Leipzig

PRINTED IN GERMANY

DIE INSEL/ MONATSSCHRIFT MIT BUCHSCHMUCK UND ILLUSTRATIONEN/ HERAUSGEGEBEN VON O. J. BIERBAUM, A. W. HEYMEL UND R. A. SCHROEDER

II. Jahrgang. 4. Quartal, No. 11. August 1901.

INHALTS-VERZEICHNIS

Gestern. Dramatische Studie in Versen. In einem Akt. Von Hugo von Hofmannsthal. Geschrieben 1891. 139

Drei Zeichnungen von Markus Behmer. 174

Saturnische Elegie von Rudolf Borchardt 181

Tusche-Zeichnung von Kuniyoshi 186

Die Rose. Ein Märchen von Clemens Brentano. Fragment. . . 189

Sechs Sonnette von Rudolf Borchardt. 213

Sechs kleine Erzählungen von Robert Walser. 217

Drei Zeichnungen von Markus Behmer 224

Elegien. Von Rudolf Alexander Schröder. 231

Anmerkungen 238

HARVARD COLLEGE
JAN 28 1937
LIBRARY
Arnold Fund

DIE INSEL. Nr. 11
AUGUST. 1901.

GESTERN/ DRAMATISCHE STUDIE IN EINEM AKT IN VERSEN/ VON HUGO VON HOFMANNSTHAL/ GESCHRIEBEN 1891.

Personen.

Der Cardinal von Ostia.	Ser Vespasiano.
Andrea.	Mosca, der Parasit.
Arlette.	Corbaccio, der Schauspieler.
Fantasio, der Dichter.	Marsilio, ein fremder Mann.
Fortunio, der Maler.	Zwei Diener des Andrea.

In Andreas Haus zu Imola. Zur Zeit der grossen Maler.

GARTENSAAL im Hause Andreas. Reiche Architektur der sinkenden Renaissance, die Wände mit Stuccaturen und Grotesken geziert. Links und rechts je ein hohes Fenster und je eine kleine Thür mit Gobelinvorhängen, darauf Darstellungen aus der Aeneis. Mittelthür ebenso, dahinter eine Terrasse, die rückwärts mit vergoldeten Epheugittern abgeschlossen ist, links und rechts Stufen zum Garten hat. In der linken Ecke von Wand zu Wand eine dunkelrote Hängematte an silbernen Ringen. An den Pfeilern geschnitzte Truhen zum Sitzen. In der Mitte eine Majolikaherme des Aretino. Am Pfeiler rechts eine tragbare kleine Orgel mit freien Blasebälgen; sie steht auf einer schwarzen Ebenholztruhe, die in lichtem eingelegten Holz harfenspielende Tritonen und syrinxblasende Faune zeigt. Darüber hängen an der Wand eine dreisaitige Geige, in einen Satyrkopf auslaufend und ein langes Monochord, mit Elfenbein eingelegt. Von der Decke hängen Ampeln in den strengeren Formen der Frührenaissance. — Morgendämmerung, Fenster und Thüren verhängt.

ERSTE SCENE/

Arlette, durch die kleine Thür rechts; sie läuft in die Mitte des Zimmers, lauscht:

Madonna! ja! Die Gartenthür . . und Schritte!

Nach rechts zurückrufend:

Er ist's, geh! geh! und bück Dich! durch die Mitte!

dann schiebt sie schnell den Gobelin zu, läuft nach der Hängematte und legt sich hinein. Sie streckt noch einmal den Kopf empor und stellt sich dann schlafend.

Andrea, kommt durch die Mittelthür, pfeifend; er legt den Degen ab, dann bemerkt er Arlette, geht hin und küsst sie auf die Stirn.

Arlette, scheinbar aufschreckend:

Andrea!

Andrea:

Ach, hab ich Dich aufgeweckt?
Das wollt ich nicht!

Arlette:

Du hast mich so erschreckt!

Andrea:

Was hast Du denn?

Arlette, schnell:

Du bist schon lange hier?

Andrea:

Ich komme eben. Aber . . sage mir . .

Arlette, sie spricht schnell und erregt und sieht verstohlen nach der Thür rechts:

Nein, nein . . nichts . . weisst Du, ich bin eingeschlafen . .
Ja . . in der Nacht . . da lief ich in den Garten . .
Ich hatte Angst . . ich wollte Dich erwarten . .

Allmählich ruhiger.

Ich weiss nicht . . Ein unsinniges Gefühl . .
Mich ängstigte mein grosses stilles Zimmer,
Es war so atment lau und duftig schwül,
Am Gartengitter spielte weisser Schimmer
Und da . . ich weiss nicht . . trat ich hier herein,

Sie richtet sich auf und lehnt sich an ihn.

Mir war, als wär ich weniger allein . .

Pause.

Du kommst sehr früh?

Andrea:

Es ist ja fast schon Licht,
Doch komm, wir könnten jetzt hinübergehen
Zu Dir, zu uns . .

Er will sie sanft mitziehen.

Arlette, ängstlich:

Andrea! nicht . .
Mein Zimmer hat . .

Andrea:

Was hat es denn, Du Kind?

Arlette, schmeichelnd:

Bleib da! im Garten rauscht so süss die Nacht,
Man hört's nur hier!

Andrea:

Das ist der Morgenwind,
Das ist des Tages Rauschen, der erwacht!

Arlette:

Komm in den Garten, in das feuchte Grau!
Ich sehne mich nach Tau, nach frischem Tau!
Wie damals, weisst Du noch? wie wir uns trafen,
Im Park von Trevi, taubesprengt, verschlafen?

Andrea:

Den Tau des Sommers trinkt die Sonne schnell!

Er schiebt einen Vorhang weg.

Es ist schon Licht, Arlette!

Arlette, ganz aufgestanden:

Lass! so grell!
Es schmerzt. O lass die kühle, halbe Nacht,
Ich fühl, dass heut das Licht mich hässlich macht.

Andrea:

Du bist sehr blass.

Arlette:

Du weisst, ich hab gewacht.

Andrea, gereizt:

Wer hiess Dich wachen?

Arlette:

Muss Du mich noch quälen,
Dass Du mich quältest! Nein, Du sollst erzählen,
Und bin ich schon die Nacht allein geblieben,
Will ich doch wissen, was Dich fortgetrieben.

Andrea:

Du weisst ja, Kind, dass ich bei Palla war.

Arlette:

Und dort?

Andrea:

Wie immer die gewohnte Schar:
Fantasio, Pietro, Grumio, Strozzi auch,
Kurz alle, nur Lorenzo hat gefehlt.

Arlette, lauernd:

Warum denn der?

Andrea:

Er hat den Grund verhehlt,
Man fragt doch nicht — Vielleicht ein Stelldichein.

Arlette:

So weisst Du?

Andrea:

Nein.

Arlette:

Doch glaubst Du etwa?

Andrea:

Nein.
Was fragst Du denn?

Arlette, ablenkend:

Und was habt ihr gemacht?

Andrea:

Geprahlt, gespielt, getrunken und gelacht —
Was man mit Männern thut, wenn man nicht streitet,
Die meisten haben mich bis her begleitet.
Sie kommen heut recht früh . .

Arlette:

Gesteh's, Dir sind
Doch Frauen lieber.

Andrea:

Bis auf eines, Kind.
Die lieben mich, weil ich der Klügste bin.

Arlette:

Sie lieben Dich, weil sie Dich brauchen können!

Andrea:

Und wenn's so ist! Ich frage nicht nach Gründen!
Nur aus sich selber strömt, was wir empfinden,
Und nur Empfindung findet rück die Pforte:

Ohnmächtig sind die Thaten, leer die Worte!
Ergründen macht Empfinden unerträglich,
Und jedes wahre Fühlen ist unsäglich . .
Nicht was ich denke, glaube, höre, sehe,
Dein Zauber bindet mich und Deine Nähe . .
Und wenn Du mich betrögest und mein Lieben,
Du wärst für mich dieselbe doch geblieben!

Arlette:

Nimm Dich in Acht, der Glaube ist gefährlich!

Andrea:

O nein, nur schön und kühn, berauschend, ehrlich,
Er spület fort, was unsern Geist umklammert,
Als Rücksicht hemmt und als Gewissen jammert,
Mit tausend unverdienten Strafen droht,
Wenn wir nicht lügen, wo Empfinden tot;
Er lehret uns als weises Recht erkennen,
Was wir gewöhnlich thuen und nicht nennen . .

Leiser.

Es ist ja Leben stummes Weiterwandern
Von Millionen, die noch nicht verstehn
Und, wenn sich jemals zwei ins Auge sehn,
So sieht ein jeder sich nur in dem andern.

Arlette:

Und was sind jene, die wir Freunde nennen?

Andrea:

Die, drin wir klarer unser Selbst erkennen.
. . Es gährt in mir ein ungestümes Wollen,
Nach einem Ritt, nach einem wilden, tollen . .
So werde ich nach meinem Pferde rufen:
Es keucht, die Funken sprühen von den Hufen,
Was kümmerts mich, die Laune ist gestillt!
Ein andermal durch meine Seele quillt

Ein unbestimmtes, schmelzendes Verlangen
Nach Tönen, die mich bebend leis umfangen . .
So werd' ich aus der Geige strömen lassen
Ihr Weinen, ihres Sehnens dunkle Fluten,
Ekstatisch tiefstes Stöhnen, heisses Girren
Der Geigenseele rätselhaftes Bluten . .

Er hält einen Augenblick inne.

Ein andermal werd ich den Degen fassen,
Weils mich verlangt nach einer Klinge Schwirren:
Das Ross, das Geigenspiel, die Degenklinge,
Lebendig nur durch unsrer Laune Leben,
Des Lebens wert, so lang sie uns es geben,
Sie sind im Grunde tote, leere Dinge!
Die Freunde so, ihr Leben ist ein Schein,
Ich lebe, der sie brauche, ich allein!
In jedem schläft ein Funken, der mir frommt,
Der früher, später doch zu Tage kommt:
Vielleicht ein Scherz, der meine Laune streichelt,
Ein Wort vielleicht, das mir im Traume schmeichelt,
Ein neuer Rausch vielleicht, ein neu Geniessen,
Vielleicht auch Qualen, die mir viel erschliessen,
Vielleicht ein feiger, weicher Sklavensinn,
Der mich erheitert, wenn ich grausam bin,
Vielleicht . . was weiss ich noch . . ich kann sie brauchen,
Weil sie für mich nach tausend Perlen tauchen,
Weil eine Angst nur ist in meiner Seele:
Dass ich das Höchste, Tiefste doch verfehle!

Leise.

Dem Tode neid ich alles, was er wirbt,
Es ist vielleicht mein Schicksal, das da stirbt,
Das andere, das Grosse, Ungelebte,

Das nicht der Zufall schnöd zusammenklebte.
Darum, Arlette, bangt mir im Genusse,
Ich zage, wenn der volle Becher schäumt,
Ein Zweifel schreit in mir bei jedem Kusse:
Hast Du das Beste nicht, wie leicht, versäumt?!

Arlette, mit geschlossenen Augen:
Ich habe nie von Besserem geträumt.

Andrea:
Es ahnt das Herz ja nicht, was es entbehrt,
Und was ihm zugefallen, hält es wert.
Ich aber will kein Dämmern, ich will Wachen,
Ich will mein Leben fühlen, dichten, machen!
Erst wenn zum Kranz sich jede Blume flicht,
Wenn jede Lust die rechte Frucht sich bricht,
Ein jedes Fühlen mit harmonisch spricht,
Dann ist das Leben Leben, früher nicht!

Pause.
Arlette, steh auf . . die Stunde ist nicht weit.

Arlette:
Ach ja, sie kommen wieder . . Welches Kleid?
Das grüne, das Dir gestern so gefiel,
Das weiche, mit dem matten Faltenspiel?

Andrea:
Das blasse, grüne, mit den Wasserrosen?

Arlette:
Und mit dem Gürtel, mit dem breiten, losen . .

Andrea:
Was fällt Dir ein, das hat mir nie gefallen.

Arlette?
O ja, erst gestern sagtest Dus vor allen . .

Andrea:

Musst Du mit gestern stets das Heute stören?
Muss ich die Fessel immer klirren hören,
Die ewig Dir am Fuss beengend hängt,
Wenn ich für mich sie tausendmal gesprengt!
Weil gestern blasse Dämmrung um uns hing,
Zum grünen Nil die Seele träumen ging,
Weil unbestimmte Lichter um uns flogen,
Am Himmel bleiche Wolken sehnend zogen . .
Ein Abgrund trennt uns davon, sieben Stunden,
Für immer ist dies Gestern hingeschwunden!
Heut ist ein Tag Correggios, reif erglühend,
In ganzen Farben, lachend, prangend, blühend,
Heut ist ein Tag der üppigen Magnolien,
Der schwellenden, der reifen Centifolien;
Heute nimm Dein gelbes Kleid, das schwere, reiche,
Und dunkelrote Rosen, heisse, weiche, . .
Verlerntest Du am Gestern nur zu halten,
Auf dieses Toten hohlen Ruf zu lauschen:
Lass Dir des Heute wechselnde Gewalten,
Genuss und Qualen, durch die Seele rauschen,
Vergiss das Unverständliche, das war:
Das Gestern lügt und nur das Heut ist wahr!
Lass Dich von jedem Augenblicke treiben,
Das ist der Weg, Dir selber treu zu bleiben;
Der Stimmung folg, die Deiner niemals harrt,
Gieb dich ihr hin, so wirst Du Dich bewahren,
Von Ausgelebten drohen dir Gefahren:
Und Lüge wird die Wahrheit, die erstarrt!
Jetzt geh, mein Kind. Nimm auch die goldnen Reifen,
Die mit den Gemmen. Und die neuen Spangen.
Wir haben frühe Gäste zu empfangen.

ZWEITE SCENE/

Andrea, dann Diener, darauf Marsilio.

Diener:

Es ist ein fremder Mann am Gartenthor,
Er will allein dem Herren —

Andrea:

Lass ihn vor.

Marsilio, durch die Mittelthür, dunkel gekleidet; er tritt langsam auf Andrea zu, der ihn forschend ansieht:

Ich sehe Herr, ich bin Dir unbekannt.
Von Padua hat man mich hergesandt.

Andrea:

Der Stimme Klang . . Marsilio! Mein Gefährte!

Marsilio:

Marsilio, den der Gnade Strahl verklärte.

Nach einer Pause.

Andrea, hast Du ganz der Zeit vergessen,
Da wir so viel, so Grosses uns vermessen . .?

Andrea:

Es war so schön, die Lust am Sichverlieren
In unergründlichen, verbotenen Revieren . .

Marsilio:

Wir schworen uns, ein neu Geschlecht zu gründen.

Andrea, lächelnd:

Ich bin gescheitert an den alten Sünden.

Marsilio:

Erloschen find ich jeden kleinsten Funken?

Andrea:

Der kleine ist in grösseren versunken . .

Halblaut.

Du Stück lebendiger Vergangenheit,
Wie unverständlich, unerreichbar weit!

Wie schwebst du schattenhaft und fremd vorbei,
Du abgestreiftes, enges Kleid: Partei!

Marsilio, trocken:

Wer nicht für mich ist, der ist wider mich.
So spricht der Herr . . Ich gehe.

Andrea, befehlend.

Bleib und sprich!

Milder.

Von meiner Thür ist keiner noch gegangen,
Der nicht Verständnis wenigstens empfangen.

Marsilio:

Was einst in unseren jungen Herzen war,
Heut ists der Glaube einer frommen Schar:
Von Padua entzündet, soll auf Erden
Das Licht Savonarolas wieder werden,
Der reinigenden Reue heller Brand
Hinfahren durch dies angefaulte Land.
Mit feuchten Geisseln, blutbesprengten Haaren,
Durchziehn Perugia schon die Büsserscharen.
Es zucken feige die zerfleischten Glieder,
Des Geistes Sieg verkünden ihre Lieder.
Auf ihren Stirnen, den verklärten bleichen,
Flammt durch den Qualm der Nacht das Kreuzeszeichen,
Es geht vor unsrer Schar ein Gotteswehen,
Der heil'gen Wut kann keiner widerstehen.

Andrea, halblaut:

Das ist der Rausch, den damals ich geahnt.

Marsilio:

Nach Forli ist der Weg uns schon gebahnt.

Andrea:

Und hier soll ich euch helfen Bahn zu brechen?

Marsilio:

Ich fordre keine That und kein Versprechen,
Von selbst erwacht der Wille zum Zerstören,
Die Gnade, die das eigene Elend zeigt;
Nur schützen sollst Du mich, dass sie mich hören,
Ich weiss, Dein Haus ist mächtig, weitverzweigt.

Andrea:

Ich will Dich schützen, ohne mein Geschlecht,
Das jedem Neuen blöde widersteht,
Das selbstgesetzten Zwangs, sein eigner Knecht,
Verdammt und ächtet, was es nicht versteht!
Ich will Dich schützen: hier in meinem Haus,
Von Licht umfunkelt, zwischen Spiel und Schmaus,
Hier sollen sie das Kreuz, die Geissel finden,
Den Totenkopf, in blumigen Gewinden!
Ein Grabesschauer soll den Saal durchfluten,
Und wenn Du weckst die heiligtollen Gluten,
Und wenn sie einen Scheiterhaufen schichten
Aus Bildern, Blumen, Teppichen, Gedichten,
Wenn sie vergessen auf ihr eignes Grauen
Und taumelnd schlingen einen Büsserreigen . .
Die Stirnen in den Staub des Bodens neigen,
Zu Füssen Dir die blassen, schönen Frauen! . .
Ich will dich schützen . . denn das möcht ich schauen.
Jetzt geh, mein Freund. Vertraue dich der Rast.
In Imola kränkt niemand meinen Gast.

DRITTE SCENE/

Andrea, dann Diener, darauf Kardinal und Fortunio.

Andrea, Marsilio nachblickend.

Es giebt noch Stürme, die mich nie durchbebt!
Noch Ungefühltes kann das Leben schenken . .

Nur an das eine möcht' ich niemals denken:
Wie schal dies sein wird, wenn ichs ausgelebt!

Diener:

Des Cardinals von Ostia Eminenz
Und Herr Fortunio treten in den Garten.

Andrea:

Sag der Madonna, dass wir sie erwarten.

Der Kardinal und Fortunio, der Maler, treten durch die Mittelthür ein; der Kardinal ist kurzatmig und setzt sich gleich nieder, die beiden anderen stehen.

Kardinal:

Fortunio erzählte mir gerade,
Dass ich recht viel versäumt bei Palla, schade.

Andrea, zerstreut:

Bei Palla, gestern Abend, ja, . . ja, ja . .

Fortunio:

Du selbst warst froh, wie ich dich selten sah,
Dein Wort hat uns berauscht und nicht der Wein!

Andrea:

Das hätte mir geschmeichelt vor sechs Stunden,
Jetzt langweilts mich . . Die Stimmung ist verschwunden!
Und sie zu zwingen kann ich nicht ertragen!
Die kalte Asche . .

Fortunio, der erstaunt die rechte Seitenwand mustert.

Du, ich darf wohl fragen,
Sag, wo ist denn das alte Bild von mir, . .
Der Schwan der Leda hing doch früher hier? . .
Dass jetzt ein Palma die Lünette schmückt,
Den die Umgebung noch dazu erdrückt? . .
Er flog wohl fort auf Nimmerwiedersehen,
Mein armer Schwan vor Deiner Laune Wehen?

Andrea, erst ungeduldig, dann steigender Wärme:

Versteh mich recht: Du selber sollst entscheiden!
Ziemts nicht, das Oftgesuchte oft zu meiden?
Hat nicht die Laune Wechsel, nicht die Kraft?
Erwacht und stirbt nicht jede Leidenschaft?
Wer lehrte uns, den Namen „Seele" geben
Dem Beieinandersein von tausend Leben?
Was macht das Alte gut und schlecht das Neue?
Wer darf verlangen, wer versprechen Treue?
Ist nicht gemengt in unserm Lebenssaft
So Menschentum wie Tier, centaurenhaft?
Mir ist vor keinem meiner Triebe bange:
Ich lausche nur, was jeglicher verlange!
Da will der eine in Askese beben,
Mit keuschen Engeln Giottos sich umgeben,
Der andere will des Lebens reife Garben,
Des Meisters von Cadore heisse Farben,
Des dritten tolle Laune wird verlangen,
Nach Giorgionesquem Graun, Dämonenbangen;
Der nächste Tag wird Amoretten wollen,
Mit runden Gliedern, Händchen, rosig vollen,
Und übermorgen brauch ich mystisch Sehnen
Mit halben Farben, blassen Mädchen, Thränen . .
Ich will der freien Triebe freies Spiel,
Beengt von keinem, auch nicht — Deinem Stil!

Fortunio:

Was sprichst Du viel, so Einfaches zu sagen:
Du trägst die Stimmung nicht, Du lässt Dich tragen!

Andrea:

Ist nicht dies „Tragenlassen" auch ein Handeln?
Ist es nicht weise, willig sich zu wandeln,
Wenn wir uns unaufhaltsam wandeln müssen?

Mit neuen Sinnen neue Lust zu spüren,
Wenn ihren Reiz die alten doch verlieren,
Vom Gestern sich mit freier Kraft zu reissen,
Statt Treue, was nur Schwäche ist, zu heissen!

VIERTE SCENE/

Ser Vespasiano, Mosca, Corbaccio; Vespasiano, eine Condottierefigur, Degen und Dolch, Corbaccio in schreienden Farben gekleidet, Mosca ganz weiss; die geschlitzten Aermel lichtgelb ausgeschlagen, weissen barettartigen Hut mit weissen Federn, gelb gefüttert und mit einem Spiegel im Innern; gelbe Handschuhe im Gürtel; kurzen Degen, weisse Schnabelschuhe. Die Sprechenden (Andrea, Mosca, Vespasiano) stehen links, Corbaccio begrüsst bald den Cardinal, der in der Mitte unter der Büste des Aretino sitzt, bleibt vor ihm stehen und scheint ihn zu unterhalten; Fortunio besieht aufmerksam die Orgel.

Mosca:

Weisst Du, Andrea, wo wir eben waren?
Im Stall. Die sind nicht teuer, meiner Treu!
Ein Prachtgespann! Ich habe selbst gefahren!

Andrea:

Dass Du das nicht verstehst, ist mir nicht neu . .
Du kennst das Sprichwort: Wenn der Narr erst lobt . .
Nein, nein, ich habe selber sie erprobt . .

Sehr ruhig zu Vespasiano.

Ser Vespasiano, wenn es Euch beliebt,
Beim Pferdekauf mich nächstens zu betrügen,
Erspart die Mühe, Herr, mich anzulügen,
Das ist so schal, alltäglich und gemein.

Vespasiano:

Messer! ich weiss nicht . .

Andrea, mit leiser Ironie:

Bitte, steckt nur ein!
Ich weiss, man sagt das nicht . . man thut es nur.
Ich kenne dieses edlen Stahles Pflicht,
Er löscht im Blute jedes Argwohns Spur,
Doch — unter uns — da brauchts dergleichen nicht.

Der Cardinal und Corbaccio hören aufmerksam zu, auch Fortunio ist hinzugetreten, Mosca lehnt an der Matte und sieht manchmal in seinen Spiegel. Ungeduldig.

Könnt Ihr denn nie auf meinen Ton Euch stimmen,
Müsst Ihr denn ewig mit dem Pöbel schwimmen,
Der einer Schande tiefres Mass nicht kennt,
Als wenn den Hinz der Kunze »Schurke« nennt?

Verbindlich lächelnd.

Ich liebe Schurken, ich kann sie verstehen,
Und niemand mag ich lieber um mich sehen.
So gern mein Aug den wilden Panther spät,
Weil niemals sich der nächste Sprung verrät,
So hass ich die, die ihre Triebe zähmen
Und sich gemeiner Ehrlichkeit bequemen.
Es ist manchmal so gut, Verrat zu üben!
So reizend, grundlos, sinnlos zu betrüben!
Der grade Weg liegt manchesmal so fern!
Wir lügen alle und ich selbst — wie gern!
O goldne Lügen, werdend ohne Grund,
Ein Trieb der Kunst, im unbewussten Mund!
O weise Lügen, mühevoll gewebt,
Wo eins das andre färbt und hält und hebt!
Wie süss, die Lüge wissend zu geniessen,
Bis Lüg und Wahrheit sanft zusammenfliessen,
Und dann zu wissen, wie uns jeder Zug

Im Wirbel näher treibt dem Selbstbetrug!
Das alles üben alle wir alltäglich
Und vieles mehr, unschätzbar und unsäglich!
Eintönig ist das Gute, schal und bleich,
Allein die Sünde ist unendlich reich!
Und es ist nichts verächtlicher auf Erden,
Als dumm betrügen, dumm betrogen worden!

Er spricht die letzten Worte mit Beziehung auf Vespasiano; Corbaccio und der Cardinal sehen einander verstohlen an und lachen. Andrea sieht sich einen Augenblick fragend um.

FUENFTE SCENE/

Fantasio, der Dichter, kommt durch die Mittelthür und ruft Andrea zu:

Andrea! Freund! Das war nicht wohlgethan.

Mosca:

Was denn?

Fortunio, wie oben:

Dann steht es nicht in Deiner Macht,
Und keiner mehr belebt die toten Mauern!

Cardinal:

Was hat er denn?

Fortunio:

So wisst ihr es denn nicht?

Andrea, ungeduldig unterbrechend:

Ich will Euch deuten, was der Dichter spricht:
Den Architekten hab ich fortgeschickt,
Den Seristori.

Cardinal:

Ja warum?

Corbaccio:

Seit wann?

Andrea:

Ich konnte nicht mehr reden mit dem Mann.

Fantasio:

Ich glaub vielmehr, er nicht mit Dir!

Andrea:

Gleichviel!
Ich bin ihm dankbar. Er hat mich gelehrt,
Wie sehr man frevelt, wenn man Totes nährt,
Und der Gewohnheit Trieb missnennet »Ziel«.
Mein Architekt, weil wir uns nicht verstanden,
Hat mich gelöst aus meiner Pläne Banden . .

Fortunio:

So baust Du nicht?

Andrea:

Jetzt nicht. Ein andermal.
Jetzt nicht: weil alles, was da wird und ragt,
In Marmorformen reift — mir nichts mehr sagt!
Weil meine Schöpferkraft am Schaffen stirbt
Und die Erfüllung stets den Wunsch verdirbt.

Von einem zum andern gehend.

Gieb mir die Weihe, Oheim Cardinal,
Die mich erst schützt vor dieser Höllenqual!
Entzünde, Dichter, wieder in der Brust
Wie damals Kraft, Tyrannenkraft und Lust!
Lass mich verkörpert sehen, Histrione,
Mein Selbst von damals, mit dem wahren Tone!
Lass Du mich, Maler, Formen, Farben schauen,
Die damals mich erfüllt: dann will ich bauen!

Pause.

Ihr könnt es nicht: dann giebts auch keine Pflicht,
Die dieses Heut an jenes Damals flicht.

Dann sollen in den Teich, den spiegelnd blauen,
Ruinen, totgeboren, niederschauen.
Ich sehe schon das irre Mondenlicht,
Wie's durch geborstne Säulen zitternd bricht.
Ich sehe schon die schaumgekrönten Wogen
Sich sprühend brechen an zersprengten Bogen.
Und langsam webt die Zeit um diese Mauern
Ein blasses, königliches, wahres Trauern:
Dann wird, was heute quält wie ein Misslingen,
Uns schmerzlich reiche, leise Träume bringen.

Fantasio:

Du rufst ihn nicht zurück? Der Bau verfällt?

Andrea:

Mein Bau verfällt.

Pause.

Doch eins blieb unbestellt.
Ihr sollt mir raten. Denn ich taste kläglich,
Wenn mich die Dinge zwingen zum Entscheiden:
Mich zu entschliessen, ist mir unerträglich,
Und jedes Wählen ist ein wahllos Leiden.
Und heute — o sie wissen mich zu quälen!
Soll wieder ich die Uferstelle wählen,
Wo ich den Landungssteg und die Terrasse,
Für unser Boot — ihr wisst ja — bauen lasse!

Mit dem Tone des Ekels leiernd.

Ich gehe also mit den Baugesellen,
Durchwandre langsam alle Uferstellen:
Da lockt mich eine Bucht, die, sanftgeneigt,
Tiefdunkel, schläfrig plätschert, dichtumzweigt;

Allmählich behaglicher, ausmalend.

Die nächste ist von Felsen überhangen,
Erfüllt von reizvoll rätselhaftem Bangen;

Die nächste wieder schwankt hernieder mächtig
Und öffnet sich zur Lichtung weit und prächtig;
Die hat ein Echo, Wasserrosen jene,
Die dritte eine blumig weiche Lehne . . .

Ungeduldig abbrechend.

Ich kann nicht wählen, denn ich kann nicht meiden;
Nun stockt das Werk: So helft mir schnell entscheiden!

Er geht dem Ausgang zu. Alle drängen sich, abgehend, um ihn. Nur der Cardinal bleibt sitzen. Das folgende wird schnell, manches gleichzeitig gesprochen.

Mosca:

Wir brauchen eine sanfte, runde Bucht,
Nicht starre Felsen, rauher Klippen Wucht.

Fantasio:

Ich möchte liegen, wo die Binsen rauschen,
Und auf des Wassers stillen Atmen lauschen.

Vespasiano:

Am besten liegt sichs hinterm Felsenwall,
Daran sich heulend bricht der Wogenprall.

Corbaccio:

Herr, ich weiss, welche Bucht wir nehmen sollen . .

Andrea, halblaut:

O, wie ich sie beneide um ihr Wollen!

Fortunia:

So gehn wir endlich. Eminenz, und Ihr?

Cardinal:

Geht nur und wählt, ich schone meine Beine,
Ihr kommt ja wieder. Schön. Ich bleibe hier.

Zu Andrea.

Ich bleibe hier und warte auf die Kleine.

Alle ab ausser dem Cardinal.

SECHSTE SCENE/

Cardinal. Arlette.

Arlette, umgekleidet, durch die Thür rechts; im Spiel mit dem Cardinal ist ihre Koketterie deutlicher als gewöhnlich.

Arlette, scheinbar suchend:

Andrea! Ach — Ihr seid es, hoher Herr,
Nur ihr?

Cardinal:

Ist das zu wenig, kleine Sünde?

Arlette:

Allein . . Andrea . .

Cardinal:

Und wer ist der Gast,
Für den wetteifern Glut und Duft und Glast,
Für den die Steine und die Rosen prangen,
Die schönen Rosen da, . . und neue Spangen?

Lauernd.

Wer ist der liebe Gast?

Er zieht sie zu sich.

Arlette:

Was Ihr nur denkt!
Andrea hat sie gestern mir geschenkt.
Und für ihn schmück ich mich doch auch allein.
Ich bin ihm treu. Ihr wissts.

Er kneift die Augen zu und schüttelt den Kopf.

Was heisst das »nein«?

Heftig.

Ich bin ihm treu!

Cardinal, leise, gemütlich:

Du lügst, Arlette.

Arlette:

Es sind
Zwei Jahre jetzt, dass ich . .

Cardinal, wie oben:

Bis gestern, Kind!

Andrea kommt langsam, verstimmt über die Terrasse, durch die Mittelthür ins Zimmer.

Arlette, gefasst:

Ihr wisst?

Cardinal, dummpfiffig:

Lorenzo hat —

Arlette, bemerkt Andrea:

So schweigt!

Cardinal:

Vertrauen . .

Arlette:

Ich fleh Euch an.

Cardinal, lachend:

Ei, auf mich kannst Du bauen!

SIEBENTE SCENE/

Die vorigen. Andrea kommt langsam auf sie zugegangen.

Andrea, Gereiztheit in der Stimme:

Ich störe doch wohl nicht.

Arlette, schüchtern:

Du kommst allein?

Andrea:

Ja, wie Du siehst.

Arlette:

Du kommst mich holen?

Andrea:

Nein.

Cardinal:

Die andern?

Andrea:

Sind zum Teich hinabgegangen.

Nach einer Pause.

Wie michs zuweilen ekelt vor der Schar!
Nimmt keiner doch des Augenblicks Verlangen,
Den Geist des Augenblickes keiner wahr!

Am Fenster.

Es liegt die Flut wie tot . . wie zähes Blei . .
Die Sonne drückt . . aschgraue Wolken lauern . .
Der Teich hat Flecken und die Binsen schauern . .
Den Sturm verkündet geller Mövenschrei:
Ich sehe schon des Sturms fahlweisse Schwinge . .

Mit dem Tone der tiefsten Verachtung.

Sie fühlens nicht und reden andre Dinge! . .

Pause.

Nur einen giebts, der das wie ich versteht!
Mein bester Freund, solang uns Sturm umweht!
In ihm ist, wie in mir, des Sturmes Seele:
Ich möchte nicht, dass er mir heute fehle.
Wo bleibt Lorenzo?

Zum Cardinal.

Hast Du ihn gesehn!

Cardinal, mit behaglicher Ironie:

So hast Du einen Freund für Sturmeswehn,
Für Regen den und den für Sonnenschein,
Fürs Zimmer den und den zur Jagd im Frein?

Andrea:

Und warum nicht? Was ist daran zu staunen?
Ist nicht die ganze ewige Natur
Nur ein Symbol für unsrer Seele Launen?
Was suchen wir in ihr als unsre Spur?
Und wird uns alles nicht zum Gleichnisbronnen,
Uns auszudrücken, unsre Qual und Wonnen?

Den Degen in die Hand nehmend.

Du hier, mein Degen, bist mein heller Zorn!

Auf die Orgel zeigend.

Und hier steht meiner Träume reicher Born!
Ser Vespasiano ist mein Hang zum Streit,
Und Mosca . . . Mosca meine Eitelkeit!

Cardinal:

Und was bin ich, darf man das auch wohl fragen?

Andrea:

Du, Oheim Cardinal, bist mein Behagen!
Du machst, dass mirs an meiner Tafel mundet:
Du zeigst mir, wie die Birne reif-gerundet;
Durch deine Augen seh ich Trüffel winken;
Du lehrst mir trinkend denken, denkend trinken!
Lorenzo ruf ich, wenn die Degen klirren.
Wenn Sturm die Segel bauscht, die Taue schwirren.
O denkst Du noch an jene Nacht, Arlette:
Wir flogen mit dem Sturme um die Wette . .
Kein Lichtstrahl . . nur der Blitze zuckend Licht
Zeigt mir die Klippen, weissen Schaum den Mast.

Arlette, mit zurückgeworfenen Armen und halbgeschlossenen Augen, stehend:

Ich schloss die Augen . . aber fest und warm,
An Deiner Brust . . hielt mich Dein Arm umfasst.

Andrea, schnell:

Das war nicht mein, das war Lorenzos Arm!
Ich sass am Steuer.

Arlette, in der Erinnerung versunken, ohne recht auf ihn zu hören, nickend:

Mir war wie im Traum.
Ich dachte nicht. Versunken Zeit und Raum,
Vor mir noch seh ich jenen, fern und bleich . .
Verschwommen alles . . der das Steuer hielt
Lorenzo . . fremd erschien mir sein Gesicht . .
Ich kannt ihn kaum . . Mir war nicht kalt . . nicht bang,
Ich fühlte nur den Arm, der mich umschlang . .
Dann schlief ich ein . .

Andrea, sehr laut:

Das war Lorenzo nicht!

Misstrauisch auf sie zugehend.

Ich sass am Steuer.

Sehr leise.

Ich . . ich war wohl bleich . .
Ich, ich war Dir so fern . . so fremd . . so gleich . .
Und als ich uns gerettet in den Hafen,
Warst in Lorenzos Arm Du eingeschlafen.

Ganz nahe.

Weisst Du das nicht?! Hast Du das nie gewusst?!

Er fasst sie am Arm und sieht sie forschend an. Dann wendet er sich plötzlich von ihr ab und geht mit starken Schritten zur Thüre.

ACHTE SCENE/

Corbaccio, später Fantasio, die vorigen.

Corbaccio, eilig durch die Mittelthür. Er wendet sich an Arlette und den Cardinal, die links sitzen.

Corbaccio, lebhaft:

Madonna, hört, Andrea! Cardinal!
Ein Schauspiel habt ihr, sondergleich, versäumt:

Mit lebhaftem Geberdenspiel, später mit allen Mitteln der schauspielerischen Erzählung.

Wies niemals so komödienhaft sich träumt!
Wir gehn hinab, da drängt sich vor dem Thor
Ein Haufe Volks in aufgeregtem Chor,
Ein Mann inmitten, der zu lehren scheint:
Die Menge ächzt, die Menge stöhnt und weint,
Dazu ein Kreischen, Frauen singen Psalm,
Der Prediger ragt hager aus dem Qualm . .

Cardinal:

Ein Ketzer, ein rebellischer Vagant!

Corbaccio:

Ein Ketzer, hoher Herr, ein Flagellant.
Da löst sich einer aus dem Knäul, kniet nieder,
Und er beginnt mit heisrer Fistelstimme,
Sich einen Hund, ein räudig Tier zu nennen
Und seine Sünden kreischend zu bekennen.
Ein andrer naht, ein fetter alter Mann,
Hebt keuchend, ohne Laut, zu beten an,
Schleppt sich von dem zu jenem auf den Knien . .
Ein dritter wirft sich stöhnend neben ihn,
So dass uns, ob gemein und widerlich,
Ein Schauer vor dem Schauspiel doch beschlich . .

Andrea, auf- und abgehend und zerstreut zuhörend, sieht Arlette ab und zu forschend an.

Corbaccio:

Dann kam ein Weib, das wie gefoltert schrie,
Der Schande sich, des Treuebruches zieh . . .
Es schlug der Taumel immer höhre Wogen,
Eins wird vom andern sinnlos mitgezogen,
Und immer mehre wurden, die bekannten,
Und ihre heimlich tiefste Sünde nannten:
Verzerrte, tolle, plumpe Ungestalten,
Ein Bacchanal dämonischer Gewalten!

Andrea, zu Fantasio, der langsam durch die Mitte gekommen.

Du hasts gesehen, und Du staunst wie er?

Das folgende spricht Fantasio zu Andrea, beide stehen in der Mitte, Andrea ist sichtlich mit Arlette beschäftigt. Corbaccio tritt links zu Arlette und dem Cardinal, scheint seine Erzählung fortzusetzen: man sieht ihn beichtende und betende Bauern nachahmen.

Fantasio:

Gedanken weckts in mir, erkenntnisschwer.
Mir ist, als hätt ich Heiliges erlebt.
Grad wie wenn Worte, die wir täglich sprechen,
In unsre Seele plötzlich leuchtend brechen,
Wenn sich von ihnen das Gemeine hebt
Und uns ihr Sinn lebendig, ganz erwacht!

Er fühlt, dass Andrea ihm kaum zuhört und hält inne.

Andrea:

Sprich fort.

Fantasio:

Um uns ist immer halbe Nacht.
Wir wandeln stets auf Perlen, staubbedeckt,
Bis ihren Glanz des Zufalls Strahl erweckt,

Die meisten sind durchs Leben hingegangen,
Ein blutleer Volk von Gegenwartsverächtern,
Gespenstisch wandelnd zwischen den Geschlechtern
Durch aller Farben glühend starkes Prangen,
Durch aller Stürme heilig grosses Grauen,
In taubem Hören und in blindem Schauen,
In einem Leben ohne Sinn verloren:
Und selten nahet, was sie Gnade nennen,
Das heilige, das wirkliche Erkennen,
Das wir erstreben als die höchste Gunst
Des grossen Wissens und der grossen Kunst.
Denn ihnen ist die Heiligkeit und Reinheit
Das gleiche Heil, was uns die Lebenseinheit.

Mosca, zur Thür hineinrufend:

O kommt, Madonna, schnell, sie ziehn vorbei
Am Gartengitter, eilig kommt und seht.

Cardinal, auf Corbaccio gestützt:

So komm, Arlette!

Andrea, auf einen fragenden Blick Arlettes:

Geht, ich folge, geht!

NEUNTE SCENE.

Andrea, Fantasio.

Arlette, Cardinal, Mosca, Corbaccio und die übrigen, auf der Terrasse sichtbar.

Andrea, da Fantasio sich zum Gehen wendet, stockend:

Fantasio, bleib mein Freund: du sollst mir sagen,
Getreu, was ich versuchen will zu fragen.
Du sagst, du hasts in deiner Kunst erlebt,

Langsam, suchend.

Dass manchmal Worte, die wir täglich sprechen.
In unsre Seele plötzlich, leuchtend brechen,
Dass sich von ihnen das Gemeine hebt
Und dass ihr Sinn lebendig, ganz erwacht?

Fantasio:

Das ist. Doch steht es nicht in unsrer Macht.

Andrea, wie oben:

Das mein ich nicht. Doch kann es nicht geschehen,
Dass wir auf einmal neu das Alte sehen?
Und kanns nicht sein, dass wie ein altklug Kind,
Wir sehend doch nicht sehen, was wir sind,
Mit anempfundener Enttäuschung prahlen
Und spät, erst spät mit wahren Leiden zahlen?

Fantasio:

Auch dies, denn was wir so Erfahrung nennen,
Ist meist, was wir an anderen erkennen.

Andrea:

So darf man sich dem Zufall anvertrauen,
Dem blitzesgleichen, plötzlichen Durchschaun?

Fantasio:

Wir sollen uns dem Zufall überlassen,
Weil wir ja doch die Gründe nie erfassen!
Und weil ja Zufall, was uns nützt und nährt, ist
Und Zufall, Zufall all, was uns gewährt ist!

Andrea, halblaut:

O Blitz, der sie mir jetzt wie damals zeigte
Im Boot . . im Sturm . . gelehnt an seine Brust,
Und jetzt die Stirn . . die wissende, geneigte . .
Was ist bewusst, und was ist unbewusst?
Sein selbst bewusst ist nur der Augenblick,

Und vorwärts reicht kein Wissen, noch zurück!
Und jeder ist des Augenblickes Knecht,
Und nur das Jetzt, das Heut, das Hier hat Recht!
Das gilt für mich . . nicht minder gilts für sie,
Und seltsam, daran glaub ich, dacht ich nie . .

Pause.

Kannst Du denn nicht erraten, was mich quält?

Fantasio, schonend, aber wissend:

Ein Glaubenwollen, wo der Glaube fehlt:
Dich fesselt noch ein trügerisches Grauen:
Wir wollen nicht das Abgestorbne schaun:
Was hold vertraut uns lieblich lang umgab,
Ob nicht mehr unser, neiden wir's dem Grab.

Andrea:

Was hold vertraut uns lieblich lang umgab . .
Das ist Gewohnheit, und so ist's auch Lüge,
Die lieblich fälscht die hold vertrauten Züge.
Dies ist die Formel, für was ich empfinde:
Ein Aug, entblösst von weich gewohnter Binde,
Dem grell die Wirklichkeit entgegen blinkt,
Das Heute kahl, das Gestern ungeschminkt!
Ein hüllenloses Sein, den Schmerzen offen,
Vom Licht gequält, von jedem Laut getroffen!
O kämen bald, erquickend im Gedränge,
Die starken Stimmungen der Uebergänge!

Nervös schmerzlich.

Wir sollten dann den andern nicht mehr sehn,
Nicht fühlen müssen, dass er ruhig lebt . .
Wenn in uns selbst Gefühle sterben gehn
Und unsre Seele zart und schmerzlich bebt . . .
Wir können dann die Stimme nicht mehr hören,

Ein Lächeln kann uns qualvoll tief verstören.
Und nur das Ende, nur das schnelle Ende
Erstickt die Qualen einer solchen Wende!

Arlette, in der Thür, dann ganz eintretend:

Wenn Du zu uns nicht, so komm ich herein.

Andrea:

Fantasio, verzeih, lass uns allein.

Er winkt Arlette, sich zu setzen.

ZEHNTE SCENE/

Andrea, Arlette.

Er geht langsam auf und ab. Endlich bleibt er vor ihr stehen. Er spricht leise, mit zurückgedrängter Heftigkeit.

Andrea:

Ich weiss, Arlette, dass Du mich betrügst,
Betrügst wie eine Dirne, feig, unsäglich.
Beinahe lächerlich und fast doch kläglich!

Pause.

Was hier geschah, alltäglich und gemein,
Dem will ich ja sein reiz- und farblos Sein,
Sein unbegreiflich Schales gerne gönnen . .
Verstehen nur, Verstehen möcht ichs können.

Pause.

Gemacht verächtlich.

Du bist nicht schuld daran, wenn ich jetzt leide,
Nicht schuld an diesem ganzen blöden Wahn . .
Es ist kein Grund, dass ich Dich zürnend meide . .
Du konntest, Du hast mir nicht weh gethan!

Nach einer Pause mit steigender Heftigkeit.

Verbergen brauchst Dus nicht und nicht beklagen,
Nur sagen sollst du mir . . ganz . . alles sagen:
Nur eines fürcht ich, werd ich nie verstehen:
Warum Du den, warum gerade den . .

Arlette:

So hör doch auf, ich will ja alles sagen.

Andrea, zurücktretend:

Schweig noch! Mich dünkt, ich werd es nicht ertragen.
Mich dünkt, ich darf Dich jetzt nicht reden hören.
In mir ists klar. Das darf man nicht verstören.
Ich müsste nach Dir schlagen, müsste schrein,
Verführt vom Blut, verblendet . . nein, nein! nein!
Das wäre Fälschung, Lüge, Selbstbetrug
An meinem Fühlen, kalt und klar und klug.

Pause.

Boshaft und schmerzlich.

Doch hat mein Denken erst sich vollgesogen
Mit diesem Wissen, wie Du mich betrogen,
Dann wird sich mir Dein Wesen neu erschliessen,
Verschönt, zu süssem, schmerzlichem Geniessen.
Und was mich heute quält wie dumpfe Pein,
Wird eine Wonne der Erinnrung sein.
Die tausend Stunden, wo ich nichts empfand,
Wenn mich Dein Arm betrügerisch umwand,
Ich werde sie durchbebt zu haben wähnen.
Verklärt durch wissende, durch Mitleidsthränen.
Jetzt sprich: denn es durchweht mich ein Erkennen,
Wie grenzenlose Weiten Menschen trennen!
Wie furchtbar einsam unsre Seelen denken:
Sprich, was Du sagen kannst, kann mich nicht kränken.

Sag, wanns zum erstenmal und wie es kam,
Ob Du Dich ihm verschenktest, er Dich nahm.

Arlette:

Zum erstenmal? Es giebt kein zweites Mal.
Nur gestern . .

Andrea, fast schreiend:

Gestern?!

Arlette, macht sich los:

Lass mich!

Andrea:

Sprich!

Arlette:

Ich weiss
Ja selbst nicht. Hör doch auf mich so zu quälen
Und schick mich fort von Dir.

Andrea:

Du sollst erzählen!

Arlette:

Was hat Dich jetzt von neuem so verstört . .
Ich fürchte mich.

Andrea, halblaut:

O wie mich das empört.
Dies Gestern? dessen Atem ich noch fühle
Mit seines Abends feuchter, weicher Schwüle.

Sehr heftig, über sie gebeugt.

Da wars. Da! wie ich fort war. Da, sag ja!
In blauem Dufte lag der Garten da . .
Die Fliederdolden leuchteten und bebten . .
Der Brunnen rauschte und die Falter schwebten . .

Arlette, suchend.

So wars, allein . . der Garten . . und das Haus,
Das war so anders . . sah so anders aus.

Andrea:

Am Himmel war ein Drängen und ein Ziehn,
Des Abends Atem wühlte im Jasmin,
Und liess verträumte Blüten niederwehn.

Arlette:

Das alles wars. Doch kann ichs nicht verstehen.
Es scheint so fremd, so unbegreiflich weit.
Ja, was Du sagst, das war, doch nicht allein.
Es muss ja mehr, viel mehr gewesen sein.
Ein Etwas, das ich heute nimmer finde,
Ein Zauber, den ich heute nicht ergründe.
Jemehr Du fragst, es wird nur trüb und trüber,
Ein Abgrund scheint von gestern mich zu trennen,
Und fremd steh ich mir selber gegenüber . . —

Das Gesicht bedeckend.

Und, was ich nicht versteh, heiss mich nicht nennen!
Vergieb, vergiss dies Gestern, lass mich bleiben,
Lass Nächte darübergleiten, Tage treiben . . .

Andrea, ruhig ernst:

Dies Gestern ist so eins mit Deinem Sein,
Du kannst es nicht verwischen, nicht vergessen:
Es ist, so lang wir wissen, dass es war.
In meine Arme müsst ichs täglich pressen,
Im Dufte saug ichs ein aus Deinem Haar!
Und heute — gestern ist ein leeres Wort.
Was einmal war, das lebt auch ewig fort.

Pause.

Andrea, mit erkünstelter Ruhe:

Wir werden ruhig auseinander gehen
Und ruhig etwa auch uns wiedersehen.
Und dass Du mich betrogen und mein Lieben,
Davon ist kaum ein Schmerz zurückgeblieben . .
Doch eines werd ich niemals Dir verzeihn:
Dass Du zerstört den warmen lichten Schein,
Der für mich lag auf der entschwundnen Zeit.

Ausbrechend.

Und dass Du die dem Ekel hast geweiht!

Er winkt ihr, zu gehen. Sie geht langsam durch die Thüre rechts ab. Er blickt ihr lange nach. Seine Stimme bebt und kämpft mit aufquellenden Thränen.

Ich kann so gut verstehen die ungetreuen Frauen . .
So gut, mir ist, als könnt ich in ihre Seelen schauen.
Ich seh in ihren Augen die Lust, sich aufzugeben,
Im Niegenossenen, Verbotenen zu beben . .
Die Lust am Spiel, die Lust, sich selber einzusetzen,
Die Lust am Sieg und Rausch, am Trügen und Verletzen . .
Ich seh ihr Lächeln und

Stockend.

die thörichten, die Thränen,
Das rätselhafte Suchen, das ruhelose Sehnen . .
Ich fühle, wie sies drängt zu thörichten Entschlüssen,
Wie sie die Augen schliessen und wie sie quälen müssen,
Wie sie ein jedes Gestern für jedes Heut begraben,
Und wie sie nicht verstehen, wenn sie getötet haben.

Thränen ersticken seine Stimme

Der Vorhang fällt.

DREI ZEICHNUNGEN VON MARKUS BEHMER.







SATURNISCHE ELEGIE AN VIVIAN/ EIN GEDICHT VON RUDOLF BORCHARDT.

Liebe Wolke, regne nicht!
Vivian.

AUSSEN an Gärten führt ein schmaler Weg
Auf dreien Brücken über Bäche hin,
Hügel hinauf und ab, wo dunkle Sitze

Den süssen Schatten sammeln, und ein Steg
Sehnsüchtig durch den Duft der Büsche hin
Führt die versunknen zu den adler-nahen Spitzen.

Innen in Gärten sind an allen Büschen,
Wie Blut und zartgefärbt, geliebte Blüten
Für Deine Augen, oh! Für Deine Augen! aufgethan

Und immer frischen
Hauch atmend geht der tagelange Wind
Hin, her und hin, und wo die Lippen glühten
Der edlen jungen Sonne, fliehn durch Wind

Die Falter und die vielen goldnen Fliegen,
Wie Sehnsucht, die von Mund zu Munde will —
Ein Jahr klingt auf. Dies ist nicht mehr April.

In allen Gärten aber, bei den Tannen
Und durch den Zug der Kirschen-Bäume hin,
Und wo Magnolien wundervoll ausspannen

Den bleichen Flor von riesenhaften Rosen,
Und wo auf lichten Wiesen hart und dunkelnd
Die Hyazinthen stehn, die düfte-losen

Göttlich, und fremd, und wie aus einem Traume,
In allen Gärten ist, im heissen funkelnd,
Magie lebendig, und aus jedem Baume

Blickt ein Gesicht, mit Schönheit überladen
Beseelten Auges in den Schatten dunkelnd
Des hingewehten Laubes, wie Dryaden. —

Ich will von nichts mehr wissen als Musik,
Und die gehörnten Götter, die im Thale,
Und die auf Bergen die gehöhlte Schale

An wilden Bornen füllen, sollen mir
Mit einem fernen Chore dumpf antworten,
Denn in die Haare habe ich die Zier

Von dichten Apfelzweigen eingewunden,
Lieder des Mittags sinnend, und aus Worten
Der Hirten fügen will ich Melodie

Für jeden Ton der unbewegten Stunden;

Ich habe Wächter ausgestellt, mit Speeren,
An den Gemarkungen, und mit Posaunen,
Dass sie den Wolken der Dämonen wehren,

Die Dich und mich bedräuen, und Magie
Behütet uns vor unglücks-vollem Raunen —
— Die Welt ist voll Verwirrung — aber nie —

Und nicht so lang als sich Dein Lid bewegt —
Berühre uns die Schwermut und der Laut,
Der mir wie wilder Wein das Blut aufregt —

Dies war — was sonst war, weiss ich nicht — es graut
Ein fernes trübes ungewiss herein,
Und dunkle Stimme die zu kommen zaudert,

Und bebt und schweigt, verliert sich in den Schein
Des Gartenwassers, das verloren plaudert — —
Blast! Blast! Musik!! Ich kann nicht länger sein,

Wie Tote sind, denn dies ist eine Welt,
Die wundervoller als die selge lebt
Saturnischer Gestalten, — schwach verstellt

Ein weisser Strauch von Amseln überschwebt
Die Magische, die hier in einem Zelt,
In einem Hag von hellen Dornen steht —

Die Blust ist wie das Feld von Avalun,
Feld, über dem die milden Leuchten brennen,
Und jede Blüte glüht und atmet bunter;

So komm! Wir thun, wie die Unschuldgen thun,
Die Hellgebornen, die ihr Herz nicht kennen,
Oh! hier!! wir ruhen einer bei dem andern,

Ich biege einen Rosen-Baum zu uns hinunter,
Der uns befängt mit schattenhaftem Kühlen,
Ich sehe leicht auf Deinen Wangen wandern

Die Wolken und den Schatten von Gefühlen,
Kein Atem Deiner Seele ist mir stumm,
Ich spüre Ton von Deinem tiefsten Beben

So nah, wie eines Vogels nahes Rufen,
Und Deine Hand, die in den Locken streicht,
Ist mir so heilig wie Dein edles Schreiten,

Als schrittest Du auf goldenen Rund-Stufen
Mit Schwestern hin, wo jede jeder gleicht,
Stumme Musik in unbewegten Händen —

So sah ich sie durch meine Träume gleiten,
Absteigend neben den krystallnen Wänden.

Farbe der Rosen-Perle! oh! Gesicht!
Mund, leidenvoller blutend, als Narzissen,
So süss in Träumen wusste ich Dich nicht!

Aus welcher hohen Welt bist Du gerissen?
Und stiegst zu mir, Fuss neben meinem Fusse?
Und ruhst, ein Licht in meinen Finsternissen?

Und bogst Dich gnade-voll zu meinem Grusse,
Da ich den Sturm in meinem Mantel trage,
Und kaum verwischte Thräne, späte Busse

Gramvoller Stunden, noch an diesem Tage
In Augen, übermüdeten, mir hängt,
Und jedes meiner Worte noch von Klage

Strömt, wie die Blume, voll von Tau gedrängt!
Mehr! Mehr! ich dürste!! Trunkenheit von Dir,
Auf meinen Mund hinfliessend, überhängt

Mir jeden Hauch, im Blute singt es mir,
Und ist, wie Sonne schwer auf den Gewanden,
Und atmet stark, als atmeten nur wir.

Wer bist Du? wer hat Dich als Kind geküsst?
Wo standen Deiner Jugend Häuser, standen
Die Häuser drinnen Du geschritten bist

Mit leichten Füssen, Hohe unter Hohen,
Den Adel eines Halbgotts auf den Scheiteln,
Und unbewegten Auges, wie Heroen?

Nein! schweige! nichts! oh! nichts! ich will nur fühlen,
Wie sehr Du meinen Lippen nahe bist,
Und nichts als dies und nichts mehr will ich fühlen!

Was war, ist irgendwo tot, und es blühen
Hinter dem Vorhang mir die dunklen Blumen
Der Kindheit, grauenhaft, im Land der Mühen,

Im Eisen-Lande, fern von Heiligtumen.
Der Tag ist unser den wir süss hinleben,
Brot bricht sich frisch mit immer frischen Krumen,

Und unser ist die Nacht mit ihrem Beben
Hinrollender Musik aus Liebes-Fernen,
Und unser ist das unruhvolle Schweben,

Heratmend, überselig, Herz aus Sternen.

TUSCHE-ZEICHNUNG VON KUNIYOSHI.



DIE ROSE/ EIN MAERCHEN/ FRAGMENT VON CLEMENS BRENTANO.

ERSTE ABTEILUNG / ERSTES KAPITEL.

Wie Margot von seinen Feinden der Zauberei sollte beschuldigt werden.

DER Held Margot ging am Abend, wenn es anfing zu dunkeln, am stillen Walde hin; hatte dann so seine eigenen Gedanken, und sah sehr sinnend und ernsthaft aus. Ivan und Nabon, zwei andere Ritter waren seine Feinde, weil ihn der König Dringinwalde allen anderen wegen seiner grossen Tapferkeit und Tugend vorzog. Sie schlichen deswegen oft um ihn herum, um irgend etwas Heimliches an ihm zu entdecken; denn sie hätten ihn gern der Zauberei vor dem Könige beschuldigt. Nun hatte aber Margot ein tiefsinniges, stilles Wesen an sich, was ihnen, die immer um die schönen Frauen herum waren, ganz unverständlich blieb, und auf irgend ein besonderes Geheimnis sich zu gründen schien. Als er daher eines Abends seinen gewöhnlichen Spaziergang am Walde machte, schlichen sie hinter ihm her, um zu sehen, was er beginnen würde. Margot aber sang folgendes Lied:

»Wie steigst du so ganz leise
Still aus der Erd' heraus,
Und lischt das schöne weisse
Hell Tageslichtlein aus.

Du machst das ganze Leben
So dunkel und so tot:
Willst mir wohl Ruhe geben,
Und trösten meine Not?

Da bist du gar betrogen,
Gibst dir verlorne Müh';

Denn aus der Not gezogen,
Hat keine mich, als sie,

Die jetzt in stillen Stunden
Mein kleines Bildnis schaut,
Der Liebe zu gesunden,
Manch Hoffnungsschloss erbaut.

Die treue Lieb' bewachet,
Hat schwärzer Haar als du,
Und ihre Sternlein machet
Sie jetzo balde zu.

Ich geh' in stillen Gründen,
Mein' Liebe sinnt von ihr
Viel Blumen: Daraus winden
Ich will ein Kränzlein mir.

Die Blümlein sind Gedanken,
Die schnelle all vergehn;
Doch eins hab ich zu danken,
Das bleibet ewig stehn:

Ich hab ein schön Geschmeide
Mit wundersamer Kraft,
Das alles Glück und Freude
Mir bald zu Diensten schafft.

Wohnt doch die Wahrheit drinnen,
Und zweifeln kann ich nicht,
Weil hell zu meinen Sinnen
Die Wunderblume spricht.«

Jetzt zog er eine gar schöne Kapsel aus dem Busen, die mit Gold und Edelstein besetzt war, und an einem goldenen Kettlein hing, betrachtete sie sorgsam, lächelte dann zufrieden und verbarg sie wieder. Die zwei Lauscher

liefen gleich zum König und berichteten was vorgefallen, erzählten viel von einem wunderbaren Lied, und von der schönen Kapsel, und beschuldigten Margot der Zauberei. Aber Dringinwalde hörte nicht auf sie, sondern sprach: »Ihr werdet nimmer etwas auf diesen Margot bringen, so sehr ihr auch wünschet; denn er ist ein reiner Mann, und was geheimnisvoll an ihm ist, das sind tiefe, heilige Dinge, davon ihr nichts versteht, oder absonderliche Geheimnisse, die er für seine Freunde aufbewahrt. Aber dennoch will ich ihn in eurer Gegenwart befragen, dass er euch beschäme, und ihr ihn als euern Obern an Leib und Seele anerkennt.« Somit entliess er sie.

ZWEITES KAPITEL.

Wie Dringinwalde, der König, eine Versammlung hielt, und Margot befragte.

DRINGINWALDE sass auf seinem Thron in königlichem Schmucke; der ganze Hofstaat war vor ihm versammelt, und Ivan und Nabon nicht davon ausgeschlossen. Auch Margot trat herein; aber er wusste nicht, dass dies alles seinetwegen geschehe. Er stellte sich bescheiden an seine Stelle; da wandte sich der König zu ihm, und begann also: »Mein lieber Margot, ich kenne dich als einen edlen Mann, und sollte dich wohl alles, was du beginnst, in Ruhe treiben lassen, ohne Rechenschaft darüber zu begehren; aber besser ist's, du stehst mir jetzt Rede und rechtfertigst dich vor deinen Feinden, damit sie beschämt von dannen ziehen mögen. Indes sollst du dieses nicht als einen Befehl ansehen, und wenn dich andere Gründe dazu nötigen, so magst du schweigen, denn ich bin von deiner Reinheit überzeugt, und du kannst nach wie vor deinen Weg an meiner Seite gehn.«

Margot war im Innersten verwundert über die Rede des Königs, und stand in tiefem Besinnen, wie einer der zwischen Reden und Schweigen wählt. Alle Blicke waren auf den finstern Mann gerichtet, als er in die Mitte des Saales trat und mit grossem Ernst also fragte: »Aber, lieber

Dringinwalde, welches Vergehens beschuldigt man mich denn?« — Der König erzählte ihm, was man von seinem Lied und dem Kleinode, das er auf dem Herzen trage, vermute. Da sah Margot unwillig im Kreise herum und sprach: »O Ritter, dies Lied ist so unschuldig wie das Herz, aus dem es kommt; dies Kleinod ist so rein wie das Herz, auf dem es ruht!« — Dabei zog er es aus seinem sammtnen Koller hervor, und alles sah neugierig auf ihn hin; aber die Kapsel hing über dem schwarzen Wamse wie ein schöner goldner Stern. — Er begehrte jetzt eine Laute, setzte sich zu den Füssen Dringinwaldes auf die unterste Stufe des Thrones und sang folgendes Lied, nachdem er zuvor zu ihm gesagt hatte: »Lieber Dringinwalde, man hat mich des Singens wegen angeklagt; so will ich mich denn auch singend rechtfertigen; aber an dich allein wendet sich mein Lied, und ich denke bei mir selbst, die anderen alle hörten es nicht; denn wahrlich! ich würde sonst kein Wort über die Lippen bringen können.

»Ich bin in dem Land von Goren
Eines Ritters Sohn geboren,
Liegt allda mein Hab' und Gut.
Ist ein Schloss mit blanken Zinnen;
Wohnet meine Hausfrau drinnen,
Und mein' Sehnsucht nimmer ruht.
Wohnt allein, ein zartes Täubchen,
In dem wildumwachs'nen Neste,
Deckt die Augen mit dem Flügel,
Schläfet ohne Sorg auf's Beste.

War noch ein sehr jung Geselle,
Ihr holdselig Bild so helle,
Mir in meinen Sinnen lag;
Wollt nicht rasten, wollt nicht ruhen,
Allen Liebesdienst zu thuen,
Den man nur erdenken mag,

Alles, was die andern Knappen
Um die Liebesdirne spinnen,
Spann ich wohl mit grossem Fleisse,
Ihre Gunst mir zu gewinnen.

Nächtlich schallten süsse Sänge,
Und der Laute zarte Klänge
Unter ihrem Fenster hin,
Und in wilden Windes Sturme,
Sang an ihres Schlosses Turme
Liebeslieder ihr mein Sinn.
Lebet wohl ihr zarten Klänge,
Wohl ihr schön erdachten Lieder,
Meine Liebe hört sie nimmer,
Sah nie von dem Fenster nieder!

Schenkte ihr auch kleine Hunde,
Suchte ihr wohl schöne, bunte
Vöglein im viel grünen Wald.
Lehrte sie viel seltne Künste,
Schmeicheleien, Liebesdienste —
Doch ihr Herze blieb nur kalt.
Nicht der Hündlein muntre Sprünge
Konnten ihren stolzen Sinnen,
Nicht der Vöglein schöne Worte
Ihnen Liebe abgewinnen.

Schöne Blumen, mit Bedachte
Wohlgeordnet, ich ihr brachte —
Doch nichts neigte sie mir zu.
Merkte, dass sie zu erringen,
Müsste meine Lanze schwingen
Weil sie spottet meiner Ruh'.

Bald gewann ich meine Sporen,
Ward zum Ritter auch geschlagen;
Wählt zum Rufe ihren Namen,
Und thät ihre Farbe tragen.

Ein gefesselt Herz zum Bilde
Trug ich stets auf blankem Schilde,
»Ewig« drum geschrieben war.
Meiner Dame Ehr' zu bringen,
Liess ich meine Waffen klingen
Siegreich, wohl drei lange Jahr.
Grosse Riesen, Ungeheuer
Hab ich viele auch erschlagen;
Will mich hier nicht weiter rühmen,
Meine Siege herzusagen.

Eilte dann nach Goren wieder,
Legte meine Waffen nieder,
Kniend vor dem lieben Weib.
Und sie sprach: »Du hast's bestanden,
Hast mein Willen wohl verstanden,
Schenke dir nun Herz und Leib.«
That mich mit den zarten Armen
Inniglich und dicht umfassen,
Sprach: »du treuer lieber Junge,
Will nun nimmer von dir lassen.«

Und ein Priester am Altare
Weihte uns zum Ehepaare
Mit dem heil'gen Segen ein.
Bald im ganzen Land von Goren
Freude gross nun ward geboren,
Jubel ging da aus und ein.

Von dem Schlosse klangen Harfen,
Und im Saale tanzten Ritter,
Und die Nächte waren laute,
Lichter glänzten um die Gitter.

Fremde Ritter kamen weite
Zu der Hochzeit, muntre Freude
Zog da über Berg' und Thal;
Harfner, Tänzer, Ritterspiele
Regten sich: ein froh Gewühle
Uns umgabe allzumal.
Und da noch im hohen Saale
Jubelten die frohen Zecher,
Hatt' ich längst mein Weib im Arme,
Trank der Liebe süssen Becher.

Monde zwölf in allen Eilen
Thät bei uns zu Goren weilen
Ein muntre, trunkne Zeit;
Bis mein alter Ohm geritten
Kam, mich inniglich zu bitten,
Dass ich end' die Herrlichkeit.
Willst du ewig denn nur tanzen?
Sprach er schmälend mir entgegen.
Willst in weiche Lust versinken,
Nimmer deine Waffen regen?

Hat mich endlich gar bewogen,
Dass ich zu dir hergezogen,
Wo du Ehr' und Ruhmes voll
Hof hältst, um dir deine Ehren
Mit den Thaten zu vermehren,
Die mir Gott verleihen soll.

Als ich von dem Weibe schiede,
Hat sie enge mich umfangen,
Und der Trennung bittre Thränen
Flossen auf die zarten Wangen.

Von den Lippen drangen Schwüre,
Küsse, Seufzer enden schiere
Unser Scheiden nimmermehr.
Dann sprach sie mit leisem Beben:
»Will dir mit ein Kleinod geben,
Das dir bürget meine Ehr'.«
Und das war die goldne Kapsel;
Einer Zauberin Geschicke
Hat ein Röslein drin geschaffen,
Das ich immer froh erblicke.

Denn in lieblich rotem Schimmer
Welket dieses Röslein nimmer,
Wenn an Leib und Ehr' gesund
Meine Hausfrau ferne weilet;
Und sie blieb mir ungeteilet,
Treu und rein bis diese Stund'.
Darum geh ich oft alleine,
Singe meiner guten Frauen
Liebeslieder und erfreue
Mich, die Rose zu beschauen!«

Da der brave Ritter sein Lied vollendet hatte, war es ganz still unter ihnen geworden; alle Zuhörer sahen vor sich hin und seine Feinde waren besonders sehr beschämt. Margot allein blickte dem Könige mit Zuversicht in die Augen, als wollte er sagen: »Nicht wahr, lieber Dringinwalde, ich bin gerechtfertigt vor dir!« — Und der König verstand ihn auch so; denn er stieg vom Thron und küsste den Ritter wie seinen Bruder. Als

er in seinem goldenen Harnische so über die purpurnen Stufen herunter schritt, stieg die Wut von Margots Feinden auf das höchste; aber der König achtete nicht weiter darauf, sondern ergriff die goldene Kapsel bedachtsam, und betrachtete sie mit grosser Aufmerksamkeit und Verwunderung und nahm darauf seinen Platz wieder ein. Margot sass auf der untersten Stufe des Thrones, stützte den Kopf auf die Hand und sah ganz ruhig vor sich auf den Boden hin, als kümmerte ihn nun weiter nichts. Aber Dringinwalde richtete sich auf und sprach sehr strenge: »Seid ihr nun zufrieden? Ich habe selbst alles mit gehört, und ich habe die Rose gesehen. Wollt ihr jetzt als den Reinsten und Edelsten anerkennen, den Mann, der um der Ehre und Tapferkeit willen seine Hausfrau verliess, und der noch mitten im Getümmel des Hofes, bei Klang und Sang, und unter so vielen schönen Weibern mit seinen treuen Gedanken zu Hause bei seinem Weibe verweilt. Seht, wie er hier unten zu meinen Füssen still und ernsthaft sitzt, der stolz aufrecht stehen und euch mit seinen Blicken vernichten könnte!«

Hier verliess Margot ganz ruhig den Saal; denn er mochte sich nicht gerne loben hören. Als er aber weggegangen war, fassten seine Feinde neuen Mut, und Nabon trat lächelnd vor den König und sprach: »Grosser Dringinwalde, du liebst diesen Mann über die Massen, und darum wollen wir weiter nichts gegen ihn anführen, allein erlaube uns darum doch, einige Zweifel gegen diese Rose und ihre vorgebliche Wunderkraft zu hegen. Wie, wenn alles dieses nichts als eine Ausflucht und eitel Erfindung wäre, uns zu hintergehen, indes er wohl ein ganz anderes Geheimnis bei sich verbirgt. Ich für meinen Teil kann mich dieser Gedanken nicht erwehren und habe keinen Glauben an seine schön geschmückte Rede. So du also nichts dagegen hast, so lass uns hinziehen zum Lande Goren und die Wahrheit zu erforschen suchen: auch sind wir zugleich nicht ungeneigt, eine schwere Wette mit dem Ritter einzugehen, dass, wenn es wirklich mit seiner Rose diese geheime Beschaffenheit haben sollte, sie doch binnen Monatsfrist verwelkt und entblättert in ihrer Kapsel liegen soll; denn wir möchten gegen die gerühmte Treue seiner

Hausfrau nicht mit Unrecht einige Zweifel hegen, da überhaupt in unserer Zeit eine solche unerhörte weibliche Beständigkeit bei jedem Aufgeklärten nicht anders als ein Märchen erscheinen kann. — Hast du daher gegen diese meine Rede nichts einzuwenden, so gieb uns deine Einwilligung und entlasse uns in Gnaden.« — Hier endigte Nabon; aber der König Dringinwalde erwiderte nicht ohne Unwillen und innere Betrübnis: »O ihr allzusichere, eitle Männer, euer Uebermut sollte mich fast erzürnen; allein damit ihr völlig überzeugt und beschämt von dannen gehen möget, so geschehe, was ihr wollt, wenn anders Margot selbst in euren Vorschlag willigen will!« — Als er dies gesprochen hatte, verliess er den Saal.

DRITTES KAPITEL.

Wie der König Dringinwalde in seinem Garten von einer ganz besondern Unruhe befallen wurde, und was sich weiter begab.

DAS Schloss des Königs war von seinem Richtsaale durch einen gar anmutigen Garten getrennt, der mit vielen künstlichen Springbrunnen und Irrgängen verziert war. — Es war späte Nacht, als Dringinwalde die Versammlung verliess, und da er jetzt durch die hohen Laubgänge nach seinem Schlosse hinwandelte, überraschte ihn der Mondschein und der Anblick der springenden Wasser so freundlich, dass er nicht weiter gehen mochte. Er setzte sich deswegen an ein schönes Bild von Marmorstein nieder und überliess sich seinen Gedanken, besonders aber war er aufmerksam darauf, wie die Büsche, die Springbrunnen, der helle Schein, der zwischen den Blättern herabfiel — wie das alles mit einander verkehrte und sich vertraulich unterhielt. Er nahm die Krone vom Haupt, und verbarg sie unter seinen Mantel, denn er fühlte, dass ihr Glanz doch nur ein schlechter Schimmer gegen die Sterne sei, und in seinem Herzen erwachte eine sonderbare Gesprächigkeit, aber er hätte gerne gemocht, dass er keine Worte dazu brauche; darum sprach er auch nicht, sondern sah vor sich hin und wusste gar nicht mehr, dass er ein König war. Er

ging mit all seinen Gedanken in der herrlichen Nacht herum und verkehrte mit allen Dingen innerlich. Da fühlte er, wie die ganze Welt ihn als ihres Gleichen behandele und freute sich der Gemeinschaft recht sehr; aber doch schien ihm etwas zu fehlen bei aller dieser Herrlichkeit, und wenn er so in den tiefen Himmelsee hineinblickte und grosse Wolken wie majestätische Schiffe vorübersegeln sah, so hätte er gewünscht, da droben einen Hafen zu besitzen, wo er die Schiffe anhalten und zusehen könnte, was für fremde köstliche Dinge sie geladen hätten. Ja, er glaubte fast, es müsste etwas in ihnen verborgen sein, was ihm dass alles gebe, was er vermisste, und was ihn zum wahren Könige des ganzen Lebens machen würde — eine andere Krone als seine goldene, einem anderen Scepter, und einen viel zärtern, schönen Purpur, als den seines Mantels. So sah er bald den fliehenden Wolken nach, bald blickte er zu den Sternen hinauf, die ihm wie schöne Blumen erschienen, welche ihren Kelch auf der blauen Fläche des Meeres wiegen, oder er sah in den Mond und glaubte, es fielen tausend goldne Angeln aus ihm in sein Herz und zögen seinen Sinn ganz mit hinauf. Betrachtete er aber wieder den Garten, so gefiel er ihm gar nicht mehr; er dachte dann, er sei ja doch sein, und wenn die schimmernden Blüten, die über ihn ausgestreut waren, nicht alle von da oben herabfielen, so wäre er doch nicht mehr und nicht weniger als ein grosser Kirchhof, und die Bildsäulen wären lauter Grabsteine von Schönheiten, die wir gar nicht begreifen könnten, wenn sie lebendig würden. So kam er sich selbst ganz verändert vor und konnte nicht ergründen, wie das zuging. Seine Majestät, sein Name und seine Thaten waren ordentlich in der Natur gefangen genommen, er fürchtete sich sogar in den Palast zurückzukehren, denn er glaubte, seine Hofleute würden ihn nicht mehr erkennen, oder sie würden ihm zurufen: »Ei, Eure Majestät sind ja ganz nackt, hat man Sie denn beraubt? O, der arme Dringinwalde! Wer hat es gewagt, seine Hand an ihn zu legen und ihn so zu entkleiden, dass er keinem Könige mehr ähnlich sieht.« — Andere, glaubte er, würden ihm entgegen kommen und sagen: »Wollen Eure Majestät nicht diesen köstlichen Schlafrock anziehen, nicht diese

prächtige Mütze aufsetzen, dass Sie sich nicht erkälten?« Mit Sehnsucht wünschte er, es möge nur einer seiner Hofherrn kommen und ihn König nennen, damit er wieder in den Palast gehen könne; denn es war ihm, als hätte ihn jemand ergriffen und in eine andere Welt geführt, wo er gar nichts bedeute. Da rauschte etwas den Gang herauf, und er erkannte den Margot, der ruhig vor sich hinsang:

»Der goldne Tag ist heimgegangen;
Ich sah ihn über die Berge ziehn,
Und all mein sehnendes Verlangen
Floh mit ihm hin.

Bunt ist wohl um des Jünglings Hüften
Der schimmernde Mantel hingewallt,
Und leise in den Himmelslüften
Sein Lied verhallt.

Ich sah wohl die glühenden Locken
Am Berge wehn,
Oben ihn stehn
Und freundlich goldne Flocken
Auf die Bahn hinsäen,
Darauf weiter zu gehen.

Da breitet das Leben
Die Schmetterlingsflügel
Am duftigen Hügel,
Ihn hoch zu erheben
Uns nochmals zu geben.

So traurig sass er oben
Im Purpurzelt
Und grüsst die Welt:
Leb wohl da unten!

Da hat ihn der Flügel
Mit Flammen umwoben,
Am duftigen Hügel
Hinübergehoben!

»Was singst du, Margot?« sprach der König. — »Setze dich zu mir und sprich mit mir; denn ich bin wundersam gerührt.« Margot setzte sich nieder und sprach! »Sieh, lieber Dringinwalde, ich sang, wie der Tag über die Berge traurig wegging, wie ein König, der sein Volk verlässt, wie er seine Krone und sein Scepter oben auf der Spitze noch einmal hoch in die Höhe hebt und wie nun der Welt der glänzende Gruss, das schimmernde Lebewohl so nach und nach in den düsteren Augen erlischt. Jetzt aber verliert sich Alles selbst in der Verwirrung und läuft ganz ohne Herrn und Meister durch einander.« »Singe fort,« sprach der König, »denn was nun kommt, möchte ich wohl erklärt haben; es hat mich umfangen und wie mit unsichtbaren Netzen umzogen.« — Da sang Margot weiter, so gut als er vermochte:

»Sein ödes Reich bleibt still zurück,
Die Welt verweilt ganz herrenlos.
Das Leben forscht mit trübem Blick
Im eignen Schoss.

Ein düstrer Mantel rauschet nieder
Rund um des Jünglings verlassnen Thron,
Und aus den Wäldern hallet wieder
Ein trunkner Ton.

Es rühren die nächtlichen Stunden
Sich tief im Thal,
Bereiten ein Mahl
Im dämmernden Saal,
Mit dichten Gewändern umwunden.

Ein matter Strahl
Blinkt am Pokal,
Und süss betrunken,
Vom goldnen Wein,
Schlummert die jüngste
Der Stunden schon ein;
Die andern lauschen
Von aussen her zu,
Und stürzen herein.
Es sterben die Funken,
Hinabgesunken
Ist der letzte Strahl
Von ihrem Pokal.
Sie irren und rauschen
Ohn Schimmer und Schein,
Ohn alle Ruh.
Zerstört ist das Mahl.
Und dunkel der Saal.

Da schreiten die Stunden so leise
Wohl in die Nacht,
Verhüllen auf finsterer Reise
Mit ernstem Bedacht,
In dunkeln Falten
Die regen Gestalten,
An denen sie sinnend vorüber wallten.
Und Alles umarmt sich rings umher;
Es giebt keine einzelne Rechte mehr,
Es öffnet jed Leben dem andern die Brust,
Und trinket mit Lust
Ganz unbewusst,
Den himmlischen Kuss,

Den Wechselgenuss.
So innig umschlungen,
So heilig durchdrungen,
Umhüllet ein Rausch
Den lieblichen Tausch.

Und endlich lösen die Arme sich auf,
Der Mond zieht herauf;
Der dämmernde Blick
Träumt trunkenen Traum.
Im himmlischen Raum
Erblühen die Sterne,
Und kehret das Licht
Bescheiden zurück.
Das Leben flicht
Dann in der Ferne
Den bräutlichen Kranz,
Entzündet die Lieder,
Erleuchtet den Tanz.
Die reizenden Glieder
Umhüllt ein Gewand,
Durchsichtig gewebet.
Das Leben erhebet,
Zum Himmel gewandt,
Den Busen, und strebet
Sich wieder zu finden.
Die Sehnsucht erwacht
In schimmernder Nacht!«

Als Margot sein Lied geendet hatte, schwiegen sie Beide still, und dann sprach der König: »O, lieber Margot, wie ist es so seltsam: diese ganze heilige Nacht umfängt uns wie ein leise bewegtes Meer, da du still bist. Es ist mir, als sei vor deinem Liede alles zurückgetreten und verschwunden.

Als ich es hörte, war mir, als badete ich mich Abends im kühlen Meer und sähe auf meine Brust. Es durchdrang die Nacht mit einem lebenden schönen Strahl — und jetzt ist wieder alles eine stille ruhige Fläche und will gleichsam wie ein Bild dastehen zu deinem Liede. — Sprich, was soll ich dir geben um dein freundliches Singen und all deine zutrauliche Liebe zu mir? Aber ich bin wohl ärmer als du, denn dir fehlt nichts.«

Margot:

»Lass mich recht vertraut mit dir sein, König! Das sei mein Lohn. — Warum hast du kein Weib?«

Der König schwieg.

Margot:

»Ich habe mich so oft gewundert, wie du das nicht errungen hast, was dir allein fehlt, und wonach alle deine Sehnsucht strebt.«

Dringinwalde:

»Könntest du ein anderes Weib lieben, als das deinige?

Margot:

»Nein!«

Dringinwalde:

»Nun, wo soll denn ich diese Einzige finden, nach der sich mein Herz sehnet? Sitze ich doch auf einem hohen Thron und muss meine Völker regieren. An andere Dinge zu denken hab' ich gar keine Zeit; denn da mein königlicher Vater noch lebte, liebte ich auf meinen ritterlichen Zügen eine Dame; aber ein gemeiner Ritter wurde mir vorgezogen. Ich habe sie nie aus meinem Sinne verloren, und würde mich an ein anderes Weib nicht gewöhnen können.«

Margot:

»So war denn dieser Ritter wohl mehr wert als du; er war schöner und tapferer, um diesen Preis zu verdienen?«

Dringinwalde:

»Ich sah ihn nie und doch verfolgte er mich ewig. Ich kann mich gar

nicht mehr im Leben wieder erkennen, und er ist mir ordentlich vor meine Sonne getreten; ich werfe keinen Schatten mehr in die Welt, und es ist ganz dunkel und traurig um mich her.«

Margot:

»O, du lieber Freund, wie sehr vermissest du ein Weib, das gleich einem reinen Spiegel, dein herrliches Leben auffängt und dir wieder giebt. Auch mir war es oft, ehe ich meine gute Hausfrau kannte, als wäre ich ganz vergebens da; ich floss gleichsam wie ein unendlicher Strahl, den nichts umarmt, ohne allen Widerstand in das weite Leben hinein, und wusste nichts von mir, noch von der Welt. Nur ein undeutliches, geheimes Sehnen regte sich in meiner Brust und setzte mich in die Empfindung eines Flüchtigen vom Haus und Hof der Schöpfung, der nirgends einen Ruhepunkt findet. Als sie aber mit ihrem hellen Auge mich anblickte, da hatte sich der eilende Strahl in dem schönsten Spiegel des Lebens gebrochen und sank mit den buntesten, freundlichsten Farben der Natur in sich selbst zurück. Ich fühlte mich und wusste, dass ich lebte; ich konnte mich und die Welt erkennen, und es war aus mir ein schöner Stern hervorgestiegen, der ruhig, vom weiten blauen Himmel der Liebe herab, das Getümmel der Welt anblickte.«

Margot war ganz in seiner eigenen Glückseligkeit gefangen, und legte sein fröhliches Leben wie einen kostbaren, mit vielen Edelsteinen besetzten Mantel in allen Falten vor dem Könige auseinander, bis dieser es nicht mehr ertragen mochte und also zu ihm sprach:

Dringinwalde:

»Aber Ritter, wie magst du einen Armen in deine herrliche Schatzkammer führen, dass er seine Armut recht empfinde? — O, wie ich ihn hasse, den Mann, der mir mein Kleinod geraubt hat; und vielleicht ist es nicht einmal glücklich, das holdselige Weib, mit ihm.«

Margot:

»Mein König, ist dies Weib so herrlich, so konnte sie nur einen Herr-

lichen lieben. — Aber ich will ihn aufsuchen und dir ein Bote deiner Ruhe werden; dann aber nimm ein Weib, das deiner wert ist.“

Dringinwalde:

»Das will ich! Hier hast du meine Hand, und mit ihr mein Versprechen.“ Nun brachte der Ritter den König in seinen Palast, setzte sich mit der Laute zu den Füssen seines Lagers nieder, und sang ihm freundliche Lieder bis er eingeschlummert war.

VIERTES KAPITEL.

Wie wieder eine Versammlung gehalten, und die Wette festgesetzt wurde.

Am andern Morgen stand schon früh der Herold Dringinwaldes auf dem Altane des Schlosses. Sein schimmerndes Gewand blitzte in der aufgehenden Sonne und seine hellen Trompetenstösse schmetterten von den Marmorsäulen zurück und kündigten den Rittern eine ausserordentliche Versammlung an. Es regte sich alles im Hofe; die Rosse wurden geschmückt und die Knechte liefen eilfertig hin und her durch die Hallen. — Als der Herold zum dritten Male geblasen hatte, öffnete sich das innere Thor und ein schöner glänzender Zug von Rittern, der König mitten unter ihnen, zog durch den weiten Schlosshof; unter allen aber erkannte man Margot, weil er die kleinste Feder auf seinem Hute trug, sein Gewand schwarz war und über dem sammtnen Koller die glänzende Kapsel an einer goldenen Kette hing: — es sollte nun Jedermann sein Kleinod sehen, weil er das Geheimnis eröffnet hatte.

Der Zug ging durch den Garten, und der König, dem immer noch die Farben der vergangenen Nacht vor dem Gedächtnisse schwebten, lenkte sein Ross gegen Margot, winkte ihm freundlich und zeigte ihm die Stelle, wo sie Abends gesessen hatten, mit den Worten: »Sieh, da sassen wir, und um uns war die helle Mondnacht — jetzt aber ist der Tag wieder da, und ich bin wieder ein armer König; — ach Margot! wann werde ich immer Mensch sein können?« — Margot sah ihn freundlich an und sprach: »Ein König bist du, weil du ein Volk hast, und ein Mensch wirst

du sein, wenn dir dein Weib zulächelt; dann wird das Leben zwischen eueren Armen aufblühen und seine Blumen werden sich um deine Krone schlingen, dass man sie nicht mehr sieht; dein Reichsapfel wird dir tot in den Händen liegen; aber du wirst lebende Früchte umfassen, dein Scepter wird ein grünender Zweig sein, und du wirst deinen Purpur vergessen, wenn holde Schamröte die Geheimnisse deines liebenden Lebens umhüllt.« —

Man langte jetzt in dem Saal an; der König setzte sich auf den Thron; die Ritter aber reiheten sich in zwei schimmernde Halbzirkel um ihn her, und sie erschienen wie die glänzenden Endpunkte der Strahlen, die von Dringinwaldes Thron ausgingen. Zur Linken standen die jüngeren Edelleute, und unter ihnen alle Feinde Margots; zur Rechten aber ehrwürdige Männer mit weissen Locken, in ihrer Mitte Margot selbst. Dringinwalde erklärte jetzt, wie Ivan und Nabon gesonnen wären, die Hausfrau Margots auf die Probe zu stellen wegen ihrer Liebe zu ihm, und dass sie zugleich eine schwere Wette darüber festsetzen wollten, wann der Ritter nämlich in diesen ihren Vorschlag willigte.

Margot trat hervor und sprach: »Ja, ich bin es zufrieden; aber nicht, als zweifelte ich an der Treue meines Weibes, sondern nur damit ihr euch überzeuget und beschämt wieder von dannen ziehen möget. — Dich aber, lieber Dringinwalde« — so endigte er, indem er sich zum Könige wandte — »bitte ich, dass du jetzt die Wette bestimmest.«

Da beratschlagte der König mit den Aeltesten, und es wurde festgesetzt, dass Margot drei Monate lang das Hoflager nicht verlassen sollte, während welcher Zeit die beiden Ritter auf seiner Burg im Lande Goren ihr Heil versuchen könnten. Nach Ablauf dieser Zeit aber sollten sie wieder zurückkehren, und im Falle sie die Wette verloren hätten, alle ihre Güter an Margot abtreten. Wäre aber im Gegenteile Margot so unglücklich zu verlieren, so sollte er zur Strafe in Zukunft auf seinem Schilde das Bild eines Mannes führen, der auf Händen und Füssen mit geschorenem Haupte geht, und auf dessen Rücken ein Weib, wie auf einem Pferde, reitet. Als die Wette festgesetzt war, verliessen die Ritter wieder den

Saal in der nämlichen Ordnung; dann aber trennten sie sich, und Jeglicher überliess sich nun seinen eigenen Gedanken über diesen Vorfall.

FUENFTES KAPITEL.

Wie die Ritter fortritten; — und was sich während der Zeit im Lande Goren begab.

ES war ein grosses Getümmel, als die zwei Ritter des Morgens früh aufbrachen; sie hatten sich prächtig gekleidet, und sogar ihre Rosse waren schön geschmückt und trugen hohe Federbüsche; auch folgten ihnen alle ihre Freunde, stattlich angethan, und es ging der guten Frau von Goren Ehre wegen ein Zug zum Thore hinaus, als wollte man Jerusalem erobern. Die beiden Ritter glaubten sich durch alle diese Pracht vorzüglich bei den schönen Damen hervorzuthun, die sie an den Fenstern zu erblicken hofften: sie wollten ihnen gleichsam zeigen, wie sie nun öffentlich im Felde der Liebe aufträten: so hatten sie denn auch ihre Lanzen nicht bei sich, sondern es hingen zierliche Köcher mit Liebespfeilen um ihre Schultern, und Nabon führte einen lächelnden Liebesgott auf dem Schilde, der mit einer kleinen Scheere eine starke Kette entzwei schnitt; ebenso hatte Ivan eine Rose zum Bildnisse, von der die Blätter herabfielen und umher zerstreut lagen.

So ritten die zwei Ritter jetzt an der Spitze des Zuges zum Schlosshofe hinaus und nahmen auf ihren Pferden eine recht vergnügliche und stolze Miene an. Sie schielten auch wohl rechts und links zu den Fenstern hinauf, um die Blicke der schönen Damen auf sich zu ziehen; — aber zu ihrer grossen Verwunderung erblickten sie Niemand; denn die edlen Hausfrauen und Fräulein tadelten ihr schimpfliches Vorhaben, und schämten sich dem Zuge zuzusehen. Die ganze Stadt schien wie ausgestorben, und nur ein Tross loser Buben lief hinterdrein und sang ein leichtfertiges Lied:

»Zwei Ritter reiten geschmückt hinaus,
Kein Liebchen schauet zum Fenster heraus;

Die Beiden,
Sie reiten
Den Frevel zum Schutz,
Der Liebe zum Trutz,
Und kommen wohl sicher beschimpfet nach Haus.
Ade! o weh! wenn ich euch nur bald wiederseh.

Dann füllen sich schnelle die Fenster an,
Die Schauer man gar nicht zählen kann;
Dann reiten
Die Beiden
Voll Schimpf und voll Schand,
Und wird im Land
Diese böse Mähr wohl kund gethan.
Ade! o weh! wenn ich euch nur bald wiederseh.«

Auch der liebe Himmel schien den Beiden nicht wohl zugethan; denn kaum waren sie eine Viertelstunde weit vom Schlosse, so stürzte ein dichter Platzregen herab, und ihre leichte abenteuerliche Kleidung wurde durch und durch benetzt. Ihre Begleiter trennten sich gar verdriesslich von ihnen; sie aber mussten ihre ledernen Koller anlegen und die zierlichen Liebesköcher mit den Lanzen vertauschen; so trabten sie, so gut es sich thun liess, durch Wind und Wetter fort gen Goren, nicht ohne innerliche Aergernisse und Beschämung. —

Goren aber, wo des braven Ritters Margot Schloss gelegen war, war ein gar freundliches Land, und seine Bewohner waren arbeitsam und fröhlichen Mutes, und besonders wegen ihrer grossen Lust allerhand muntere Lieder zu singen, bekannt, so dass auch ein einfältiges Reiselied von dorten spricht:

»Bist du in dem Lande Goren,
So verstopfe schnell die Ohren,
Ein Gesinge,
Ein Geklinge

Fängt dich ein;
Berg und Thal,
Busch und Hain,
Dir zur Qual
Mit lauten Liedern bewachsen sein.«

Dies schien auch in der That so, alles war fröhlich, und ein Mann, der traurig und tiefsinnig war, wurde dort wie eine grosse Seltenheit betrachtet. Bei allen Arbeiten und Feierlichkeiten wurde gesungen, und wenn man durch ein Dorf ging, glaubte man fast in einem lustigen Wald zu sein; von allen Seiten erschallten helle Stimmen aus den Hütten und Gärten, der Waffenschmied hämmerte nach einem eigenen Takte, die Sensen wurden bei einer eigenen Melodie geschliffen, und wenn die stille Nacht über das Thal Goren herabgesunken war, so waren doch immer die Nachtwächter noch lustig und munter und sangen ihr Stundenlied mit allerlei gutmütigen Versen durch die dunkle Welt, dass das Singen nur nicht verloren gehen möchte; dann hörte man auch wohl aus einzelnen Fenstern oder unter der hohen Eiche des Burghofes ein zärtliches Liebeslied ertönen, weil die Verliebten bei Tage unter den vielen lustigen Leuten gar nicht zum Singen kommen konnten.

Hieraus lässt es sich leicht erklären, warum auch der Held Margot den Gesang so sehr liebte, und seine Hausfrau Bernharda kam ihm darin gleich. Sie sang freilich jetzt nicht mehr solche lustige Lieder wie ehemals; denn ihr Herr hatte ihr lange keine Botschaft gesandt, und sie war darüber wohl in eine tiefe Betrübnis verfallen; allein sie hatte ein gutes altes Mütterchen bei sich, die ihre Amme gewesen war, diese war allzeit sehr muntern Sinnes; auch war sie eine gar kluge, und verschlagene Frau, und sann allerlei lustige Schwänke aus, ihre Hausfrau zu ergötzen.

An einem Abend sass Bernharda mit ihrer Amme vor der Thüre des Schlosses unter der grossen Eiche. Sie hatte ihrem Ritter ein kleines Söhnlein geboren, das trieb sich im Gras umher und spielte mit bunten Steinen; die Beiden aber sprachen also unter einander:

Bernharda:

»Liebe Else, ich bin wohl recht traurig, und wünsche mich weit fort von hier.«

Else:

»Und wohin?«

Bernharda:

»Zu meinem Herrn! Ich möchte ihn heimlich überraschen und mich von seinem Wohlsein überzeugen. Sieh, es macht mich traurig, dass ich gar keine Nachricht von ihm habe, und dass er nichts von seinem Söhnlein weiss.«

Else:

»Er wird bald zurückkehren in deine Arme, und alsdann wird wieder eine fröhliche Zeit für uns anbrechen, und heller Jubel durch das Schloss erschallen.«

Da sie noch auf diese Weise ihr Gespräch weiter fortsetzten, schlich es auf einmal leise an ihnen vorüber, dass sie beide vor Schreck zusammenfuhren. Sie blickten sich betroffen an und horchten, ob sie weiter nichts vernehmen; — da klang es traurig zu ihnen her:

»Ach, nimmer will es in dem Herzen schweigen,
Es treibt mich fort, fort aus des Lebens Mitte;
Wo eil ich hin, wer leitet meine Schritte,
Das ferne weite Ziel noch zu erreichen?
All mein Leben,
Holder Frühling,
Morgenröte,
Abendschimmer,
Immer weiter abwärts schweben.

O stehe still du eilender Gedanken,
Lass mich in deine klaren Augen sehen,

Dass alle meine Leiden dann vergehen.
O weile, sieh, ich kann nicht weiter wanken.
Ach, erbarme
Dich der Liebe,
Die die Sinne
Mir gelöset;
Lass mich ruhn in déinem Arme.

Die Füsse hab ich blutig schon gegangen,
Die Sonne brennt so heiss auf mich hernieder,
Und immer finde ich den Kummer wieder,
Bin ewig in dem Leben eingefangen.
Niemals weilen
Seine Schritte,
Vor mir fliehet
Sein Gebilde;
Nimmer kann ich ihn ereilen.

Mein Denken all in Liebe ist ertrunken,
Und überall seh ich den Mächtgen stehen,
Und überall hör ich ihn mich verschmähen;
Bin stets in tiefen bangen Schmerz versunken.
Von dem Glücke,
Ihn zu hören,
Seine Blicke
Aufzufangen,
Blicket nie ein Strahl zurücke.

Da sitz ich weinend nun an fremder Schwelle,
Und harr und hoffe, was ich nie erreiche,
Was ich im Herzen tief und still verschweige;
Und nimmermehr wird mir die Aussicht helle.

Muntre Lieder,
Freudig Lachen,
Frohe Blicke,
Leichte Sinne,
Nimmer kehren sie mir wieder.

So möge denn die Blume niedersterben,
Die ohne Nahrung sich hinabgehärmt,
Die nie ein goldner Sonnenstrahl erwärmt;
Ich habe nur gelebet zu verderben.
Frohes Leben
Ihn umschlinge,
Dicht mit Freude;
Von der Armen
Sollst du nie ihm Kundschaft geben.«

SECHS SONNETTE VON RUDOLF BORCHARDT.

Die September-Sonnette.

I.

VOM Tage nährt sich schon die Nacht verstohlen;
Schlaflose Stürme laufen in den Gärten
Und rufen mich auf ihre blassen Fährten;
Ich binde mir die Flügel an die Sohlen

Und bin hinaus — doch träum ich wohl — mich holen
In ihre Reigen andere Gefährten —
(Wo sah ich sie, die sich gleich Sternen mehrten
An frühen Abenden?) — ein Atemholen,

Und alles hin wie Dunst. Ich bin ganz wach
Und weiss was wandern ist, und dieses nur. —
Von Stunden ein verfliessendes Gesind

Schwebt tönend fort durch Kammer Thor und Flur.
Ich spüre vom erhobenen Gemach
Atmende Nacht und Bäume ohne Wind.

II.

ATMENDE Nacht und Bäume ohne Wind
Verführen mich, an Deinen Mund zu denken,
Und dass die Pferde, mich hinweg zu lenken,
Schon an den Wagen angebunden sind,

Dass alles so hinging, wie Wasser rinnt,
Dass von dem Lieblichsten, was wir uns schenken,
Nichts bleiben kann als bitterstes Gedenken:
Blick, Lächeln, Hand und Wort und Angebind,

Und dass ich so einsam bekümmert liege
Und Dir so fern wie Du mir fern geblieben, —
Die Silber-Dünste, die den Mond umflügeln,

Sind ihm so ferne nicht, als ich Dir fliege,
So fern der Tag nicht morgendlichen Hügeln,
Als diese Lippen Deinen, die sie lieben.

Nebel-Haus.

I.

ICH stieg auf Stufen zwischen Traum und Traum.
Sie hingen links und rechts an meiner Hand
Und blieben neben mir, wo ich still stand,
Und Atem holte. Denn ich lebte kaum.

Vor ihren Augen war ein Nebel-Flaum,
Spinnwobner Hauch, entsetzenvolles Band —
Und Wand auf Wand vor ihren Händen schwand,
Vor ihren blinden Augen Raum auf Raum —

Im Schwung der Thüren standen ich und sie
Vor einem Saal, der weit war wie ein Land
Und leer wie Nichts und wie der Himmel hoch.

Am Boden lag zerrissen ein Gewand.
Auf einem Bette sass Melancholie.
Die Winde sangen und der Nebel flog.

II.

ICH sprach: Du schläfst. Dein Blick ist starr und weit.
Dein Haar so schön es sei, ist wirr und schwer.
Dein wundervoller Leib ist odemleer.
Geh fort. Steh auf. Erwache. Nimm Dein Kleid.

Sie schwieg. Doch war ihr Mund vor Bitterkeit
So grauenhaft zu sehn, dass ich nichts mehr
Zu sprechen wagte, wie ich sprach vorher,
Und also bleich dastand endlose Zeit.

Dann sprach ich einen süssen Namen aus,
— Wie Kuss und Thränen lauteten die Laute —
Das Weib sass eisern und sah bodenwärts,

Und lallte schlafend Gram und dumpfen Graus;
Indes ich stumm in ihre Augen schaute,
Vor Wut und Unglück schauderte mein Herz.

Sonnett.

C. L.

WINTER kam heute in mein Haus und sang:
»Oh kalter Herd! und Kammern ohne Licht!
Gramvolle Lippe! schweigendes Gesicht?
Friedloses Herz! ist Dir vor Frieden bang?«

So freundlich sprach er, und ich wehrte nicht,
Dass er mit seinem Mantel mich umschlang.
An starren Gärten gingen wir entlang,
Schnee schlief auf ihnen, und die Nacht war dicht.

Wie kam denn dies, dass Du so milde massest,
Verschwiegnen Leiden ahnungsvoll vertraulich,
Die trüben Augen, die Dein Auge traf,

Wo Du, dem Lied der grossen Glut beschaulich
Lauschend, in Dich hinein geneigt da sassest,
Haus-Geist am Herde, zwischen Tag und Schlaf?

Sonnett.

OH strenge Ferne! morgengraues Feld!
Gesicht schlafloser Augen, aus der Flut
Der Nacht herschwimmend mit der fahlen Glut
Der Auen, die ein fremdes Licht erhellt,

Nicht unsres Tages und nicht unsrer Welt!
Gelände, das im Grenzenlosen ruht!
Stillst Du das Herz und kühlst Gefühl und Blut?
Trägst Du den Pflug, der Deine Flur bestellt?

Land Kommender und Künftigen bestimmt!
Bringst Du den blau und zaubervollen Hafen
Wenn über Schiffen Nacht und Mond aufglimmt?

Und Tag mit kinderhaftem Blumen-Flaume?
Soll ich Dich sehn und gehn und früh einschlafen
Im Gras bei einem weissen Rosen-Baume?

SECHS KLEINE GESCHICHTEN/ VON ROBERT WALSER.

I.

Von einem Dichter.



IN Dichter beugt sich über seine Gedichte, deren er zwanzig gemacht hat. Er schlägt eine Seite nach der anderen um und findet, dass jedes Gedicht ein ganz besonderes Gefühl in ihm erweckt. Er zerbricht sich mit grosser Mühe den Kopf, was das wohl für ein Etwas ist, das über oder um seine Poesien schwebt. Er drückt, aber es kommt nichts heraus, er stösst, aber es geht nichts hinaus, er zieht, aber es bleibt alles wie es ist, nämlich dunkel. Er legt sich ganz auf das geöffnete Buch in seine verschränkten Arme und weint. Dagegen beuge ich mich nun, der Schelm von Verfasser, über sein Werk und erkenne mit unendlich leichtem Sinn das Rätsel der Aufgabe. Es sind ganz einfach zwanzig Gedichte, davon ist eines einfach, eines pompös, eines zauberhaft, eines langweilig, eines rührend, eines gottvoll, eines kindlich, eines sehr schlecht, eines tierisch, eines befangen, eines unerlaubt, eines unbegreiflich, eines abstossend, eines reizend, eines gemessen, eines grossartig, eines gediegen, eines nichtswürdig, eines arm, eines unaussprechlich und eines kann nichts mehr sein, denn es sind nur zwanzig einzelne Gedichte, welche aus meinem Mund eine, wenn nicht gerade gerechte, so doch schnelle Beurteilung gefunden haben, was mich immer am wenigsten Mühe kostet. Eins aber ist sicher, der Dichter, der sie gemacht hat, weint noch immer, über das Buch gebeugt; die Sonne scheint über ihn; und mein Gelächter ist der Wind, der ihm heftig und kalt in die Haare fährt.

2.

Laute.

ICH spiele auf der Laute Erinnerung. Sie ist ein geringfügiges Instrument mit nur immer einem und demselben Klang. Dieser Klang ist bald lang, bald kurz, bald träge, bald hurtig. Er atmet in ruhigen Zügen, oder er setzt in einem hastigen Sprung über sich selber hinweg. Er ist traurig und lustig. Das Sonderbare ist nur, dass, wenn er schwermütig klingt, er mich lachen macht, dass, wenn er lustig ist und springt, ich dabei weinen muss. Gab es jemals solchen Ton? Wurde jemals auf so wunderlichem Instrument gespielt? Es ist kaum in die Hand zu nehmen, das Instrument; die Hände, selbst die weichsten und feinstgebildeten, sind zu rauh dafür. Es hat unaussprechlich dünne, zarte Saiten. Haare sind Halftern dagegen. Es giebt einen Knaben, der darauf zu spielen weiss; und ich, der ich Zeit habe, auf der Lauer zu liegen, ich horche ihm zu. Er spielt Tag und Nacht, ohne an Essen und Trinken zu denken, in die Nacht und in den Tag hinein. Vom Tag in die Nacht und von der Nacht in den Tag hinein. Die Zeit muss ihm nur dazu da sein, sie wie einen Ton an sich vorbeiwehen zu lassen. So wie ich auf ihn horche, den Spielenden, so horcht er, der Spieler, die ganze Zeit lang auf seine Geliebte, den Klang seines Instruments. Noch nie lag ein Verliebter so treu, so beständig auf der Lauer. Wie süss ist es, dem Lauernden aufzulauern, den Verliebten verliebt zu sehen, den Vergessenen an seiner Seite zu fühlen. Der Knabe ist Künstler, die Erinnerung sein Instrument, die Nacht sein Raum, der Traum seine Zeit; und die Töne, denen er das Leben giebt, sind seine eifrigen Diener, die von ihm reden in der Welt begierige Ohren. Ich bin nur noch Ohr, unsäglich ergriffenes Ohr.

3.

Klavier.

ICH weiss nicht, wie der Bursche heisst, der das Glück hat von einer so schönen und hoheitsvollen Klavierlehrerin Unterricht auf dem Flügel zu geniessen. Jetzt eben ist er daran sich von den schönsten Händen der

Erde die Behendigkeit auf den Tasten beibringen zu lassen. Die Hände der Dame gleiten über die Tasten wie weisse Schwäne auf dem dunklen Wasser. Sie sprechen sehr anmutig schon aus, was hinterher die Lippen sagen. Der Knabe ist von einer Zerstreutheit umfangen, welche die Lehrerin nicht beachten zu wollen scheint. »Spielen Sie das«; aber er spielt es unbeschreiblich schlecht. »Spielen Sie es noch einmal«; aber er spielt es noch schlechter als zuvor. Nun, es muss noch einmal gespielt werden; aber er spielt es schlecht. »Sie sind träge.« Er weint, dem dies gesagt wird. Sie lächelt, die dies sagt. Er liegt mit dem Kopf auf dem Klavier, der sich das muss sagen lassen. Sie streichelt ihm das braune weiche Haar, die ihm dies hat sagen müssen. Nun küsst der Bursche, der unter der Liebkosung aus seiner Scham erwacht, die zärtliche Hand, die sehr vornehm und weiss ist. Nun umschlingt die Dame den Hals des Knaben mit ihren herrlichen Armen, die sehr weich und zu einer Umarmung die rechten Zangen sind. Nun lässt sich die Dame küssen und nun erliegen die Lippen des lieben Burschen einen Kuss der freundlichen Dame. Nun haben die Knie des Geküssten nichts eiligeres zu thun, als wie umfallende Grashalme zusammenzusinken, und die Arme des Knienden nichts Einfacheres, als wieder die Knie der Dame zu umarmen. Der Dame Knie schwanken ebenfalls und nun sind beide, die gütige, schöne Dame, und der einfache arme Knabe, eine Umarmung, ein Kuss, ein Zusammensturz, eine Thräne — und was mehr ist: eine unerwartete schreckliche Ueberraschung für jemanden, der in diesem Augenblick die Thüre des Zimmers öffnet, was sowohl der Süssigkeit von der Beiden vergessener Liebe, als der Erzählung davon ein Ende bereitet.

4.

NUN, ich besinne mich, dass einmal ein armer, von Stimmungen sehr gedrückter Dichter lebte, welcher, da er sich an der freien Gottesnatur satt gesehen hatte, auf den Entschluss kam, nur noch seine Phantasie dichten zu lassen. Er sass eines Abends, Mittags oder Morgens, um

8, 12, oder 2 Uhr in dem dunklen Raum seines Zimmers und sagte zu der Wand desselben: Wand, ich habe dich im Kopf. Gieb dir keine Mühe, mich mit deiner ruhigen seltsamen Physiognomie zu täuschen. Fortan bist du ein Gefangener meiner Phantasie. Hierauf sagte er dasselbe zu den Fenstern und zu der düstern Aussicht, welche ihm dieselben tagtäglich boten. Hernach unternahm er, von Abenteuerlust angefeuert, einen Spaziergang, welcher ihn durch Felder, Wälder, Wiesen, Dörfer, Städte, über Flüsse, Seen immer unter dem schönen Himmel führte. Aber zu Feldern, Wiesen, Wegen, Wäldern, Dörfern, Städten und Flüssen sagte er immerfort: Kerls, Euch habe ich fest im Schädel. Bildet Euch nicht länger ein, Ihr Leute, dass Ihr auf mich einen Eindruck macht. Er ging heim und lachte beständig vor sich hin: Ich habe sie alle, ich habe sie alle im Kopf. Also ist anzunehmen, dass er sie noch jetzt dadrinnen hat, wo sie (wie gerne wollte ich ihnen helfen) nicht mehr hinauskommen. Ist das nicht eine phantasievolle Geschichte??? —

5.

Es war einmal ein Dichter, der so verliebt in den Raum seines Zimmers war, dass er den ganzen Tag über in seinem Lehnstuhl sass und die Wände anbrütete, die vor seinen Augen lagen. Er entfernte die Bilder von diesen Wänden, um durch keinen zerstreuenden Gegenstand gestört und verleitet zu werden, irgend etwas anderes zu betrachten, als die kleine, fleckige, unfreundliche Wand. Man kann nicht sagen, dass er den Raum mit Absicht studierte, sondern man muss gestehen: Er lag ohne einen Gedanken in den Banden einer grundlosen Träumerei, in welcher seine Stimmung weder lustig noch traurig, weder munter noch melancholisch, sondern so kalt und gleichgültig wie die eines Wahnsinnigen war. Er verbrachte drei Monate in diesem Zustande und an dem Tage, mit welchem der vierte beginnen sollte, konnte er sich nicht mehr von seinem Platze erheben. Er war festgeklebt. Das ist etwas Sonderbares und es liegt Unwahrscheinlichkeit in dem Versprechen des Erzählers, der beteuert, dass

sogleich noch Sonderbareres folgen soll. Zu dieser Zeit nämlich suchte ein Freund unseres Dichters den Dichter in seinem Zimmer auf und fiel, wie er dasselbe betrat, in dieselbe schwermütige oder lächerliche Träumerei, in welcher der Erste gefangen lag. Einige Zeit nachher widerfuhr einem dritten Verse- oder Romanschreiber, der kam um nach seinem Freunde zu sehen, das gleiche Unglück, in welches nacheinander sechs Dichter fielen, die alle kamen, um sich nach dem Freunde zu erkundigen. Nun sitzen alle sieben in dem kleinen, dunklen, düsteren, unfreundlichen, kalten, kahlen Raum und draussen schneit es. Sie kleben an ihren Sitzen und werden wohl nie wieder eine Naturstudie machen. Sie sitzen und starren, und das freundliche Gelächter, welches diese Geschichte belohnt, ist nicht imstande, sie aus ihrem traurigen Bann zu erlösen. Gute Nacht.

6.

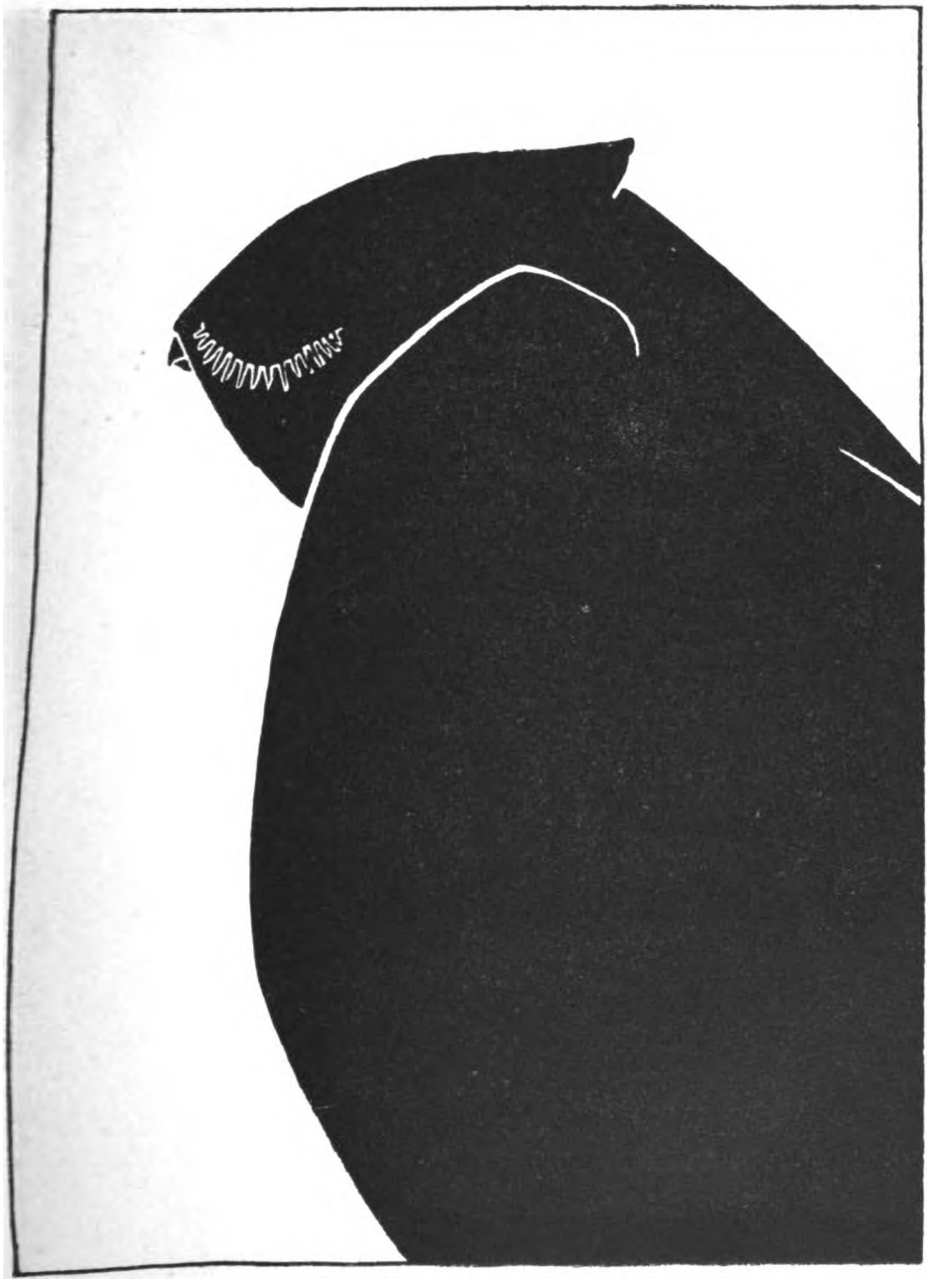
Der schöne Platz.

DIE Geschichte, obschon ich an ihrer Wahrscheinlichkeit zweifle, hat mir, als man sie mir erzählte, viel Freude bereitet; und ich gebe sie, so gut ich kann, hier zum besten, unter der einzigen Vorbedingung jedoch, dass man mich bis zum Ende nicht durch Gähnen unterbreche: Es waren einmal zwei Lyriker, von denen der eine sich Emanuel nannte, welcher ein sehr nervöser, sensibler, junger Mann war. Der andere, mehr gröberer Natur, hiess Hans. Emanuel hatte sich einen Winkel im Walde ausgefunden, der vor aller Welt verborgen war, und wo er sehr gerne zu dichten pflegte. Zu diesem Zwecke schrieb er artige und unbedeutende Verslein in ein Notizbuch, welches er von seinem Grossvater geerbt hatte, und schien mit diesem seinem Berufe sehr zufrieden zu sein. Und wahrlich, warum hätte er es nicht sein sollen? Die Stelle im Wald war so still und angenehm, der Himmel über derselben so heiter und blau, die Wolken so unterhaltend, die Bäume des gegenüber liegenden Randes so abwechselnd und von so gesuchter Farbe, die Wiese so weich, der Bach, der diese einsame Waldwiese bewässerte, so erfrischend, dass Herr Emanuel

ein Narr hätte sein müssen, wenn er etwas anderes als sich glücklich gefühlt hätte. Der Himmel lachte zu seinem unschuldigen Gedichtemachen ebenso blau und schön herab wie auf die Waldbäume; und der Frieden dieses Idylls schien so unzerstörbar, dass die Störung, die nun sogleich herantreten wird, wie das Unglück in der Woche, sehr unglaublich erscheinen muss. Die Sache ist aber folgende. Ich habe Euch Hans schon genannt. Hans, dieser zweite Lyriker, trieb sich einmal, selber getrieben vom Zufall, in dem Walde und in der Nähe des einsamen Platzes umher und entdeckte bei dieser Gelegenheit den Winkel und dessen Bewohner, den Bruder Emanuel. Sofort erkannte Hans in Emanuel, obschon sie sich nie zuvor gesehen, den Dichter, so wie ein Vogel den andern sofort erkennt. Er schlich sich hinter ihn und, um die Geschichte kurz zu machen, versetzte ihm einen tüchtigen Schlag auf die Wange, dass jener laut aufschrie und ohne sich weiter umzusehen nach dem, welcher ihn also traktiert hatte, die Beine springen liess und zwar so schnell, dass er im Augenblick nicht mehr zu sehen war. Hans triumphierte! Er durfte hoffen, seinen Nebenbuhler auf ewig von der schönen einträglichen Stelle verjagt zu haben und er sann gleich darüber nach, wie er wohl am wirksamsten die Lieblichkeit dieser einsamen Waldgegend darzustellen habe. Auch er hatte ein Notizbuch bei sich, welches voller Verse, schlechter und guter, war, die er nächstens zu veröffentlichen hoffte. Dieses Buch zog er nun hervor und fing an, darin allerlei Gedankenlosigkeiten hineinzukritzeln, wie Lyriker zu thun pflegen, um sich in die geeignete Stimmung zu bringen. Er schien aber viele Mühe zu haben, die ruhige milde Schönheit seiner errungenen Landschaft in zarte Silben zu zwängen, so dass etwa noch ein Schimmer von Lebendigkeit hervorgucken mochte; und wie er dabei war, sich auf solche Weise abzuplagen, erstand ihm von Vorne oder von Hinten eine neue Plage, die derart war, dass sie auch ihm dieses Paradies, welches er wie ein Hund dem andern abgekläfft hatte, verleiden musste. Es zeigte sich eine dritte Person auf dem Schauplatz in Gestalt einer Dichterin. Hans, der, erschreckt durch das Geräusch, aufblickte, erkannte sie sogleich als eine solche, verlor keine Zeit mit

Galanterien, sondern verschwand wie sein Vorgänger im Augenblick. — Hier stockt die gute Erzählung und ich billige und begreife ihre Ohnmacht vollkommen, da ich ebenso wenig wie sie imstande wäre, hier fortzufahren, wo alles Weitergehen in den Abgrund der Nutzlosigkeit führen müsste. Denn wäre es etwa nichts Nutzloses, noch das Gebahren der Dichterin herzuleiern, wo schon zwei Dichter abgesungen sind? Ich begnüge mich, zu berichten, dass die erstere an der Schönheit des Waldplatzes nichts Schönes und an der Seltenheit desselben nichts Seltenes fand und ebenso geräuschvoll verschwand als sie aufrückte. Mag der Teufel Poet sein.

DREI ZEICHNUNGEN VON MARKUS BEHMER.







ELEGIEN VON RUDOLF ALEXANDER SCHROEDER.

I.

IHR wähnt mich schon verblendet? Heiter will ich sein
Und da, wo kein Lebendiger gern den Atem regt,
Auf Felsgeschieben, über Eis und Firnenglanz.
Denn, bin ich einsam, möcht' ich lieber oben sein.
Hier geh ich nun in Schwebetänzen, wol allein,
Auch wol von Geistern heimgesucht (doch weiss ichs nicht;)
Und was wie Blut aus euren warmen Brüsten quillt,
Streu ich gleich Licht-Krystallen himmlisch reinen Schwungs
Durch ferne Nächte, sternenhaft. — Ihr seht es nicht.

II.

WIE Meerestiefen, wo sich seltsam vieles regt
Im trüben Schimmer, lautlos, wenn auch mannigfach
Und wunderlich gestaltet und verwirrter Bahn,
Liegt unter uns so Vieles, das uns einst erschien
In Luft und Licht, lebendig. Freude war dabei
Und manche Schmerzen, Blumen, deren zarter Duft
Nun ganz dahin ist, Wärme und der holde Glanz;
Und soviel Liebe, die sich lieblich uns erzeigt,
Ist hingeschlummert unter Schatten, die uns nicht
Die Huldgestalten gönnen und den schönen Blick,
Der lächelnd einst an sonnigen Tagen uns erquickt.
Und doch will garnichts sterben, aus der Dunkelheit
Drängt noch so manches, möchte gern ans Tageslicht
Umsonst gelangen, Glieder, die wir einst geliebt,
Aus Dunst und Fernen recken sie verlangend sich;
Und banges Flimmern wandert durch die Einsamkeit

Der so Verbannten, die im ungeheuren Reich,
Wo Bäume Stein sind, wo der Lüfte Klang erstarrt,
Halb regsam warten, ob sich nicht Lebendiges naht.
Einst kam Odysseus auf der vielgerühmten Fahrt
Von Trojas Mauern zu dem allerletzten Strand
Und stieg in eine Grube, wo im tiefsten Grund
Die stumme Welt der Toten vor ihm offen lag.
Und als er dort das Blut geopfert, kamen sie
Vereinzelt, schaarweis, wie auf Flügeln, flügellos,
Die Leere wie durchschwimmend, eilig, ohne Trieb,
Und witterten, die Toten, toter Sehnsucht voll
Das süsse Leben; aber jener wehrte streng
Und liess nur dreie trinken: Seine Mutter kam,
Thiresias, der Alte und der starke Freund,
Der, als er lebte, aller Männer Krone war.
Die sagten ihm viel Wunderbares, vieles klar
Und viel befremdend, waren sie doch Fremde jetzt.
Dann aber rührte seinen Sinn ein herbes Weh,
Als er die armen Schatten ohne Scheidegruss
Dem Schatten sich gesellen sah. — Er wandte sich
Und stieg hinauf und grüsste tief den holden Tag.

III.

WEISST du, was ich ersehne? Ach, die Sonne geht
Den hohen Weg und überblickt das alles wol,
Was meine Seele wie ihr Allerliebstes liebt:
Die schönen Häuser und den Glanz von Flüssen her,
Die vielen Wälder und die Hügel rings umher
So schöngegliedert und in jugendlicher Pracht
Und voll von Samen. — Ach, sie geht; und überall
Geht auf die Flur in Blumen kräftigen Geruchs,

Die Bäume schwellen und die Wasser sind so jung,
Weil aus dem Leib des Winters und Verschlossenheit
Nun alles aufdrängt. — Deine Glieder sieht sie auch,
Die so geliebten, deine Lippen küsst sie auch;
Und du mit glänzenden Haaren, voll von Wohlgeruch
Gehst, oh so schlank, wie Schwäne überm Spiegel-Teich,
Wie Hirsche laufen, — gehst und weisst nicht viel von dir
Und deiner Kraft und bist voll holder Fröhlichkeit.
Nicht so die Finger! Rege nicht so anmutvoll
Das süsse Haupt! Ich hinter Glanz und Nacht versteckt
Bin deiner nicht teilhaftig! Geh ins Dunkel doch!
Oh Liebste, denk ich deines Fusses Spitze nur,
So weiss ich nichts mehr, nur: »Du lebst, du lebst!«

IV.

WENN abendlich des Tags Verdämmern dich erregt,
Weisst du nichts Holdes, das die Sinne dir erfüllt?
Wenn dich in feuchter Frische morgendlich erquickt
Der Gruss des Tages aufsucht, bist du nie beglückt?
Kennst du die Nacht nicht und das Meer? Das Himmelsblau
Ist für dich nur ein Haus der Sterne und ein Reich
Von vielen Schätzen oder auch Gespenstern voll,
Und deine Liebe sehnt sich der Erfüllung nach?
Da magst du blind sein; denn die Sehnsucht ist ein Schmerz,
Der mehr betrübt und alle Sinne mehr verwirrt
Als Gift und Schrecken.

V.

OH goldne Stadt, die allen heiligen Sonnenglanz
Und tausendjährige Schätze in sich aufgesaugt,
Einsam nun und den Göttern alter Zeiten gleich,
Die von lebendigen Tagen einen Namen nur

Und ein zerfallendes Bildnis in die andre Welt
Der jetzt Lebendigen sich gerettet, schlummerst du;
Mir doch nur halb gestorben; denn des toten Sinns
Geweihte Male reden mir verworrnen Lauts
Viel zwar, das völlig unbegeifbar, aber auch
Viel, das mein Herz wie Feuer anrührt, wie ein Druck
Von altgeliebten Händen, wie ein süsser Traum,
Der zwar nur Schatten zaubert noch unfasslicher
Als die des Tages; doch die Seele rührt er tief
Und gilt ihr wie Erlebtes. — Grüsse seien dir,
Oh Stadt des Meers, nach der mein Sehnen also geht,
Dass ich fast denke, meine Seele müsste sich
Von selbst aufmachen aus dem Dunkel, überm Berg
Herschwebend und allein die Inseln sehn,
Die schimmernden und durch die schönen Plätze gehn,
Zu Schiffe ausruhn, in der Nacht vom Ufer her
Die Lieder hören — süsse Lieder in der Nacht.

VI.

WIE Träume zart sind, und wie Wasser seelenlos
Soll alles sein, was deinem tönenden Mund entfliesst.
Denn nichts ist frevelhafter, als ein Duftgebild
Zu sehr belasten, einer holden Mummerei
Zu nahen Schein der Wahrheit leihen: Denn berührt,
Von Bach- und Baum-Geflüster, kühlem Duft und Hauch
Fühlst du dich fröhlich, aber nicht, wenn einer jäh
Als Fremder dich ergreift und deine Seele stört.

VII.

WOL seid ihr streng, die ihr im allertiefsten Reich
Erkenntnis einem klaren Sinn verleihend herrscht.
Und mancher, der mit all zu leichtem Seelenschwung

Auffliegen wollte, sank auf euer Hände Wink
Ins Bodenlose; doch der Ernste ist euch Freund,
Dem selbst Medusens Antlitz nicht mehr schädlich ist.
Man mag euch Mörder nennen, seid ihrs doch mit Sinn;
Und der, den ihr verurteilt, fällt nicht ungerecht,
Ins ewig Leere nicht; denn alles Leben kehrt
Und wandelt ewig; und ein Ursprung ist ihm fremd.

VIII.

NUR nicht zuviel der Thränen und des Schmerzes nicht
Ein ausgedehntes Mass! Dem Wissenden
Ist alles ruhig; und die stürmische Gewalt
Ficht ihn nicht an. An Sonnentagen geht es wol
Das schöne Licht, den Sterblichen ein holder Gruss,
Wie Liebe wandelt und mit edlen Herzen ruht.
Und was auch alles mit überwollendem Ungestüm
Sich stemmt und drängt, was auch von Eitelkeit empört
Misswillig tobt, es wellt und flutet; allgemach
Weicht doch die Wut der Thoren; und die schöne Kraft
Bleibt fern von allen Krämpfen dieser Afterzunft
Lebendig, wie die Sonne immer wiederkehrt.

XI.

NUN kam die Nacht. Dianens heller Silberkahn
Schwimmt durch die abgeklärte Flut der Dunkelheit;
Und aus den Tiefen blicken milde Lichter her,
Die kaum erleuchten; denn ihr Glanz ist uns zu fern.
Nun kam die Nacht. Belinde, Liebe träuft herab
Vom hohen Rund des Himmels; und die kühle Luft
Wäscht alle Seufzer meines Herzens freundlich weg,
Sodass ich dein gedenkend voll von Frieden bin.

Geliebte, wie mein Sinn nun deiner mächtig ist,
Bist du mir mehr als wie ein blosses Schattenbild
Vergangener Zeiten oder ein Vortrug kommenden Glücks.
Wo du auch weilst, ob du zu fernsten Sternen auch
Durch Lüfte wandelst, die dem menschlichen Atem nicht
Erlaubt sind einzuziehen, bist du dennoch mir
Wie meine Seele nah; und ich kann ruhig sein.

X.

EINS nur, ihr Götter, haltet mir im Busen fest,
Die Ruhe, dass sie nicht mir mit dem Tag enteilt,
Sie, die im spielenden Wechsel buntbewegter Zeit
Wie Sterne wandelt, ewig, ohne Erschütterung.
Lasst mir dies Lächeln: Auch den Aermsten macht es reich
Und stellt den grossen Weisen und den Königen
Den Stillbeglückten gleich, dem die Vergangenheit
Und Zukunft nicht so sehr ein Rausch, ein schneller Weg,
Ein schlimm Bedenken sind, als wie ein süsses Licht
In Dunkelheiten aufgehängt verwirrter Nacht,
Und der auch masslos fühlen kann und sicher weiss,
Dass alles gross und klein ist, wie die Seele es
Sich denken will, und dass die Sonne in der Welt
Viel kleiner als ein Sandkorn auf der Erde ist.

XI.

OH, sieh, Geliebte, dieser Rose süsses Rund!
Ganz auf geblüht und voll von ihrer eignen Kraft
Atmet sie Düfte, jedes Blatt enthaucht so viel,
Dass hier noch, wo wir stehen, die bewegte Luft
Den Wohlgeruch der Liebe trägt.
Die Rose ist wol morgen schon ein wenig welk;

Und wenn ein Wind kommt, weht ihr rotes Kleid dahin.
Sie weiss das nicht und duftet, weil sie Liebe sucht.
Wir suchen Liebe! Oh Geliebte, wir Welkenden,
Wir sind unsterblich, wenn wir Liebe suchen!

XII.

SIEHE, nun will die Abendruhe wiederum,
Oh Herz, die Ruhe will nun wieder sich zu dir,
Freundin der ärmsten Herzen, der sehnsüchtigsten,
Der müdesten Herzen, die Ruhe will sich wiederum
Zu dir legen, oh Herz nun sei vergnügt;
Und auch die Hoffnungen, die doch wie verlorene
Sterne den Himmel in der Nacht nicht ruhen lassen,
Und doch nicht hell sind und lebendig, Hoffnungen
Und auch die Wünsche, die blendenden Fackeln, sollen
Auslöschen, denn die Trauer und Freude geht nun hin
Und birgt für eine Weile in der Vergessenheit
Wäldern sich, weil die Abendruhe wiederum
Der Seelen Abendruhe wieder zu dir kommt. —

ANMERKUNGEN.

WIR müssen leider zwei Irrtümer berichtigen, die im Juliheft vorgefallen sind. Zunächst ist infolge eines Versehens die japanische Zeichnung falsch bezeichnet worden. Sie stammt nicht von Kunisada, sondern von Kuniyoshi. Ferner soll das verdruckte Wort auf Seite 132, Zeile 8 und 9 von unten nicht etwa »Infektionen« sondern Invectiven heissen.

Wir machen unsere Leser darauf aufmerksam, dass im Verlage der Insel ein Gedicht von Rudolf Alexander Schröder unter dem Titel Empedokles in Buch-Form erschienen ist. Das Buch ist in nur 50 numerierten Exemplaren gedruckt und somit eine grosse bibliophile Seltenheit. Da es nur durch die Redaktion der Insel direkt zu beziehen ist, bitten wir die Interessenten sich an uns zu wenden. Der Preis des Exemplares beträgt bis auf weiteres M. 15.

DIE INSEL. II. JAHRGANG. 4. QUARTAL NR. 11. AUGUST 1901. FUER DEN INHALT VERANTWORTLICH: R. A. SCHROEDER, MUENCHEN.

DIE INSEL Nr. 12.
SEPTEMBER. 1901.

BEZUGS-BEDINGUNGEN

Abonnement vierteljährlich 6 Mark, halbjährlich 12 Mark, jährlich 24 Mark inkl. fester Einbanddecken mit Vorsatzpapier für jedes Quartal.

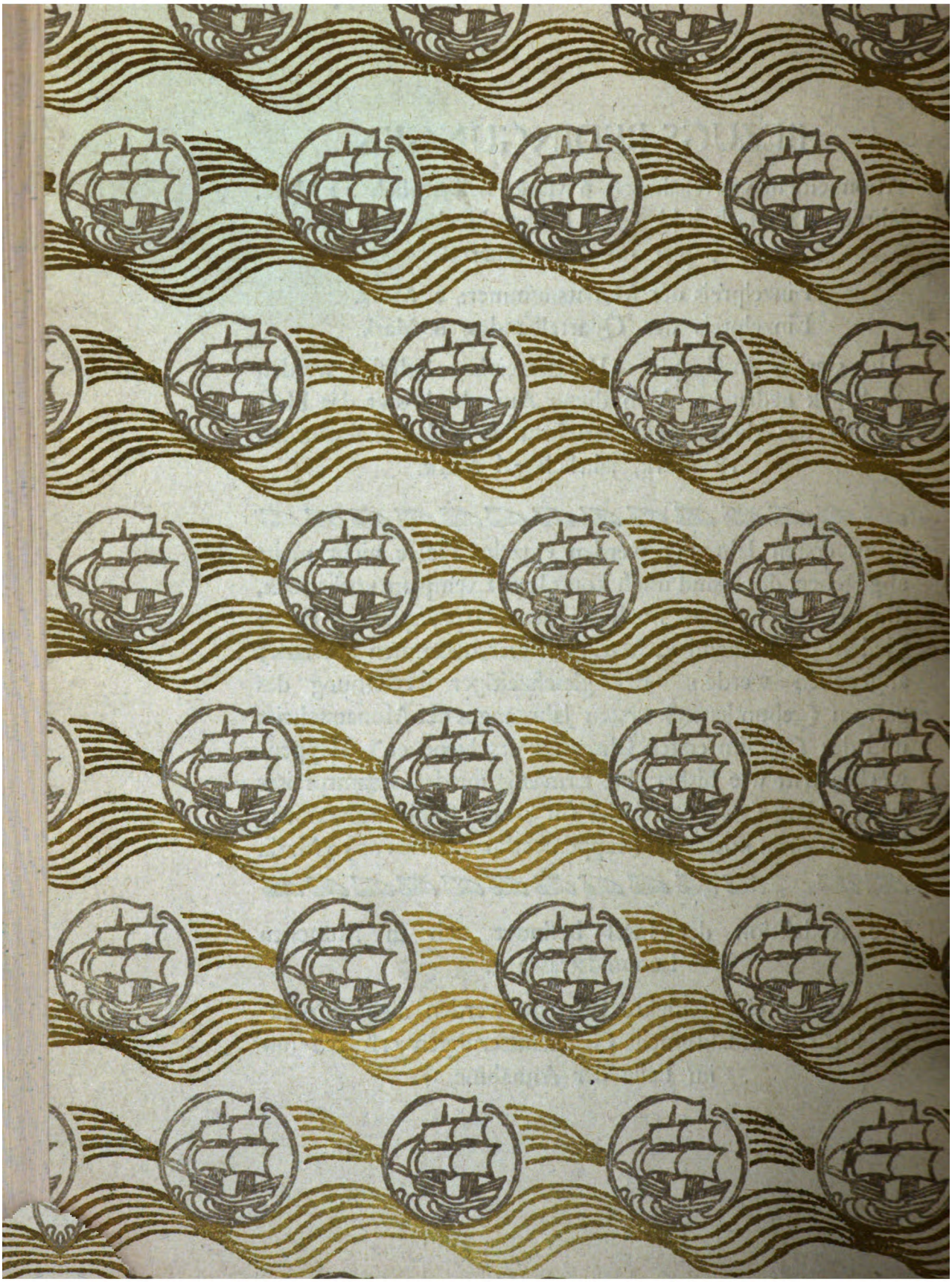
Einzelpreis der Monatsnummer: 2 Mark.
Einzelpreis des Quartalbandes: 8 Mark.

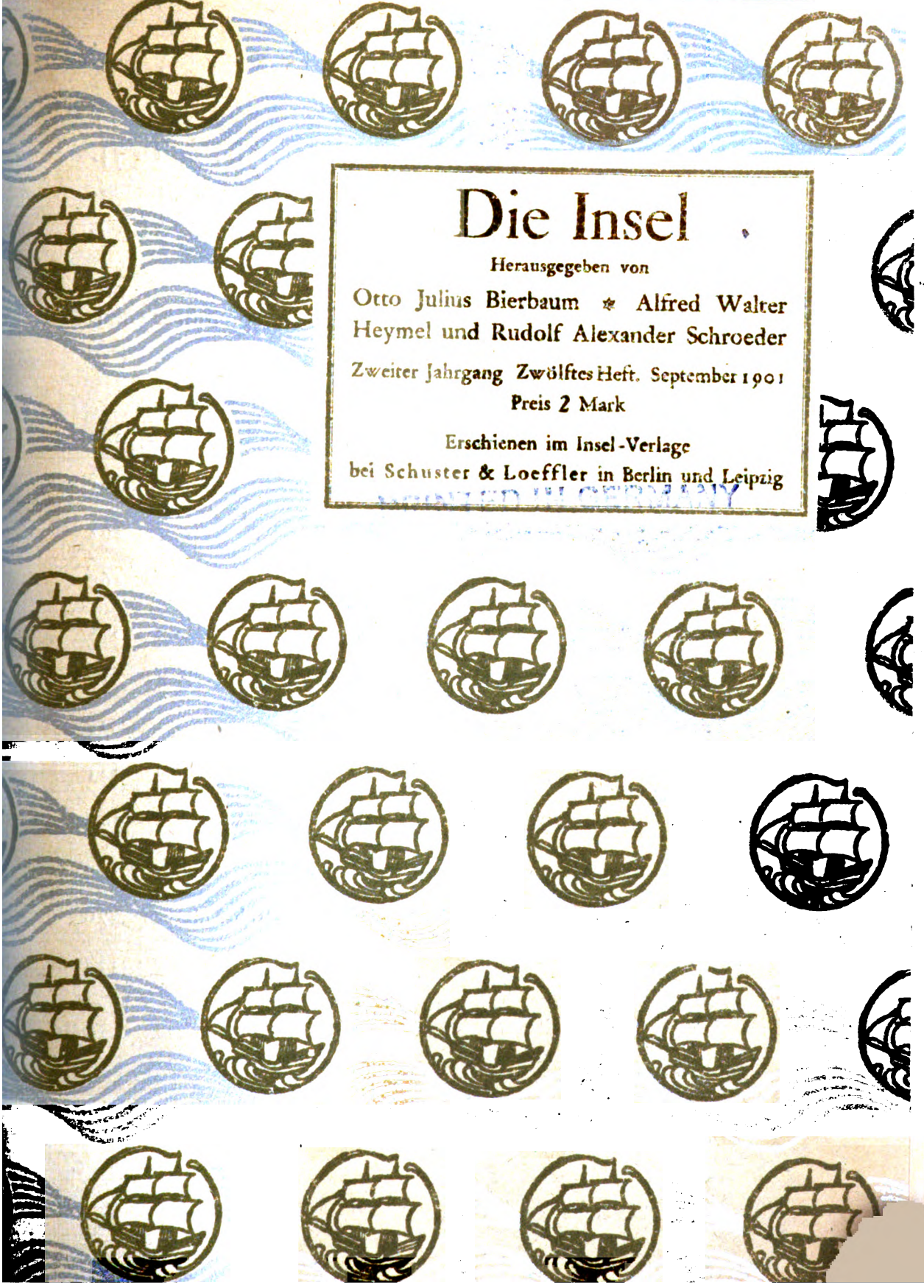
Auf starkes Inselpapier (Wasserzeichen Schiff) werden 50 Stück gedruckt. Von dieser Ausgabe kostet das Heft 3 Mark, das Abonnement vierteljährlich 9 Mark, halbjährlich 18 Mark, jährlich 36 Mark.

Vom ersten Jahrgang werden einzelne Hefte nicht mehr abgegeben, doch sind noch komplette Exemplare vorhanden, die bis auf weiteres noch zu dem ursprünglichen Preise (jeder Quartalsband 12 Mark, alle vier zusammen 36 Mark) abgegeben werden. Bei gleichzeitiger Erwerbung des ganzen (gebundenen) ersten Jahrganges der Monatsschrift und des (nur im ersten Jahrgange erschienenen) Mappenwerkes tritt wie bisher eine Ermässigung des Gesamtpreises auf 75 Mark (statt 90 Mark) für beide Publikationen ein. Für sich allein kostet das Mappenwerk nach wie vor 50 Mark.

Die Redaktion der Insel befindet sich in München Leopoldstrasse 4.

Unverlangt eingeschickte Beiträge werden nicht zurückgeschickt. Redaktionelle Gegenäusserungen erfolgen nur im Falle der Annahme.





Die Insel

Herausgegeben von

Otto Julius Bierbaum ✲ Alfred Walter Heymel und Rudolf Alexander Schroeder

Zweiter Jahrgang Zwölftes Heft. September 1901

Preis 2 Mark

Erschienen im Insel-Verlage

bei Schuster & Loeffler in Berlin und Leipzig

DIE INSEL/ MONATSSCHRIFT MIT BUCHSCHMUCK UND ILLUSTRATIONEN/ HERAUSGEGEBEN VON O. J. BIERBAUM, A. W. HEYMEL UND R. A. SCHROEDER

II. Jahrgang. 4. Quartal, No. 12. September 1901.

INHALTS-VERZEICHNIS

Aus Friedrich Nietzsches Umwertung aller Werte 241

Friedrich Hölderlin, Gedicht 261

Zeichnung von Markus Behmer 262

Schneewitchen, Komödie in Versen von Robert Walser . . . 265

Drei Zeichnungen von Markus Behmer. 308

Heroische Elegie. Ein Gedicht von Rudolf Borchardt 315

Zeichnung von Kuniyoshi 319

Der Triumph der Zeit. Ein Ballet von Hugo von Hofmannsthal. 323

Zwei Zeichnungen von Markus Behmer 364

Invitation, Gedicht, von Rudolf Alexander Schröder 369

Rudolf Borchardt, Gedichte: Ausbruch, Lied, Lied am frühen Morgen 370

Anmerkungen 374

HARVARD COLLEGE
JAN 28 1937
LIBRARY
Ingraham Fund

AUS FRIEDRICH NIETZSCHES „UMWERTUNG ALLER WERTE".

FRAGMENTE ZUR „PHYSIOLOGIE DER KUNST".

I.

ZUR Entstehung des Schönen und des Hässlichen. — Was uns instinktiv widersteht, ästhetisch, ist aus allerlängster Erfahrung dem Menschen als schädlich, gefährlich, misstrauen-verdienend bewiesen: der plötzlich redende ästhetische Instinkt (im Ekel z. B.) enthält ein Urteil. Insofern steht das Schöne innerhalb der allgemeinen Kategorie der biologischen Werte des Nützlichen, Wohlthätigen, Lebensteigernden: doch so, dass eine Menge Reize, die ganz von ferne an nützliche Dinge und Zustände erinnern und anknüpfen, uns das Gefühl des Schönen, d. h. der Vermehrung von Machtgefühl geben (— nicht also bloss Dinge, sondern auch die Begleitempfindungen solcher Dinge oder ihre Symbole).

Hiermit ist das Schöne und Hässliche als bedingt erkannt; nämlich in Hinsicht auf unsere obersten Erhaltungswerte. Davon abgesehen ein Schönes und Hässliches ansetzen wollen, ist sinnlos. Das Schöne existiert so wenig als das Gute, das Wahre. Im Einzelnen handelt es sich wieder um die Erhaltungsbedingungen einer bestimmten Art von Mensch: so wird der Heerdenmensch das Wertgefühl des Schönen bei anderen Dingen haben, als der Ausnahme- und Ueber-Mensch. Es ist die Vordergrunds-Optik, welche nur die nächsten Folgen in Betracht zieht, aus denen der Wert des Schönen (auch des Guten, auch des Wahren) stammt.

Alle Instinkt-Urteile sind kurzsichtig in Hinsicht auf die Kette der Folgen: sie raten an, was zunächst zu thun ist. Der Verstand ist wesentlich ein Hemmungsapparat gegen das Sofort-Reagieren auf das Instinkt-Urteil: er hält auf, er überlegt weiter, er sieht die Folgenkette ferner und länger.

Die Schönheits- und Hässlichkeits-Urteile sind kurzsichtig (— sie haben immer den Verstand gegen sich —): aber im höchsten Grade überredend; sie appellieren an unsre Instinkte, dort, wo sie am schnellsten sich entscheiden und ihr Ja und Nein sagen, bevor noch der Verstand zu Worte kommt . . .

Die gewohntesten Schönheits-Bejahungen regen sich gegenseitig auf und an; wo der ästhetische Trieb einmal in Arbeit ist, krystallisiert sich um »das einzelne Schöne« noch eine ganze Fülle anderer und anders woherstammender Vollkommenheiten. Es ist nicht möglich, objektiv zu bleiben, resp. die interpretierende, hinzugebende, ausfüllende, dichtende Kraft auszuhängen (— letztere ist jene Verkettung der Schönheits-Bejahungen selber). Der Anblick eines »schönen Weibes« . . .

Also: 1. das Schönheits-Urteil ist kurzsichtig, es sieht nur die nächsten Folgen;

2. es überhäuft den Gegenstand, der es erregt, mit einem Zauber, der durch die Association verschiedener Schönheits-Urteile bedingt ist, — der aber dem Wesen jenes Gegenstandes ganz fremd ist.

Ein Ding als schön empfinden heisst: es notwendig falsch empfinden . . . (— weshalb, beiläufig gesagt, die Liebesheirat die gesellschaftlich unvernünftigste Art der Heirat ist) . . .

2.

ALLE Kunst wirkt als Suggestion auf die Muskeln und Sinne, welche ursprünglich beim naiven künstlerischen Menschen thätig sind: sie redet immer nur zu Künstlern, — sie redet zu dieser Art von feiner Beweglichkeit des Leibes. Der Begriff »Laie« ist ein Fehlgriff. Der Taube ist keine Species des Guthörigen.

Alle Kunst wirkt tonisch, mehrt die Kraft, entzündet die Lust (d. h. das Gefühl der Kraft), regt alle die feinen Erinnerungen des Rausches an, — es giebt ein eignes Gedächtnis, das in solche Zustände hinunterkommt: eine ferne und flüchtige Welt von Sensationen kehrt da zurück . . .

Das Hässliche, d. h. der Widerspruch zur Kunst, das, was ausgeschlossen wird von der Kunst, ihr Nein, — jedesmal, wenn der Niedergang, die

Verarmung an Leben, die Ohnmacht, die Auflösung, die Verwesung von fern nur angeregt wird, reagiert der ästhetische Mensch mit seinem Nein. Das Hässliche wirkt depressiv: es ist der Ausdruck einer Depression. Es nimmt Kraft, es verarmt, es drückt . . .

Das Hässliche suggeriert Hässliches; man kann an seinen Gesundheitszuständen erproben, wie unterschiedlich das Schlechtbefinden auch die Fähigkeit der Phantasie des Hässlichen steigert. Die Auswahl wird anders, in Sachen, Interessen, Fragen: es giebt einen dem Hässlichen nächstverwandten Zustand auch im Logischen, — Schwere, Dumpfheit . . . Mechanisch fehlt dabei das Gleichgewicht: das Hässliche hinkt, das Hässliche stolpert . . . Gegensatz einer göttlichen Leichtfertigkeit des Tanzenden . . .

Der ästhetische Zustand hat einen Ueberreichtum von Mitteilungsmitteln, zugleich mit einer extremen Empfänglichkeit für Reize und Zeichen. Er ist der Höhepunkt der Mitteilsamkeit und Uebertragbarkeit zwischen lebenden Wesen, — er ist die Quelle der Sprachen.

Die Sprachen haben hier ihren Entstehungsherd: die Tonsprachen so gut als die Gebärden- und Blicksprachen. Das vollere Phänomen ist immer der Anfang: unsere Vermögen sind subtilisiert aus volleren Vermögen. Aber auch heute hört man noch mit den Muskeln, man liest selbst noch mit den Muskeln.

Jede reife Kunst hat eine Fülle Konvention zur Grundlage: insofern sie Sprache ist. Die Konvention ist die Bedingung der grossen Kunst, nicht deren Verhinderung . . .

Jede Erhöhung des Lebens steigert die Mitteilungskraft, insgleichen die Verständniskraft des Menschen. Das Sich-hineinleben in andre Seelen ist ursprünglich nichts Moralisches, sondern eine physiologische Reizbarkeit der Suggestion: die »Sympathie« oder was man »Altruismus« nennt, sind blosse Ausgestaltungen jenes zur Geistigkeit gerechneten psychomotorischen Rapports (*induction psycho-motrice* meint Ch. Féré). Man teilt sich nie Gedanken mit, man teilt sich Bewegungen mit, mimische Zeichen, welche von uns auf Gedanken hin zurückgelesen werden . . .

3.

ICH erkenne eine Reihe physiologischer Zustände als Zeichen vollen und blühenden Lebens, welche man heute gewohnt ist, als krankhaft zu beurteilen. Nun haben wir inzwischen verlernt, von »gesund« und »krank« als von einem Gegensatze zu reden: es handelt sich um Grade, — meine Behauptung in diesem Falle ist, dass, was heute »gesund« genannt wird, ein niedriges Niveau von dem darstellt, was unter günstigen Verhältnissen gesund wäre . . . dass wir relativ krank sind . . . Der Künstler gehört zu einer noch stärkeren Rasse. Was uns schon schädlich, was bei uns krankhaft wäre, ist bei ihm Natur. — — Aber man redet uns ein, dass gerade die Verarmung der Maschine die extravagante Kraft des Erratens jedweder Suggestion ermögliche: Zeugnis unsre hysterischen Weiblein.

Die Ueberfülle an Säften und Kräften kann so gut Symptome der partiellen Unfreiheit, von Sinnes-Hallucinationen, von Suggestions-Raffinement mit sich bringen, wie eine Verarmung an Leben, — der Reiz ist anders bedingt, die Wirkung bleibt sich gleich . . .

Vor allem ist die Nachwirkung nicht dieselbe; die extreme Erschlaffung aller morbiden Naturen nach ihren Nerven-Exzentrizitäten hat nichts mit den Zuständen des Künstlers gemein: der seine guten Zeiten nicht abzubüssen hat . . . Er ist reich genug dazu: er kann verschwenden, ohne arm zu werden . . .

Wie man heute »Genie« als eine Form der Neurose beurteilen dürfte, so vielleicht auch die künstlerische Suggestiv-Kraft, — und unsre Artisten sind in der That den hysterischen Weiblein nur zu verwandt!!! Das aber spricht gegen »heute«, und nicht gegen die »Künstler« . . .

4.

ES sind die Ausnahme-Zustände, die den Künstler bedingen: alle, die mit krankhaften Erscheinungen tief verwandt und verwachsen sind: sodass es nicht möglich scheint, Künstler zu sein und nicht krank zu sein.

Die physiologischen Zustände, welche im Künstler gleichsam zur »Person« gezüchtet sind und die an sich in irgendwelchem Grade dem Menschen überhaupt anhaften:

1. der Rausch: das erhöhte Machtgefühl; die innere Nötigung, aus den Dingen einen Reflex der eignen Fülle und Vollkommenheit zu machen. —

2. Die extreme Schärfe gewisser Sinne: sodass sie eine ganz andere Zeichensprache verstehen — und schaffen . . . — dieselbe, die mit manchen Nervenkrankheiten verbunden erscheint. —

Die extreme Beweglichkeit, aus der eine extreme Mitteilsamkeit wird; das Redenwollen alles dessen, was Zeichen zu geben weiss . . .; ein Bedürfnis, sich gleichsam loszuwerden durch Zeichen und Gebärden; Fähigkeit, von sich durch hundert Sprachmittel zu reden . . . ein explosiver Zustand (man muss sich diesen Zustand zunächst als Zwang und Drang denken, durch alle Art Muskelarbeit und Beweglichkeit die Exuberanz der inneren Spannung loszuwerden: sodann als unfreiwillige Koordination der Bewegungen zu den inneren Vorgängen (Bildern, Gedanken, Begierden), — als eine Art Automatismus des ganzen Muskelsystems unter dem Impuls von Innen wirkender starker Reize —); Unfähigkeit, die Reaktion zu verhindern; der Hemmungsapparat gleichsam ausgehängt.

Jede innere Bewegung (Gefühl, Gedanke, Affekt) ist begleitet von Vaskulär-Veränderungen und folglich von Veränderungen der Farbe, der Temperatur, der Sekretion.

Die suggestive Kraft der Musik, ihre *»suggestion mentale«*.

3. Das Nachmachen-müssen: eine extreme Irritabilität, bei der sich ein gegebenes Vorbild kontagiös mitteilt, — ein Zustand wird nach Zeichen schon erraten und dargestellt . . . Ein Bild, innerlich auftauchend, wirkt schon als Bewegung der Glieder . . . eine gewisse Willens-Aushängung . . . (Schopenhauer!!!)

Eine Art Taubsein, Blindsein nach Aussen hin, — das Reich der Reize ist scharf umgrenzt. —

Dies unterscheidet den Künstler vom Laien (dem künstlerisch-Empfänglichen): letzterer hat im Aufnehmen seinen Höhepunkt von Reizbarkeit; ersterer im Geben, — dergestalt, dass ein Antagonismus dieser beiden Begabungen nicht nur natürlich, sondern wünschenswert ist. Jeder dieser Zustände hat eine umgekehrte Optik, — vom Künstler verlangen, dass er sich die Optik des Zuhörers (Kritikers —) einübe, heisst verlangen, dass er sich und seine schöpferische Kraft verarme ... Es ist hier eine Art Differenz der Geschlechter: man soll vom Künstler, der giebt, nicht verlangen, dass er Weib wird, — dass er »empfängt« ...

Unsere Aesthetik war insofern bisher eine Weibs-Aesthetik, als nur die Empfänglichen für Kunst ihre Erfahrungen »was ist schön?« formuliert haben. In der ganzen Philosophie bis heute fehlt der Künstler ... Das ist, wie das Vorhergehende andeutete, ein notwendiger Fehler: denn der Künstler, der anfinge, sich zu begreifen, würde sich damit vergreifen, — er hat nicht zurückzusehen, er hat überhaupt nicht zu sehen, er hat zu geben —. Es ehrt einen Künstler, der Kritik unfähig zu sein ... andernfalls ist er halb und halb, ist er »modern«.

5.

DIE Sinnlichkeit, der Rausch und ihre verklärende Kraft, Bilder des erhöhten, siegreichen Lebens: sodass eine gewisse Vollkommenheit in die Dinge gelegt wird.

Umgekehrt: wo die Schönheit und Vollkommenheit sich zeigt, wird die Welt der Sinnlichkeit und des Rausches mit erregt, aus alter Verwachsenheit. Deshalb gehört zum religiösen Glück die Sinnlichkeit und der Rausch; und wesentlich insgleichen die sensualistische Erregbarkeit der Künstler.

»Schön« wirkt entzündend auf das Lustgefühl; man denke an die verklärende Kraft der »Liebe«. Sollte nicht umgekehrt wiederum das Verklärte und Vollkommene die Sinnlichkeit sanft erregen, sodass das Leben als Wohlgefühl wirkt? —

6.

DIE Zustände, in denen wir eine Verklärung und Fülle in die Dinge legen und an ihnen dichten, bis sie unsere eigene Fülle und Lebenslust zurückspiegeln: der Geschlechtstrieb; der Rausch; die Mahlzeit; der Frühling; der Sieg über den Feind, der Hohn; das Bravourstück; die Grausamkeit; die Ekstase des religiösen Gefühls. Drei Elemente vornehmlich: der Geschlechtstrieb, der Rausch, die Grausamkeit, — alle zur ältesten Festfreude des Menschen gehörend, alle insgleichen im anfänglichen »Künstler« überwiegend.

Umgekehrt: treten uns Dinge entgegen, welche diese Verklärung und Fülle zeigen, so antwortet das animalische Dasein mit einer Erregung jener Sphären, wo alle jene Lustzustände ihren Sitz haben: — und eine Mischung dieser sehr zarten Nuancen von animalischen Wohlgefühlen und Begierden ist der ästhetische Zustand. Letzterer tritt nur bei solchen Naturen ein, welche jener abgebenden und überströmenden Fülle des leiblichen *vigor* überhaupt fähig sind; in ihr ist immer das *primum mobile*. Der Nüchterne, der Müde, der Erschöpfte, der Vertrocknende (zum Beispiel ein Gelehrter) kann absolut nichts von der Kunst empfangen, weil er die künstlerische Urkraft — die Nötigung des Reichtums nicht hat: wer nicht geben kann, empfängt auch nichts.

»Vollkommenheit«: in jenen Zuständen (bei der Geschlechtsliebe in Sonderheit u. s. w.) verrät sich naiv, was der tiefste Instinkt als das Höhere, Wünschbarere, Wertvollere überhaupt anerkennt, die Aufwärtsbewegung seines Typus; insgleichen nach welchem Status er eigentlich strebt. Die Vollkommenheit: das ist die ausserordentliche Erweiterung seines Machtgefühls, der Reichtum, das notwendige Ueberschäumen über alle Ränder . . .

Die Kunst erinnert uns an Zustände des animalischen *vigor*; sie ist einmal ein Ueberschuss und Ausströmen von blühender Leiblichkeit in die Welt der Bilder und Wünsche; andererseits eine Anreizung der animalischen Funktionen durch Bilder und Wünsche des gesteigerten Lebens; — eine Erhöhung des Lebensgefühls, ein Stimulans desselben.

Inwiefern kann auch das Hässliche noch diese Gewalt haben? — Insofern es noch von der siegreichen Energie des Künstlers etwas mitteilt, der über dies Hässliche und Furchtbare Herr geworden ist; oder insofern es die Lust der Grausamkeit in uns leise anregt (unter Umständen selbst die Lust, uns wehe zu thun, die Selbstvergewaltigung: und damit das Gefühl der Macht über uns).

7.

PESSIMISMUS in der Kunst? — Der Künstler liebt allmählich die Mittel um ihrer selbst willen, in denen sich der Rauschzustand zu erkennen giebt: die extreme Feinheit und Pracht der Farbe, die Deutlichkeit der Linie, die Nuance des Tons: das Distinkte, wo sonst, im Normalen, alle Distinktion fehlt.

—: alle distinkten Sachen, alle Nuancen, insofern sie an die extremen Kraftsteigerungen erinnern, welche der Rausch erzeugt, wecken rückwärts dieses Gefühl des Rausches;

—: die Wirkung der Kunstwerke ist die Erregung des kunstschaffenden Zustands, des Rausches . . .

—: das Wesentliche an der Kunst bleibt ihre Daseins-Vollendung, ihr Hervorbringen der Vollkommenheit und Fülle; Kunst ist wesentlich Bejahung, Segnung, Vergöttlichung des Daseins . . .

Was bedeutet eine pessimistische Kunst? . . . Ist das nicht eine *contradictio*? — Ja.

Schopenhauer irrt, wenn er gewisse Teile der Kunst in den Dienst des Pessimismus stellt. Die Tragödie lehrt nicht »Resignation« . . .

Die furchtbaren und fragwürdigen Dinge darstellen ist selbst schon ein Instinkt der Macht und Herrlichkeit am Künstler: er fürchtet sie nicht . . .

Es giebt keine pessimistische Kunst . . . Die Kunst bejaht. Hiob bejaht. Aber Zola? Aber die Goncourts? — Die Dinge sind hässlich, die sie zeigen: aber dass sie dieselben zeigen, ist aus Lust an diesem Hässlichen . . . — hilft nichts! ihr betrügt euch, wenn ihr's anders behauptet. Wie erlösend ist Dostoiewsky!

8.

WAS ist tragisch? — Ich habe zu wiederholten Malen den Finger auf das grosse Missverständnis des Aristoteles gelegt, als er in zwei deprimierenden Affekten — im Schrecken und im Mitleiden — die tragischen Affekte zu erkennen glaubte. Hätte er Recht, so wäre die Tragödie eine lebensgefährliche Kunst: man müsste vor ihr wie vor etwas Gemeinschädlichem und Anrüchigem warnen. Die Kunst, sonst das grosse Stimulans des Lebens, ein Rausch am Leben, ein Wille zum Leben, würde hier, im Dienste einer Abwärtsbewegung, gleichsam als Dienerin des Pessimismus, gesundheitsschädlich (— denn dass man durch Erregung dieser Affekte sich von ihnen »purgiert«, wie Aristoteles zu glauben scheint, ist einfach nicht wahr). Etwas, das habituell Schrecken oder Mitleid erregt, desorganisiert, schwächt, entmutigt: — und gesetzt, Schopenhauer behielte Recht, dass man der Tragödie die Resignation zu entnehmen habe, d. h. eine sanfte Verzichtleistung auf Glück, auf Hoffnung, auf Willen zum Leben, so wäre hiermit eine Kunst konzipiert, in der die Kunst sich selbst verneint. Tragödie bedeutete dann einen Auflösungsprozess, den Instinkt des Lebens sich im Instinkt der Kunst selbst zerstörend. Christentum, Nihilismus, tragische Kunst, physiologische *décadence*: das hielte sich an den Händen, das käme zur selben Stunde zum Uebergewicht, das triebe sich gegenseitig vorwärts — abwärts ... Tragödie wäre ein Symptom des Verfalls.

Man kann diese Theorie in der kaltblütigsten Weise widerlegen: nämlich indem man vermöge des Dynamometers die Wirkung einer tragischen Emotion misst. Und man bekommt als Ergebnis, was zuletzt nur die absolute Verlogenheit eines Systematikers verkennen kann: — dass die Tragödie ein *tonicum* ist. Wenn Schopenhauer hier nicht begreifen wollte, wenn er die Gesamt-Depression als tragischen Zustand ansetzt, wenn er den Griechen (— die zu seinem Verdruss nicht »resignierten« ...) zu verstehen gab, sie hätten sich nicht auf der Höhe der Weltanschauung befunden: so ist das *parti pris*, Logik des Systems, Falschmünzerei des Systematikers: eine jener schlimmen Falschmünzereien,

welche Schopenhauern, Schritt für Schritt, seine ganze Psychologie verdorben hat (: er, der das Genie, die Kunst selbst, die Moral, die heidnische Religion, die Schönheit, die Erkenntnis und ungefähr alles willkürlich-gewaltsam missverstanden hat).

9.

DAS Rauschgefühl, thatsächlich einem Mehr von Kraft entsprechend: am stärksten in der Paarungszeit der Geschlechter: neue Organe, neue Fertigkeiten, Farben, Formen ... die »Verschönerung« ist eine Folge der erhöhten Kraft.

Verschönerung als notwendige Folge der Kraft-Erhöhung.

Verschönerung als Ausdruck eines siegreichen Willens, einer gesteigerten Koordination, einer Harmonisierung aller starken Begehrungen, eines unfehlbar perpendikularen Schwergewichts. Die logische und geometrische Vereinfachung ist eine Folge der Krafterhöhung: umgekehrt erhöht wieder das Wahrnehmen solcher Vereinfachung das Kraftgefühl ... Spitze der Entwicklung der grosse Stil.

Die Hässlichkeit bedeutet *décadence* eines Typus, Widerspruch und mangelnde Koordination der inneren Begehrungen, — bedeutet einen Niedergang an organisierender Kraft, an »Wille«, psychologisch geredet ...

Der Lustzustand, den man Rausch nennt, ist exakt ein hohes Machtgefühl ...

Die Raum- und Zeit-Empfindungen sind verändert: ungeheure Fernen werden überschaut und gleichsam erst wahrnehmbar;

die Ausdehnung des Blicks über grössere Mengen und Weiten;

die Verfeinerung des Organs für die Wahrnehmung vieles Kleinsten und Flüchtigsten;

die Divination, die Kraft des Verstehens auf die leiseste Hülfe hin, auf jede Suggestion hin, die »intelligente« Sinnlichkeit ...

die Stärke als Herrschaftsgefühl in den Muskeln, als Geschmeidigkeit und Lust an der Bewegung, als Tanz, als Leichtigkeit und Presto;

die Stärke als Lust am Beweis der Stärke, als Bravourstück, Abenteuer, Furchtlosigkeit, gleichgültiges Wesen . . .

Alle diese Höhen-Momente des Lebens regen sich gegenseitig an; die Bilder-Vorstellungswelt des einen genügt, als Suggestion, für den anderen . . . Dergestalt sind schliesslich Zustände in einander verwachsen, die vielleicht Grund hätten, sich fremd zu bleiben. Zum Beispiel:

Das religiöse Rauschgefühl und die Geschlechtserregung (— zwei tiefe Gefühle, nachgerade fast verwunderlich koordiniert. Was gefällt allen frommen Frauen, alten? jungen? Antwort: ein Heiliger mit schönen Beinen, noch jung, noch Idiot . . .)

Die Grausamkeit in der Tragödie und das Mitleid (— ebenfalls normal koordiniert . . .)

Frühling, Tanz, Musik — alles Wettbewerb der Geschlechter; — und auch noch jene Faustische »Unendlichkeit im Busen« . . .

Die Künstler, wenn sie etwas taugen, sind (auch leiblich) stark angelegt, überschüssig, Krafttier, sensuell; ohne eine gewisse Ueberheizung des geschlechtlichen Systems ist kein Raffael zu denken . . . Musik machen ist auch noch eine Art Kindermachen; Keuschheit ist bloss die Oekonomie eines Künstlers — und jedenfalls hört auch bei Künstlern die Fruchtbarkeit mit der Zeugungskraft auf . . .

Die Künstler sollen nichts so sehen, wie es ist, sondern voller, sondern einfacher, sondern stärker: dazu muss ihnen eine Art Jugend und Frühling, eine Art habitueller Rausch im Leben eigen sein.

10.

Zur Vernunft des Lebens. — Eine relative Keuschheit, eine grundsätzliche und kluge Vorsicht vor *Eroticis*, selbst in Gedanken, kann zur grossen Vernunft des Lebens auch bei reich ausgestatteten und ganzen Naturen gehören. Der Satz gilt insonderheit von den Künstlern, er gehört zu deren bester Lebens-Weisheit. Völlig unverdächtige Stimmen sind schon in diesem Sinne laut geworden: ich nenne Stendhal, Th. Gautier, auch Flaubert. Der Künstler ist vielleicht seiner Art nach

mit Notwendigkeit ein sinnlicher Mensch, erregbar überhaupt, zugänglich in jedem Sinne, dem Reize, der Suggestion des Reizes schon von fernher entgegenkommend. Trotzdem ist er im Durchschnitt, unter der Gewalt seiner Aufgabe, seines Willens zur Meisterschaft, thatsächlich ein mässiger, oft sogar ein keuscher Mensch. Sein dominierender Instinkt will es so von ihm: er erlaubt ihm nicht, sich auf diese oder jene Weise auszugeben. Es ist ein und dieselbe Kraft, die man in der Kunst-Konception und die man im geschlechtlichen *actus* ausgiebt: es giebt nur Eine Art Kraft. Hier zu unterliegen, hier sich zu verschwenden ist für einen Künstler verräterisch: es verrät den Mangel an Instinkt, an Wille überhaupt, es kann ein Zeichen von *décadence* sein, — es entwertet jedenfalls bis zu einem unausrechenbaren Grade seine Kunst. Ich nehme den unangenehmsten Fall, den Fall Wagner. Wagner, im Bann jener unglaubwürdig krankhaften Sexualität, die der Fluch seines Lebens war, wusste nur zu gut, was ein Künstler damit einbüsst, dass er vor sich die Freiheit, die Achtung verliert. Er ist verurteilt, Schauspieler zu sein. Seine Kunst selbst wird ihm zum beständigen Fluchtversuch, zum Mittel des Sich-Vergessens, des Sich-Betäubens, — es verändert, es bestimmt zuletzt den Charakter seiner Kunst. Ein solcher »Unfreier« hat eine Haschisch-Welt nötig, fremde, schwere, einhüllende Dünste, alle Art Exotismus und Symbolismus des Ideals, nur um seine Realität einmal los zu sein, — er hat Wagnerische Musik nötig . . . Eine gewisse Katholizität des Ideals vor allem ist bei einem Künstler beinahe der Beweis von Selbstverachtung, von »Sumpf«: der Fall Baudelaires in Frankreich, der Fall Edgar Allan Poes in Amerika, der Fall Wagners in Deutschland. — Habe ich noch zu sagen, dass Wagner seiner Sinnlichkeit auch seinen Erfolg verdankt? dass seine Musik die untersten Instinkte zu sich, zu Wagner überredet? dass jener heilige Begriffs-Dunst von Ideal, von Drei-Achtel-Katholizismus eine Kunst der Verführung mehr ist? (er erlaubt, unwissend, unschuldig, christlich »den Zauber« auf sich wirken zu lassen . . .) Wer wagte das Wort, das eigentliche Wort für die *ardeurs* der Tristan-Musik? — Ich ziehe Handschuhe an, wenn ich die

Partitur des Tristan lese . . . Die immer mehr um sich greifende Wagnerei ist eine leichtere Sinnlichkeits-Epidemie, die »es nicht weiss«; gegen Wagnerische Musik halte ich jede Vorsicht für geboten. —

11.

KUENSTLER sind nicht die Menschen der grossen Leidenschaft, was sie uns und sich auch vorreden mögen. Und das aus zwei Gründen: es fehlt ihnen die Scham vor sich selber (sie sehen sich zu, indem sie leben, sie lauern sich auf, sie sind zu neugierig) und es fehlt ihnen auch die Scham vor der grossen Leidenschaft (sie beuten sie als Artisten aus). Zweitens aber ihr Vampyr, ihr Talent, missgönnt ihnen meist solche Verschwendung von Kraft, welche Leidenschaft heisst. — Mit einem Talent ist man auch das Opfer seines Talents, man lebt unter dem Vampyrismus seines Talents.

Man wird nicht dadurch mit seiner Leidenschaft fertig, dass man sie darstellt: vielmehr, man ist mit ihr fertig, wenn man sie darstellt. (Goethe lehrt es anders; aber es scheint, dass er hier sich selbst missverstehen wollte, — aus *delicatezza* . . .)

12.

WAS der Rausch alles vermag, der »Liebe« heisst und der noch etwas anderes ist als Liebe! — Doch darüber hat jedermann seine Wissenschaft. Die Muskelkraft eines Mädchens wächst, sobald nur ein Mann in seine Nähe kommt; es giebt Instrumente, dies zu messen. Bei einer noch näheren Beziehung der Geschlechter, wie sie zum Beispiel der Tanz und andere gesellschaftliche Gepflogenheiten mit sich bringen, nimmt diese Kraft dergestalt zu, um zu wirklichen Kraftstücken zu befähigen: man traut endlich seinen Augen nicht — und seiner Uhr! Hier ist allerdings einzurechnen, dass der Tanz an sich schon, gleich jeder sehr geschwinden Bewegung, eine Art Rausch für das gesamte Gefäss-, Nerven- und Muskelsystem mit sich bringt. Man hat in diesem Falle mit den kombinierten Wirkungen eines doppelten Rausches zu rechnen.— Und wie weise es mitunter ist, einen kleinen Stich zu haben! . . . Es

giebt Realitäten, die man nie sich eingestehen darf; dafür ist man Weib, dafür hat man alle weiblichen *pudeurs* . . . Diese jungen Geschöpfe, die dort tanzen, sind ersichtlich jenseits aller Realität: sie tanzen nur mit lauter handgreiflichen Idealen; sie sehen sogar, was mehr ist, noch Ideale um sich sitzen: die Mütter! . . . Gelegenheit Faust zu citieren . . . Sie sehen unvergleichlich besser aus, wenn sie dergestalt ihren kleinen Stich haben, die hübschen Kreaturen, — oh wie gut sie das auch wissen! sie werden sogar liebenswürdig, weil sie das wissen! — Zuletzt inspiriert sie auch noch ihr Putz; ihr Putz ist ihr dritter kleiner Rausch: sie glauben an ihren Schneider, wie sie an Gott glauben: und wer widerriete ihnen diesen Glauben? Dieser Glaube macht selig! Und die Selbstbewunderung ist gesund! — Selbstbewunderung schützt vor Erkältung. Hat sich je ein hübsches Weib erkältet, das sich gut bekleidet wusste? Nun und nimmermehr! Ich setze selbst den Fall, dass es kaum bekleidet war.

13.

WILL man den erstaunlichsten Beweis dafür, wie weit die Transfigurationskraft des Rausches geht? — Die »Liebe« ist dieser Beweis: das, was Liebe heisst in allen Sprachen und Stummheiten der Welt. Der Rausch wird hier mit der Realität in einer Weise fertig, dass im Bewusstsein des Liebenden die Ursache ausgelöscht und etwas andres sich an ihrer Stelle zu finden scheint, — ein Zittern und Aufglänzen aller Zauberspiegel der Circe . . . Hier macht Mensch und Tier keinen Unterschied; noch weniger Geist, Güte, Rechtschaffenheit . . . Man wird fein genarrt, wenn man fein ist; man wird grob genarrt, wenn man grob ist: aber die Liebe, und selbst die Liebe zu Gott, die Heiligen-Liebe »erlöster Seelen«, bleibt in der Wurzel Eins: ein Fieber, das Gründe hat, sich zu transfigurieren, ein Rausch, der gut thut, über sich zu lügen . . . Und jedenfalls lügt man gut, wenn man liebt, vor sich und über sich: man scheint sich transfiguriert, stärker, reicher, vollkommener, man ist vollkommener . . .
Wir finden hier die Kunst als organische Funktion: wir finden sie eingelegt in den engelhaftesten Instinkt: Liebe: wir finden sie als grösstes

Stimulans des Lebens, — Kunst somit als sublim zweckmässig auch noch darin, dass sie lügt ... Aber wir würden irren, bei ihrer Kraft, zu lügen, stehen zu bleiben: sie thut mehr, als bloss imaginieren: sie verschiebt selbst die Werte. Und nicht nur dass sie das Gefühl der Werte verschiebt: der Liebende ist mehr wert, ist stärker. Bei den Tieren treibt dieser Zustand neue Waffen, Pigmente, Farben und Formen heraus: vor allem neue Bewegungen, neue Rhythmen, neue Locktöne und Verführungen. Beim Menschen ist es nicht anders. Sein Gesamthaushalt ist reicher, als je, mächtiger, ganzer, als im Nichtliebenden. Der Liebende wird Verschwender: er ist reich genug dazu. Er wagt jetzt, wird Abenteurer, wird ein Esel an Grossmut und Unschuld; er glaubt wieder an Gott, er glaubt an die Tugend, weil er an die Liebe glaubt: und andrerseits wachsen diesem Idioten des Glücks Flügel und neue Fähigkeiten und selbst zur Kunst thut sich ihm die Thür auf. Rechnen wir aus der Lyrik in Ton und Wort die Suggestion jenes intestinalen Fiebers ab: was bleibt von der Lyrik und Musik übrig? ... *L'art pour l'art* vielleicht: das virtuose Gequak kaltgestellter Frösche, die in ihrem Sumpfe desperieren... Den ganzen Rest schuf die Liebe...

14.

IM dionysischen Rausche ist die Geschlechtlichkeit und die Wollust: sie fehlt nicht im apollinischen. Es muss noch eine Tempo-Verschiedenheit in beiden Zuständen geben... Die extreme Ruhe gewisser Rauschempfindungen (strenger: die Verlangsamung des Zeit- und Raumgefühls) spiegelt sich gern in der Vision der ruhigsten Gebärden und Seelen-Arten. Der klassische Stil stellt wesentlich diese Ruhe, Vereinfachung, Abkürzung, Konzentration dar, — das höchste Gefühl der Macht ist konzentriert im klassischen Typus. Schwer reagieren: ein grosses Bewusstsein: kein Gefühl von Kampf.

15.

UM Klassiker zu sein, muss man alle starken, anscheinend widerspruchsvollen Gaben und Begierden haben: aber so, dass sie mit einander unter Einem Joche gehen;

zur rechten Zeit kommen, um ein Genus von Litteratur oder Kunst oder Politik auf seine Höhe und Spitze zu bringen (nicht nachdem dies schon geschehen ist . . .);
einen Gesamtzustand (sei es eines Volkes, sei es einer Kultur) in seiner tiefsten und innersten Seele widerspiegeln, zu einer Zeit, wo er noch besteht und noch nicht überfärbt ist von der Nachahmung des Fremden (oder noch abhängig ist . . .);
kein reaktiver, sondern ein schliessender und vorwärts führender Geist sein, Ja sagend in allen Fällen, selbst mit seinem Hass.
»Es gehört dazu nicht der höchste persönliche Wert?« . . . Vielleicht zu erwägen, ob die moralischen Vorurteile hier nicht ihr Spiel spielen, und ob grosse moralische Höhe nicht vielleicht an sich ein Widerspruch gegen das Klassische ist? . . .
Ob nicht die moralischen Monstra notwendig Romantiker sein müssen, in Wort und That? . . . Ein solches Uebergewicht Einer Tugend über die anderen (wie beim moralischen Monstrum) steht eben der klassischen Macht im Gleichgewicht feindlich entgegen: gesetzt, man hätte diese Höhe und wäre trotzdem Klassiker, so dürfte dreist geschlossen werden, man besitze auch die Immoralität auf gleicher Höhe: dies vielleicht der Fall Shakespeare (gesetzt dass es wirklich Lord Bacon ist).

16.

OB nicht hinter dem Gegensatz von Klassisch und Romantisch der Gegensatz des Aktiven und Reaktiven verborgen liegt? . . .

17.

DIE Vermoralisierung der Künste. — Kunst als Freiheit von der moralischen Verengung und Winkel-Optik; oder als Spott über sie. Die Flucht in die Natur, wo ihre Schönheit mit der Furchtbarkeit sich paart. Konzeption des grossen Menschen.
— Zerbrechliche, unnütze Luxus-Seelen, welche ein Hauch schon trübe macht, die »schönen Seelen«.

— Die verblichenen Ideale aufwecken in ihrer schonungslosen Härte und Brutalität, als die prachtvollsten Ungeheuer, die sie sind.
— Ein frohlockender Genuss an der psychologischen Einsicht in die Sinuosität und Schauspielerei wider Wissen bei allen vermoralisierten Künstlern.
— Die Falschheit der Kunst, — ihre Immoralität ans Licht ziehen.
— Die »idealisierenden« Grundmächte (Sinnlichkeit, Rausch, überreiche Animalität) ans Licht ziehen.

18.

ZUKUENFTIGES. — Gegen die Romantik, die grosse »Passion«. — Zu begreifen, wie zu jedem »klassischen« Geschmack ein Quantum Kälte, Lucidität, Härte hinzugehört: Logik vor allem, Glück in der Geistigkeit, »drei Einheiten«, Konzentration, Hass gegen Gefühl, Gemüt, *esprit*, Hass gegen das Vielfache, Unsichere, Schweifende, Absurde so gut, als gegen das Kurze, Spitze, Hübsche, Gütige.
Man soll nicht mit künstlerischen Formeln spielen: man soll das Leben umschaffen, dass es sich nachher formulieren muss ...
Es ist eine heitere Komödie, über die erst jetzt wir lachen lernen, die man jetzt erst sieht, dass die Zeitgenossen Herders Winckelmanns Goethes und Hegels in Anspruch nahmen, das klassische Ideal wieder entdeckt zu haben ... Und zu gleicher Zeit Shakespeare! — Und dasselbe Geschlecht hatte sich von der klassischen Schule der Franzosen auf schnöde Art losgesagt! — als ob nicht das Wesentliche so gut hier wie dorther hätte gelernt werden können! ...
Aber man wollte die »Natur«, die »Natürlichkeit«: oh Stumpfsinn! Man glaubte, die Klassicität sei eine Art Natürlichkeit! —
— Ohne Vorurteil und Weichlichkeit zu Ende denken, auf welchem Boden ein klassischer Geschmack wachsen kann.
Verhärtung, Vereinfachung, Verstärkung, Verböserung des Menschen: so gehört es zusammen. Die logisch-psychologische Vereinfachung des Ungewissen, die Verachtung des Details, das Komplexe.

Die Romantik in Deutschland protestierte nicht gegen den Klassicismus, sondern gegen Vernunft, Aufklärung, Geschmack, 18. Jahrhundert.
Die Sensibilität der romantisch-wagnerischen Musik: Gegensatz der klassischen Sensibilität . . .
Der Wille zur Einheit (weil die Einheit tyrannisiert: nämlich die Zuhörer, Zuschauer), aber Unfähigkeit, sie in der Hauptsache tyrannisieren zu lassen: nämlich in Hinsicht auf das Werk selbst (auf Verzichtleisten, Kürzen, Klären, Vereinfachen). Die Ueberwältigung durch Masse (Wagner, Victor Hugo, Zola, Taine).

19.

DER Nihilismus der Artisten. — Die Natur grausam durch ihre Heiterkeit; cynisch mit ihren Sonnenaufgängen.
Wir sind feindselig gegen Rührungen.
Man flüchtet dorthin, wo die Natur unsere Sinne und unsere Einbildungskraft bewegt, wo wir nichts zu lieben haben, wo wir nicht an die moralischen Scheinbarkeiten und Delikatessen dieser nordischen Natur erinnert werden; — und so auch in den Künsten. Wir ziehen vor, was nicht mehr uns an »Gut und Böse« erinnert. Unsere moralistische Reizbarkeit und Schmerzfähigkeit ist wie erlöst in einer fruchtbaren und glücklichen Natur, im Fatalismus der Sinne und der Kräfte. Das Leben ohne Güte.
Die Wohlthat besteht im Anblick der grossartigen Indifferenz der Natur gegen Gut und Böse.
Keine Gerechtigkeit in der Geschichte, keine Güte in der Natur: deshalb geht der Pessimist, falls er Artist ist, dorthin *in historicis*, wo die Absenz der Gerechtigkeit selber noch mit grossartiger Naivetät sich zeigt, wo gerade die Vollkommenheit zum Ausdruck kommt . . . und insgleichen in der Natur dorthin, wo der böse und indifferente Charakter sich nicht verhehlt, wo sie den Charakter der Vollkommenheit darstellt . . .
Der nihilistische Künstler verrät sich im Wollen und Bevorzugen der cynischen Geschichte, der cynischen Natur.

20.

Es ist die Frage der Kraft (eines Einzelnen oder eines Volkes), ob und wo das Urteil »schön« angesetzt wird. Das Gefühl der Fülle, der aufgestauten Kraft (aus dem es erlaubt ist Vieles mutig und wohlgemut entgegen zu nehmen, vor dem der Schwächling schaudert) — das Machtgefühl spricht das Urteil »schön« noch über Dinge und Zustände aus, welche der Instinkt der Ohnmacht nur als hassenswert, als »hässlich« abschätzen kann. Die Witterung dafür, womit wir ungefähr fertig werden würden, wenn es leibhaft entgegenträte, als Gefahr, Problem, Versuch, — diese Witterung bestimmt auch noch unser ästhetisches Ja. (»Das ist schön« ist eine Bejahung.)

Daraus ergiebt sich, ins Grosse gerechnet, dass die Vorliebe für fragwürdige und furchtbare Dinge ein Symptom für Stärke ist: während der Geschmack am Hübschen und Zierlichen den Schwachen, den Delikaten zugehört. Die Lust an der Tragödie kennzeichnet starke Zeitalter und Charaktere: ihr *non plus ultra* ist vielleicht die *divina commedia*. Es sind die heroischen Geister, welche zu sich selbst in der tragischen Grausamkeit Ja sagen: sie sind hart genug, um das Leiden als Lust zu empfinden ... Gesetzt dagegen, dass die Schwachen von einer Kunst Genuss begehren, welche für sie nicht erdacht ist, was werden sie thun, um die Tragödie sich schmackhaft zu machen? ... Sie werden ihre eigenen Wertgefühle in sie hinein interpretieren: z. B. den »Triumph der sittlichen Weltordnung« oder die Lehre vom »Unwert des Daseins« oder die Aufforderung zur Resignation (— oder auch halb medizinische, halb moralische Affekt-Ausladungen *à la* Aristoteles). Endlich: die Kunst des Furchtbaren, insofern sie die Nerven aufregt, kann bei den Schwachen und Erschöpften als *stimulans* in Schätzung kommen: das ist heute z. B. der Grund für die Schätzung der Wagnerischen Kunst.

Es ist ein Zeichen von Wohl- und Machtgefühl, wie viel einer den Dingen von ihrem furchtbaren und fragwürdigen Charakter zugestehen darf; und ob er überhaupt »Lösungen« am Schluss braucht.

Diese Art Künstler-Pessimismus ist genau das Gegenstück zum moralisch-religiösen Pessimismus, welcher an der »Verderbnis« des Menschen, am Rätsel des Daseins leidet: dieser will durchaus eine Lösung, wenigstens eine Hoffnung auf Lösung . . . Die Leidenden, Verzweifelnden, An-sich-Misstrauischen, die Kranken mit Einem Wort, haben zu allen Zeiten die entzückenden Visionen nötig gehabt, um es auszuhalten (der Begriff »Seligkeit« ist dieses Ursprungs).

Ein verwandter Fall: die Künstler der *décadence*, welche im Grunde nihilistisch zum Leben stehen, flüchten in die Schönheit der Form... in die ausgewählten Dinge, wo die Natur vollkommen ward, wo sie indifferent gross und schön ist . . .

Die »Liebe zum Schönen« kann somit etwas anderes als das Vermögen sein, ein Schönes zu sehen, das Schöne zu schaffen: sie kann gerade der Ausdruck von Unvermögen dazu sein.

Die überwältigenden Künstler, welche einen Konsonanz-Ton aus jedem Konflikte erklingen lassen, sind die, welche ihre eigene Mächtigkeit und Selbsterlösung noch den Dingen zu Gute kommen lassen: sie sprechen ihre innerste Erfahrung in der Symbolik jedes Kunstwerkes aus, — ihr Schaffen ist Dankbarkeit für ihr Sein.

Die Tiefe des tragischen Künstlers liegt darin, dass sein ästhetischer Instinkt die ferneren Folgen übersieht, dass er nicht kurzsichtig beim Nächsten stehen bleibt, dass er die Oekonomie im Grossen bejaht, welche das Furchtbare, Böse, Fragwürdige rechtfertigt, und nicht nur . . . rechtfertigt.

HAELFTE DES LEBENS.

MIT gelben Blumen hängt
Und voll mit wilden Rosen
Das Land in den See. —
Ihr holden Schwäne! —
Und trunken von Küssen
Tunkt ihr das Haupt
Ins heilig nüchterne Wasser.

Weh mir, wo nehm ich, wenn
Es Winter wird die Blumen und wo
Den Sonnenschein
Und Schatten der Erde?
Die Mauern stehen
Sprachlos und kalt; im Winde
Klirren die Fahnen.

Friedrich Hölderlin.

Zeichnung von Markus Behmer



SCHNEEWITCHEN/ KOMOEDIE IN VERSEN/ VON ROBERT WALSER.

Ein Garten. Rechts Eingang in das Schloss. Zum Hintergrund wellige Berge. Die Königin, Schneewitchen, der fremde Prinz, der Jäger.

Die Königin:

Sag, bist Du krank?

Schneewitchen:

Was mögt Ihr fragen, da Ihr doch
den Tod wünscht der, die als zu schön
Euch immer in die Augen stach.
Was seht Ihr mich so milde an.
Die Güte, die so liebreich sieht
aus Eurem Aug, ist nur gemacht,
der milde Ton nur nachgeahmt.
Hass wohnt in Eurem Herzen ja.
Ihr schicktet doch den Jäger mir
und hiesst ihn zücken seinen Dolch
auf dies verhasste Angesicht.
Ob ich nun krank sei, fragt Ihr mich?
Spott steht so mildem Munde schlecht.
Ja, Mildheit wird zum argen Spott,
wenn sie ohn' Scheu so grausam kränkt.
Ich bin nicht krank. Ich bin ja tot.
Der gift'ge Apfel tat so weh
o, o so weh, und, Mutter, Ihr,
Ihr seid es, die ihn mir gebracht.
Nun, ob ich krank sei, spottet Ihr?

Die Königin:

Hold Kind, Du irrst Dich. Du bist krank
ja ernstlich, wirklich ernstlich krank.

Dir thut die frische Gartenluft
ohn' Zweifel wohl. Ich bitte Dich,
gieb den Gedanken nur nicht hin
Dein schwaches Köpfchen. Sei ganz still.
Sinn lieber nicht so hin und her.
Schaff Dir Bewegung, spring und lauf.
Ruf eilig nach dem Schmetterling.
Schilt auf die Luft, dass sie nicht warm
genug noch sei. Sei Kind und Du
wirst bald verlieren diese Farb,
die wie ein blasses Leichentuch
Dein rosig Antlitz überdeckt.
Denk keine Sünd. Die Sünde soll
vergessen sein. Ich sündigte
vielleicht vor langen Jahr'n an Dir.
Wer mag sich dess erinnern noch.
Unangenehmes ja vergisst
man leicht, wenn man zu denken hat
Lieb's in der Näh. Du weinst doch nicht?

Schneewitchen:

Ja, weinen muss ich, wenn ich denk,
dass Ihr so schnell Vergangenem
den Hals wollt brechen, wie Ihr mir
ihn brechen wolltet. Weinen, ja,
bei sündiger Vergesslichkeit,
die schmeicheln will. O Ihr gebt so
der Sünde Flügel, doch sie fliegt
schlecht mit dem neuen Flügelpaar,
das ihr nicht passt. Sie liegt so nah
vor mir und Euch, die Ihr sie wollt
wegscherzen mit 'nem Schmeichelwort,

so nah, sag ich, berührbar nah,
dass ich sie nie vergessen kann,
nie Euch, die sie begangen hat.
Sag Jäger, schwurst Du mir nicht Tod?

Jäger:

Gewiss, Prinzessin, graus'gen Tod,
doch übt' ihn nicht wie laut und wahr
das Märchen ja verkündet hat.
Mich rührte Eure holde Bitt,
Eur Angesicht, süss wie der Schnee,
der unterm Kuss der Sonne liegt.
Ich steckte ein, womit ich Euch
ermorden wollte, stach das Reh,
das eben durch die Quer uns sprang,
sog gierigen Sinns das Blut aus ihm.
Das Eure liess ich unberührt.
Sagt desshalb nicht, ich schwur Euch Tod,
da ich den Schwur mitleidig brach,
bevor er Euch ein Leid nur that.

Königin:

Nun also denn. Was weinst Du so?
Er zückte nur zum Spass den Dolch.
Die Mild' in ihm ja musste er
zuerst erstechen, stach er Dich.
Doch that er's nicht, da Mild' in ihm
frisch wie der Glanz der Sonne lebt.
Gieb einen Kuss mir und vergiss,
blick fröhlich auf und sei gescheidt.

Schneewitchen:

Wie kann ich küssen diesen Mund
der küssend diesen Jäger trieb

zur rohen That. Nie küss ich Dich.
Mit Küssen feuertest Du ja
den Jäger hier zum Töten an;
und Tod galt mir im Augenblick,
da er Dein süsser Liebster war.

Königin:

Was sagst Du da?

Jäger:

Sie mich mit Küssen?

Prinz:

Ich glaube wirklich, das ist wahr.
Der Mann im grünen Kleide hat
weit wen'ger Ehrfurcht als ihm ziemt
vor dieser hohen Königin.
Schneewitchen, o wie übel hat
liebloser Hass mit Dir gespielt.
Ein Wunder, dass Du lebend bist.
Du hieltest Gift und Dolche aus.
Aus welchem Stoff bist Du gemacht,
da tot Du bist und doch so hold
lebendig, ja, so wenig tot
dass Leben sich in Dich verliebt?
Sag mir, stach dieser Jäger Dich?

Schneewitchen:

Nein nein, in diesem Manne lebt
ein mitleidvolles gutes Herz.
Hätt' dieses Herz die Königin,
sie wäre bessre Mutter mir.

Königin:

Viel besser mein ich es mit Dir,
als Dir Dein heft'ger Argwohn sagt.

Ich schickte diesen Jäger nicht
nach Dir mit Küssen aus. Dich hat
argwöhnisch blinde Scheu gemacht.
Vielmehr ich liebte immer Dich
als mein unschuldig liebes Kind.
Wie hätt ich Ursach, Grund und Recht
zu hassen Dich, die mir so lieb
als wie das Kind der eignen Brust!
O glaube scheuer Stimme nicht,
die Sünde flüstert, die nicht ist.
Glaub rechtem und nicht linkem Ohr,
ich meine falschem, das Dir sagt
dass ich die böse Mutter sei,
neidisch auf Schönheit. Ach, glaub doch
solch aberwitz'gem Märchen nicht,
das in der Welt begierig Ohr
die Nachricht schüttet, ich sei toll
aus Eifersucht, bös von Natur,
was alles ein Geschwätz nur ist.
Ich liebe Dich. Bekennen hat
noch nie aufrichtiger bekannt.
Dass Du so schön bist, freut mich nur.
Schönheit am eignen Kinde ist
Balsam für müde Mutterlust,
nicht Trieb zu so abscheul'cher That,
wie Märchen sie zu Grunde legt
hier dieser Handlung, diesem Spiel.
Wendt' Dich nicht ab, sei liebes Kind,
trau Elternwort als wie Dir selbst.

Schneewitchen:

O mit Vergnügen glaubte ich,
da Glauben ruhige Wonne ist.

Doch mit wie vielem Glauben kann
ich glauben, wo kein Glauben ist,
wo schelm'sche Bosheit lauert, wo
Unrecht mit stolzem Nacken sitzt?
Ihr sprecht so milde, wie Ihr könnt
doch könnt Ihr noch nicht milde thun.
Das Auge, das so höhnisch blitzt;
unmütterlich herab zu mir
so drohend zuckt, lacht unheilvoll
zu Eurer Zunge Schmeichelton,
den es verachtet: Es spricht wahr;
und ihm allein, dem stolzen Aug
glaub ich, nicht der Verräterzung.

Prinz:

Ich glaube, Du glaubst recht, mein Kind.

Königin:

Müsst Ihr noch helfen, kleiner Prinz,
zu Flammen Flammen tragen, wo
heilsame Flut so nötig wär?
Buntscheck'ger Fremdling, tretet nicht
zu nahe einer Königin.

Prinz:

Was wag ich, der Prinzess zu lieb,
Euch Unhold, gegenüber, nicht?

Königin:

Was?

Prinz:

Jawohl, und schein ich klein und schwach:
Dies wiederhol ich tausendmal,
zehn, hunderttausendmal vor Euch:

Ein arg Verbrechen liegt hier vor,
das wider Euch, die Königin, zeugt.
Gift wurde diesem süssen Kind
wie einem Hunde vorgestreut.
Warum, sag Eure Bosheit Euch,
Eur gut Gewissen! Holdes Kind,
gehn wir ein wenig jetzt hinauf
und sinnen diesem Kummer nach.
Wenn Du zu schwach bist, stütze Dich
hier auf die treue Schulter nur,
die gern empfindet solche Last.
Euch, Kön'gin, überlassen wir
vorerst der kurzen Spanne Zeit.
Dann sprechen wir uns wieder. (Zu Schneewitchen) Kommt
erlaubt die süsse Freiheit mir.

Er führt sie ab in das Schloss.

Königin:

Geh nur, zerrissen Takelwerk.
Geh Brautpaar, mit dem Tod vermählt.
Geh Kummer, führe Schwachheit an;
und seid recht innig Arm in Arm.
Komm, holder Jäger, plaudern wir.

Verwandlung.
Ein Zimmer im Schloss. Der Prinz und Schneewitchen.

Prinz:

Ich wollte so den ganzen Tag
verplaudern Arm in Arm mit Dir.
Wie mutet mich die Sprache an,
die aus dem süssen Mund Dir kommt.
Wie munter ist Dein blosses Wort.

Entzückt von seinem Reichtum hängt
mein Ohr wie in der Hängematt'
des Horchens, träumt von Geigenton,
Gelispel, holdem Nacht'galllaut,
von Liebsgezwitscher. Hin und her
geht Träumen wie der Wellenschlag
des Sees an unsres Gartens Rand.
O sprich; und ich bin stets im Schlaf,
Gefangener der Liebe so,
gefesselt, doch unendlich reich,
frei wie noch nie ein Freier war.

Schneewitchen:

Ihr sprecht vornehme Prinzensprach.

Prinz:

Nein, lass mich horchen, dass die Lieb
die unten ich im Garten Dir
im Laubgehege schwor, nie sich
in eitlen Worten fort mir weht.
Nur horchen will ich und im Sinn
erwidern Deinen Liebeslaut.
Sprich, dass ich immer schweigen kann
und treu Dir sein. Untreu ist schnell
mit Worten da, sie spricht so rasch
wie'n Quell im Winde, der ihn peitscht,
und übersprudelt im Geschwätz.
Nein, lass mich schweigen, treu Dir sein.
In diesem Sinne lieb ich Dich
mehr als mit Liebe. Innigkeit
kennt dann sich nicht mehr, überhäuft
mich so wie Dich mit Feuchtigkeit.
Feucht sei die Liebe wie die Nacht,

dass nie ein trockner Staub sie trübt.
Red also, dass wie Tau die Red
herab auf unsre Liebe fall'.
Du bist so stumm. Was blickst Du da?

Schneewitchen:

Ihr sprecht ja wie ein Wasserfall
vom Schweigen und doch schweigt Ihr nicht.

Prinz:

Was hast Du, sprich! Du siehst so ernst,
herab so leidend zu den Zehn',
als suchtest Du die Sprache da,
die Liebe flüstert. Sei nicht trüb.
Sprich leicht, wenn Dich ein Kummer drückt.
Leg ihn wie einen Teppich aus
auf dem wir munter spielen dann.
Auf Herzleid scherzt es sich so gut.

Schneewitchen:

Du redest immer und versprachst
ja Schweigen doch. Was redest Du
so hastig stets in einem fort?
Zutraun hat nicht so schnelle Sprach;
und Liebe liebt die weiche Ruh.
O wenn Du meiner Wonne nicht
ergeben bist in jedem Sinn,
so sag es doch. Sag's, da Du sagst,
Untreue spräch so eifrig fort,
nur sie sei so geschwätzig schnell.

Prinz:

Lass das doch sein.

Schneewitchen:

Ja, lass uns plaudern, lustig sein.
Schwermut und niedern Kummer lass
verbannen aus der Liebe Reich.
Lass scherzen, tanzen, schreien uns.
Was kümmert uns das Weh der Zeit,
Die uns zu schweigen anbefiehlt!
Nun, siehst Du in dem Garten was?

Prinz, der zum Fenster hinaussieht:

Ach, was ich seh, ist hold und süss
dem blossen Auge, das nur schaut.
Dem Sinn ist's heilig, der das Bild
in seine feinen Netze nimmt.
Dem Geist, der das Vergangne weiss,
ist's hässlich wie die schlammige Flut
von trübem Wasser. Ach s'ist ein
zwiefacher Anblick: süss und schlecht,
gedankenvoll und hold. Sieh doch
mit Deinen Augen selbst es an.

Schneewitchen:

Nein, sag, was siehst Du. Sag es nur.
Den Lippen dann entnehme ich
die feine Zeichnung solchen Bilds.
Wenn Du es malst, so milderst Du
gewiss mit weisem, klugem Sinn
des Anblicks Schärfe. Nun, was ist's?
Gern, statt zu schauen, hört' ich es.

Prinz:

Es ist die hold'ste Liebeslust
die je ein liebend Paar entbrannt.
Die Königin küsst des Jägers Mund

und er giebt Kuss um Kuss zurück.
Sie sitzen unterm Weidenbaum
dess lange Aeste niederwehn
auf beider Haupt. Der Rasen küsst
das Wirrwarr der verknüpften Füss'.
Das Holz der Bank seufzt unterm Druck
der Leiber, die ein Leib nur sind,
in der Umarmung Liebeswonn.
O so liebt sich ein Tigerpaar
im Urwald, ganz der Welt entrückt.
Die süsse Wonne macht sie eins,
reisst los sie, nur um inniger sich
von neu'm zu geben. Ich bin sprach-
und bilderlos vor solchem Bild.
Willst Du es sehn und sprachlos sein?

Schneewitchen:

Nein, es würd' übel mir dabei.
Komm weg doch von dem schnöden Bild.

Prinz:

Kaum lässt es aus dem Zauber mich
der Farben los. Es ist ein Bild,
dess Maler süsse Liebe ist.
O wie sie liegt, die Königin,
erdrückt in seinem starken Arm.
Wie sie nun schreit vor Lust und wie
der Kerl sie nun mit Küssen deckt.
So deckt man eine Schüssel zu,
nein, einen Himmel, Himmelslust
ist dieses Mundes Oeffnung ja.
Der Schurke ist ganz unverschämt.
Er glaubt, sein grünes Jägerkleid

sichr' ihn vor Stichen. Stich ist das,
was so entzückt herauf mir scheint.
O ich bin rasend. Dieses Weib!
Nicht dieser Kerl, o nur das Weib!
Was schadet doch der rohe Kerl.
Ach, dieses süsse, süsse Weib. —
Könnt ich den Sinn verlieren doch,
der das gesehn. Nun bin ich hin.
Sturm wütet über alles weg,
was Liebe hiess, noch heissen möcht',
doch nicht mehr heisst. Geh alles fort.

Schneewitchen:

Weh mir, die ich das hören muss.

Prinz:

Weh uns, dass ich das sehen musst!

Schneewitchen:

O ich verlange ja nichts mehr,
als dass ich lächelnd tot bin, tot.
Das bin ich auch und war es stets. —
Nie fühlt' ich heissen Lebenssturm.
Ich bin so still wie weicher Schnee
der für den Strahl der Sonne liegt,
dass sie ihn nimmt. Schnee bin ich so —
und fliesse bei dem warmen Hauch,
der mir nicht, der dem Frühling gilt.'
Süss ist dies Sickern. Liebe Erd
nimm mich in deine Wohnung auf.
So weh ist an der Sonne mir.

Prinz:

Bereit ich Dir dies schlimme Weh?

Schneewitchen:

O nein. Du nicht. Wie könntest Du!

Prinz:

Wie hold Du bist. Wie Du mir lachst,
entgegenlächelst! Lieb mich nicht.
Ich störe nur den Frieden Dir.
O liess ich Dich doch in dem Sarg;
Wie schön Du darin lagst. So liegt
Schnee auf der stillen Winterwelt.

Schneewitchen:

Schnee, immer Schnee?

Prinz:

Verzeih, Du liebes Winterbild,
Du Abbild frommer weisser Ruh.
Kränkt ich Dich, so geschah es doch
in Liebe nur. Nun wendet sich
Lieb weinend wieder von Dir ab,
der Kön'gin zu. Verzeih der Lieb,
dass sie Dich aus dem Sarge nahm,
dem gläsernen, worin Du lagst
mit Rosenwangen, offnem Mund
und Atem, der Lebend'gen gleich.
Dies war ein Bild zum Sterben süss:
Hätt ich es doch gelassen so
dann kniete Liebe noch vor Dir.

Schneewitchen:

Schau, schau! Nun ich lebendig bin,
wirfst Du mich wie die Tote weg!
Wie seltsam seid Ihr Männer doch.

Prinz:

Schilt mich nur recht, dann thust Du lieb.
Hass mich und ich knie vor Dich hin.

Nenn einen schlechten Schelmen mich:
Du thust mir wohl. Doch lass mich jetzt
die holde Königin suchen gehn,
die aus unwürd'ger Liebe ich
befreien will. Ich bitte, sei
recht bös, ja, recht ergrimmt auf mich.

Schneewitchen:

Warum auch? Sag mir doch, warum?

Prinz:

Ei, weil ich solch ein Schurke bin,
der weg von Dir zur Andern läuft,
die seinen Sinn nun höher reizt.

Schneewitchen:

Ein Schurke bist Du nie! So? so?
Den Sinn, den Sinn Dir höher reizt?
Ei, welcher Unsinn ist im Sinn.
Welch eine Meute Hunde reizt
Dir so den Sinn, dass wie das Reh
erschrocken Du dem Feinde fliehst,
der Dich verfolgt. Je nun, es sei.
Flieh weg von mir, dem Bache zu,
der Dich mit bess'rem Wasser labt.
Ich bleib und lächle, necke Dich
mit ausgestreckter blasser Hand,
folg Deiner Flucht mit lust'ger Stimm,
die ruft: Schneewitchen wartet Dir,
komm, klopfe an die alte Thür; —
und lache laut. Du wendest dann
das liebe treue Haupt mir um,
flehst, dass ich doch nur schweigen möcht'

da Schreien keinen Zweck. — Geh doch!
O geh doch, ich entlasse Dich.
Empfiehl mich meiner Königin.

Prinz:

Empfehlen Dich, der Königin?
Wie? Träum' ich?

Schneewitchen:

Nun ja. Ist es mir nicht erlaubt
durch Dich zu grüssen die Mama,
die unten in dem schatt'gen Park
mit Stickerein beschäftigt ist?
Sie stickt an einem Liebeszeug —
Was gehts mich an. Ich schuld ihr Lieb
und Liebe grüsst sie so durch Dich.
Sag, ich verzeih ihr. Oder nein,
weil das in diesem Falle doch
sich für das Kind nicht eben schickt,
fleh auf den Knien für mich Verzeihn.
Du wirst ja eigner Liebe halb
schon knien müssen. Sags dann so
als Zuckerbrötchen nebenbei;
und merk dann auf, wie hold sie nickt,
wie in beklemmter Rührung sie
die Hand zum glüh'nden Kuss Dir lässt,
und mir, weil Du so artig warst,
Verzeihung für den Fehler schickt.
Wie ungeduldig harr ich auf
das Mutterwort. So geh doch schnell.

Prinz:

Schneewitchen, ich versteh Dich nicht.

Schneewitchen:

Das thut zur Sache ja doch nichts.
Geh jetzt, ich bitt Dich. Lass allein
die Blume, die der Einsamkeit
nur ihre volle Blüte zeigt.
Für Dich war sie doch nicht bestimmt;
deshalb sei ruhig. Geh, lass mich
dem Träumen hier, das reich sich auf
wie eine bunte Pflanze schliesst.
Geh zu der andern Blume, geh
und sauge Dir den süssern Duft.

Prinz:

Sei Du selbst ruhig. Warte hier.
Ich bringe Dir die Königin
versöhnt zurück. Ich suche sie
jetzt in dem schatt'gen Garten auf.
Den Schurken Jäger stelle ich
zur Rede, wann und wo und wie
ich ihn auch treffe. Bis dahin
sei ruhig und erwarte uns.

Geht ab.

Schneewitchen:

Er ist voll Unruh und empfiehlt
die Ruh mir, die in reich'rem Mass
als sein, sich mein bemächtigt hat.
Geh alles, wie es gehen muss.
Des Prinzen Untreu thut mir weh.
Doch wein ich nicht, gerade wie
ich auch nicht jubeln würde, hätt'
Beweis ich seiner innigen Lieb.
Erregter, als Erregung thut,

mag ich nicht thun und die schweigt still,
würgt ihre Angst hinunter, so
thu ja auch ich. Aha, da kommt
die Mutter selbst und ganz allein.

Zur Königin, welche auftritt.

O gute Mutter, o verzeiht.

Sie wirft sich ihr zu Füssen.

Königin:

Weshalb denn? Steh doch auf, mein Kind.

Schneewitchen:

Nein, auf den Knien so vor Euch.

Königin:

Was hast Du, was bewegt Dich so
was zittert so in Deiner Brust?
Steh auf und sage, was Du hast.

Schneewitchen:

Zieht nicht zurück die milde Hand,
die ich mit Küssen decken will.
Wie sehnt' ich mich nach diesem Druck.
Verlegene Entschuld'gung fleht
so bange um Verzeihung nicht
wie ich Euch hier. Vergesst, verzeiht.
Seid meine gnädige Mutter doch,
lasst Eurer Güte Kind mich sein,
das bang an Euren Leib sich schmiegt.
O süsse Hand, ich dacht' von Dir,
Du stelltest meinem Leben nach,
bot'st mir den Apfel: 's ist nicht wahr.
Sünd' ist so fein erfunden nur

von der Gedanken Vielerlei.
Das Denken ist die einz'ge Sünd,
die es hier gibt. O sprecht mich frei
vom Argwohn, der Euch so verletzt.
Ich will nur lieben, lieben Euch.

Königin:

Wie? Schickt ich Dir den Jäger nicht?
Trieb ich mit Küssen ihn nicht an,
zu thun die grosse, grosse Sünd'?
Bedenk, dass Du nicht richtig denkst.

Schneewitchen:

Ich fühle nur; Gefühl denkt scharf.
Es weiss von dieser Sach genau
die Punkte alle. Doch, verzeiht,
weit edler als Gedanken denkt
Gefühl sich eine Sache aus.
Sein Urteil, allen Urteils bar,
urteilt viel schärfer, schlichter auch.
So mag ich von dem Denken nichts.
Es grübelt nur so hin und her
hochwicht'ger Mien und Meinung voll,
sagt, dies ging so zu, und besteht
auf kleinlichem Verdammungsspruch.
Weg mit dem Richter, der nur denkt.
Fühlt er nicht, denkt er winzig klein.
Sein Urteil hat das Magenweh,
ist blass und macht den Kläger toll,
spricht erst recht von der Sünde frei
den Sünder, hebt die Klage auf
in einem Atem. Holt herbei
mir jenen andern Richter, das

süsse, nichtswissende Gefühl,
hört, was es sagt. O es sagt nichts.
Es lächelt, küsst die Sünde tot,
liebkost als seine Schwester sie,
erwürgt sie küssend. Mein Gefühl
spricht Euch von aller Sünde frei,
liegt auf den fleh'nden Knien vor Euch
und bittet, nennt mich Sünderin,
mich, die so bang Verzeihung fleht.

Königin:

Den gift'gen Apfel schickt ich Dir;
Du assest ja davon und starbst.
Dich trugen Zwerge in dem Sarg,
dem gläsernen, bis auf den Kuss
des Prinzen Du lebendig wardst.
Es ist doch alles so, nicht wahr?

Schneewitchen:

Bis auf den Kuss ist alles wahr.
Hier diese Lippen küsste nie
noch ein entweih'nder Männermund.
Der Prinz, wie könnt er küssen auch;
er hat ja noch kein Haar am Kinn,
er ist ein kleiner Knabe noch,
sonst edel, aber furchtbar klein,
schwach, wie der Leib, in dem er steckt,
klein wie der Sinn, an dem er hängt.
Von einem Prinzenkusse sagt
nichts mehr, Mama. Der Kuss ist tot,
als hätt er nie das Nass gespürt
beidseitigen, feuchten Lippenpaars.
Von was doch wollt ich reden? Ah

von Sünde, die auf Knien liegt
vor Euch, der lieben Sünderin.

Königin:

Nein, das ist falsch. Du lügst Dir selbst
ein Märchen vor. Das Märchen ja
sagt, dass ich schlimme Kön'gin sei,
dass ich den Jäger Dir gesandt,
den Apfel Dir zum essen gab.
Erwidere genau hierauf.
Nicht wahr, Du flehst zum Spotte nur
mich um Vergebung. Alles dies
ist einstudierte Gest und Art,
Wort, das Du schlau Dir eingeübt?
Argwöhnisch, in der That, hast Du
nun mich gemacht. Was thust Du da?

Schneewitchen:

Schaun auf die milde güt'ge Hand,
sehn, wie sie schön ist, wunderbar
in einem Kind die Rührung weckt,
die gänzlich fast erloschen war.
Nein, Ihr seid keine Sünderin:
wo hättet Ihr den Sinn dazu.
Ich auch bin keine. Wir sind noch
von aller Schande fleckenlos,
sehn rein zum reinen Himmel auf,
thun mild ja, wie es hier geschieht.
Wir thaten einmal Böses uns.
Doch das ist schon zu lange her,
um es zu wissen. Thut mir auf,
ich bitte Euch, den lieben Mund;
erzählt etwas recht Lustiges mir.

Königin:

Ich sandte, Dich zu töten, aus.
Liebkosungen und Küsse nicht
spart ich an dem, der nach Dir ging,
der wie das Wild durch Wälder dich
und Wiesen jagte, bis Du sankst.

Schneewitchen:

Ach, die Geschichte kenn ich ja
auch die vom Apfel, die vom Sarg.
Erzählt was andres, seid so gut.
Kommt Euch nichts andres denn zu Sinn?
Hangt Ihr an diesen Zügen so,
dass Ihr sie immer zeichnen müsst?

Königin:

Mit Küssen, Küssen feuerte
den Jäger ich, den Mordkerl, an.
Ach, wie die Küsse regneten
wie Tau auf das Gesicht herab,
das Treu mir schwor und Unheil Dir.

Schneewitchen:

Vergesst es, liebe Königin.
Ich bitte Euch, denkt nicht daran.
Rollt nicht die grossen Augen so.
Was zittert Ihr? Ihr thatet ja
Eur Leben lang nur Gutes mir;
dafür bin ich so dankbar Euch.
Wüsst Liebe bessre Worte, spräch
sie vielleicht weniger ungeschickt.
Dafür ist Liebe grenzenlos,
weiss nicht zu sprechen, da sie ganz

in Eurem Sein versunken ist.
Hasst mich, damit ich lieben kann
nur um so kind'scher, um so mehr
der Innigkeit allein zu lieb,
aus keinen andern Grunde als
weil Lieben süss und köstlich ist,
dem, der es schlicht entgegenbringt.
Hasst Ihr mich nicht?

Königin:

Ich hasse mich viel mehr als Dich.
Einst hasst' ich Dich, missgönnte Dir
die Schönheit, aller Welt zum Trotz
weil alle Welt so laut Dich pries,
Dir Huldigungen brachte und
daneben mich, die Königin,
scheel ansah. O das brachte auf
mein Blut und macht' zum Tiger es.
Ich sah mit eignen Augen nicht,
ich horchte nicht mit eignem Ohr.
Grundloser Hass nur sah und hört,
ass, träumte, spielt und schlief für mich.
Ich legte traurig mich auf's Ohr,
that was er that. Das ist vorbei.
Hass will jetzt lieben. Liebe hasst
sich selbst, dass sie nicht heft'ger liebt.
Doch sieh, da kommt der junge Prinz.
Geh, küss ihn, nenn ihn Deinen Schatz.
Sag ihm, ich sei ihm herzlich gut,
trotz bittrer Worte, die er gab
zu Gunsten Deiner. Geh, und sag's.

Der Prinz tritt auf.

Prinz:

Euch, holde Königin, such ich auf.

Königin:

Wie? Hold? Das ist ein art'ger Gruss.
Ich lieb Euch, Prinz, Schneewitchens halb,
mit der Ihr Euch verloben wollt.

Prinz:

Schneewitchen will nicht Braut mir sein.
Sie sagt, ich hätte andern Sinn,
als da ich aus dem Sarge sie
gehoben und hierher geführt.
Und hat sie recht, so seid Ihr schuld.
Euch, Königin, geb ich ganz mich hin.

Königin:

Woher die schwache Sinnesart,
die wie ein Schilfrohr hin und her
wenn Wind es schüttelt, sich bewegt?

Prinz:

Woher? Ich weiss wahrhaftig nicht.
Doch das weiss ich nur zu genau:
dass ich verliebt bin, und, in wen?
In Euch, die Ihr die Königin seid.

Königin:

Solch Lieben, ei, behagt mir nicht.
Das geht zu schnell. Zu jugendlich
ist Euer ganz Betragen mir,
zu wankelmütig Euer Sinn,
zu schnell solch Wesen. Habt Geduld
und sagt mir nicht, Ihr liebet mich.

Vielmehr Ihr habt zu schelten noch
mit mir, Schneewitchens halb, die Ihr
ganz lieblos zu vergessen scheint.
He, Jäger!

Prinz:

Was soll der Schurke?

Königin:

Er ist kein Schurk. Im Jägerkleid
wiegt er zehntausend Prinzen auf.
Seid nicht so hitzig, denkt, wem Ihr
mit Eurem Sturm zu nahe thut.

Zum Jäger, welcher erscheint.

Aha, da bist Du.

Jäger:

Was befehlt Ihr?

Königin:

Spiel uns, als ob es wirklich sei,
die Scene mit Schneewitchens Not,
die sie im Wald gehabt, hier vor.
Thu so, als ob Du töten wolltst.
Du, Mädchen, flehe wie im Ernst.
Ich und der Prinz, wir sehen zu
und tadeln Euch, wenn Ihr zu sanft
die Rollen spielt. Wohlan, fangt an.

Jäger:

Schneewitchen, komm. Ich töte Dich.

Schneewitchen:

Ei, als ob das so schnelle ging,
Zückt erst den Dolch. Ich ängstige

vor Eurem stolzen Drohn mich nicht.
Weshalb erwürgen wolltet Ihr
hier dieses Leben, das Euch nie
beleidigte und weh gethan?

Jäger:

Die Kön'gin hasst Dich; sie befahl,
hier Dich zu töten, heftig trieb
sie mich mit süssen Küssen an.

Königin:

Ha, ha, mit Küssen, ha, ha, ha.

Schneewitchen:

Was fehlt der lieben Königin?

Königin:

Nichts, spielt nur fort. Ihr macht es gut.

Prinz:

Der Schurke spielt die Schurkenroll
naturgemäss, sie steht ihm an
so knapp wie seine Jägertracht.

Königin:

Prinz, Prinz!

Jäger, zu Schneewitchen:

Deshalb bereite Dich zum Tod.
Mach keine Umständ, bitte nicht.
Du bist der Königin Sand im Aug,
musst fort von dieser schönen Welt.
So will sie es, die mir befiehlt.
Mach fertig, was doch sträubst Du Dich?

Schneewitchen:

Soll ich nicht wehren dürfen, wenn
der freche Tod am Hals mich packt?
Bist Du der Tod o harter Mann!
Nicht glaub ichs, Du blickst mild und gut
auf Deinen Braun wohnt sanfter Sinn.
Du tötest Tiere, Menschen nicht,
die Deine offnen Feind' nicht sind.
Ich seh es ja, Mitleid macht Dich
die Waffe senken. Dank o Dank!
Hätt Deinen Sinn die Königin.

Königin:

So? Wirklich? Ist Dir heilger Ernst,
vergisst Du Dich und redst Du wahr? —
Dann Jäger, bitte, falle aus
der Roll, die solchem Mann nicht ziemt.
Renn auf die böse Dirne ein,
die heut den ganzen Nachmittag
mit hinterlistgem Schwatzen mich
beängstigte. O töte sie
und bring ihr falsches Herz hieher,
legs deiner Königin zu Fuss.

Der Jäger zückt den Dolch auf Schneewitchen.

Prinz:

Was, Was? Schneewitchen, lauf davon.
Schurke halt ein. O Königin
welch eine Schlange seid Ihr doch.

Königin, indem sie lachend dem Jäger den Arm hält:

Es ist ja alles nur ein Spiel.
Kommt in den Garten. Frühlingsluft,

auf-, niedergehn im schatt'gen Park,
Plaudern auf dem bekiesten Weg
sei des Gezankes frohes End.
Ich bin in Eurem Aug 'ne Schlang,
viel schlimmres noch. Das tut ja nichts,
denn schon die nächste Stunde wird
euch zeigen, dass ich es nicht bin.
Schneewitchen komm. Prinz, Ihr erlaubt,
ich nenne sie mein herzig Kind.
Wir spielten ja soeben nur!
Traun, und die Rollen standen gut.
Es wurde wie zum Spass ein Dolch
in eines Jägers Hand gezückt:
Wer ist der Schurke — ha, ha, ha.
Kommt, kommt nun in den Garten all.

Prinz:

Doch traue ich Euch noch nicht recht.

Königin:

Kommt, Hasenprinzchen. Jäger komm.
Gelächter so begleite uns.

Jäger:

Ja, Königin.

Sie gehen ab. Verwandlung.
Garten wie in der ersten Scene. Königin und Schneewitchen treten auf.

Königin:

Nun klagst Du wieder wie vorher,
bist bitter, giebst mir traurigen Blick.
Weshalb die stumme Aenderung?
Du weisst, ich hege keinen Groll;

ganz grundlos also trauerst Du.
Der Prinz ja wieder wandte sich
von neuem Dir in Liebe zu;
du schmollst und merkst die Liebe nicht,
die Dir von allen Seiten naht.

Schneewitchen:

Ach, den Gedanken, dass Ihr mich
hasst und verfolgt, bring ich nicht los.
Stets folgt er mir im bangen Sinn
und nie so lang ich lebe, kann
den Sinn ich reinigen davon.
Es klebt wie Schwarz im Herzen mir,
verdüstert jeden freud'gen Klang
der Seele mir. Ich bin so müd,
und gern läg ich im offnen Sarg
als ein empfindungsloses Bild.
Wär ich bei meinen Zwergen doch,
dort hätt ich Ruh und Ihr vor mir.
Ich plag Euch und ich seh's Euch an:
Ihr wünscht mich tausend Meilen fort.

Königin:

Nein, nein.

Schneewitchen:

Ach, wär ich bei den Zwergen doch.

Königin:

Wie wars dort, war es still und schön?

Schneewitchen:

Still wie der Schnee lag Ruhe dort.
Wär ich bei ihnen, die so gut
wie Brüder zu mir waren; dort

glänzt es von muntrer Sauberkeit.
Schmerz, als ein garst'ger Speiserest,
dem feinen Sinn unangenehm,
war fremd des Lebens blankem Tisch.
Lust wie ein Betttuch war so rein,
dass man in Schlummer drauf versank,
ins Reich der bunten Träumerein.
Unedelmütiges Wesen war
Dort unterm Volke unbekannt.
Ein jeder liebte milde Sitt,
artig Benehmen. Süss Gespräch
fand an den Lippen Widerhall.
Wär ich noch dort, doch trieb es mich
ja weinend wieder her zu Euch,
zur Welt zurück, in der ein Herz
hinsterben und verwelken muss.

Königin:

Hass unter Deinen Zwergen gab
es also nicht? Dann vielleicht auch
war ihnen Liebe gänzlich fremd.
Denn Hass nährt Liebe wie Du weisst,
und Liebe liebt am liebsten doch,
Du weisst ja, kalten bittren Hass.

Schneewitchen:

Nie spürt ich dort ein rauhes Wort
nie trübte Hass die Lieb. Ob Lieb
da war, das weiss ich wahrlich nicht.
Hass macht die Liebe spürbar erst.
Dort wusst ich nicht, was Liebe war.
Hier weiss ich's, da nur Hassen hier.
Mich sehnend nach der Liebe, ist

Lieb mir bewusst; bewegt durch Hass,
sehnt Seele sich nach Liebe hin.
Dort bei den Zwergen wohnte sie
in ungetrübter Heiterkeit.
Nichts mehr davon. Es ist dahin.

Königin:

Nun also, Liebe, lachen wir.

Schneewitchen:

Nein, lachen fordert andre Lust,
als ich sie unterm Busen hab.
Lust nur zum weinen habe ich.
Ihr triebt mit Kuss und Schmeichelein
den Jäger an und neulich erst
stacht Ihr ihn ja zum Töten auf.
»Renn auf die böse Dirne ein«,
spracht Ihr und zittertet vor Wut
und nanntet nachher es ein Spiel.
O Ihr seid voller Rachesucht,
treibt unerhörtes Spiel mit mir,
die sich zu wehren nicht versteht.
Senkt mich ins Grab. Schneewitchens Grab
ist dann Schneewitchens liebe Lust.
Lust zu dem Lächeln find ich nur
im Sarg, wo meine Freude liegt;
legt mich zu ihr, o seid so gut.

Königin:

Nun lächelst Du, nun lachst Du ja.

Schneewitchen:

Ach nur für einen Augenblick.
Der andre sagt schon wieder mir
das Schlimme und das Weh von Euch,

droht mit dem Finger, deutet lang,
sieht mich mit grossen Augen an,
wie Ihr es thut. Dann flüstert er:
Die Mutter ist dir Mutter nicht.
Die Welt ist nicht die süsse Welt.
Lieb ist argwöhn'scher stummer Hass.
Prinz ist ein Jäger, Leben Tod.
Ihr seid die gute Königin nicht
und doch die Stolze, Ueppige, die
den blut'gen Jäger mir gesandt.
Er ist Euch lieb, Ihr schmeichelt ihm,
gestattet ihm den süssen Kuss,
womit Ihr ihn zum Töten treibt;
sein Wild bin ich — dies alles sagt
der andre bittre Augenblick.
Nun hasst Ihr wieder doppelt mich.

Königin:

Ich feuerte mit Küssen ihn.
Nicht? Ist es nicht so? Sag es doch!
Schrei in die sanfte Welt es laut,
Den Winden Wolken wiederhols,
riz es in üppiger Bäume Stamm,
hauch es den weichen Lüften ein,
dass mit dem feinen Duft sie es
ausstreuen einem Frühling gleich.
O dann saugt jedermann daran,
preist Dich Unschuld'ge, nennt mich schlecht,
da ich den Mord mit Lieb gespeist,
ihn feuerte mit gift'gem Kuss.
Heda, wo steckst Du Jäger. Komm.
Hinweg die Scham, ich küsse Dich
und nenne Dich den liebsten Mann,

den besten, treusten, stärksten und
den allerholdsten frechsten Mann.
Schneewitchen, hilf im Preisen mir.

Schneewitchen:

Genug, genug, es macht Euch toll.
Hätt ich die giftige Wunde doch
nicht mehr berührt. Nun blutet sie
frisch wieder und wird nimmer heil.
Wenn Ihr verzeihtet, Königin.

Königin:

Zur Hölle mit Verzeihn und mit
Geduld, Scham, Milde. Heda Knecht!

Der Jäger tritt auf.

Jäger:

Was ruft Ihr, hohe Erau?

Königin:

Mein einz'ger Mann, zuerst den Kuss.
Könnt ich vergehn. Doch sprechen soll
ich eine kleine Weile noch.
Erklären muss ich dieses Spiel;
sonst nennt sie's roh, die es betrifft.
Sprich Du statt meiner. Sage doch
dem thörichten traur'gen Mädchen hier,
wie ich sie hasse, liebe auch.
Zück Deinen Dolch. Doch, Lieber, nein!
lass ihn nur in der Scheide ruhn.
Nur sprechen sollst Du, trösten sie,
ihr sagen, was sie glauben kann,
und mich beruhigen, alles hier
zum Schweigen bringen, wie es war,

eh dieses lockre Spiel begann.
Wohlan und sei auf Deiner Hut
Sag nicht zu wenig, dass zu viel
nicht Deine karge Rede sagt.

Jäger:

Schneewitchen, komm doch her zu mir.

Schneewitchen:

Da nicht mehr bang mir ist, recht gern.

Jäger:

Du glaubst, dass ich Dich töten wollt?

Schneewitchen:

Ja und doch nein. Erwürg ich ja,
sagt nein mir wieder hurtig ja.
Sag, dass ich glaube. Sag es so,
dass ja Dir immer glauben muss.
Nein bin ich müde. Ja ist hold.
Ich glaube Dir, was Du auch sagst.
Ich sag so gerne: Ja, ich glaub.
Nein ist schon längst zuwider mir.
Also ja ja, ich glaube Dir.

Jäger:

Nun sieh, das ist Schneewitchens Stimm'.
Im Argwohn ist sie nicht sie selbst,
ist Quälerin, die selbst sich quält
und andre, die in Liebe ihr
ergeben sind. Sag ich nun, es
ist Lüge, was der Argwohn sagt,
erfundne gift'ge Lüge, so,
nicht wahr, Schneewitchen, glaubst du mir!

Schneewitchen:

Ja und wie gern. O ja, warum
nicht ja zu allem, was Du sagst.
Ja sagen thut so wohl, ist so
unendlich süss. Ich glaube Dir's.
Ja, wenn Du lögest, himmelhoch
die Märchen bautest, Lügen mir,
zum greifen roh und tölpelhaft,
darstelltest, immer glaub ich Dir.
Ja muss ich sagen, immer ja.
Nie schwoll so holder Glaube mir
als jetzt und ja, nie war so süss
noch ein Bekennen, als dies ja.
Sag was Du willst, ich glaube Dir.

Jäger:

Wie leicht Du doch die Sache mir,
Dir und der lieben Königin machst.
Hab dafür Dank. Doch, Mädchen, glaub,
ich lüge ja Dich frech nur an.
Zu Gunsten dort der Herrin mir
zähl ich Dir eitle Märchen auf.

Schneewitchen:

Nein, nein, belüg Dich selber nicht.
Ich weiss, dass Deine Seele spricht.
Ich traue Dir. O solch Vertraun
geht sicher, hat nie falsch getraut.
Sprich Lügen, mein Vertrauen macht
zur silberreinen Wahrheit sie.
Zu allem sag ich ja voraus.
Was Du auch denkst und sprichst, dies ja
zwingt Deiner Rede Wahrheit auf.

Sprich, denn im gläub'gen Sinne mir
steckt ja wie der Gefangne und
sehnt sich zur dumpfen Stub hinaus.

Jäger:

Frei denn von Schuld und Schande sprech
hier ich die Königin. Glaubst Du das?

Schneewitchen:

Ob ich das glaube? Ja, weshalb
sollt ich nicht glauben so viel Lieb's?
Ich glaub's. Fahr fort. Ich glaube es.
Fahr nur recht munter immer fort.

Jäger:

Dass sie mit feurigen Küssen mich
zur Unthat antrieb, ist nicht wahr.
Das Märchen lügt, das also spricht.

Schneewitchen:

Wie könnt es wahr sein, da Du sagst
es sei nicht wahr. Fahr fort, ich glaub.

Jäger:

Dass sie Dich hasst, der Natter gleich,
um Deiner süssen Schönheit willn
ist eine Lüg. Sie ist ja selbst
schön wie der prang'nde Sommerbaum.
Sieh sie Dir an und nenn sie schön.

Schneewitchen:

Schön, o wie schön. Die üppige Pracht
Des Frühlings ist so köstlich nicht.
Sie übertrifft an Herrlichkeit
geschliffnen Marmor, wenn zum Bild
der ächte Künstler ihn geformt.

Süss ist sie wie der milde Traum.
Erregter Schläfen Phantasie
baut solches Feenbild nicht auf.
Und sie, sie sollte neidisch sein
auf mich, die wie der Winter ihr
frostig und kalt zur Seite steht?
Nie glaub ich das. Wie könnt es sein?
Fahr weiter denn, Du siehst, ich bin
ganz Deines Sinns in dieser Sach.

Jäger:

Schönheit hasst Schönheit nicht so sehr,
wie Märchen es hier ausgesprengt.

Schneewitchen:

Nein, denn sie ist ja selber schön. —
Wie hasste sie das Schwesterbild,
Das fleh'nd zu ihren Füssen liegt
und bittet, dass dem Schatten gleich,
es dürf in ihrer Nähe sein?

Jäger:

Dass ich Dich töten wollte, ist
unendlich kind'sche Einbildung.
Das Herz doch hatt ich nie dazu.
Mich rührte gleich von Anfang an
Die fleh'nde süsse Kindesbitt,
die Dir aus Mund und Auge sprach.
Ich senkte Dolch und Arm zugleich
und hob Dich, — Süsse, zu mir auf.
Das Reh, das in die Quer uns sprang,
erstach ich mir. Ist es nicht so?

Schneewitchen:

Fast kaum der Müh wert acht ich die
Geschichte zu bekräft'gen. Ja,
natürlich ja. So ist's. Ei, ja.

Jäger:

Die Königin schickte nicht nach Dir
mit Gift zu Deinen Zwergen aus.
Der gift'ge Apfel ist nicht wahr.
Die Lüg ist giftig, die das sagt.
Sie selbst, die das behauptet, ist
geschwoll'n wie eine schöne Frucht
verlockend und voll Schmeichelpracht
doch innen so, dass krank wird, wer
davon zu kosten sich erkühnt.

Schneewitchen:

S'ist eine Lüge schwarz und toll,
widrig zum Anhörn. Kindern macht
man bang damit. Fort mit der Lüg.
Was sagst Du noch? Ich bitte Dich,
dreh einer andern dummen Lüg
noch so geschickt den Hals nur um.
Warum schweigt so die Königin?

Jäger:

Sie sinnt verlornem Kummer nach.
Sie denkt des Irrtums, der Euch beid
in flamm'nden bösen Streit gestürzt.
Sie weint bei so viel Missverstand.
Schneewitchen, küss sie, wenn ich Dich
um etwas Liebes bitten darf.

Schneewitchen, küsst sie:

Erlaubt das süsse Zeichen mir.

Wie seid Ihr blass! Verzeiht, wenn ich
mit Küssen dieser Blässe will
das Leben nehmen. Tränken sie
doch alle traurige Farbe auf,
die Eure Wonne so entstellt.
Sag, Jäger, weisst Du nichts mehr Neu's?

Jäger:

O noch so viel. Doch schweig ich jetzt.
End küsst sich in dem End, wenn auch
Anfang noch nicht zu Ende ist.
Die Königin nickt mir gnädig zu;
und in der Gnad erstickt mein Wort.
Ein Seeliger deshalb schweige ich.

Der König, der Prinz, Hofdamen, Edelleute treten auf.

Schneewitchen:

O güt'ger Vater, drückt auf den
noch immer nicht erstickten Streit
zwei so entbrannter Herzen, Eur
erhabnes Siegel. Nehmt den Kuss,
und tretet als ein Friedensbot
missgünst'gem Streit den Boden aus.

König:

Ich glaubte immer friedlich Euch.
Was für ein Streit, mein holdes Kind?

Königin:

Nicht Streit mehr, nur noch lächelnd Wort,
Scherz, der in ernster Miene geht
und Euch mit drohnder Stirne täuscht.
Es war hier Streit, doch ist nicht mehr.
Lieb wusste hier zu siegen, Hass

ging unter in so starker Lieb.
Ich hasste, doch es war nur Spiel,
nur Aufwallung zu ernst gemeint,
nur einer flücht'gen Laune Drohn.
Nichts weiter, nun ist süsser Fried.
Verletzter Neid glaubt' eine Weil
hassen zu müssen. Ach, das that
mir selber mehr als andern weh.
Schneewitchen hier bekräftigt mir's.

König:

Ist dieser Jäger ohne Schuld?
Der Prinz hier klagt ihn bitter an.

Schneewitchen:

Mehr Reinheit zeigt der Himmel nicht.
Ihr glaubt vielleicht, dass unerlaubt
er mit der Königin Liebsverkehr,
Kuss und Umarmung tauschte, o
glaubt das nur nicht. Ihr täuschtet Euch
in dieses Mannes Sinnesart,
die edel wie ein Kleinod ist.
Lieb muss ihn lieben, Ehre ihn
ohn' Zweifel krönen. Wackrer Mann,
so vielen Dank als Dankbarkeit
nur immer schuldet, zahl ich Dir.

Zum König:

Herr, es ist alles freundlich und
Streit sieht wie blauer Himmel aus.

König:

Ein Wunder, in der That, dann ging
in dieser kurzen Stund hier vor.

Prinz:

Der Schurke ist kein Schurke mehr.

Königin:

Schweigt, edler Prinz, unedel ist
solch Hangen an dem kleinen Fehl,
des Bild Ihr immer wieder zeigt,
um dessen Blühn Ihr Euch bemüht,
statt ihn zu decken. Wär er gross,
wir alle ständen friedlich jetzt
nicht so versammelt. Gebt die Hand,
vergesst die Schuld im Freundesdruck.

Prinz:

Ich soll vergessen, dass hier der
vermaledeite gift'ge Schurk,
der grüne Schuft im Jägerkleid,
vor einer kleinen Stunde noch
buhlt mit der Königin reicher Gunst?
Macht mich vergessen, dass ich ein
gesalbter Prinz und Herrscher bin;
nicht diese Sünde, die zu gross
zum nichtigen Vergessen ist.

Schneewitchen:

O es giebt keine Sünde mehr.
Sie starb in diesem Kreise aus,
floh von uns weg. Der Sünd'rin hier
küss ich als treues Kind die Hand
und bitte sie, sie möge doch
viel sünd'gen in so lieber Weis.
Wie? Prinz? Ihr schüttet Hader auf?
Habt Ihr vergessen, was Ihr erst
kurz noch vorher geschworen habt?

Schwurt Ihr nicht Lieb der Königin
und knietet vor dem schönen Bild
verehrungswerter, süsser Pracht?
Zeigt nun die Liebe, wahrlich Euch
ziemt es am meisten, fröhlich hier
der Huldigung scheuen Kuss zu thun.
Ich auch, ich glaubte mich verletzt,
verfolgt, verstossen und verhasst.
Wie blöd und störrisch war ich doch,
gleich anzunehmen böse Sünd,
Argwohn zu traun in solcher Hast
und blind zu sein in Bitterkeit.
Werft ab voreilige Meinung von
Verdammungsspruch und zorn'gem Recht.
Recht ist hier Milde, Milde ist
gekrönter Friede, nehmt mit an
dem heiligen süssen Feste teil,
das Sünden in die Lüfte wirft,
mit ihnen wie mit Blumen spielt.
Seid froh, dass Ihr könnt fröhlich sein.
O könnt ich sprechen, wie ich müsst'
so grossem heiligen Zweck zu lieb.
Ich habe nicht die Rednergab;
Auch ist Lust viel zu wild in mir
und ich zu heftig so erfüllt
von hoher widersprech'nder Freud.

Königin:

Ach, wie Du süss redst, holdes Kind.

König:

Nimm diesen Kuss und alles sei
heut königlicher Freude Fest.

Prinz, Ihr thut besser, wenn Ihr Euch
der allgemeinen Wonne schmiegt.
Ihr wollt doch nicht ein Fremdling sein
und fremd thun so vertrauensvoll
sich hingebender Herzensfreud.
Wie? Blickt Ihr böse noch?

Prinz:

Nicht böse und doch auch nicht lieb.
Ich weiss nicht, was ich sagen soll.

Ab.

Königin, zu Schneewitchen:

Und bist Du nun nicht müde mehr,
magst wieder lachen, lustig sein
und Heiterkeit wie Samen streun?

Schneewitchen:

Nie nie mehr müd. Wie? Läuft der Prinz
von unsrem Jubel furchtsam weg?
Schickt das sich für so edlen Mann?

Königin:

Ei ja, es schickt sich, ist er feig!

Schneewitchen:

Ich weiss nicht, ob er feige ist.
Doch dies Gebahren war schlecht von ihm.
Geh, Jäger, bring ihn wieder her.

Jäger geht ab.

Ich will ihn schelten, wenn er kommt,
und er kommt sicher; er will nur,
dass man sich bang um ihn bemüht.

Königin:

Dann wird er sicher noch Dein Schatz.
Und dann — dann sag ich, muss ja wohl
daran erinnert werden, sag —
Was sage ich? Ach ja, sag dann,
so wie der Zufall etwa sagt:
»Du feuertest mit Küssen ihn
zu dem« — — — — —

Schneewitchen:

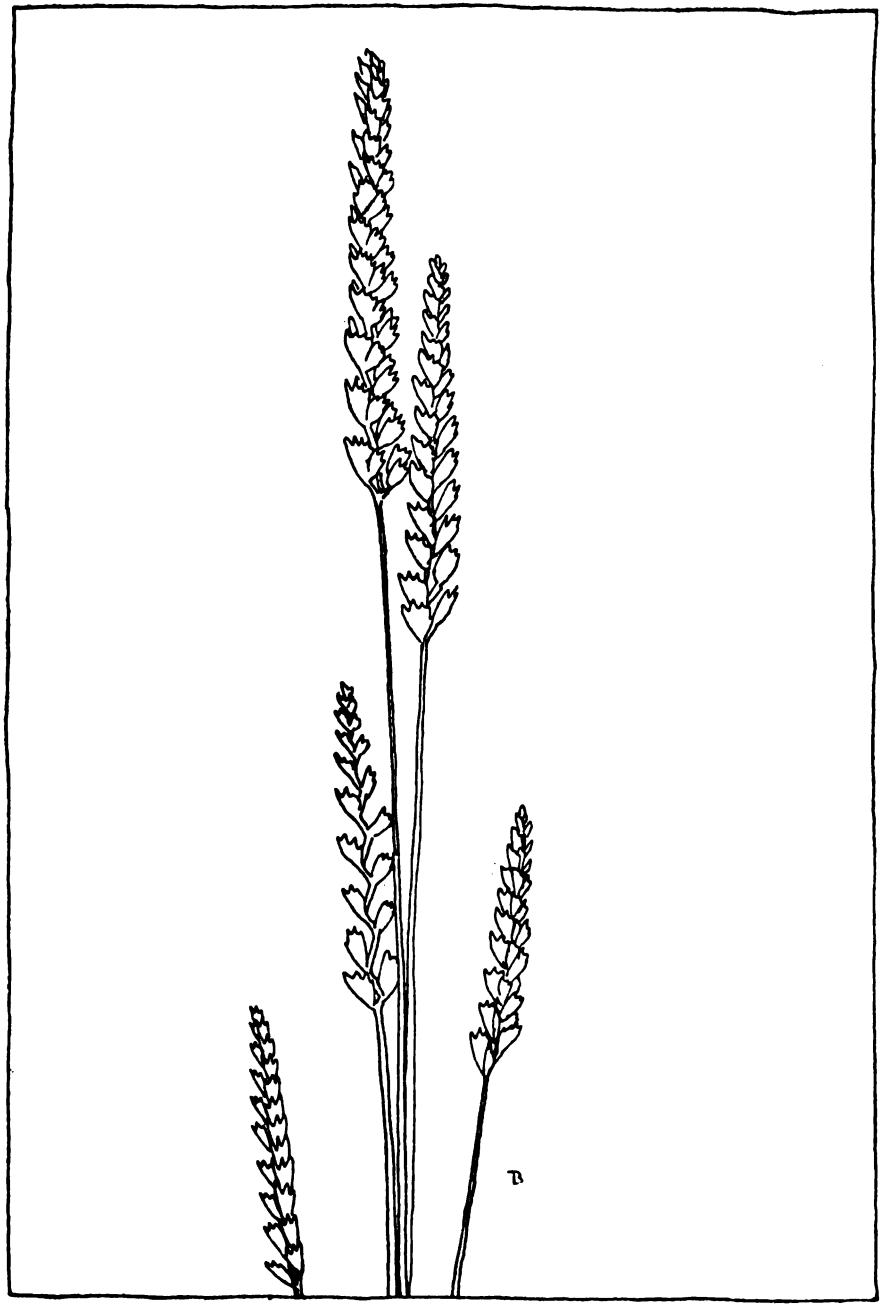
Schweigt doch, o schweigt. Das Märchen nur
sagt so, nicht Ihr und niemals ich.
Ich sagte einmal, einmal so —
das ist vorüber. Vater kommt.
Begleitet alle uns hinein.

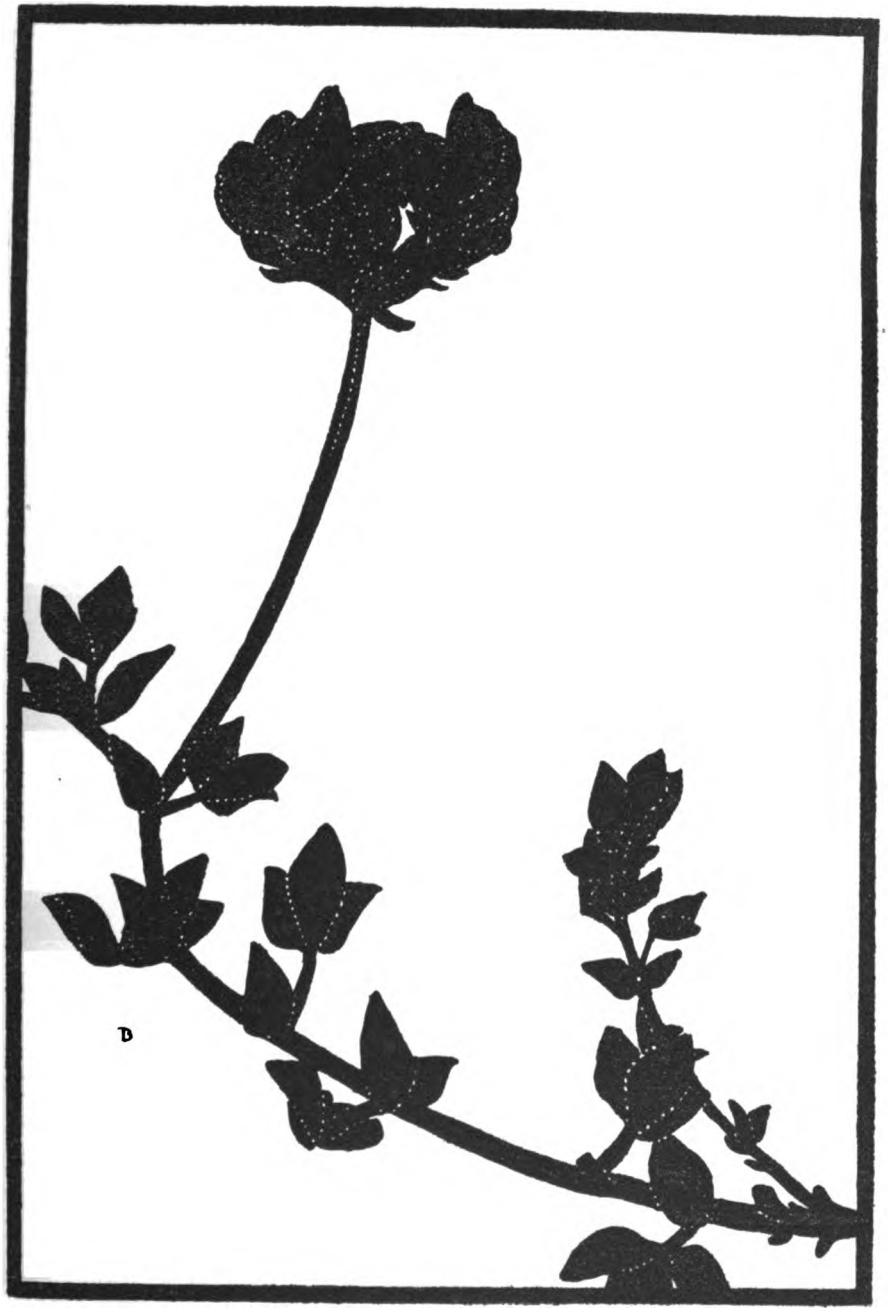
Alle gehen gegen das Schloss.

Vorhang.

Drei Zeichnungen von Markus Behmer.




B



HEROISCHE ELEGIE / EIN GEDICHT VON RUDOLF BORCHARDT.

We met again, as I foresaw we should.
Philip Bourke Marston
Second Sonnet on Sorrow

IM blauen winkte mir ein sanftes Land,
Ich war an Stimmen alter Zeit verloren;
Ein Vogel-Lied, das ich von je gekannt,
Drang neu und schlang sich fremd zu meinen Ohren.
Wem singst du, Kehle, Vogel ungenannt,
Dem Weisen dumpf und thränenvoll dem Thoren?
Wer hat mich zu verführen, dich gesandt? —
Ich weiss, dass ich verirrt am Wege stand,

Und dass ich lautlos über tiefen Stiegen
Ein totes Haus hinauf begierig strebte,
In dessen Hof sich viele Bäume biegen —
Ich weiss auch dies: dass ich nur wenig bebte
In jenem Saal, wo die drei Frauen liegen
— Die greisen sangen, und die junge webte —
Und schon bewegte sich von ferner Halle
Musik gedämpft mit schwermutvollem Schalle:

Dem finstren Tanz der Männer und der Frauen,
Drin rot der Kien und fahl die Kerze glühte,
War ich gewillt, gelassen zuzuschauen, —
Dich, der das Auge so verführend sprühte,
Wo sah ich Dich? und den mit strengen Brauen?
Und da? und dich! indes ich steh und brüte,
Und dieser sich und jene bittend winken,
Schwillt fordernder zum Tanz der Ruf der Zinken.

Nur mehr! nur mehr! dass ich nichts andres höre!
Nur Rausch auf Rausch! ich darf mich nicht besinnen!
Besorget nicht, dass ich den Taumel störe!
Sucht euch und findet euch und flieht von hinnen!
Was steht ihr nun, grausame Schatten-Chöre?
Und Du? Jungfräuliche? in weissem Linnen?
Ich weiss was deine Schulter zittern macht:
Ein Vogel singt so traurig in die Nacht —

Nein, sieh nicht so von ferne zu mir her!
Fass meine Hand und tritt mit mir den Reigen.
Mein Schritt war früher leichter? scheint Dir schwer?
Wann das? und wo? Zeit ist ein Meer. Die Geigen
Sind viel zu laut. Oh sprich nicht, sprich nicht mehr,
Lass Blick Musik sein und den Mund verschweigen!
Die Rose! welche? die im Haar Dir blich.
Du weisst, ich gab sie Dir, ich küsste Dich,

Und sprach: »die Nacht ist wundervoll beflügelt,
Opal ist aufgewölbt und Silber gleitet;
Das Mädchen, das die weissen Kühe zügelt
Sprang tief vom klirrenden Gestühl und reitet
Mit milchenen Geschirren ungebügelt.
Auch ist die Welt nun endlich ausgebreitet,
Im bleichen Dunst unsicher scheint die Ferne
Und nichts gewiss als Wind-Gesang und Sterne.«

Ich küsste Dich und gab Dir dies Gewand,
Und sprach: »geliebten Gliedern lass michs leihen!
Der Morgen-Himmel ist hell ausgespannt,
Sie tanzen draussen einen lauten Reihen —
— Geliebter Mund! geliebte kühle Hand! —«
Wir fassten uns und wanderten mit Maien —

Ich weiss nicht, wann dies war; und nicht, warum.
Zeit ist ein Meer. Oh, blicke nicht so stumm,

Oh sprich! vergieb! ein Wort! lass Dich erbitten!
Sprich: »dies ist Dunst und Schaum von blassen Träumen,
Und irgendwie ins wache fortgeglitten.
Dies sind Gestalten aus unsichren Räumen,
Und schattenhaft, mit prahlerischen Tritten!«
Sprich: »dies Gespinnst mit überzarten Säumen
Ist das Gewirk traumhafter Webe-Stühle —
Du lagst indes und schluchztest in die Pfühle.«

Ich weiss. Ich weiss! Nur dass ich Traum erlebte,
Wie Leben Traum schien. Duld es und vergiss.
Ich weiss, — das Auge, das nach Deinem strebte,
Traf nur das Graun endloser Finsternis —
Nur dass Dein Bild, wie oft! wie herrlich! schwebte,
Wenn unter Blitzen schwere Hülle riss —
Ich fing mich nur in Deines Mantels Falten, —
Doch fing ich mich, und fühlte mich gehalten.

Nun hältst du mich? Lass meinen Arm. Wir wären
Verloren, wenn wir hier zu gehn verharrten.
Du weisst nicht, wo Du gehst. Auf diesen Fähren
Hinzieht es uns zu einem toten Garten —
Die Gräser schwanken Flut von grauen Aehren —
Drin stehn die Wächter mit den Hellebarten,
Und vor dem Thore mit dem Lilien-Stengel
Schwimmt Flamme rot und riesenhaft der Engel.

Eh war ich dort; in Bäumen sang es schwer
Aus tiefen Kehlen, und die Wasser-Borne
Einst herrlich lärmend, starrten trüb und leer.
Vom gelben Ginster und dem roten Dorne

Sind Weg und Steg verwachsen. Selbst das Wehr
Ist tot, sein Lied ist tot, das hold verworrne —
Da wirs nicht suchten, blühte dort das Glück.
Heut fänden wir den Weg nicht mehr zurück.

Entschwinde nicht, entschwinde nicht, entschwinde
Mir jetzt noch nicht, Geliebte, Kind, Gefährte!
Geliebte Hände, wie dereinst gelinde!
Mund wie dereinst, nach dem ich mich verzehrte,
Ich liebte Dich! fast lieb ich Dich! ich winde
Mich Dir zu Füssen! Hand die oft mir wehrte,
Jetzt nicht! Ich duld es nicht!! Zurück! Hierher!
Wo bist Du? Fort! Entschwunden! Zeit ist Meer,

Ist Meer und rasend Element und schlinge
Denn alles ein, was lieblich und erfreuend,
Den sanften Bau entzückenvollster Dinge
Zerschlage Sturz mit Fluten sich erneuend.
Es türmt sich gegen meine schwache Schwinge
Mit Sturm im Bund die Woge sinnlos dräuend, —
Lasst mich! Was wollt Ihr mit dem schwachen Kiele?
Ich will nicht! Oh! Ein fürchterliche Spiele

Bin ich verstrickt — —? Lasst los! Gewalt? Gebunden?
Gebunden, ja. Es ist um mich gethan.
Vorbei so freud- wie leidenvolle Stunden.
Ich kenne Euch und weiss um diesen Kahn.
Schon knirscht er auf? So ist der Port gefunden?
Und soll ich Schatte mich den Schatten nahn?
— — — — — — — — — — — — — —

Zwei Kinder-Füsse sanften Vorwärtsschwebens
Geleiten meinen Schritt ins Haus des Lebens.

Tuschezeichnung von Kuniyoshi.



DER TRIUMPH DER ZEIT/ EIN BALLET/ VON HUGO VON HOFMANNSTHAL.

I. AUFZUG/ DAS GLAESERNE HERZ.

DER Park eines vornehmen Hauses in Wien, »auf der Landstrasse.« Rechts ein Gartenpavillon im Geschmack der theresianischen Zeit, mit einer Terrasse, von der Stufen in den Park herabführen. Rechts vorne, an die Mauer des Pavillons geschmiegt, eine gestutzte Laube. — Den Hintergrund bildet die Parkmauer, mit Epheu bekleidet. Darin, mehr rechts, ein hohes, eisernes Gitterthor mit vergoldetem Wappen. In der Mitte aus der Mauer eine künstliche Grotte, darin eine Nymphe mit einer Urne ruht: davor ein kleiner Teich mit geschwungener Steinrampe. Links hört die Mauer auf und es beginnt eine gewölbte Allee aus gestutzten Kastanien, die ihre Zweige oben ineinander verschränken; diese verläuft schräg nach rückwärts.

Links seitwärts ist ein Boskett, davor ein kleiner Rasenhügel, auf dem ein mit Stroh und Bast umhüllter Rosenstrauch.

Links vorne ist die kleine Gärtnerswohnung, ein Häuschen, ganz mit Ranken überwachsen, mit zwei reinlichen kleinen Fenstern, vor der Thür ein Tisch mit Stühlen und ein grünes Fliedergesträuch.

Es ist gegen Abend im frühen Frühling. Alles Laub ist vom hellsten Grün. Durch das Gitterthor sieht man über die Strasse und einen hellgrünen Anger, in der Ferne ärmliche Häuser und dahinter die smaragdgrün funkelnden Kuppeln der Karlskirche.

Der Gärtner kommt aus seinem Haus, tritt zum Rosenstock, löst den Bast und das Stroh ab; die Rose streckt ihre Zweige wie Arme in die linde, helle Luft.

Der Gärtner geht sogleich an den Teich, klettert rückwärts auf den Steinrand zur Grotte und schliesst die Urne auf; das Wasser quillt entbunden hervor und rauscht in den Teich hinab.
Motiv der entfesselten Rose, des entfesselten Wassers, indes der Gärtner wieder nach vorne geht.

Die Gärtnersfrau ist indes mit einer Giesskanne aus dem Hause getreten, geht an den Teich, der Mann füllt ihr die Giesskanne aus dem Teich.

Die Frau kommt nach vorne und begiesst die Fliedersträuche, die sich sogleich mit lila Blüten bedecken.

Der Gärtner gräbt in dem Rasenhügel ein längliches Beet aus.
Motiv des seligen, leichten Fliessens, Verfliessens der Zeit.

Das alte Weib hat vorsichtig spähend das Gitterthor aufgemacht und humpelt herein. Sie trägt einen zu kurzen, uralten Rock von geblümter, verschossener Seide und ist oben ganz in ein schwarzes Tuch gewickelt, das bis über die Stirn und Wangen vorgezogen ist. Sie hat einen hässlichen Mund mit grossen, schiefen Zähnen. Sie humpelt schnell zu einem kleinen, runden Fenster, das unter der Terrasse ist, und klopft daran.

Der Gärtner tritt zu seiner Frau, zeigt ihr die Alte, mit wehmütigem Spott hindeutend:

> Siehst Du, so fliesst, verfliesst die Zeit! so wirst Du auch einmal aussehen.

Gärtnersfrau, ist gekränkt.

Der Gärtner, fasst sie liebreich an:

> Nein, für mich bleibst Du immer gleich, immer jung, jung, jung.

Eine altmodische, feine Tansmusik schwebt vorüber, sie umfassen einander und tanzen ein paar Takte.
Dann greift er zu seinem Spaten, sie nimmt die Giesskanne und geht ins Haus.

Die Alte hat abermals geklopft und klopft nun ein drittes Mal mit knochigen Fingern an die Scheibe.

Der Neger thut das kleine, runde Fenster auf.

Die Alte, höchst eindringlich:

> Die Tänzerin, die junge, leichte, mit den blühenden Wangen, die drinnen schön geschmückt sitzt, drinnen sitzt und trinkt, die soll kommen, es ist ein Brief für sie da.

Der Neger schlägt das Fenster zu.

Die Alte holt unter ihrem schwarzen Tuch den Liebesbrief hervor. Wie sie ihn emporhebt, scheinen die Bäume ihr junges Laub zu rühren, die Fliederblüten leuchten stärker, das Wasser rauscht lebendiger aus der Urne.

Die Tänzerin tritt aus dem Pavillon auf die Terrasse. Sie ist sehr schön gekleidet, im antiken Geschmack des Empire, mit blossen Armen und goldenen, durchbrochenen Halbhandschuhen. Sie sieht den Brief gleich, spielt aber die Unbefangene. Geht schlendernd schief über die Bühne gegen den Teich, die Alte ihr nach. Mit einer verwunderten Miene fasst sie endlich die Alte ins Auge und lässt sich den Brief reichen. Im Augenblick läuft die Alte ans Gitterthor und winkt, sogleich ist der Dichter da, schiebt die Alte zur Seite und kommt, plötzlich mutlos werdend, auf die Tänzerin zu, welche die Hand mit dem Briefe sinken lässt.

Der Dichter steht einen Augenblick wie betäubt, dann sagt er ihr:

> Du bist das Schönste auf der Welt, schöner als diese Blüten, lieblicher als das rauschende Wasser und die kleinen Schmetterlinge, schöner als diese Nymphe, schöner als die Sonne!

Indes er das sagt und sie ihn über die Schulter ansieht, kommen Beide nach vorne.

Inzwischen ist rückwärts der Harfner eingetreten, mit weitem Mantel und langem, weissem Bart, und bald hinter ihm das Mädchen in einem hellen, ärmlichen Kleidchen, ein Kopftuch über dem aschblonden Haar.

Der Harfner steht ruhig, wie arme Leute, die gewohnt sind zu warten; das Mädchen hinter ihm, wohl herinnen, aber an die Thür gedrückt, dass sie gleich hinausschlüpfen könnte.

Noch hat die Tänzerin dem Dichter keine Antwort gegeben. Da kommen, einer, zwei, drei Bediente auf die Terrasse herausgelaufen, gleich darauf erscheint an der Thür des Pavillons, gemessen vortretend, der Graf. Er trägt Kniestrümpfe, auch ein weisses Jabot ist sichtbar, doch ist er ganz in einen sehr schönen, dunkelblauen Mantel gehüllt. Er trägt einen Stock, sein Kopf ist alt, doch geistreich und gebietend. Er tritt vor und fragt mit verachtungsvollem, nachlässigem Wesen:

Was bedeutet das? warum steht man vom Tisch auf? was thut man hier?

Die Tänzerin mit grosser Sicherheit:

Langweilige Frage! Wie Sie sehen, tanze ich zur Harfe, die dieser Alte sehr angenehm zu spielen weiss! Das ist alles.

Der Harfner beginnt sogleich eine altertümliche Gavotte zu spielen.

Die Tänzerin tanzt. Ihre Verneigungen, ihre Blicke verteilt sie immer zwischen dem Grafen, der rechts auf den Stufen, und dem Dichter, der links steht und kein Auge von ihr verwendet.

Der Graf mustert verwundert diese fremden Erscheinungen.

Die Alte zieht durch fortwährende Knixe seine Aufmerksamkeit auf sich.

Der Graf, mit dem Stock auf die Alte weisend, zum Haushofmeister, der hinter ihm steht:

Ah, die kenne ich ja, das ist eine sehr achtungswerte Person.

Er lässt ihr eine Börse reichen.

Er reicht nun der Tänzerin die Hand, um sie hineinzuführen. Sie wendet den Kopf nach dem Dichter um, der langsam, mit zurückgewandtem Gesicht, dem Ausgang zugeht.

Hinter dem Mädchen ist das Kind Amor hereingeschlüpft. Er trägt nur einen Schurz aus Goldstoff und hat kleine Flügel.

Indem der Dichter dem Thor zugeht, weicht das Mädchen, mit den Blicken immer an ihm hängend, zur Seite nach links gegen den Teich.

Amor trippelt immer hinter ihr, dicht an sie geschmiegt. Im Augenblick, wo der Dichter am Thor ist, wendet sich die Tänzerin gegen den Grafen herum und nimmt seine Hand; er führt sie die Stufen hinauf in den Pavillon.

Der Haushofmeister, der Neger, die Bedienten, Leibjäger, Läufer machen auf der Treppe Spalier, öffnen die Flügelthüren, folgen dann nach.

Die Gärtnersleute schon früher auf der Schwelle ihres Hauses sichtbar, treten nun heraus, gehen auf den Harfner zu, laden ihn ein, zu ihnen zu kommen.

Der Dichter ist draussen am Gitter stehen geblieben, starrt unverwandt herein. Nun kommt er wieder herein.

Das Mädchen breitet halb die Arme aus, thut ihm einen Schritt entgegen.

Der Dichter beachtet sie nicht, läuft an die Stiege, läuft nach vorne rechts, steigt auf die Steinbank in der Laube und sucht durch das Grün in die Fenster des Pavillons zu spähen.

Die Gärtnersleute vorn an ihrem Haus, geben dem Harfner zu essen und zu trinken.

Das alte Weib umkreist das Mädchen, das langsam, ängstlich, wie mit geschlossenen Füssen näherkommt, indem Amor vor ihr herläuft, sich umguckt, wieder zu ihr springt und ihr zeigt:

Dort ist er, dort in der Laube! wir wollen zu ihm!

Das alte Weib tritt ihr in den Weg:

Komm mit mir, weg von hier. Komm nur. Schau, ich gebe Dir Gold, einen Beutel voll Gold.

Das Mädchen:

Ich will kein Gold. Zu ihm will ich, muss ich!

Das alte Weib:

Du wirst schöne Kleider haben, schönen Schmuck. Wie die da drinnen wirst Du werden, eine schöne Tänzerin. Alle werden sich um Dich drängen, nach Deinen Händen haschen, sie zu küssen.

Das Mädchen:

Aber er!

Die Alte:

Du bist nicht gescheit. An ihm wirst Du vorbeigehen und thun, als erkenntest Du ihn gar nicht.

Das Mädchen tritt von ihr weg:

Nein, nein. Davon will ich nichts wissen. Ich war doch so glücklich mit ihm, so unbeschreiblich glücklich! Der Duft der Blumen, die Schönheit des Himmels, die süsse Erhabenheit des Abendläutens, der Glanz der Sonne, Alles kam von ihm! Jetzt habe ich nichts, gar nichts. Mich friert. Es ist finster um mich.

Amor, des Wartens müde, zupft sie am Rock:

Komm!

Das alte Weib lässt mit einer Grimasse von ihr ab, humpelt zum Thor hinaus.

Indessen spielt der Harfner den Gärtnersleuten eine altmodische Tanzweise, zu der sie tanzen. Es fängt zu dämmern an.

Das Mädchen wagt nicht, in die Laube zu treten, drückt sich in eine aus Buchs geschnittene Nische daneben.

Amor zeigt ihr die Tanzenden drüben:

Die sind glücklich!

Das Mädchen nickt schmerzlich.

Die Gärtnersfrau macht sich sanft von ihrem Mann los, zeigt: sie hat keinen Atem mehr.

Der Gärtner küsst sie auf die Wangen, dann geht sie ins Haus.

Der Gärtner bleibt, den Kopf aufgestützt, sitzen und hört dem Harfner zu, der immer weiter spielt, aber wehmütige und geheimnisvolle Weisen. Nun ist völlig Dämmerung.

Der Dichter steigt von der Steinbank herunter.

Amor, zu dem Mädchen, mit kindisch fieberhafter Lebhaftigkeit:

Nun wird er zu Dir zurückkommen, nun!

Ueber der Parkmauer rückwärts, hinter den Kastanien, geht der Mond auf.

Der Dichter, verstört von vergeblichem Verlangen, den Kopf tief hängend, tritt aus der Laube, will fort, will sich nicht mehr umsehen, dieses Haus nicht mehr sehen.

Wie er in die Mitte kommt, trifft ihn zwischen Zweigen hindurch der volle Strahl des Mondes.

Indessen hat der Gärtner den Harfner ins Gärtnerhaus geführt, worin sich ein kleines Fenster erleuchtet.

Der Dichter streckt die Hand wie abwehrend gegen den Mond, aufquellendes Weinen schüttelt ihn und er wirft sich ins Gras, den Kopf in den finsteren Boden einwühlend.

Das Mädchen steht in sprachlosem Schmerz, Amor ängstlich lautlos neben ihr, beide im Schatten.

Die Nachtluft des Frühlings bewegt ahnungsvoll die Zweige, geheimnisvoll rauscht das Wasser, aus dem kleinen Hause wehen Akkorde der Harfe und über dem Allen herrscht, nun zum zweiten Mal auftretend, das grosse Motiv des Fliessens, Verfliessens der Zeit.

Da hebt der Triton sein schilfiges, triefendes Haupt aus dem Teich und setzt das Muschelhorn an die Lippen.

Der Dichter, auf ein Knie erhoben, lauscht.

Der Triton bläst stärker und süsser.

Der Dichter thut ein paar Schritte, wie ein Träumender.

Amor mit leichtgläubiger Freude:

Jetzt kommt er zu uns, jetzt, jetzt!

Er zerrt das Mädchen einen Schritt nach vorne, ins Licht.

Der Dichter sieht sie, hebt die Hand gegen sie wie gegen ein ärgerliches Blendwerk, und wendet sich mit in die Luft geworfenen Armen nach rückwärts, dem Mond, dem blinkenden Teich, dem süssen Hornruf entgegen. Dann tritt er an den vordersten Fliederbusch, umschlingt mit beiden Armen die blühenden Zweige und drückt die Blütendolden an Brust und Gesicht, und biegt sich wieder zurück, trunken die Luft einatmend.

Das Mädchen steht blass und bebend im Dunkel.

Die steinerne Nymphe in der Grotte regt den Kopf, breitet die Arme aus.

Der Dichter erblickt dies; trunkener, lässt er sich an den Stufen zur Terrasse auf die Kniee nieder und streckt verlangend die Arme empor. In diesem Augenblick tritt eine Wolke vor den Mond und aus einem erleuchteten Fenster des ersten Stockwerks fällt der Schatten einer Gestalt.

Der Dichter, aufspringend:

Es ist ihr Schatten! und hier liegt er, vor meinen Füssen, auf dem Rasen!

Bückt sich, ihn zu küssen.

Der Schatten, eine graue, fast körperlose Schleiergestalt springt empor und umtanzt ihn.

Der Dichter sucht ihn mit den Lippen, den Händen zu haschen, der Schatten entgleitet ihm aber auf einmal ins Dunkel.
Im gleichen Augenblick ist auch keine Gestalt mehr am erleuchteten Fenster zu erblicken.

Der Dichter, verwirrt, dreht sich heftig um, der Triton taucht unter, die Nymphe erstarrt wieder zu Stein. Es ist totenstill.
Dann tritt der Mond wieder hervor und übergiesst den Platz mit hellem Glanz. Aus der Gärtnerswohnung tönt leises Harfenspiel.

Der Dichter blickt ratlos um sich:

Sie ist fort vom Fenster droben! Er hat nichts, sie anzulocken, nichts, nichts, leere Hände!

Das Mädchen bebend, zwischen Licht und Dunkel an der Nische stehend, beugt sich zu Amor nieder und scheint ihm mit einer Bewegung, als griffe sie in ihre Brust, einen Gegenstand zu geben, der leuchtet wie ein blasser Rubin.

Amor trippelt auf den Dichter zu, in beiden Händen trägt er hoch das gläserne Herz des Mädchens, das Herz leuchtet immer stärker.

Das Mädchen wankt, ist bleich wie der Tod, hält sich an der Laube fest, um aufrecht zu bleiben.

Amor zupft den Dichter:

Da nimm das!

Der Dichter nimmt gedankenlos verwundert das Herz.

Amor springt zum Gebüsch, holt ein dürres Zweiglein unten hervor, zeigt dem Dichter:

Man kann darauf spielen, so!

Er schlägt dreimal auf das Herz, es giebt jedesmal einen feinen, bebenden Ton. Dann giebt er dem Dichter auch das Zweiglein, läuft zum Mädchen zurück.

Der Dichter thut einen Schlag auf das Herz, es klingt sanft und voll, die Nymphe regt sich, der Triton hebt sich horchend aus dem Wasser, die Büsche neigen sich lauschend vor, die Thür auf der Terrasse springt auf.

Der Dichter spielt auf dem Herzen mit kleinen, bebenden, ungeduldigen Schlägen eine Art Melodie. Durch die offene Thür tritt aus einem finstern Zimmer die Tänzerin hervor.

Der Dichter thut sieben kleine Schläge nacheinander.

Die Tänzerin thut, wie mit willenlosen Gliedern, doch mit leuchtenden Augen, sieben Schritte auf ihn zu, auf jeden Schlag einen. Beim

letzten steht sie vor ihm. Sie ist bezaubert von dem, was er in seinen Händen hält, von dieser funkelnden Blume oder diesem tönenden Juwel. Sie fängt an, vor dem Herzen zu tanzen, einen leidenschaftlich hingebenden Tanz, bald vor seine Füsse gebeugt, bald mit emporgereckten Armen ihn wild umkreisend.

Der Dichter spielt unaufhörlich, fieberhaft auf dem tönenden Herzen, bald vor ihr zurückweichend, bald sie nach vorne lockend, sich weidend an der Gewalt, die ihm über sie und jede Bewegung ihres Leibes gegeben ist.

Das Mädchen, der erschreckte Amor an ihr hängend, tritt völlig ins Licht, die Augen immerfort auf die Beiden geheftet. Bei den ersten Tönen deutet sie mit schwachem Lächeln hin:

Wie schön er auf meinem Herzen spielt!

Wie die Töne aber immer wilder werden, pressen sich ihre Lippen schmerzlich zusammen, sie drückt beide Hände auf die Brust. Da die beiden Trunkenen mit ihrem Spiel und Tanz nach rechts vorne kommen, weicht sie ihnen angstvoll aus und schiebt sich — immer die Augen auf ihn geheftet — mit angstvoll vorgestreckten Händen in die Mitte, endlich auf die linke Seite, wo sie sich an den Fliederbusch wankend anklammert.

Der Harfner tritt leise aus dem Häuschen. Sie versperrt ihm den Weg; er wartet. Im nächsten Augenblick, da er sie wanken sieht tritt er hinter sie. In diesem Augenblick zerbricht das Herz in der Hand des Dichters in tausend leuchtende Splitter.

Das Mädchen mit offenem, bleichem Mund, die Hand auf die Brust gepresst, die strahlenden Augen noch immer auf den Dichter geheftet, sinkt lautlos um.

Der Harfner fängt sie in seinen Armen auf. Er bettet ihren Kopf auf seinen Knieen und schlägt seinen grossen dunklen Mantel über sie und sich selber.

Amor verkriecht sich zu ihren Füssen unter den Mantel.

Der Dichter steht einen Augenblick mit leeren Händen da und umgeben von unheimlicher Stille, da die Zaubermusik, die dem Herzen entströmt war, jäh abreisst.

Die Tänzerin steht einen Augenblick wie erstarrt, dann wirft sie sich, mit geschlossenen Augen, indem ihr Haar sich auflöst, ihm in die Arme.

Der Dichter küsst sie heftig, sogleich aber überfällt ihn Angst, er macht sich von ihr los, will die Splitter auflesen.

Die Tänzerin umschlingt ihn, hält ihm die Hände.

Der Dichter:

Dort hinter meinem Rücken ist das Schreckliche!

Die Tänzerin:

Mich sollst Du ansehen, mich! Ich gehöre Dir!

Der Dichter:

Zwischen uns auf dem Boden, überall, rings um mich liegen die blutroten Splitter und glühen auf mich wie Augen!

Die Tänzerin:

Komm, ich will Deine Augen einhüllen, dass Du nichts davon siehst.

Sie nimmt ihr offenes Haar und windet es um seinen Kopf wie einen Schleier, so dass er nur gebückt, an ihrer Seite, wie ein Blinder gehen kann. So gehen sie beide, Schritt für Schritt, ans Thor und hinaus. Das Gitterthor fällt hinter ihnen zu. Der Mond ist indessen verschwunden, es ist tiefe Nacht.

Nun lüftet der Harfner seinen Mantel und will die Leblose wegtragen, Amor helfend neben ihm. Da laufen zwei Bediente auf die Terrasse heraus, eilen die Stufen hinab, jeder einen grossen Armleuchter in der Hand; suchend, die Leuchter erhoben, dringen sie ins Dunkel, der eine gegen den Teich, der andere wendet sich rechts nach vorne, leuchtet in die leere Laube.

Der Harfner hat sich sogleich wieder hinter dem Flieder auf die Bank geborgen und deckt sich, die Tote und das Kind mit seinem Mantel.

Mehr Bediente kommen auf die Terrasse, der Saal dahinter erleuchtet sich; einige mit Schüsseln und Krügen, mehre mit Lichtern; Läufer mit Fackeln.

Der Graf steht an der erleuchteten Schwelle und sieht ungeduldig hinaus. Einige mit Leuchtern und Fackeln folgen den ersten und durchlaufen suchend den Park, sodass da und dort ein unstetes Licht hinfällt.

Der Graf, von einer dichten Gruppe umgeben, steigt von der Terrasse hinunter.

Ein Läufer, mit der Fackel voraus, erleuchtet die stille Gruppe vor dem Gärtnerhaus, die der grosse Mantel fast völlig verhüllt. Der Läufer winkt den Grafen und das Gefolge herbei.

Der Graf, die Dienerschaft nähern sich. Zwei Bediente stellen, der eine seine Schüssel, der andere eine Karaffe auf den Boden und nähern sich augendienerisch eifrig der schweigenden Gruppe.

Der Graf nähert sich, umgeben von einem nach links offenen Halbkreis von Lichtern und neugierigen Gesichtern.

Die zwei Bedienten fassen den Mantel an, und indem der Läufer ihnen mit der Fackel leuchtet, reissen sie den Mantel weg und enthüllen den in steinerner Ruhe dasitzenden Greis, das Mädchen, wie eingeschlafen, den Kopf auf seinen Knieen, unter ihnen kauernd das goldfunkelnde Kind.

Alle haben mit einem Ruck ihre Lichter gehoben und starren auf die Erscheinung hin.

Der Graf fährt zusammen, erblasst, winkt heftig, den Mantel wieder hinzubreiten, die Fackel zu enfernen. Es geschieht eilig.

Der Graf zieht, schaudernd den eigenen Mantel fester um die Schultern. Er geht tief ernst ins Haus zurück. Die Dienerschaft steht flüsternd bei einander. Sie wissen nicht, was sie aus der Sache machen sollen. Erst

wie der Graf schon auf der Terrasse ist, drehen sich alle um, wollen ihm voranleuchten, die Flügelthüren aufmachen, und so läuft der ganze Trupp, die Lichter in den Händen, ihm nach und verschwindet im Pavillon, der, nachdem sich die Thüren geschlossen haben, totenstill und finster liegen bleibt.

Nun erhebt sich der Harfner, nimmt die Tote wie ein Kind in seine Arme und trägt sie unter den Rosenstrauch, wo der Gärtner ein längliches Beet, gerade so gross wie ein Grab ausgegraben. Dort legt er sie hinein, und Amor, kindisch geschäftig, bedeckt gleich ihren Leib mit Stücken ausgestochenen Rasens, der sogleich über ihr als ein lebendiger Sarg zu verwachsen scheint.

Der Harfner hängt seine Harfe um und wendet sich zum Gehen, Amor schleicht leise neben ihm, zum Thor hinaus. Die Musik begleitet geheimnisvoll die Tritte der Beiden, die auf ewig von hier fortgehen, dann, wie das Gitter hinter ihnen zugefallen ist, erhebt sich aus dem Orchester mit voller Gewalt das Motiv des Fliessens, Verfliessens der Zeit, alle anderen Motive der Liebe und des Todes, der blühenden, verblühenden Rose, des rauschenden verrauschenden Wassers klingen noch einmal an und weichen wieder jenem ohne Heftigkeit äusserst gewaltigen Hauptmotiv.

Der Vorhang fällt.

ZWEITER AUFZUG/ DAS ZWISCHENSPIEL.

GEFILDE des Parnass, offner Hügel, rechts Bergesabhang und beginnender Wald.

Den lieblichen begrünten Hügel krönt eine Kuppe von Basalt, ganz überwuchert von dunklem und von goldenem Epheu; hier entspringt einer dunklen Wölbung ein murmelndes Wasser, das gegen vorne strebt, dann in einer umbuschten Rinne gegen links hügelabwärts abbiegt.

Zwischen den Basalten wurzeln Bäume, einige den Silberpappeln ähnlich, die ein leichtes helles Blattwerk, wie Gefieder, gegen den hellen Himmel wiegen, andere mit schweren Wipfeln, dunkel wie Cypressen. Der üppige Epheu wuchert nach links hinüber, füllt eine kleine Mulde ganz mit seinem tiefgrünen und goldenen Glanz und klimmt empor an einem mächtigen steinernen Triumphbogen von unmessbarem Alter, zu dem von vorne gewaltige Stufen emporführen, während kleines verwittertes Stufenwerk zwischen Epheuranken auch an ihm empor, hinauf auf die bemooste Plattform führt. Und auch das Thor steht gegen freien unendlich fernen Himmel, sodass das Auge hinter alledem jähe Abhänge und tief unten hingebreitet die Gefilde der Sterblichen ahnt.

Zur Rechten steigt ein sanfter Abhang nach erhobeneren Gefilden zu. Hier bilden schöne leichtwipfelige Bäume einen lockeren Halbkreis: nur zwei mächtige in der Mitte treten weiter auseinander und bilden wie die Mündung eines geheimnisvollen Bergweges.

Auf diesem Hügel wohnen die Stunden, sie schlummern, träumen, spielen und warten auf das Zeichen, durch das erhabene Thor zu den irdischen Menschen hinabzusteigen. Es sind leichtschreitende schöne Wesen, deren Gestalten einander ähnlich sind; sie tragen leichte, fluthende Gewänder, die ihnen um die Schultern flattern können wie Flügel und wieder schwer und prunkend nachschleppen können wie der Saum eines kaiserlichen Kleides.

Jede Stunde umspielt ein kleiner Trupp von helläugigen bekränzten fast nackten Kindern, drei, vier oder fünf; diese Kleinen sind die Augenblicke.

Der Vorhang hebt sich und aus der Introduktion erhebt sich das Hauptmotiv, des geheimnisvollen unaufhaltsamen Fliessens der Zeit, in seiner reinsten, verklärtesten Form.

An den Büschen, an den Bäumen, im Vordergrunde und überall sind schlummernde Stunden gelagert, in die Falten ihrer Gewänder geschmiegt die schlummernden Augenblicke.

Im Vordergrunde tanzen drei weissgekleidete Stunden, mit blondem, braunem und schwarzem Haar, einen Reigen. Ihre Augenblicke tanzen, einander bei den Händen haltend, einen äusseren Kreis. Dann tanzen die Stunden wieder auseinander, sich wiegend, die Hände im Nacken verschränkt, eine jede von ihren Augenblicken umkreist.

Im Hintergrunde rechts, ausserhalb des Halbkreises von Bäumen, zwischen dem Gezweige, wie hinter einem Schleier sichtbar, tanzen sieben andere, rosig und gelb, einen gleichen Reigen. Die drei weissen vorne reichen sich wieder die Hände und schreiten in einer doppelten Kette, indem die Kette der Kinder sich zwischen ihnen durchwindet.

Da entblüht dem Auf- und Abschwellen des Motives im Orchester ein kurzes, eindringliches, gleichsam rufendes Motiv, das Zeichen. Alle, auch die bis jetzt geschlummert haben, horchen auf.

Die blonde unter den drei tanzenden Stunden reckt ihre beiden Arme gegen Himmel, ihre Gefährtinnen treten vor ihr zurück und alle sehen auf diese eine. Sie kreuzt die Arme über der Brust und schreitet langsam auf das erhabene Thor zu, die drei Augenblicke, die zu ihr gehören, einander die kleinen Hände reichend, vor ihr her.

Ihre Gefährtinnen und alle, die im Gras liegen, und alle aus dem Hintergrund, zwischen den Bäumen hervortretend, winken mit den schönen, nackten Armen der einen nach, die geht, um hinabzusteigen.

Wie sie unter dem Thorbogen ist, zeichnet sich ihre Gestalt, indem sie nochmals die Arme feierlich emporhebt, gegen die blaue Luft des unendlichen Raumes ab. Dann sieht man, dass sie jenseits des Thores auf Stufen zu den Gefilden der Sterblichen hinabsteigen, denn es verschwinden zuerst die voranschreitenden Augenblicke, dann die Gestalt der Stunde bis an die Hüften, bis an die Schultern, zuletzt der Kopf.

Nun erheben sich viele, die gelagert waren, und in der ganzen Breite des Vordergrundes tanzen zwei Ketten gegeneinander, verschränken die Hände zu lebendigen Lauben, zu einem lebendigen Irrgarten, in welchem die Augenblicke einander suchen, einander haschen und mit glühenden Wangen umherjagen.

Da ertönt von neuem das Zeichen: die Tanzenden weichen nach links und rechts aus und geben den Blick auf die Mitte, auf Quell und Bäume frei. Hier liegt im tiefen Moos, im Schatten eines überhängenden Basaltblocks, die träge Stunde. Sie hat ein rundes Gesicht mit hellen Augen und eine plumpere Gestalt als die andern. Ihre Augenblicke, vier träge Kleine mit runden Köpfen und dicken Armen, dehnen sich neben ihr im Moos.

Alle schauen auf die träge Stunde, der das Zeichen gegolten hat. Sie hebt sich langsam von dem weichen Lager; missmutig, augenreibend stehen auch die Kleinen auf.

Alle Stunden und Augenblicke klatschen aufmunternd in die Hände.

Die träge Stunde schürzt ihr Gewand, um die Reise anzutreten; sie thut ein paar Schritte, dann fällt ihr ein, dass sie durstig ist; sie kehrt zur Quelle zurück und beugt sich hin, um zu trinken; die vier Augenblicke haben sich, des Wartens müde, gleich wieder ins Gras gesetzt und zweien sind sogleich die Augen zugefallen.

Die anderen Stunden und Augenblicke klatschen wieder, ungeduldig, in die Hände.

Da kommt von rechts und rückwärts zwischen den Bäumen die geflügelte Stunde hervorgestürmt: sie schwingt einen Thyrsus in der Hand, ihre Gewänder fliegen, die hastenden Augenblicke können mit ihr nicht Schritt halten. Sie scheint mehr zu fliegen, als zu laufen; an der Quelle vorbei, über den Epheu hin, die Stufen empor, scheint sie sich durch den Triumphbogen gleichsam zu den Irdischen hinabzustürzen.

Die Träge ist nun mit dem Trinken fertig, sieht sich verschlafen um.

Alle Stunden und Augenblicke lachen hell auf und beginnen einen neuen, munteren Tanz, in dem sie ihre Gewänder schwingen wie Flügel.

Die träge Stunde ist es zufrieden und legt sich weiter rückwärts im Gebüsch aufs neue schlafen.

In den allgemeinen Tanz schmettern mächtige Fanfaren des von rechts her aus dem Gebirge herannahenden Triumphzuges.

Die Stunden und Augenblicke lassen sich in zwei dichten Reihen

im äussersten Vordergrund, längs der Rampe, auf ihre Knie nieder, die Arme huldigend ausgebreitet, und erwarten das Herannahen des Zuges. Zwischen den beiden mächtigen Bäumen im Mittelgrunde rechts treten die vier Herolde hervor, aus silbernen Posaunen gewaltig schmetternd. Zwei tragen goldene Harnische mit Arm- und Beinschienen, darunter das römische kurze Gewand aus Purpur: diese beiden haben blosse Köpfe und lange blonde Locken. Die beiden anderen sind nur mit einem Schurz und einem Pantherfell bekleidet: sie haben krauses, schwarzes Haar, und Blumenkränze auf. Sie schreiten alle vier dicht nebeneinander: jeder stützt die Posaune mit der Linken und hat den rechten Arm um den Nacken des nächsten gelegt; der zuäusserst rechts geht, hält die Rechte über der Hüfte eingestemmt.

Sie umschreiten die Bühne in einem Halbkreis: an der Quelle vorbei, gegen das Thor empor.

Ihnen folgen etwa dreissig Gestalten: es mögen die Jahre sein, die zwischen der Handlung des ersten und des dritten Bildes verfliessen.

Sie schreiten gemessen hinter den Posaunen her, immer einige Schritte hintereinander, in dieser Folge:

drei bacchantische Jünglinge, Weinlaub im Haar,

ein Wanderer mit Hut und Stab,

ein Verlarvter in einem dunkelroten Mantel,

zwei Jünglinge, zusammen in einen schlichten Mantel gehüllt, ein Blumengewinde um beide geschlungen,

ein Blinder, am Stabe tastend, über ihm vor ihm her eine funkelnde Sternenkrone schwebend,

drei ernste Männer, mit ehernem Mund, in sich versunken schreitend, die Arme über der Brust,

ein dunkler gewappneter König,

ein goldroter gewappneter König,

ein weisser König mit einem Spiegel,

ein barfüssiger Fischer,

drei völlig Verhüllte, einander an der Hand leitend,

ein Weiser, in einen blauen Mantel gehüllt, vor ihm ein Kind, eine blaue Kugel mit goldenen Sternen tragend, und noch andere.

Darauf der goldene Wagen, von vier gewaltigen Bekränzten gezogen: in der goldenen Muschel ruhend eine riesige Gestalt, mit einer violetten Finsternis von schleirigen Geweben völlig umhüllt: ihren Kopf umgeben Sterne, durch die Schleier funkelnd. Die Gestalt scheint zu schlafen und scheint doch nicht völlig bewusstlos: es ist die Haltung einer in sich selbst Versunkenen.

Die Herolde treten zu beiden Seiten an die Pfeiler des Triumphbogens, je ein geharnischter und ein bekränzter am linken und am rechten Pfeiler, und lassen ihre Posaunen ruhen.

Die Gestalten der Jahre lagern sich im Halbkreis links und rechts von der basaltenen Kuppe.

Der Wagen wird von den vier bis in eine kleine Mulde neben der Quelle gezogen: dort, in der Mitte, bleibt die Zeit in ihm ruhen; die Vier lagern sich vor dem Wagen, eine Felsenstufe tiefer. Sogleich lagern sich auch die Stunden und Augenblicke, den nach vorne geöffneten Halbkreis ergänzend, zur Linken und Rechten, nur drei von ihnen, in hellgelben Gewändern, bleiben in der Mitte stehen.

Nun stossen die Herolde in ihre Posaunen, und es beginnen die Spiele der Stunden.

Die drei in hellgelben Gewändern schreiten, die Köpfe zusammensteckend und mit einander flüsternd, nach rechts und verschwinden einen Augenblick im Gebüsch. Sogleich treten sie wieder hervor: die vorderste trägt tanzend in den hocherhobenen Händen in einem Schilfkorb ein kleines Kind, die beiden anderen umtanzen sie übermütig. Sie umtanzen die Bühne und kehren zu dem Gebüsch rechts vorne zurück. Hier stellen sie den Korb mit dem Kinde ins Gras und knien, das Kind mit heller Freude unverwandt betrachtend, davor nieder. Eine weisse Hirschkuh steckt ihren Kopf aus dem Gebüsch und betrachtet das Kind mit grossen sanften Augen; Bienen umschwirren es, Schmetterlinge gaukeln über dem Korb hin und her.

Die drei Stunden gleiten auf den Knien dem Korb immer näher und verbergen ihn endlich mit ihren zusammengedrängten Gestalten. Sie springen auf: da ist Korb und Kind verschwunden. Sie springen zurück und klatschen in die Hände: da springt aus dem Gebüsch der Knabe hervor. Ein hellgelber Schmetterling gaukelt über ihm: er will ihn haschen und muss sich immer um sich selbst drehen, so tanzt er über die Bühne. Auf einmal sind es zwei, drei Schmetterlinge, dann ein ganzer Schwarm, der schaukelnd, kreisend seinen Weg nach links und rückwärts nimmt.
Sogleich springen hinter den Knaben die Augenblicke, und wie der Schmetterling hat auch er nun einen Schwarm von Gefährten hinter sich. Die Schmetterlinge gleiten gegen das Thor empor, die Kinder nach, die Schmetterlinge steigen in die Luft und schweben über der Plattform des Triumphbogens: die Kinder klimmen an dem kleinen Stufenwerk des rechten Pfeilers, ja an den Epheuranken empor, wie sie aber oben ankommen, verlieren sich die Schmetterlinge nach links hin in den Wipfeln. Die Kinder scheinen auf der andern Seite hinabzuklettern, auf einmal sind sie alle verschwunden.
Im nächsten Augenblick aber stürmt schon links ganz vorne zwischen Büschen den Hügel emporklimmend der Jüngling hervor: er hat ein lockiges Haupt, das leichte Gewand der Hirten und eine Schleuder in der Hand. Er steht einen Augenblick wie atemlos vor innerem Drang und unschlüssig, wohin sich wenden. Eine Stunde tanzt ihm mit offenen Armen entgegen; er hascht nach ihr, sie entgleitet ihm und eine zweite kommt herangetanzt; mit dieser das gleiche Spiel, es tanzt die dritte, dann die vierte hinzu; immer mehr und mehr drehen sich um ihn im Kreis. Dann fliegt der Kreis auseinander und sie verstecken sich, eine hinter der anderen, eine lange Reihe. Die erste fliegt auf ihn zu, umschlingt ihn flüchtig, hat sich ihm gleich entwunden und schon ist die zweite in seinen Armen und so fort. Die letzte aber fasst er fest, hebt sie empor und trägt sie dem Gebüsch zur Rechten zu. Da fliegen alle hinter ihm her, hängen sich an ihn wie ein flügelschlagender Schwarm. Er ist einen Augenblick verdeckt und schon nicht mehr da. Der Schwarm

teilt sich mit feierlicher Stille zu beiden Seiten zurücktretend und durch zwei Reihen von sich Neigenden tritt der Mann hervor, leicht gewappnet, mit Beinschienen und Helm, wie der Nachdenkliche auf dem Grabmal der Mediceer, aber mit einem kurzen Bart wie der Kaiser Hadrian. Er hält einen Stab auf die rechte Hüfte gestützt und schreitet ernst und gebietend zu gewaltigen, feierlichen Takten. In der Mitte angekommen, wirft er einen grossen Blick über das ganze Gefilde und lässt sich auf einem Steine nieder, das nachdenkliche Haupt mit gesenkten Wimpern auf die linke Hand gestützt, sein Angesicht vom Helm beschattet, der vielen Gestalten kaum achtend.

Paarweise schreiten die Stunden auf ihn zu und neigen sich vor ihm bis zur Erde. Ein gewaltiges Licht, wie wenn die Sonne zwischen Wolken sich durchkämpft, fällt von oben auf ihn und wird von seinem Helm und Brustharnisch mit goldrotem Gefunkel zurückgeworfen. In dem von ihm ausgehenden Scheine, wie vor einer feurigen Statue, tanzen drei der Stunden, ihre flutenden Gewänder in Feuerschein getaucht. Die anderen Stunden umstehen mit bestrahlten Gesichtern den Saum des Feuerkreises. Die drei tanzenden überflutet immer goldigeres Licht: goldenes Geschmeide scheint an ihren Leibern, ihren Gewändern herabzugleiten, Wolken von Purpur und Gold fluten an ihnen hernieder, endlich werden sie ganz zu Flammen, zu grossen tanzenden Flammen. Da heben die anderen alle ihre Gewänder und umkreisen den Flammenschein, dass die Röte durch sie durchschimmert. Im nächsten Augenblick geht das Licht in blasses bläuliches Mondlicht über, der Kreis thut sich auf, die tanzenden Flammen sind zusammengesunken und erloschen, der gewappnete Mann ist fort und auf dem Stein sitzt der Greis; silbriges Licht spielt auf seinem langen weissen Bart, auf seinen bebenden Händen. Er trägt ein braunes Gewand: sein Kopf ist uralt, doch seine Augen funkeln.

Eine Stunde schwebt auf ihn zu und tanzt sanft und feierlich vor ihm. Er erhebt sich mühsam, schwankt. Die Stunde ergreift seinen Arm, stützt ihn und führt ihn: er will nach rechts in den Vordergrund, an das Gebüsch hin, unter dem das Kind im Korb lag. Dort lässt sie ihn nieder:

ein starker Wind bricht aus dem Gebüsch hervor und der Bart des Greises weht; tiefe Finsternis und blaue Helligkeit wechselt um ihn; seine Lippen murmeln; vor ihm im wechselnden Licht tanzt die Stunde, ihr Gewand reisst der Sturm hin und her und überflutet es mit Finsternis und Mondglanz. Nachtschmetterlinge umkreisen den Kopf des Alten; ein Schwarm von wilden Bienen hängt summend über ihm; die weisse Hindin streckt ihren Kopf aus dem Gebüsch und schmiegt sich an seine Seite. Der Sturm und die schwankende Finsternis vergehen, das Gewand der tanzenden Stunde strahlt tiefblau wie der nächtige Himmel und ist besät mit goldenen Sternen bis herab an den Saum. Die Augen des Greises funkeln den Sternen entgegen, er hebt sich, will auf die schöne Gestalt zu und sinkt an ihr hin. Ihr Gewand überflutet ihn wie eine gestirnte Welle — im nächsten Augenblick liegt über allem ringsum goldig helles Licht, der Greis ist verschwunden, die Stunde steht da in weissem Gewande, vielen anderen gleichend; sie schüttelt sich und springt in die Mitte, andere tanzen zu ihr und ergreifen ihre Hände, wieder dreht sich der Reigen, zerfällt dann in sieben sich drehende Kreise. In der Mitte dieser Kreise aber tanzt für sich selber die selige Stunde, sie und ihre Augenblicke mit Rosen bekränzt, auf ihrer Schulter eine weisse Taube. Ihr einsames, trunkenes Dahintanzen ist so schön, dass alle andern nach ihr hinblicken, endlich im Anschauen verloren einander loslassen und sich zur Rechten und Linken verteilen. Von der Schulter der seligen Stunde hebt sich die Taube und umflattert eine Weile schmeichelnd den Kopf der Tanzenden. Die Taube steigt trunkenen Fluges immer höher, auf einmal thut sie ein paar zuckende Flügelschläge, überschlägt sich in der Luft und stürzt zu Boden. Die selige Stunde und ihr Augenblick sind tanzend in den Büschen zur Linken noch sichtbar, verschwinden bald darauf, ohne der in ihrem Rücken herabgestürzten Taube zu achten. Da tritt von rechts die trauernde Stunde auf, in schwarzem Gewande, Cypressen um das Haupt, drei trauernde Kinder mit ernsten grünen Zweigen schreiten neben ihr. Sie schreiten auf die tote Taube zu: die Augenblicke knieen nieder und reichen der Stunde den kleinen Leichnam

empor, die ihn tiefernst betrachtet. Dann schreitet die Stunde, den Leichnam in Händen, auf den Hintergrund zu; einer ihrer Augenblicke schreitet gesenkten Hauptes voran, die beiden anderen folgen. Den kleinen Zug umschweben die Takte eines Trauermarsches: sie schicken sich an, den Leichnam unter Busch und Fels zu begraben.

Da tritt, blendend im goldenen Harnisch, von funkelnden Kindern die Purpurschleppe getragen, oben zwischen den Bäumen die erhabene Stunde hervor, mit gebietenden Schritten zu den Trauernden herabsteigend. Sie winkt ihnen, einzuhalten. Die Trauernden heben unwillig den schwermütigen Blick. Die erhabene Stunde ergreift gebieterisch den kleinen Leichnam, der, von ihr emporgehoben, sogleich erglüht. Die schimmernde Taube hocherhoben, thut die Erhabene mit ihren Schleppträgern drei Schritte nach vorne zu. Sie steht nun in der Mitte, — die Selige ist zur Linken tanzend völlig verschwunden, die Trauernde hat sich zwischen den Stämmen der zwei gewaltigsten dunklen Bäume im Hintergrunde verloren.

Die Erhabene hält triumphierend die leuchtende Taube empor, von der nun auf einmal alles Licht allein ausgeht. Mit erhobenem Haupt lässt die Erhabene ihren Blick umherschweifen, als suchte sie im grenzenlosen Raum den Platz, um ein Wunder zu wirken. Fester packt sie den leuchtenden Leib und wirft ihn mit einem Schwunge, gegen den Hintergrund sich wendend, durch den Wipfel des erhabensten dunklen Baumes gegen den Himmel empor. Alle wenden sich, dem Wurf nachzuschauen. Die gelagerten Stunden, die Jahre, die Vier vor dem Wagen der Zeit wenden ihre Köpfe. Auf einmal deuten alle mit ausgestrecktem Arm nach oben: über dem mittelsten Baum, wo das tiefblaue Gewölb des Himmels auf dem schwarzen Wipfel aufruht, ist die Taube als ein strahlendes Sternbild erschienen. Man ahnt, sie ist draussen im unendlich Weiten, doch scheint ihr aus funkelnden Punkten gebildeter Umriss auf dem Gewipfel ruhig zu sitzen, wie zuweilen das Sternbild des Wagens auf dem Rand eines nächtlichen Berges aufzuruhen scheint. Im nächsten Augenblick ist es wieder licht und hat die erhabene Stunde mit feier-

lichen Schritten den Bergweg rechts hinanzuschreiten begonnen. Nun treten die mit den Posaunen vom Thor herab, die Wagenführer erheben sich, und indem der Zug sich ordnen und unter dem gewaltigen Auftreten des Hauptmotives sich in Bewegung setzen will, ist der Vorhang gefallen.

DRITTER AUFZUG/ STUNDE DER ERINNERUNG.

EIN geräumiges Zimmer im Geschmack der Fünfzigerjahre. Rechts ein Fenster auf die Strasse. Im Hintergrund, mehr rechts, eine vergitterte Glasthüre, auf einen Vorgarten hinausführend. Von der Thür tritt man ins Zimmer herab, zwei Holzstufen. Auch beim Fenster eine Stufe. In der linken rückwärtigen Ecke ein Alkoven mit grünen Vorhängen, darin ein Bett. Links eine Thüre ins Zimmer der Tochter. Auch rechts vorn eine Thür. Gegen Abend, im Herbst. Es ist draussen noch halbhell, aber im Zimmer brennt eine Lampe.

Der alte Mann sitzt an einem Tisch in der Mitte des Zimmers und liest.

Die Magd räumt rückwärts einen gedeckten Tisch ab, geht dann ab, durch die Thür rechts vorn.

Die Tochter sitzt am Fenster und stickt. Sie hat dunkles Haar und sehr dunkle feuchte Augen.

Der alte Mann schlägt das Buch zu und schiebt es mit einer müden Geberde von sich. Er nimmt die Augengläser ab und putzt sie mit einem kleinen Seidentuch.

Die Tochter sieht von ihrer Arbeit auf.

Der alte Mann lächelt ihr zu.

Die Tochter kommt zu ihm:

Willst Du nicht mehr lesen?

Der alte Mann:

Nein, es strengt mich an. Ich bin alt, meine Augen sind alt.

Eine kleine traurige Pause: das Motiv der verfliessenden Zeit klingt an.

Die Tochter streichelt ihm die Stirn:

Es ist hier zu finster zum Lesen. Ich will für Dich tanzen. Soll ich?

Der alte Mann nickt.

Nun ist es draussen fast völlig dunkel.

Die Tochter tanzt eine Gavotte, mit lautlosen Schritten, mit tiefen Verneigungen, da klopft es auf einmal an der Thür. Sie hält inne.

Der alte Mann:

Wie schade! wie schade! Er ist sehr unwillig.

Die Magd lässt durch die Thür rechts einen jungen Mann eintreten. Es ist der Bewerber. Er bringt einige Zeitungsblätter und ein paar Rosen. Begrüssung. Höflichkeiten. Sie bieten ihm einen Platz an. Ein stockendes Gespräch. Die Tochter geht nach rückwärts, die Rosen in ein Glas zu thun.

Der Bewerber, ihr nachschauend, zum Vater:

Wie reizend sie ist.

Der Vater ist sehr kühl.

Der Bewerber:

Sie geht nicht, sie schwebt.

Der Vater verzieht keine Miene.

Die Tochter kommt wieder nach vorne, stellt das Glas mit den Rosen auf den Tisch, setzt sich wieder zu ihrer Arbeit.

Ein verlegenes Schweigen.

Der Bewerber steht endlich entschlossen auf: er bittet den Vater um ihre Hand. Er liebt sie seit Langem. Er wird sie auf Händen tragen.

Der Vater weist ihn auf die Tochter hin. Es hänge von ihr allein ab.

Die Tochter ist aufgestanden, um zu antworten.

Der Vater sieht mit angstvoller Spannung auf sie hin.

Die Tochter verneigt sich, lehnt entschieden ab.

Der Bewerber bittet, beschwört.

Die Tochter bittet ihn, den Gedanken aufzugeben.

Das Gesicht des Vaters verklärt sich.

Der Bewerber zieht sich zurück.

Vater und Tochter allein. Er geht auf sie zu, will ihr die Hand küssen. Sie beugt sich herab, küsst seine Hand. Er sagt ihr, dass er unbeschreiblich froh ist.

Ob sie aber nicht vorschnell abgelehnt habe? Ob ihr nicht doch lieber gewesen wäre, in das Haus des jungen Mannes zu ziehen, in das hübsche Haus des reichen Bewerbers?

Die Tochter schüttelt den Kopf.

Der alte Mann:

Ob es ihr nicht zu öd werden würde, hier, mit dem Vater, die eintönigen gleichen Tage?

Die Tochter verneint wieder und wieder, mit einem seltsamen verträumten Ausdruck der Augen.
Die Uhr auf der Kommode schlägt neun.

Die Tochter:

Es ist Schlafenszeit.

Sie geht nach rückwärts, nimmt aus dem Glasschrank einen schönen gläsernen Pokal und füllt ihn aus einer Karaffe mit Wein; giesst aus einem Kännchen heisses Wasser dazu, thut aus einer Dose Gewürze hinein.

Der alte Mann hat indessen an dem Fenster den Laden geschlossen.

Draussen ist Mond. Der Wind bewegt die Bäume.

Die Tochter bringt den schönen gefüllten Pokal nach vorn. Sie trägt ihn in erhobenen Händen und geht langsam. Sie lächelt dem Vater zu. Sie stellt den Pokal auf den Tisch.

Der alte Mann will die Glasthür verschliessen.

Die Tochter läuft schnell hin, hält ihn ab:

Das lass mich machen. Geh dort hin. Koste Deinen Glühwein. Heute ist er besonders gut. Sie drängt ihn sanft gegen vorn.

Der alte Mann kommt an den Tisch, hebt mit beiden Händen, die ein wenig zittern, den Pokal und kostet den Wein. Dann geht er, die Hände auf dem Rücken, gegen die Kommode.

Die Tochter, an der Glasthür, hat den Riegel geräuschvoll vorgeschoben und gleich wieder lautlos zurückgezogen. Sie sieht sich verstohlen nach dem Vater um, der indessen seine Augengläser in der Kommode verwahrt. Wie sie sich versichert hat, dass er nicht hersieht, winkt sie durch die obere Glasscheibe an der Thür hinaus: ein dreimaliges heftiges Abwinken, wie: Warte noch, zeig' Dich noch nicht! Sie sieht sich wieder verstohlen um, dann kommt sie unbefangen nach vorn.

Der alte Mann:

Hast Du die Thür verriegelt?

Die Tochter:

Ja, fest verriegelt. Gute Nacht, Vater.

Sie neigt sich, dass er sie auf die Stirn küssen kann. Sie geht in ihr Zimmer, links.

Der alte Mann, allein, geht zur Kommode, zieht die Uhr auf. Auf einmal hört man, wie vor dem Fenster und halbverloren im Wind, eine Harfe klingen. Der alte Mann horcht, eine Erinnerung überfällt ihn.

Eine Weile hängt er ihr nach, dann schüttelt er den Kopf:

Das ist ja längst vergangen, längst vorbei.

Er geht an den Tisch und will trinken. In diesem Augenblick brennt die Lampe ganz herab. Er will sie aufdrehen, da erlischt sie ganz. Dafür entströmt aber sogleich dem Pokal ein sanfter Schein. Verwundert hält er ihn vor sich, stellt ihn endlich auf den Tisch, tritt zurück. Der Schein erhellt sich und erleuchtet schwach das Zimmer. Und auf einmal ist,

von der Seite des Alkovens her, das Mädchen aus dem ersten Aufzug hereingeglitten. Vielmehr eine blass leuchtende Erscheinung, dem Mädchen gleich, scheinbar aus einer ähnlichen Materie wie der leuchtende gläserne Pokal. In ihrer unverkennbaren Haltung, den Kopf ein wenig zwischen den Schultern, den Oberleib ein wenig vorgebeugt, kommt sie auf den Tisch zugeglitten. Der alte Mann tritt, die Hände halb abwehrend erhoben, hinter sie. Sie steht nun am Tisch, lächelt ihm zu. Dann hebt sie den Pokal an ihre Lippen, nippt daran, dem Alten zutrinkend; stellt den Pokal wieder hin, ist schon wieder zurückgeglitten und irgendwo, wie von der Mauer aufgesogen, spurlos verschwunden. Dem Alten sind die Hände neben dem Leib herabgesunken, seine Unterlippe hängt schlaff herab, die Augen starr auf den einen Fleck gerichtet steht er lange entgeistert da; indes schlägt die Uhr, draussen heult der Wind; er regt sich nicht. Endlich kommt er zur Besinnung, betastet mit den Händen sein Gesicht, sagt sich:

Es war ein Augentrug, etwas Fieberhaftes.

Fühlt sich den Puls. Schüttelt den Kopf, will sich gewaltsam zur Besinnung bringen. Sieht mit Grauen auf den leuchtenden Pokal, greift nach der Lampe: in diesem Augenblick erlischt auch der Pokal und die Lampe leuchtet wieder hell. Alles ist wie früher. Der Alte nimmt nun die Lampe, sie nach dem Alkoven zu tragen, um zu Bett zu gehen. In diesem Moment springt, von einer unsichtbaren Hand oder von einem Windstoss aufgedrückt, die in den Garten führende vergitterte Glasthür fast völlig geräuschlos auf, und vor dem Luftzug verlischt die Lampe. Von draussen fällt ein sehr schwaches, unsicheres Licht herein. Und im gleichen Augenblick tritt, im Nachtgewand, mit aufgelöstem Haar und blossen Armen, die Tochter aus ihrer Thür, mit unendlicher Vorsicht, leise, leise die Thür aufdrückend, mit angehaltenem Atem, bemüht, mit den Augen das Dunkel zu durchdringen.

Der Alte steht rückwärts, ziemlich nah dem Alkoven, noch näher einem grossen dunklen Kleiderschrank: er hält die erloschene Lampe in einer Hand und streckt die andere, starr vor Staunen, gegen die weisse, nun

gegen die Mitte gleitende Gestalt aus. Er scheint nicht gleich zu begreifen, dass es nicht das Wesen von früher, sondern seine Tochter ist. Sie thut mit angehaltenem Atem und mit der äussersten Vorsicht, um nirgends ein Geräusch zu machen, einen Schritt nach dem andern, und so dreht er rückwärts den Kopf, ihr mit den Augen zu folgen. Nun ist, in der Thür, im wechselnden Mondlicht der unruhigen bewölkten Nacht, die dunkle Gestalt des heimlichen Geliebten der Tochter sichtbar geworden. Er hält die Klinke, dass der Wind nicht an der Thür rütteln soll, und beugt sich ins Zimmer herein, mit den Augen bemüht, das Dunkel zu durchdringen. Nun ist sie bis hinüber gelangt, und lautlos sich ausstreckend, kann sie mit den Fingerspitzen seine Hand, die sich ihr entgegenstreckt, berühren. Da ist mit verzerrtem Gesicht und keuchendem Atem, die Lampe in zitternden Händen hocherhoben, der Alte bis an den Tisch vorgesprungen. Hier besinnt er sich und stellt die Lampe heftig nieder, dass sie klirrt. Die Beiden an der Thür zucken zusammen; es ist im Zimmer so dunkel, dass sie nicht gleich sehen können, was geschehen ist. Indes hat der Alte mit heftig zitternden Händen die Lampe angezündet. Die Beiden stehen ohne Regung, er oben in der Thür, sie unter ihm im Zimmer. Der alte Mann geht schleifenden Schrittes auf sie zu: seine Lippen bewegen sich krampfhaft, er weiss nicht, was er sagen soll. Dicht vor ihnen bleibt er stehen und starrt ihnen ins Gesicht. Dann geht er wieder von ihnen weg, dreht den Kopf weg und drückt die Hände vor die Augen: er will es nicht sehen, will es nicht glauben; er will es von sich wegschütteln wie eine Spinne.

Die Tochter, die Augen auf den Vater geheftet, totenblass, ist, wie bewusstlos ausweichend, von dem Geliebten weg nach rechts vorn getreten, drückt ihr Gesicht in den Fenstervorhang.

Der Geliebte, ein junger Mann, nicht überjung, in einen Mantel gehüllt, versucht, etwas zu sagen, die Hände beschwichtigend vorgestreckt.

Der alte Mann ringt die Hände, richtet sich dann wieder auf; sieht, dass sie nicht mehr beisammen stehen; stellt sich vor den Geliebten, die Tochter mit keinem Blick streifend.

Der alte Mann, zum Geliebten:

Wie ein Dieb handelst Du! Du bist ein Dieb! Bei der Nacht schleichst Du Dich ein, einem alten Mann das Einzige zu stehlen, was er hat! Du Dieb!

Er zittert heftig, es würgt ihn, er wankt, rafft sich aber wieder zusammen und hebt die Faust drohend nahe bis an das Gesicht des andern.
In diesem Augenblick thut die Tochter, bebend vor Erregung, einen Schritt auf die Beiden zu. In dieser Bewegung von ihr liegt solche verzweifelte Entschlossenheit, ihr zusammengepresster Mund und ihre aufgerissenen Augen haben solche Gewalt, dass der Alte einen Schritt nach rückwärts thut und mit herabgesunkenen Händen schwer atmend dasteht.

Die Tochter, vor den Vater hintretend:

Mit ihm hast Du nicht zu sprechen! Sprich zu mir! Ich hab' es gewollt, ich hab' ihn gerufen, ich liebe ihn. Ja, ich bin seine Geliebte, ihm gehöre ich, nicht Dir!

Jetzt geht ihr leidenschaftliches Geständnis mehr und mehr aus der blossen beredten Geberde in einen Tanz über, indem sie, mehr dem Geliebten zugewendet, ihm zu sagen scheint:

Dir gehör' ich, ich bin Dein Ding, sieh, ich neige mich vor Dir bis an den Boden, sieh, für Dich reck' ich mich wieder empor, blühe für Dich empor, für Dich löse ich mein Haar, vor Dir weich' ich zurück, um wieder zu Dir zurückzukehren, um mich Dir an die Brust zu werfen! Um Dich herum will ich kreisen, will die ganze Luft um Dich her mit mir erfüllen . . .

Ihr Tanz ist ein immer glühenderes Sich-Hingeben.

Der alte Mann klammert sich taumelnd an den Tisch. Wie sie innehält und totenblass, mit geschlossenen Augen, zwischen den Beiden dasteht und dann wieder die Augen aufschlägt, zeigt er ihr sein weisses Haar,

sein verzerrtes Gesicht, das in diesen Minuten um Jahre gealtert scheint. Sie blickt kalt und fremd auf ihn, dann wirft sie sich dem Geliebten zu und drängt ihn gegen die offene Thür:

Fort! Ich will fort mit Dir!

Der alte Mann sinkt in einen Stuhl am Tisch und schliesst die Augen.

Der Geliebte nimmt seinen Mantel ab und hüllt sie ein.

Sie, zärtlich besorgt, fühlt seinen Rock an:

Dein Gewand ist leicht, es ist eine kalte Nacht, Du wirst frieren.

Der Geliebte eilt mit ihr fort.

Sie, schon oben in der Thür stehend, zögert noch, sieht im ganzen Zimmer umher, suchend. Ihr Blick fällt auf den Pokal mit dem Glühwein und ihr Gesicht leuchtet auf. Sie bedeutet dem Geliebten:

Warten, warte!

steigt hinab und geht leise auf den Tisch zu.

Der alte Mann, der mit dem Rücken gegen die Thür im Sessel liegt, schlägt die Augen auf, wie sie von rückwärts her ganz nahe zu ihm gekommen ist. Sein Gesicht erleuchtet sich; er staunt mit einem veränderten Ausdruck vor sich hin, als wollte er sagen:

Sie kommt zu mir zurück! Es wird Alles nur ein böser Traum gewesen sein, nur ein Alp! Gleich wird sie bei mir sein! Sie wird mir den Becher reichen!

Er stellt sich schlafend, damit sie leise, leise zu ihm kommt. Mit halbgeschlossenen Augen sieht er nach ihrer Hand, die nun den Pokal ergreift. Seine Lippen bewegen sich schon mit kindischer Begier:

Jetzt wird sie mir zu trinken geben.

Da hebt sie den Pokal auf und trägt ihn weg, er sieht nicht, wohin. Der Ausdruck seines Gesichtes wechselt fürchterlich. Er wendet sich im Sessel um, erblickt sie, die den Pokal in erhobenen Händen dem Geliebten zuträgt, auf den ihre Blicke geheftet sind.

Der alte Mann springt auf. Wie sie die Stufen hinansteigt, den Pokal an die Lippen des Geliebten hält, hat er sie erreicht, hebt beide Fäuste gegen sie und sinkt in diesem Augenblick an ihr hin, im Fallen ihren Arm streifend, dass der Pokal ihr aus der Hand fällt, ins Zimmer hinabrollt und, wie er über die Stufen fällt, in tausend Scherben zerbricht. Indem stürzen die Beiden zur Thür hinaus, den Mantel um sich schlagend, an einander gepresst. Die Lampe ist verloschen, an der offenen Thür rüttelt der nächtliche Sturm.

Der alte Mann richtet sich auf; an der offenen Thür knieend, wo der Wind sein Haar zerrüttet, ist er zuerst wie betäubt und sieht irr umher. Allmählich kommt er zu sich und starrt ins Zimmer herab; sein Auge ist blöde, seine Zähne knirschen. Auf den Knieen kriecht er die Stufen herab, als hätte er verlernt, aufrecht zu gehen. Nun ist er auf den Fleck gekommen, wo die Scherben liegen. Und diese fangen an zu glühen und wie Augen auf ihn zu schauen. Er setzt sich mitten unter ihnen nieder und fängt an, wie ein Irrer, mit den glühenden Scherben zu reden.

Ihr da,

sagt er ihnen,

> Ihr Scherben! Ihr liegt da am Boden, Ihr seid Kehricht, ekelhafter Kehricht! Selbst der Fuss scheut sich, auf Euch zu treten! So bin ich auch: zerbrochen haben sie mich, in Scherben zerschlagen und meine Scherben hier herabgekehrt. Ich bin ein Kehricht, ein Haufen Scherben bin ich. Ich will mich mit Euch vermischen!

Und er wälzt sich zwischen den funkelnden Scherben, wühlt seine Glieder wie im Wahnsinn am Boden hin.

Da hat draussen das Toben des Sturmes nachgelassen; aber auch der Mond ist völlig verschwunden, es herrscht ein schweres totes Dunkel. Und aus diesem, wie aus der Ferne zuerst, dann aber näher, stärker, ein unsäglich gewaltiges Heranschreiten. Es ist wie der Schritt des Schicksals. Und so steht auf einmal, leuchtend, gewappnet, herrlich, die purpurne Schleppe von schönen Kindern getragen, die erhabene Stunde

in der Thür, den Arm gebietend ausgestreckt. Sogleich springen die Augenblicke ins Zimmer hinein, und unter ihnen, noch schöner, leuchtender als sie, ist das Kind Amor. Die Kinder eilen auf den alten Mann zu, umspielen ihn, streicheln ihn, richten ihn auf. Flink haben sie die glühenden Scherben gesammelt, die sich zauberhaft vereinen, und sogleich hält Amor ein glühendes gläsernes Herz empor, dem ein schöner Schein und ein süsser Klang entströmen. Er schwingt das Herz in der Luft, da verwandelt es sich in eine Fackel, die schwankenden Schein bis an die Decke des Zimmers wirkt. Indessen er, die Fackel schwingend, den ganzen traurigen Raum mit Glanz bestreut, haben die Augenblicke den alten Mann schmeichelnd aufgerichtet, und wie sie seine Augen, sein Haar, seinen Leib berühren, scheint er erquickt, ja verjüngt und steht nicht mehr gebückt. Da lassen sie ihn in der Mitte des Zimmers stehen und eilen nach rückwärts, an den Alkoven. Zwei von ihnen klimmen die grünen Vorhänge empor, der Dritte macht sich unten zu schaffen, Amor leuchtet ihnen. Blitzschnell sind die Beiden oben, machen den Betthimmel los und werfen die grünen Vorhänge herab. Diese aber, im Niederfallen, verwandeln sich in üppige Ranken von tiefgrünem Epheu. Und die kahle Wand des Zimmers, dort, wo sie die Vorhänge und Draperien losgerissen haben, erscheint unter dem Schein der Fackel als die epheuberankte Aussenmauer eines Turmes, aus verwitterten Steinen gefügt. Und in dieser Mauer zeigt sich ein uraltes eisernes Pförtchen, springt auf und lässt die ersten Stufen einer Wendeltreppe sehen, die in der Mauer aufwärts zu führen scheint. Indessen sind die Augenblicke an den Epheuranken herabgeglitten, alle drei eilen sie zu dem grossen dunklen Schrank, zerren einen dunkelgrünen Reisemantel hervor und werfen ihn dem alten Mann um die Schultern. Dann führen sie ihn, voraus- und wieder zurückspringend, unter heftigen fröhlichen Geberden, an das Pförtchen; Amor leuchtet voraus, sie steigen die Wendeltreppe empor, hinter ihnen fällt die Thür zu.

Indessen hat das ganze Zimmer zu versinken begonnen und zugleich löst sich oben die Decke von der rückwärtigen Wand, sodass hier ein Spalt

entsteht, durch den Mondlicht hereinbricht. Und nun werden oben, in diesem Spalt, der sich erweitert, auf der geborstenen Mauer schreitend wie auf dem Zinnenweg einer Schlossruine, von links nach rechts und dabei aufwärtsschreitend, die Augenblicke und der alte Mann sichtbar und Amor voranleuchtend. Von Mondwolken umschwebt nehmen sie ihren Weg über Dächer und Firste in die Ferne. Das Zimmer ist tiefer und tiefer gesunken, dichte Wolken sind hereingebrochen, durch die das Mondlicht nur mehr mit mattem Schein durchsickert. Im Versinken ist die erhabene Stunde wie auf einer dunklen Klippe langsam mit hinabgesunken, noch mit leuchtendem Arm zu den Aufwärtswandernden emporwinkend. Nun haben Wolken, vielmehr dichter blassschimmernder Nachtnebel Alles verschlungen und nur die Musik lässt das Aufwärtssteigen in selige Höhen ahnen. — — — — — —

Die Wolken lichten sich, der monddurchsickerte Nebel zerteilt sich und enthüllt, im vollen Mondesglanz, ein antikes Gestade. Es ist ein felsiger Strand, von draussen rollen die leuchtenden Wogen unablässig mit ewigem Rauschen herein. Zur Linken erhebt sich ein weissmarmorner Tempel, zur Hälfte verfallen; an ihn schmiegt sich eine kleine Hütte, ganz von Schlingpflanzen umsponnen. Dabei ein Gärtchen mit hohen blühenden Malven. Vor den Tempelstufen ein alter schöner Ziehbrunnen aus Marmor und Erz. Zur Rechten mündet ein Pfad, der von unten zu diesem Felsgestade heraufzuführen scheint. Ehe sich der Nebelduft noch ganz verzogen, läuft ein Trupp Faune über die Bühne und verschwindet in dem Gehölz von Feigen und Lorbeer, das hinter dem Tempel anhebt; einzelne von ihnen spähen am Hause hin, schnüffeln zwischen den Säulen des Tempels, glotzen den Brunnen hinab, folgen dann den andern. Nun liegt alles im Glanz; das Meer scheint stärker hinaufzurauschen, anzuschwellen. Da heben sich zwischen den Klippen des Strandes da und dort Nymphen empor; ihr Gewand ist feucht und flutend; sie blicken sehnsüchtig nach dem Meer hinab. Andere gleiten von links zwischen den Bäumen, den Säulen hervor; eine hebt sich aus dem Brunnen und sitzt in feuchtem Glanz auf dem Brunnenrand. Sie

spähen und lauschen nach dem Meer zu. Da kommt auf dem leuchtenden Rücken der vordersten Woge ein Triton herangetragen. Von seinem schilfichten Kopf trieft Wasser und Mondglanz an ihm herab. Er hebt das Horn an den Mund und bläst einen seltsamen sehnsuchterregenden Ton. Delphine umspielen ihn, die Nymphen sind an den Rand des Gestades vorgeglitten und lauschen hinab. Die Woge aber, zurückflutend, trägt den Triton und die Delphine nach rückwärts, und sie tauchen unter. Die Nymphen haben einander die Hände gereicht, und in einer langen Kette, mit lautlosen Füssen hinter sich tretend, vom Meer weg, ahmen sie das Zurückweichen der Woge nach. Sie weichen bis fast an den vorderen Rand der Bühne. Hier halten sie inne und werfen die Arme empor; gleich aber reichen sie sich wieder die Hände und stürmen nun dem Strand zu, wie die fröhlich herbeirauschende Woge. Und nun rauscht auch eine neue Woge von draussen heran und trägt auf ihrem langgestreckten Rücken eine ganze Kette von Gestalten: schilfbekränzte Tritonen, deren Hörner überaus schön ertönen, Delphine, auf denen Knaben reiten, mit zackigen Korallen gekrönt, Alles zu einer Kette vereint durch dichte Gewinde von funkelnden Quallen und anderen leuchtenden, wimmelnd gedrängten Meerestieren. Dies alles naht sich dem Strande, naht sich den Nymphen und entgleitet wieder. Die Nymphen haben, sich neigend, sehnsüchtig die Arme ausgebreitet: nun reichen sie sich wieder die Hände und gleiten ihrerseits vom Rande zurück. Wieder naht rauschend die grosse Woge, beladen mit den hörnerspielenden Tritonen, den fabelhaften Tieren und den funkelnden Meeresschätzen; und die Nymphen werfen sich der Woge entgegen. Da flammt ein fremder Lichtschein von rechts herein und nähert sich. Amor kommt den Felspfad emporgeklommen, hoch die Fackel schwingend. Vor ihrem Schein ducken sich die Nymphen geblendet zwischens Gestein, hinter die Bäume. Amor, koboldhaft wild, springt von Klippe zu Klippe. Er scheint nach rückwärts hinab, den Gefährten, die seinem Lauf nicht folgen können, zu winken. — Indessen ist der Mond erblichen und der ganze Himmel steht in fahlem

Schein, vor Sonnenaufgang. Draussen sind die Tritone und ihr Gefolge untergetaucht. Amor, auf der höchsten Strandklippe stehend, schleudert im Uebermut seine Fackel hinter sich ins Meer. Und die Fackel entzündet das Meer: aus dem feurigen Schein hebt sich eine goldschäumende Woge und trägt auf ihrem Rücken die Tritone, die jetzt perlenbekränzte Nereïden in den Armen halten, die Delphine mit den gekrönten Knaben und vierlei Getier, von Gold und feurigem Schaum funkeln. Dahinter aber, dieses Prächtige noch übertäubend, gebiert das Meer in wundervollem Farbenspiel die Sonne. Indem sich diese langsam hebt, versinken die Meereserscheinungen. Wie der Strahl der Sonne den Tempel, Hain und Hütte trifft, tritt aus der niedrigen Thür der Hütte die verschönte Gestalt des Gärtners aus dem ersten Aufzug, es ist ein schöner Greis, er trägt einen blassgelben Mantel und ein Untergewand von blauem Leinen, Bastschuhe an den Füssen; an seinem Gürtel hängt ein Pfropfmesser. Er tritt hervor und begrüsst mit ausgebreiteten Armen das Licht der Sonne. Tritt dann zum Brunnen und windet den vollen Eimer herauf. Indes tritt die Gärtnersfrau zu ihm, gleichermassen verklärt, in einem faltigen Gewand von blassem Violett. Sie erblickt das fremde Kind: Amor, der ihnen entgegen von der Klippe leuchtend herabsteigt. Der Gärtner reicht der Gärtnersfrau die Hand, und sie gehen dem Kinde entgegen, vor seiner leuchtenden kleinen Gestalt sich neigend. Im gleichen Augenblick sind, den Felspfad rechts herauf, die Augenblicke und, in ihrem Geleit, der Alte Mann aufgetreten. Er aber scheint verjüngt, gleicht schon fast mehr dem »Jungen Mann« des ersten Aufzuges. Seine Augen glänzen, sein Haar ist schöner, von dunklem Braun, und schön umfliesst ihn der grüne Mantel. Sein Tritt ist leicht, er geht, den Kopf jugendlich erhoben, die leuchtende Morgenluft begierig einatmend.

Amor, zu den beiden Alten, auf den Herankommenden hinweisend:

Er ist's, für den Ihr hier diesen Tempel behütet. Oeffnet ihm.

Gärtner und Gärtnersfrau heben sich die Tempelstufen empor, öffnen das schwere Thor des inneren Heiligtums, die Thürflügel, innen von strahlend blauer Farbe, lassen eine leichte, in schleirige Gewebe verhüllte

helle Gestalt ans Licht, die leicht und feierlich die Stufen herabschreitet.

Gärtner und Gärtnersfrau treten zur Seite.

Amor und die Augenblicke führen ihn herbei, der zögert und staunt. Die Gestalt, in ihren scheuen kleinen Schritten, dem schüchternen Spiel ihrer Arme, in allem das Mädchen des ersten Aufzugs, scheint im Licht, im Leben noch wie verloren. Sie sieht den Geliebten an, schwankt aber unsicher wieder zur Seite. Die Sonne blendet sie, und sie bedeckt ihr Gesicht. Sie wird gleich müde und lässt sich auf einen Stein hin, zu ruhen. Wie aber der Geliebte ihr nahe kommt, rafft sie sich scheu wieder auf und weicht mit vorgestreckten Armen reizend zurück. Ihr Tanz ist ein süsses Wanken und Taumeln, die lange im Grabe Verschlossene, trunken und schwach vor Leben und Glück. Die Kinder wollen die Beiden zusammenführen, sie aber entzieht sich und läuft den Strand empor, klimmt leicht die Klippen hinan. Der Geliebte ihr nach; schon ist er ihr nah. Vom Meer her hebt sich ein starker Wind und löst die Schleier, in die sie gehüllt ist. Das Gewebe umflattert sie, selig erkennt er ihre Züge, hascht nach den Schleiern, die sich blähen wie Segel. Da kommt ein starker Windstoss und ergreift die ganze taumelnde leichte Gestalt und weht sie ins Meer hinab. Er steht am Rande, ihr Gewand ist ihm in der Hand geblieben und weht um ihn, leuchtend wie der Regenbogen. Da eilen die Kinder hinauf, wie Hunde hinter dem Wild, zeigen sie ihm: ihr nach, ihr nach! Er stürzt sich in trunkenem Schwung von der Klippe nieder, die Kleinen mit ihm, hinab in das leuchtende Meer.

Sogleich versinkt der Strand, von oben durchleuchtete Meeresflut scheint hereinzustürzen, erfüllt die Bühne, von riesigen Gewächsen durchrankt; von rückwärts her aber gleitet schon ein neuer Strand heran, das Wasser weicht und nur zur Rechten bleibt der Spiegel einer kleinen Bucht liegen. Die ganze Bühne ist ein steil ansteigendes, üppiges Waldesdickicht; gewaltige Steineichen, auch Ahorn, alles empordrängend; Luftwurzeln, Ranken klimmen hinab und hinan. Die Sonne scheint dahinter zu stehen und

bricht nur in Funken von Topas durch das Dickicht. Hier leben liebliche Dryaden; ihre Gewänder haben das Grün junger Blätter: sie tanzen in der Lichtung. Ueber ihnen kreisen in der Luft grosse Vögel von funkelndem Gefieder, wiegen sich in den Wipfeln, lassen sich bis zu den Tanzenden nieder und schweben wieder empor. Die Dryaden verwenden den Blick nicht von diesen Vögeln; ihr ganzer Tanz ist ein süsses Haschen nach diesen, ein verlangendes Heranlocken. Sie werfen ihr langes aufgelöstes Haar empor, um die gaukelnden Vögel darein zu verstricken; sie recken sich, die Emporsteigenden schmeichelnd zu fassen; sie lassen sich zu Boden fallen und stellen sich tot, wie Käfer thun, und wenn dann die Vögel bis an den Boden niederkreisen, suchen sie sie mit den Armen zu umschlingen.

In dieses Spiel dringt ein fremder zarter Ton, und es tritt von rechts her, spielend, der alte Harfenspieler auf, hinter ihm das Mädchen. Er scheint sie mit den Klängen der Harfe sanft nach sich zu ziehen. Sie möchte zögern, möchte den Geliebten erwarten und muss doch dem Alten nach. Aber es ist in dem allen nichts angstvolles, sondern ein lieblich sich vollziehender Zauber. Sie ist nun der Hüllen ledig und trägt ein leichtes Gewand, von dem, wie sie in Schatten tritt, ein Schein ausgeht. Bei dem Herannahen der Beiden sind die Dryaden ins Dickicht geschlüpft, die Vögel in den Wipfeln verschwunden.

Der Alte schreitet hinan, und vor den Klängen der Harfe teilt sich das Gezweige und giebt einen schmalen aufsteigenden Pfad frei, den sie betreten.

Kaum sind sie verschwunden und hat der Harfenklang im Dickicht sich verloren, so sind die Dryaden wieder da, und wie sie lockend sich bewegen, rauscht von oben der Schwarm bunter Vögel nieder. Im Augenblick sieht man die Dryaden ins Gebüsch eilen und sieht sie, im Dickicht, von Jünglingen umschlungen. Vorne aber eilen drei hin und her, denen der Geliebte noch ausgeblieben ist, spähen rechts hinab ins Wasser, suchen angstvoll. Da hebt aus dem Röhricht des Ufers ein schöner Schwan den Hals. Die eine der Dryaden eilt zu ihm, neigt

sich nieder und wie sie ihn umschlingt, hält auch sie einen schönen Jüngling in den Armen und bald verbirgt das Röhricht diese beiden. Zu den zwei andern Dryaden aber senkt sich aus der Luft ein grosser farbenglühender Paradiesvogel. Jede will ihn mit Blick und Mund an sich ziehen, er aber wiegt sich zwischen den zwei Eifersüchtigen in der Luft. Endlich aber lässt er sich zu der Einen hinab, streift mit den Flügeln ihren Nacken, ihre Schultern. Die Andere entfernt sich und wirft sich vor Zorn und Beschämung weinend, auf den Boden. Da hebt sich der Vogel hoch in die Luft und stösst nun mit einem Schwung zu der Weinenden nieder. Sie richtet sich auf, und indem der Vogel vor ihr hergaukelt, verschwinden sie zwischen den Zweigen. Die Andere hat sich zornig ins Dickicht geworfen.

Da plätschert es rechts im Weiher. Sogleich sind die Dryaden alle verschwunden, die Jünglinge aber, nun wieder schimmernde Vögel, rauschen empor in die Wipfel.

Vom Uferrand klimmen, als wären sie schwimmend gelandet, Amor und die andern Kinder empor, hurtig wie Hunde auf einer Fährte. Sogleich haben sie die Augen am Boden und auch die Luft einziehend, den Weg erkannt, den der Harfner mit dem Mädchen genommen hat. Und Amor, das Dickicht anspringend, hinter ihm die andern, winken ihm, der hinter ihnen vom Ufer emporklimmt:

Hierher! hier hinauf!

Er gleicht nun völlig dem jungen Mann des ersten Aufzuges, nur schöner, verklärt. Auch sein Gewand ist ein anderes geworden. Den Mantel hat er, schwimmend, verloren. Was er trägt, ist ein ideales Gewand von schimmerndem Linnen, Sandalen an den Füssen, ein goldenes Band im Haar. Vor dem Andrängen der Kinder thut sich wieder jener ansteigende Pfad auf, und er eilt empor, die Geliebte ahnend. Die Vögel aber stürzen von allen Seiten über seinen Pfad zusammen und begleiten ihn, eine rauschende funkelnde Wolke über seinem Haupt.

Nun steht die Sonne tief, leuchtet den aufgeschlossenen Pfad hernieder und durchdringt mit rötlich glühenden Strahlen den Wald, das ganze

Dickicht enthüllend, Höhlen und Schlüfte, ja durch die Stämme der Bäume durchscheinend, sodass in jedem Baume die ihn bewohnende Dryade schlummernd oder wachend sichtbar wird.

Indessen hat die Bühne zu versinken begonnen, es bleiben nur mehr die Wipfel der Bäume, über diesen Wolken im Abendrot, dichter und dichter. Diese aber fliegen schnell auseinander und enthüllen einen herrlichen Bergesgipfel. Hier ragen aus einem Gestein wie Alabaster Zinken und schroffe Wände empor, dazwischen gähnen tiefe Klüfte, in denen, ihren jähen Absturz zu verbergen, die rosigen lichten Abendwolken lagern bleiben. So bilden die Wolken den Boden der Bühne, und alles, was nun beschrieben wird, ragt daraus empor. Zur Linken vorne ist eine kleine Felsenplatte, auf der der Harfner mit seiner Harfe haust. Die Harfe, die er früher tragen konnte, ist nun übermächtig gross und steht vor ihm. Sein tiefblauer Mantel fliesst bis an den Rand des Abgrundes nieder. Mit begeisterter Miene spielt er unablässig. Fast die ganze linke Seite und einen Teil des Hintergrundes nimmt eine wundervolle Felswand ein, in deren leuchtendes Gestein die schönsten Laubengänge gebrochen sind, in mehreren Stockwerken übereinander. In der Mitte dieses in den Fels gegrabenen Gebäudes führt eine offene Wendeltreppe mit durchbrochenem Gehäuse aus Gold und weissem Stein herab auf einen Altan. Von diesem aus ist eine weisse steinerne Brücke über den Abgrund nach rechts hinüber geworfen, nach einer leuchtenden, mit Blumen bewachsenen Klippe, die etwa von rückwärts auf einem jähen Pfad zu erklimmen sein mag.

In den übereinander laufenden Laubengängen, deren jeder aus dem geheimnisvoll leuchtenden Bergesinnern in gewölbten Thoren austritt, bewegen sich im Reigen die Gestalten glücklich Liebender. Ihre Menge scheint unerschöpflich, die Seligkeit ihrer Mienen gleicht dem unbeschreiblichen Reichtum ihrer Gewänder. Zuweilen schreiten ruhige flüsternde Paare den Gang hin und verlieren sich wieder ins dunkle Gewölbe, zuweilen stürmen ganze Scharen, von schönen funkelnden Herolden im Laufe geführt, die Lauben entlang, die Treppe empor, und verlieren sich

tanzend in der obersten Galerie, es ist eine unaufhörliche frohe Bewegung.

Nun kommen rechts rückwärts, hinter der beglänzten Klippe, strahlende kleine Wolken aufgeflogen, die überschwebend hangen bleiben. Ihnen nach kommt der Schwarm der grossen Vögel emporgestiegen und umflattert die Klippe. Jetzt bleiben auf den steinernen Balkonen die Vorüberhastenden und Tanzenden stehen und blicken den Ankommenden entgegen. Es werden ihrer immer mehr, die sich an den Brüstungen herabbeugen, mit schönen nackten Armen winken, Rosengewinde losreissen und in den Wolkenabgrund sinken lassen, indessen die wundervollen Vögel bis zu ihnen emporkreisen.

In diesen Jubel hinein betreten die Augenblicke, dem Verklärten voranschwebend, und gleich er selbst die schöne Klippe. Und sogleich erleuchtet sich die goldene Wendeltreppe und fängt zu klingen an; in ihr steigt strahlend das Mädchen herab und tritt unten auf den Altan, nur mehr durch die Brücke von ihm getrennt. Indessen haben Amor und die Augenblicke sich jeder von einem der grossen ab und zu schwebenden Vögel von ihrer Klippe hinübertragen lassen zu dem Harfner, in dessen Mantel sie sich fröhlich lagern. Wie Er von der Klippe her, das Mädchen vom Altan her die weisse, über den Abgrund gespannte Brücke betreten, fängt diese zu leuchten an und der Brückenbogen ist nichts als ein Gewinde aus schönen, ineinander verflochtenen lebenden Gestalten, die eine wundervoll leuchtende Atmosphäre umgiebt und über dem Abgrund hält.

Zugleich haben die Dryaden mit fliegendem Haar eine Klippe rechts erklommen und strecken die Arme nach den selig kreisenden Vögeln, indessen sich rückwärts aus goldenen Nebeln, die eine endlose leuchtende Meeresferne zu verhüllen scheinen, eine mächtige Springflut lautlos hebt und hebt, auf ihrem Rücken die Tritonen und Nereïden, die gekrönten Knaben, die wunderbaren Tiere und die Schätze des Meeres tragend, anschwellend und absinkend, bald in Nebelduft gehüllt, bald in vollem goldenem Licht.

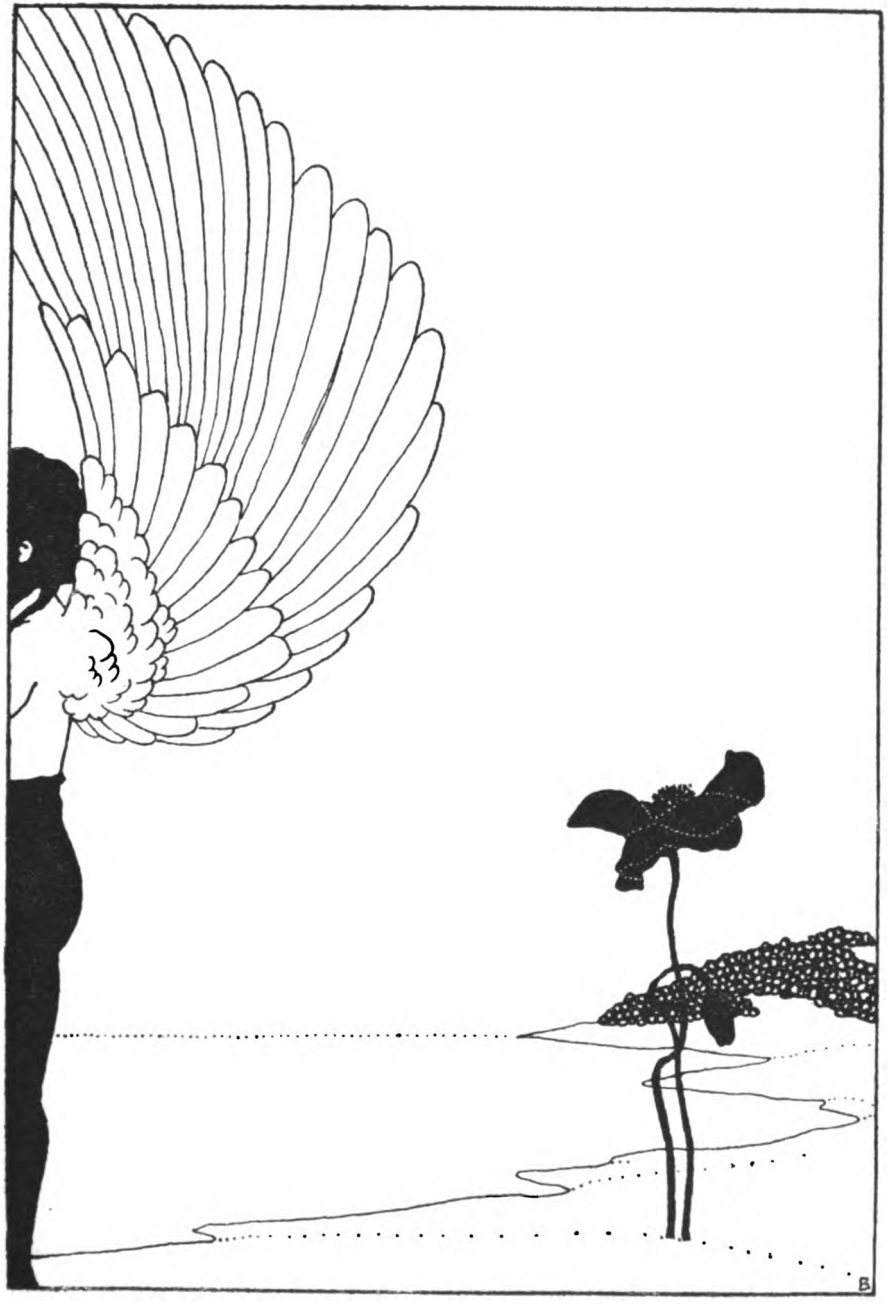
Das Mädchen und der Geliebte sind auf der lebendig erglühenden Brücke auf einander zugeeilt und wie er vor ihr, sie umfassend, hinsinkt, fällt ihr Haar über ihn, beider Gesicht verhüllend.

In diesem höchsen Augenblick hat sich links vorne das folgende vollzogen: neben dem Harfner ist plötzlich die hohe Gestalt der erhabenen Stunde erschienen, ihn mit einer gebietenden Bewegung zur Seite weisend. Und nun spielt die erhabene Stunde selbst auf der Harfe, welche noch viel wunderbarer tönt und wie Feuer glüht. Die Kinder umtanzen wie trunken die Harfe. Der Alte ist seitwärts der Harfe, verklärt lauschend, in die Kniee gesunken.

Von der Macht dieses Harfenspiels fangen die Felsen an zu beben und zu dröhnen. Die Liebenden auf den Balkonen, die Dryaden auf den Klippen sind, als wollten sie sich unter der unerträglichen Gewalt dieser Töne hinabwerfen in den leuchtenden Abgrund. Die Vögel kreisen wilder, die Wolken glühen und schwellen hinan, rückwärts hebt sich die gewaltige Woge wie flüssiges Feuer, als wollte sie hereinstürzen. Ein höchster Glanz verschlingt die einzelnen Gestalten, da tönt aus höchster Höhe, aus unbegreiflicher Ferne, das Zeichen, dem die Stunden gehorchen, und schon verschlingt eine Dunkelheit das Herrliche, noch regen sich da, dort, Gestalten, wie Zunder im Herd, dann ist alles verschwunden, die Brücke verschwunden, die leuchtenden Galerien verschwunden, fort alle Nymphen, Vögel, Wolken, der alte Harfner verschwunden; über einem gestaltlosen dunklen Abgrund ragt die einzige Klippe links vorne, auf der die Gestalt der Stunde, von dem Dunkel sich abhebend, wie ein glühendes Standbild aus Erz, der funkelnden Harfe die letzten verhallenden Töne entreisst, die feurigen Kinder zu ihren Füssen. Und nun verschlingt das Dunkel, wie mit einem gewaltigen Ansprung auch diese Gestalten. Aber noch einmal zucken sie auf von eigenem Licht, wie eine verlöschende Lampe. — Da ist der Vorhang gefallen.

Zwei Zeichnungen von Marcus Behmer.





INVITATION/ GEDICHT VON RUDOLF ALEXANDER SCHROEDER.

WOLLT ihr schon wieder euch bequemen,
Dass ihr mir lauscht?
Ich möchte fast mich etwas schämen;
Denn wieder rauscht

Ein Quell verjährter Schmerzen nieder
Aus meiner Brust;
Und ich versprach doch neue Lieder
Und neue Lust.

Doch machen kaum wir, wie wirs wollen,
Uns ein Gedicht;
Wir singen eben, wie wir sollen,
Wie? Weiss ich nicht.

Auch scheint mir fast, dass Schmerz und Lüste
Sich wären gleich,
Und wer sie recht zu nehmen wüsste,
Wär immer reich.

Sie wollen wie die Blumen spriessen,
Wie Wellen gehn;
Und immer giebt es ein Geniessen
Und kein Verstehn.

So geht, was unser Herz entzückte,
Hin wie ein Traum,
Und was uns Jahre lang bedrückte,
Wird leicht wie Flaum.

So sonderbar geht unser Leben
An uns vorbei;
Es ist, als ob, was uns gegeben,
Nicht unser sei.

Denn was wir gerne halten möchten,
Geht seinen Lauf;
Und was wir gerne fest verflöchten,
Es löst sich auf.

Und will der Dichter euch erzählen,
Was in ihm spricht,
Er mag sich tausendfältig quälen,
Er sagt es nicht.

Hier ist in Worten was geblieben,
Will ewig sein.
Seht her — seht, es ist nur geschrieben:
Einst war es mein.

DREI GEDICHTE VON RUDOLF BORCHARDT.

AUS DEM BUCHE VIVIAN.

I.

Lied am frühen Morgen.

DUNKEL war es aufgewacht
Aus dem ungewissen Grunde,
Worte sprachs die ganze Nacht
Wunderbar mit Deinem Munde.

Regt ich mich, bewegt ich mich,
Stützte mich in meinem Bette,
Atmete es wunderlich
Und es hatte keine Stätte,

Schatten flog es her und hin,
Bog sich zart und still versunken,
Um den Mund und um das Kinn
War ein Lächeln tief und trunken.

Einsamkeit und Einsamkeit
Fühlte sich wie nie sichs fühlte,
Nachtgewand und Schattenkleid,
Das sich rührte, das sich kühlte,

Mund, der einen Mund verstand,
Trank den Schauder und die Küsse,
Eine Hand, oh, Deine Hand
Fühlte wie sie dulden müsse —

Dunkel war es aufgewacht.
Sprich! oh! sprich! aus welchem Grunde!
Nacht und Tag und wieder Nacht
Weiss ich nur von Deinem Munde!

II.

Lied.

ATMETE die Nacht so laut,
Dass ich schlief und doch nicht schlief,
Schlafend so hinaus begehrte?
Dass ich so ins Dunkle rief
Und mit dem geliebten Laut
Ton von Stern und Winden noch beschwerte?

Und gewiss, Du atmetest gelind,
Und der Wind, der süsse Sterne-Wind,
Neben Deinen Kissen wühlte
Seine tiefsten Schauer aus den Büschen.

Irgendwie, indessen er dich kühlte,
Wusstest Du, dass ich Dich rief,
Und Du weisst es noch, wie ich Dich fühlte!

III.

Gesang im Dunklen.

DIESE Nacht in schattenhaften Wäldern
Lief ich hinter einer dunklen Rehe,
Da sie meinen Atem hörte, floh sie,
Blickte wild aus ihren schiefen Augen.

Wo sind Rosen, die ich brechen wollte?
Diese Hände sind so leer wie gestern,
Meine Sohlen sind bestaubt und blutend,
Meine Haare hangen voller Dornen,

Diese Nacht bei Deinem Rosen-Garten
Riss, wie riss ich an den Eisen-Gittern,
Flieder-Blätter fasst ich mit den Lippen,
Kalte Büsche stachen meine Wange.

Diese Nacht war wie die andern alle,
Heute Nacht wird sein wie alle Nächte,
Ich vergehe unter Deinem Atem,
Ich zerreisse unter Deinen Händen,

Zwischen Bäumen, Berg hinan die Felsen
Tanz ich hin wie eine Fackel brennend,
Sang ein Vogel fern, ich kann nicht hören,
Weint es hinter mir, ich weiss es nimmer,

Meine Ohren sind bedrängt von Schluchzen,
Nichts wie Thränen braust mirs vor den Augen,
Ich vergehe unter Deinem Atem,
Ich zerreisse, wiss es, ich zerreisse!

ANMERKUNGEN.

DAS Gedicht von Hölderlin, das wir in dieser Nummer zum Abdruck bringen, stammt aus der Zeit seiner geistigen Trübung. Es wurde zuerst in der Schwabschen Ausgabe von 1846 abgedruckt.

Die Insel beendet mit der vorliegenden September-Nummer ihren zweiten Jahrgang. Sie wird das nächste Jahr in einer veränderten Gestalt antreten und wir hoffen, dass sie sich für ihre neue Laufbahn zu den alten Freunden viele neue hinzu erwerben möge, und so eine gesunde Basis gefunden werde für die weitere Existenz eines Blattes, dessen Wert und Wünschbarkeit wol keiner unter den ernsthaften Freunden unsrer Litteratur jetzt noch bezweifeln wird.

DIE INSEL. II. JAHRGANG. 4. QUARTAL NR. 12. SEPTEMBER 1901
FUER DEN INHALT VERANTWORTLICH: R. A. SCHROEDER,
MUENCHEN.

BEZUGS-BEDINGUNGEN

Abonnement vierteljährlich 6 Mark, halbjährlich 12 Mark, jährlich 24 Mark inkl. fester Einbanddecken mit Vorsatzpapier für jedes Quartal.

Einzelpreis der Monatsnummer: 2 Mark.
Einzelpreis des Quartalbandes: 8 Mark.

Auf starkes Inselpapier (Wasserzeichen Schiff) werden 50 Stück gedruckt. Von dieser Ausgabe kostet das Heft 3 Mark, das Abonnement vierteljährlich 9 Mark, halbjährlich 18 Mark, jährlich 36 Mark.

Vom ersten Jahrgang werden einzelne Hefte nicht mehr abgegeben, doch sind noch komplette Exemplare vorhanden, die bis auf weiteres noch zu dem ursprünglichen Preise (jeder Quartalsband 12 Mark, alle vier zusammen 36 Mark) abgegeben werden. Bei gleichzeitiger Erwerbung des ganzen (gebundenen) ersten Jahrganges der Monatsschrift und des (nur im ersten Jahrgange erschienenen) Mappenwerkes tritt wie bisher eine Ermässigung des Gesamtpreises auf 75 Mark (statt 90 Mark) für beide Publikationen ein. Für sich allein kostet das Mappenwerk nach wie vor 50 Mark.

Die Redaktion der Insel befindet sich in München Leopoldstrasse 4.

Unverlangt eingeschickte Beiträge werden nicht zurückgeschickt. Redaktionelle Gegenäusserungen erfolgen nur im Falle der Annahme.